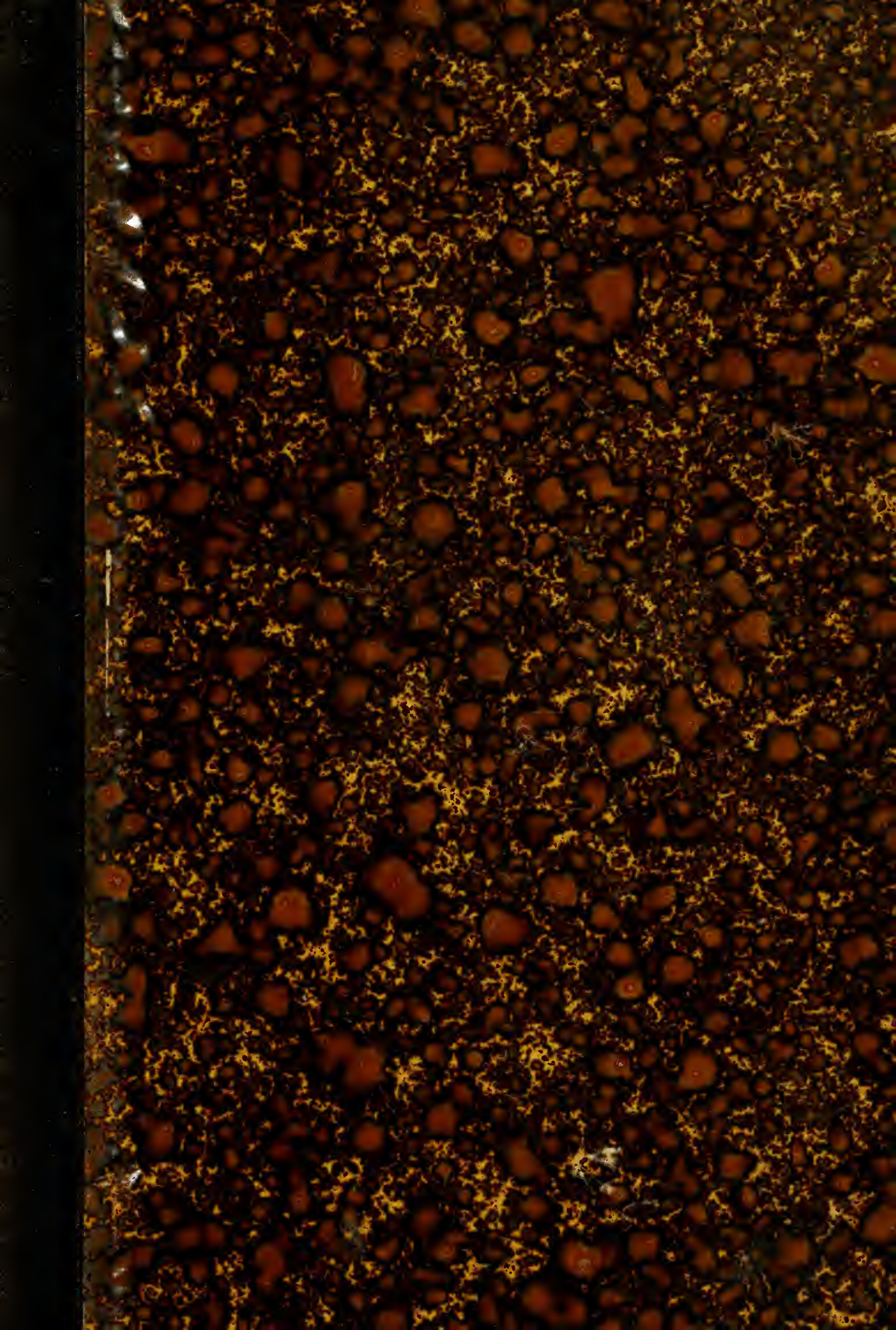












# Die neue Rundschau

XX^ter Jahrgang der freien Bühne

Erster Band

1909

Berlin / S. Fischer / Verlag



# Inhaltsverzeichnis

## Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:



## Aufsätze:

Seite

## Rundschau:



## Anmerkungen:



# Das Königtum / von Friedrich Naumann



Ein großer Sturm ist durch unser politisches Leben dahergebraust, ein Sturm des Volksempfindens gegen den Kaiser. Nicht das ist das Wesentlichste, was dabei an Verfassungsänderungen erreicht oder vielmehr nicht erreicht wurde, sondern die Tatsache selbst, daß nun das Kaiserproblem vor aller Welt aufgeworfen ist. Das Kaiserproblem hat aber zwei Seiten, eine persönliche und eine sachliche. Die persönliche Frage lautet: inwieweit ist Wilhelm II. als Person geeignet, die oberste Leitung des Heeres und der Staatsgeschäfte in seiner Hand zu haben? Die sachliche Frage aber heißt: wie kann und muß sich das deutsche Volk zur Monarchie überhaupt stellen? Nur über die letztere Frage soll hier geredet werden, wenngleich sich die beiden Fragstellungen nicht völlig trennen lassen, da natürlich das Urteil über das Prinzip der Monarchie nicht unbeeinflußt von der Person des vorhandenen Monarchen sich bilden kann.

Es ist selbstverständlich, daß in den letzten Zeiten sehr viele deutsche Staatsbürger sich überlegt haben, ob sie nicht von jetzt ab Republikaner werden sollten. Zorn und Scham verwandelten zeitweise die besten Monarchisten in Antimonarchen. Als ob ein Volk, das so lange Jahrhunderte hindurch monarchisch erzogen worden ist, mit einem Male republikanisch werden könnte! Mitten in unserem Unmut müssen wir den Blick für das geschichtlich Mögliche behalten. Es war von der Sozialdemokratie sehr richtig, daß sie am 10. und 11. November nicht die republikanische Fahne entrollte, sondern sich auf eine Kritik des Absolutismus beschränkt hat. Vom Absolutismus zum englischen System! Das ist das Ziel der deutschen Entwicklung. Dahin weisen die allgemeinen Zeiterscheinungen in allen Ländern, denn überall fast finden wir wie in England ein gleichzeitiges Aufsteigen sowohl imperialistischer wie demokratischer Kräfte. Zwischen diesen beiden beginnt das alte Ringen von neuem und erst aus diesem Ringen heraus wird sich die Zukunftsform der Herrschaft über den Staat ergeben. Wir können nicht mehr monarchisch im alten Sinne sein, können aber auch die Monarchie nicht abschütteln wie ein altes Gewand. Sie ist da, ist eine Wirklichkeit und wird uns allen noch sehr viel zu schaffen machen. Weshalb sie eine Wirklichkeit ist, weshalb sie nicht beliebig abgeschüttelt werden kann, das soll der Ausgangspunkt unserer Untersuchung sein. Wir gehen dabei von der allgemeinen Beobachtung aus, daß die Einrichtung der allerobersten Herrschaft in einem gewissen Verhältnis zu den übrigen Herrschaftseinrichtungen innerhalb eines Volkes steht. Eine rein monarchische Politik wird im allgemeinen nur in einem Volke dauerhaft und stark sein können, in dem auch sonst das monarchische Prinzip eine bedeutende Rolle spielt, und ebenso wird eine rein republikanische

Politik nur dort allen Anfeindungen gegenüber sich erhalten können, wo ein Volk sich in seinen privaten Angelegenheiten republikanisiert hat und diesen Zustand treu bewahrt. Es ist ganz unmöglich, auf ein patriarchalisches Volk eine rein demokratische Verfassung aufzusetzen und umgekehrt. Deshalb hat es gar keinen Wert, eine ganz allgemeine Theorie zu entwickeln und über die Verteilung der Kräfte im Staat aus freier Luft zu philosophieren. Theoretisch kann man ja sehr leicht Republikaner sein und das Prinzip der Monarchie mit Gründen der Vernunft und des allgemeinen Menschenrechtes bekämpfen; aber was ändert das daran, daß heute der deutsche Kaiser als starker Faktor unseres staatlichen Lebens vorhanden ist? Er ist da, ist noch heute eine Realität. Es fragt sich nur, wohin die Richtung der geschichtlichen Entwickelung geht, ob sie mehr für oder mehr gegen die Monarchie ist. Das aber hängt im Grunde davon ab, ob und in welchem Grade wir alle sonst in unserem Leben monarchisch sind oder nicht. Erst wenn man sich darüber eine gewisse Klarheit verschafft hat, wird man davon reden können, in welcher Weise unsere politische Weltlage und unsere Parteiverhältnisse die Monarchie stärken oder schwächen.

Die Sozialdemokraten pflegen zu sagen, daß auch die Monarchen ein Produkt der ökonomischen Verhältnisse sind. Das ist ebenfalls unsere Ansicht. Auch wir sehen die Monarchie als eine der vielen Formen an, die es in der Menschheit gibt, um aus der Vielheit sich bekämpfender Einzelwesen einen Organismus zu bilden, eine Form, die nur solange lebt als sie sich als lebensfähig und notwendig erweist. Kein König lebt davon, daß er sich selber für nötig hält, sondern er muß von den anderen Leuten für nötig gehalten werden. Das aber wird immer auch von gewissen Nützlichkeitserwägungen abhängen. Die bloße Tradition allein ist kein fester Unterbau, und auch sie ist ja oft nur ein Nachklang früherer Nützlichkeitserwägungen. Mag in Zeitaltern mit viel Religion und Mystik die monarchische Tradition in hohem Grade von feierlichen und unergründlichen Seelenstimmungen umwoben gewesen sein, so ist wenigstens heute der Charakter der meisten Menschen nicht mehr so romantisch, daß sie ohne praktische Überlegung reine Herzensmonarchisten sind. Auch dort, wo man seine Königstreue mit lauter Freudigkeit zu bekennen pflegt, fehlt es keineswegs an realistischen Begründungen, warum und wozu man den König nötig habe. Und wenn man eines Tages finden würde, daß der Staat ohne ein persönliches Oberhaupt besser eingerichtet und verwaltet werden könne, ja daß man selbst bei der Abschaffung der Monarchie gewinnen müsse, dann würde die Tradition allein nicht auf längere Zeit hinaus der praktischen Logik widerstehen können. Es ist also anzunehmen, daß die starke Realität der Monarchie bei uns einen Untergrund an den wirklichen Zuständen besitzt, einen Untergrund vor allem in der Gesamtstimmung der maßgebenden Volksklassen. Ohne diese Grundlage würde die Monarchie von jedem Winde umgeblasen werden können, wie es bei

Monarchien in halbzivilisierten romanischen Ländern häufig erlebt worden ist. Gerade die Zeit Wilhelms II. aber beweist, daß bei uns die Monarchie sehr viel aushält.

Im ganzen ist die öffentliche Meinung Deutschlands im vergangenen Jahrhundert dem monarchischen Gedanken nicht besonders günstig gewesen, und kein Jahrhundert hat so viele kleinere Monarchen beseitigt wie das letzte. Es fing mit der napoleonischen Vereinfachung der Staatengesellschaft an und enthielt Annektierungen und Mediatisierungen genug. Die Fürsten selbst waren die Zerstörer der Tradition, indem sie ihre Standesgenossen in das Privatleben zurückverwiesen und rücksichtslos über geheiligte Gefühle hinwegschritten. Und trotzdem schließt das alte Jahrhundert mit einer monarchischen Erscheinung wie Kaiser Wilhelm II. Mitten in der Neuzeit erhob sich eine persönliche Zentralgewalt wie sie vorher, als der Glaube an die göttliche Einsetzung der Herrscher viel verbreiteter war, in dieser zugespitzten Absolutheit nicht vorhanden war. Das muß sachliche Gründe haben, die ganz abgesehen von allen unseren Neigungen oder Abneigungen erkennbar sein müssen. Wo aber liegen diese Gründe?

Die alten Monarchen des 17., 18. und auch noch des 19. Jahrhunderts waren sozusagen Großgrundbesitzer erster Klasse. Sie waren vergrößerte Gutsherren, die sich eine Militärmacht zugelegt und damit das Besteuerungsrecht über ein Landgebiet erzwungen hatten. Ihre Gegner waren nicht in der Tiefe des Volkes zu finden, denn dort wußte man es nicht anders, als daß man von irgend einer Herrschaft besteuert und beschützt wurde, und es konnte sich in jedem einzelnen Falle nur darum handeln, welche von den vielen Herrschaften es gerade war. Die Gegner der Monarchen waren die Nächstgrößten, die beinahe stark genug waren, selber Monarchen zu sein. Diese zweifelten nicht daran, daß es Monarchen geben müsse (das kam nur in Reichsstädten und Hansestädten vor), sondern nur daran, ob der zufällige Inhaber der Monarchie beseitigt werden könne oder nicht. Das Prinzip als solches stand fest, denn dieses Prinzip war überall vertreten. Überall wurde persönlich regiert, auf dem Bauernhof, im Handwerk, auf dem Rittergut. Die Rechte des väterlichen Regimentes waren im einzelnen vielfach umstritten, im ganzen aber felsenfest. Herrschaft muß sein! Das hieß damals: ein Herrscher muß sein. Daß das Herrschen eine Gemeinschaftsarbeit sein könne, sozusagen genossenschaftlich, kollegialisch betrieben werden könne, konnte einer Zeit nicht in den Sinn kommen, die so wenig genossenschaftliche Erfahrungen überhaupt besaß. Nur in den Städten gab es freies gemeinschaftliches Handeln, was aber bedeuteten noch vor 100 Jahren in Deutschland die Städte? Das Agrarland Deutschland war monarchisch bis auf die Knochen, mochten seine Monarchen schlecht oder gut sein, weil es voll war von hunderttausend kleinen und kleinsten Monarchen, die selber Herren sein wollten und sei es auch nur über eine Frau und zwei Knechte.

Es ist zwar auch denkbar, daß freie Bauern republikanisch denken, wie wir es am besten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vor uns sehen, aber auch sonst fast in allen Kolonialländern mit weißen Einwanderern. Diese Bauern sind auf ihrem eigenen Acker, soweit es geht, monarchisch, wollen nur keinen Größten über sich dulden und wählen deshalb einen König für vier Jahre, das heißt einen Präsidenten. Da sie einmal den großen Entschluß gefaßt haben, die alte Heimat zu verlassen, und oft im Streite von ihrem alten Könige und ihrer alten Kirche Abschied genommen, deshalb sind sie traditionsfrei geworden und mißtrauisch gegen alle unabsetzbaren Herrscher. Sie beschränken ihrem Oberhaupte die Befugnis der Gesetzgebung und lassen ihn nur auf Zeit regieren, aber ein Rest von Monarchismus bleibt vermutlich immer übrig, solange sie selbstwirtschaftende, unabhängige Farmer sind. War nicht Ohm Krüger bei den Buren doch eine Art Monarch?

Die deutschen Bauern aber haben die Loslösung von der Tradition niemals durchgemacht und sind deshalb viel fester monarchisch, solange es sich um Bauern alten Schlages handelt. Diese kennen keine Vergesellschaftung. Erst in neuerer Zeit verwandelt sich die Unabhängigkeit unserer Bauern in eine vielfältige Verflochtenheit in allerlei Verwaltungskörper, in Vereine, Molkereien, Einkaufsgenossenschaften, Darlehensverbände usw. Damit verschiebt sich naturgemäß auch das Empfinden gegenüber dem Regieren überhaupt. Das gemeinsame Regieren wird für sie zu etwas Greifbarem, was ihnen nicht irgend ein fremder Redner vormalt, sondern was sie selbst erleben. Sie gewinnen eine eigene Vorstellung davon, daß größere Aufgaben von wechselnden Personen gelöst werden können. Da aber die Erfahrungen, die sie dabei machen, nicht immer nur günstig sind, so wirkt das Neue keineswegs wie eine leuchtende Offenbarung, sondern nur wie eine langsame Lockerung bisheriger Vorstellungen. Eine Bauernschaft, die so genossenschaftlich arbeitet wie die dänischen Bauern, wird ganz von selbst eine ziemlich große Freiheit des Urteils über die Regierungsformen der Gemeinde und des Staates gewinnen. Das heißt noch nicht, daß sie republikanisch denken wird, sondern nur, daß sie nicht mehr ungemischt monarchisch denkt. Diese Verwandlung tritt in Deutschland mit Sicherheit ein und würde schnelle Fortschritte machen, wenn der Monarch etwa eine antiagrarische Politik begünstigen wollte, aber vorläufig ist in der ländlichen Bevölkerung und in den Landstädten noch viel von der alten Art des monarchischen Sinnes vorhanden, gleichgültig, ob es sich um einen König, Großherzog oder Herzog handelt. Man will wissen, von wem man regiert wird, und hält das Regieren für ein erbliches Geschäft. Erbliche Ämter sind ja überhaupt ein Merkmal der alten Zeit: erbliche Dorfrichter, erbliche Grundherrschaften, erbliche Majestäten. Ob der Inhaber das Amt mit mehr oder weniger Geist verwaltet, ist eine Frage zweiten Grades gegenüber der Tatsache, daß er für sein Amt geboren wurde.

In dem Maße als man auf hervorragende Geburt Wert legt, wird man monarchisch im Sinne der Erbmonarchie sein. Daher sind die Fideikommißbesitzer von fast tadelloser Königstreue, überhaupt der Adel. Die Könige wissen das und umgeben sich gern mit geborenen Rittern. Aber alle Ritter und Bauern und Handwerker alter Art reichen nicht aus, um den Aufschwung der Monarchie in den letzten 60 Jahren zu erklären. Man denke noch einmal zurück und vergleiche 1848 und 1900! Damals Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und seine gekrönten Vettern und Freunde, dann Wilhelm I. und Bismarck und dann Wilhelm II.!

Wir müssen die ganze neue Zeit in ihrem Wesen verstehen lernen, wenn wir die monarchische Frage richtig begreifen wollen. Nicht dadurch sind die Monarchen bei uns stark geworden, daß sie die Vertreter der alten Weltform sind. Sie sind es, aber ihre Erneuerungskraft kommt nicht von dort. Die neue Zeit selber trägt einige Fürsten in die Höhe, nicht alle, sie behandelt die Monarchen nach dem Bibelwort: wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Die neue Zeit spottet der kleinen Monarchen und wirft sich vor den großen in den Staub; sie gönnt den kleineren eine stille Würde in schönen alten Schlössern und zahlt ihnen eine Ablösungssumme dafür, daß sie keine Tyrannen mehr sind, den großen aber legt sie ihre Kleider auf den Weg und steht Spalier vor ihren Pferden. Es muß also in der neuen Zeit selbst etwas sein, was zur Großmonarchie hindrängt.

An sich erscheint die neue Zeit als eine starke Demokratisierung oder Vergesellschaftung des Lebens. Der Begriff des Monarchen im gewöhnlichen Leben wird unsicherer. Was ist in den städtischen Familien die Vatergewalt über heranwachsende Kinder? Was ist Mannesgewalt über die Frau? Wo ist noch ein Herrenverhältnis zum gewerblichen und häuslichen Gesinde? Jetzt ist fast jedes Dienstmädchen Fräulein und jeder Knecht ein kleiner Herr. An Stelle der Herrschaftsrechte treten kündbare Verträge und niemand kann mit vollgeblasenen Segeln durch die Welt fahren: seht, seht, hier komme ich! Alle stehen unter der Kontrolle der Öffentlichkeit, gehorchen derselben Obrigkeit, lesen dieselben Zeitungen, verschwinden in einer Menge, in der es kein Monarchentum mehr gibt. Die neue Zeit bringt allgemeine Schulpflicht, allgemeine Wehrpflicht, Einordnung in hundert Verbände, Kassen, Vereine. Jeder Mensch sagt zu seinem Vordermann: weshalb sollte ich dich höher achten als mich? Die Masse steht auf und zieht einen Volksteil nach dem andern in sich hinein, bis es nichts mehr gibt als eine einzige Flut von Menschen oder Bürgern ohne Namen. Die Nation hat noch einen Namen, der Beruf lebt, aber der Einzelmensch ist Molekül im Eisengusse geworden, Zelle im Organismus. In dieser Demokratisierung der Menschen liegt die besondere Größe und Leistung gerade

unserer Zeit: Massenverkehr, Massenhandel, große Industrie und große Heere. Der Mensch wird zu großen Formen zusammengeknetet wie niemals früher. Dabei zerbrechen die kleinen Monarchen, die Monarchen der Werkstatt und der Ortsgemeinde, dabei zerbrechen auch etliche Großherzöge und werden still, aber — — das ist das Merkwürdige, daß die Mechanisierung und Demokratisierung der Gesellschaft aus sich heraus neue Könige erzeugt.

Auf allen Gebieten des modernen Lebens heben sich einzelne Köpfe heraus, die weit mehr bedeuten als es früher bei engeren Verhältnissen überhaupt möglich war. Je gleichförmiger die Durchschnittsbedingungen des Daseins werden, desto ungeahnter wird die Kraft dessen, der die Durchschnittsbedingungen zu regeln hat. Über Hunderttausenden von Bergleuten und Metallarbeitern, über einem Heer von Unterbeamten und Oberbeamten, über einem Apparat, in dem die Millionen auf- und absteigen, walten einige direktoriale Köpfe. Man braucht nur an Kohle zu denken, so weiß man etliche Namen, an Schiffahrt, so nennt man etliche Männer. Man denkt an das Bankwesen, es hat seine Könige, an die Elektrizität, sie besitzt ihre Herren. Mit jedem neuen Syndikat entsteht ein neuer Herzog, mit jedem Großhandelsartikel entstehen neue Gewaltige. Die Grundform des neuen Wirtschaftslebens ist die Zusammendrängung der Oberleitung in wenige Hände. Wohl selten hat ein Zeitalter den Vorgang der Entstehung von Herrschaften so handgreiflich erlebt als das unsrige. Es ist demokratisch und monarchisch zugleich. Die Technik drängt zur Einheit und die Einheit zur Einheitsleitung.

Auch im Leben der arbeitenden Masse waltet dasselbe Gesetz. Solange die Arbeiterverbände klein und hilflos sind, gilt in ihnen ein Genosse fast soviel als ein anderer, sobald sie aber breit und verantwortungsvoll werden, sind es einige Männer, die ganz von selbst über alle anderen herauswachsen und für sich allein mehr wirkliche Macht besitzen als Zehntausend Vereinzelte. Ein Führer einer großen Gewerkschaft ist auf seinem sozialen Gebiete ein Herr über Krieg und Frieden. Er kann nicht willkürlich schalten und walten, aber das haben auch die Fürsten niemals wirklich gekonnt, er ist wie sie von denen abhängig, deren Angelegenheiten er verwaltet, aber in seinem Kopfe reifen die letzten Entschlüsse und entstehen die Pläne des nächsten Jahres. Auch große demokratische Parteien schaffen sich von selbst ihre Oberhäupter, ihre Diktatoren, die zwar keine geschriebenen Königsrechte besitzen, aber deren Wille durch Hunderttausende weiter rollt. Und je länger die moderne Entwickelung andauert, je größer die Verbände sowohl der Industrieen wie der Banken, des Handels und der Arbeiterschaft werden, desto klarer wird auch der monarchische Zug heraustreten, der in dem allen mit enthalten ist.

Die Zauberworte der Modernität sind Großbetrieb, Organisation, Disziplin. Daß in dieser allgemeinen Richtung sehr große Gefahren für das Menschentum

liegen, ist zweifellos richtig und in anderem Zusammenhange genügend von uns ausgesprochen worden. An dieser Stelle beschäftigt uns aber nur die Tatsache des allgemeinen Zuges zum Großbetriebe, weil er die Grundlage für die Erneuerung des Einflusses der obersten Monarchen geworden ist. Eine Zeit, die auf allen Gebieten Herrschaftspersonen über die Masse heraufsteigen sieht, Organisatoren großen Stiles, hat eben dadurch eine gewisse Offenheit für einen Mann an der Spitze des Staates, ob er nun Präsident heißt oder Kaiser, ob er gewählt wird oder geboren, ob er Ahnen hat oder nicht. Man schaut zu ihm auf wie zu den anderen Größen der industriellen Massenentwicklung, und da er von vorn herein schon eine hohe Macht fertig mitbringt, so stellt sich die Öffentlichkeit selber in seinen Dienst. Von ihm reden die Zeitungen, sein Bild hängt an jeder dritten Wand, seine Worte werden telegraphiert, und auch das wird für beachtlich gehalten, was er über Nebendinge äußert. Dieselbe moderne Tendenz, die einige große Dichter und Schriftsteller zu Weltberühmtheiten macht und die den Ruhm eines Musikers von Odessa bis San Franzisko verbreitet, hilft mit Vorliebe denen, die noch mehr zu gestalten haben als nur Theaterspiele und Konzerte. Sobald sie es nur einigermaßen verstehen, sich photographieren zu lassen, werden sie sofort von aller Welt photographiert. Einst gab es eine gewisse kleinbürgerliche Gesinnung, die aus einer Art ehrlichen Bürgertrotzes von Hof und Hofgeschmeiß nichts wissen wollte. Diese Gesinnung wurde leider je länger desto mehr von einer anderen Art des Denkens verschlungen: die Menschheit will Repräsentanten haben, Signalpersonen, Präsidenten, mögen diese nun Bebel heißen oder Tolstoi, Ballin oder Kirdorf, Mendelssohn oder Kanitz, Röntgen oder Zeppelin, Rooseveldt oder Wilhelm II.

Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen der alten und der neuen Art des monarchischen Sinnes. Die alte Art ist unpersönlich, die neue Art aber ist zunächst fast ganz persönlich. Bei der alten Art werden zwar auch die Privatverdienste der monarchischen Person gebührend hervorgehoben, aber es genügt im allgemeinen, wenn man sagen kann, der ehrwürdige Inhaber des Thrones sei voll von Güte, Gerechtigkeit, Leutseligkeit usw. Besondere geistige Leistungen werden von ihm nicht erwartet und können bei erblichem Systeme auch gar nicht verlangt werden, weil keine Erbschaft für bestimmte geistige und moralische Qualitäten garantieren kann. Man begnügt sich im Notfalle mit der Feststellung, daß Seine königliche Hoheit der würdige Nachkomme eines unvergeßlichen Heldengeschlechtes ist. Für diese Anrechnung vergangener Verdienste hat die neuere Zeit sehr wenig Sinn. Wir alle haben mehr oder weniger folgende Empfindung: der Mann, der den Oberbefehl von einer Armee führen soll, wie sie niemals früher vorhanden war, muß entweder der erste Feldherr sein, den es gibt, oder er muß sich restlos und rückhaltlos zurückziehen, um dem ersten Feldherren Platz zu machen, weil es ein geradezu unerhörter

Gedanke ist, daß die ungeheuren Militäranstrengungen eines modernen Volkes deshalb mit einer Niederlage endigen, weil durch Erbschaft die Führung in unsichere oder gar unfähige Hände gekommen ist. Unser Zeitalter ist grundsätzlich geneigt, die absolute Einheit des Oberbefehls zuzugestehen, weil unsere technischen Lebenserfahrungen uns in diesem Sinne monarchistisch beeinflussen, aber es hat ein höchst gesteigertes Gefühl dafür, was alles von der Auswahl der richtigen Oberpersonen abhängt. Wir sind nicht Monarchisten aus Theorie, sondern aus Praxis, aber deshalb messen wir auch den Monarchen mit den strengsten praktischen Maßstäben etwa so, wie wir den Chef eines Elektrizitätswerkes oder den Oberbürgermeister einer Großstadt beurteilen. Wir verlangen nichts unmenschliches von ihm, keine vierdimensionalen Kräfte, aber wir verlangen, daß er entweder selbst eine Nummer Eins ist, oder es versteht, sich durch eine solche vertreten zu lassen. Ein Monarch, der nicht auf diesen Ton gestimmt ist, erscheint uns sofort als Serenissimus und bedeutet gar nichts.

Auch in anderer Hinsicht ist ein sehr merkbarer Unterschied zwischen der alten und der neuen Auffassung. Der Monarch des alten Systems tritt in den Saal und alles verbeugt sich, er kommandiert und alle schweigen. Der alte Monarch ist von lauter Demut umgeben, und wenn man auch wüßte, daß er ein Mensch ist, so gibt man sich doch Mühe, diesen einfachern Tatbestand zu vergessen. Die modernen Monarchen des Gewerbes und des Handels aber sind völlig andere Naturen. Fast alle sind im Privatverkehr biegsam, gelenkig, höflich, stets darauf bedacht, ihren großen Einfluß nicht gesellschaftlich hervorzukehren. Fast jedes Mal, wenn man einen erfolgreichen modernen Menschen kennen lernt, ist man erstaunt, wie sehr er zu diesem eigentlich neuzeitlichen Herrschertypus gehört. Es gibt stahlharte Willensmenschen mit feinen milden Händen. Ihnen liegt nichts an Titeln, Orden, Uniformen, an Pomp und Majestät fürs Auge der Frauen und Kindern. Wo sie können, sind sie Privatleute. Diese modernen Herzöge erziehen uns alle zur Kritik des alten Majestätswesens. O, welch' ein altfränkisches Brimborium! Man denke an die Zusammenkunft von Cecil Rhodes mit Wilhelm II.!

Die alte Majestät tut so, als ob sie von selbst alles wisse und könne. Jede Regierungshandlung ist ein erhabener Gedanke seiner Majestät. Die neue Art des Herrschens tut so, als ob sie sich überall Rat holen müsse, weiß aber meist von vorn herein, was sie will. Jenes Verfahren ist autoritär, dieses ist kollegialisch. Alle moderne Macht geht in den Formen der gemeinsamen Beschlüsse einher. Man denke an den Syndikatsleiter, an den ersten Bankdirektor, an den Gewerkschaftsführer! Keiner von ihnen stellt sich hin: der Staat bin ich! Und die größten der Militärmonarchen waren auch in der Form kollegialisch, vor allen anderen Napoleon I. Vor ihnen durfte alles gesagt werden: weil sie alles wissen wollten. Nichts ist gefährlicher für die erste Stelle als wenn sie zur

Feierlichkeit verdammt ist. Dazu aber neigt das alte System. Das Volk von heute aber versteht keine Feierlichkeit in der Arbeit, weil es von der Arbeit sehr viel versteht, und es wird sehr nachdenklich, wenn es den Mann, der die gewagtesten Arbeiten zu leiten hat, in Positionen sieht, als ob ein König aus Morgenlande gespielt werden sollte.

Arbeit ist die Philosophie der Neuzeit. Vielleicht arbeiten wir zu viel und träumen zu wenig, aber sicher ist, daß unsere Ehrfurcht den großen gestaltenden Arbeitern gilt, den Menschen, die sich selbst in Zucht haben, um Meister der Dinge werden zu können. Auch diejenigen, die selber nicht an Überarbeitung leiden, wollen ihr Werturteil über menschliche Größe und Majestät von nichts anderem abhängig machen als von dem Eindrucke der Arbeit, des Könnens, der hohen Leistung. Darüber dachten frühere Zeiten anders. Sie wollten fromme Fürsten oder kunstsinnige Fürsten. Wir wollen uns unsere Frömmigkeit und Kunst gern allein besorgen, wenn wir nur sicher sind, daß der Fürst etwas von der Staatsmaschine versteht, soviel wie der Kapitän des Ozeandampfers von seinem Schiff oder der Chauffeur von seinem Automobil. Unser Monarch hat für uns nur einen Zweck, wenn er Kapitän oder Chauffeur ist auf der gefährlichsten Fahrt die es gibt, auf der Fahrt ins Meer der Weltgeschichte. Wir wollen ihn nicht mit unnützen Fragen stören, wenn wir seinem eisernen Gesicht ansehen, daß er nichts, gar nichts im Kopfe hat, als sein gewaltiges und gefährliches Instrument, das aber wollen wir ihm ansehen können; denn von seinen Nerven oder denen seiner Stellvertreter hängt die Zukunft der Millionen von Menschen ab, die unsere Waffen tragen, die auf unseren Panzerschiffen schwimmen, die für unsere Nation Steuern zahlen und die in harter Tagesarbeit den Nationalreichtum stückweise gewinnen. Hinweg mit aller falscher Romantik! Sie verschleiert nur die eine Tatsache, die viel größer ist als Gold und Purpur, die Tatsache, daß ein Mensch von Fleisch und Blut uns führen muß, wenn wir um Tod und Leben kämpfen. Wer ist dieser Mann und was kann er?

Je kleiner der Staat ist, desto leichter kann er republikanisch sein. Er muß es nicht sein, denn wir sehen ja, daß es Monarchien winzigsten Umfanges gibt, aber der kleine Staat ist für jeden seiner Bürger einigermaßen übersehbar. Man kennt sich, man regiert tatsächlich gemeinsam, selbst wenn man sich dabei streitet. Ein Staat von mittlerer Größe ist schon schwerer republikanisch zu verwalten. Frankreich ist seit über hundert Jahren mit diesem Problem beschäftigt. Es hat sich jetzt bei der republikanischen Lebensform beruhigt, aber gerade in Frankreich ist das Republikanische doch nur die Außenseite der Sache. Der Beamtenapparat ist aufgestellt, als ob es sich um eine Monarchie handelte, mehr einzelpersönlich als kollegial, mehr büreaukratisch als demokratisch. Man kann Frankreich als ein Königtum mit verloren gegangenem König bezeichnen. Die Grundbegriffe der Nation stammen teils von Ludwig XIV., teils von Napoleon I. und

nie wird diese Nation sicher sein, daß nicht die Schlösser von Versailles und St. Cloud wieder durch einen Herrn belebt werden, denn jeder Versuch, starke Politik zu treiben, regt die Frage nach dem Manne an, der nicht von einer beliebigen Kammerabstimmung beiseite geworfen werden kann. Wenn die Franzosen keinen Krieg wollen, so ist einer der dabei wirksamen Gründe der, daß sie keinen König wollen. Für große gemeinsame Leistungen braucht man eine Stelle, deren Verantwortlichkeit tiefer liegt als die eines Kammerpräsidenten, der da kommt und geht wie das Wetter. Es ist bewundernswert, was die dritte Republik in Frankreich fertig gebracht hat, aber — Frankreich ist ein Land mit langsamer Entwicklung, eine konservative Republik, wenn es erlaubt ist, dieses etwas mißverständliche Wort zu brauchen, ein Land ohne Bevölkerungswachstum und ohne den gewaltsamen Übergang zum Industrialismus, den wir Deutschen erleben. Hier ist das alte Königtum verloren gegangen, nachdem die Nation fertig geeint und organisiert war, für die neue Monarchie aber fehlen die Voraussetzungen, nämlich die starke monarchische Tendenz des industriellen Großbetriebes, die wir vorhin dargestellt haben. Der Durchschnittsfranzose ist nicht mehr Bauer alten Schlages aber noch weniger Syndikatsmensch neuer Prägung, ein stehengebliebener Kleinbürger, eine Unterlage für Ordnungserhaltung ohne starken Drang zur technischen Vollkommenheit, ein Parteimann ohne den Willen zur absoluten Macht. Unsere Lage ist in zweifacher Hinsicht anders. Einmal ist bei uns der nationale Einigungsprozeß noch nicht fertig, und dann sind unsere Umwandlungen und Aufgaben infolge der Bevölkerungsvermehrung viel größere. Wie sollten wir es jetzt machen, eine Republik zu sein? Erst müßte das System der Einzelstaaten gebrochen und erst müßte die Grundrichtung unseres Wirtschaftslebens festgelegt sein. Als industrialistischer Einheitsstaat würden wir vielleicht eine Republik haben können, vielleicht, aber so wie wir sind, würde sie vermutlich das Chaos bedeuten. Wir sind eines Teils altertümlicher und anderen Teils viel moderner als die Franzosen, belastet mit mehr unerledigter Geschichte und voll von mehr unausgetragenen Entwürfen. In dieser Lage genügt es nicht, von den Nachwirkungen alter Regimente zu zehren, noch ist der nationale Organisator an sich nötig, der dem Tagesstreite um die Macht entrückt ist; aber freilich, er muß Organisator sein.

Und wie steht es mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika? Sie brauchen keinen Monarchen alten Stiles, weil sie keine alte Geschichte zu überwinden haben. Ihre ganze Tradition ist königslos, königsfremd, und doch regt sich etwas Imperialistisches. Die Stelle des Präsidenten wird immer wichtiger im Vergleich zu den gesetzgebenden Körperschaften. Das Volk teilt sich in zwei Hälften, um einen Mann zu wählen, der an der Spitze stehen soll. Man denkt nicht an Erblichkeit, aber an persönliches Regiment. Das was den bisherigen Präsidenten am volkstümlichsten gemacht hat, sind diejenigen Handlungen, mit

denen er den bescheidenen Umkreis der alten Präsidialbefugnisse überschritten hat. Man fühlt, daß er würde regieren können, man vergleicht ihn mit Eduard VII. und Wilhelm II. und stellt ihn, als ob es sich von selbst verstände, in die Reihe der monarchischen Personen. Hier wirken nur die Triebe des neuen Monarchismus, nicht die des alten, aber zwischen Riesensyndikaten und unheimlichen Interessenverbänden streckt sich die Nation nach einem Manne aus, von dem sie ahnt, er könne vielleicht stärker sein als die Organisatoren des Profites. Der Staatsgeist hat Angst vor den Gewalten der finanziellen und industriellen Konzentration, und ist bereit, alte Theorien fallen zu lassen, wenn er nur überhaupt einen Retter findet. Noch ist die Angst vor den staatszerstörenden Kräften der Neuzeit nicht auf ihrem Gipfel angelangt, aber sie wird voraussichtlich weiter steigen und dann braucht nur eines Tages ein längerer Krieg zu kommen und ein Napoleon fährt von New York zur Flottenschau an den stillen Ozean.

Ist es nicht merkwürdig, wie viel in England jetzt wieder der König bedeutet? Unter der guten alten Königin Viktoria schien es, als sei das Königtum dazu da, um gelegentlich einige Inder oder Afghanen zu empfangen und sonst Schwäne zu füttern. Es schien wohl nur so, denn jedes tiefere Eindringen in die englische Geschichte zeigt, daß das Königtum nie ganz geschlafen hat, heute aber beschäftigen sich die Politiker Englands längst wieder ernsthaft mit dem Problem einer Königspolitik, die nicht einfach eine Parlamentspolitik ist. Soll man dem König Eduard gestatten, sich als den Schiedsrichter der Völker aufzuspielen und Verträge vorzubereiten, die dann seine Minister, die Minister der Mehrheit, unterzeichnen müssen? Wer wird es ihm wehren, solange seine Tätigkeit von Glück und Erfolg begleitet ist? Macht er aber Fehler, die sich deutlich als solche offenbaren, so wird er wieder in seine stillen Schlösser verwiesen werden; hat er Glück, kann er etwas, nützt er die schlummernden alten Rechte zu erkennbarer nützlicher Tat, dann wird kein Bannstrahl der Staatsrechtsprofessoren das englische Volk abhalten, ihr Ja und Amen zu seinen Werken zu sprechen und diejenigen Minister fallen zu lassen, die ihm im Wege sind. In allen modernen Ländern wird Politik je länger desto mehr als praktische Angelegenheit begriffen. Man sagt sich, daß irgend jemand doch an der Spitze stehen muß. Wer es ist, das ist gleichgültig, wenn er nur etwas kann. Ist es der König, desto einfacher, denn dann deckt sich das geschriebene Recht und der wirkliche Zustand am besten! Ist er es nicht, dann ohne ihn!

Die Welt ist im allgemeinen gegenüber der monarchischen Frage opportunistisch geworden. Sie pflegt etwa so zu reden: wenn es nicht oft sehr praktisch gewesen wäre, Könige zu besitzen, so würde es in der Vergangenheit nicht so viele Könige gegeben haben, wenn es aber nicht auch sehr untaugliche und gefährliche Könige gegeben hätte, so würden nicht so viele Könige entthront, vertrieben und getötet worden sein. Es mögen also die Monarchen ihre Nützlichkeit beweisen,

so wollen wir gerne an sie glauben! Die Throne sind dadurch um vieles nüchterner geworden als früher, Direktorialstellen, die von Aufsichtsräten kontrolliert werden. Aber sie sind noch heute Plätze, wo Kraft sich stark entfalten kann, wenn sie da ist, sehr gefährliche Stellen zwar für ihre Inhaber, kalt und steil.

Doch nun kommen wir wieder zur deutschen Geschichte. Hier ist der Vorgang der, daß die bunte Fülle der Monarchen von einstmals sich in eine ehrwürdige Ruhe zurückzog, fast so wie es in Schillers Gesang von den armen Göttern Griechenlands heißt:

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Einstmals bestand das monarchische Problem Deutschlands in der Menge der Monarchen, heute besteht es darin, daß wir im Grunde nur einen Monarchen haben. Die Fürsten der Einzelstaaten werden geachtet, sind aber kein Gegenstand politischen Streites mehr. Im allgemeinen schätzt man sie als Gegengewichte gegen Berlin und selbst sehr unmonarchisch gesinnte Kreise würden nicht ohne weiteres ein volles Verschwinden der Nachkommen der einstmals lebhaft bekämpften „Tyrannen" wünschen, weil die kleineren Monarchen irgendwie mit zu Seiner Majestät allergetreuester Opposition gehören. Sie haben Teil an den Rechten des alten Monarchismus aber nicht an den Anfängen des neuen. Der neue Monarchismus sitzt bei uns allein im Kaisertum.

Wenn wir uns denken könnten, wir hätten einen Kaiser, der nicht vorher König von Preußen wäre, so würde dieser Kaiser eine völlig neuzeitliche Erscheinung sein, ein Herrscher ohne langen Geschichtshintergrund, der Überwinder der Altertümlichkeiten, ein Präsident des Deutschtums ohne Ahnen. Einen solchen suchte die linke Hälfte des Frankfurter Parlamentes in der Paulskirche, indem sie dem Gedanken des Erbkaisers den des Wahlkaisers gegenüberstellte. Auch Ludwig Uhland wollte den Wahlkaiser, der gesalbt sei mit dem Tropfen demokratischen Öles. Wie fein haben jene Männer empfunden, daß wir im Grunde ein freies, traditionsloses Volkshaupt brauchen! Aber freilich, aus solchen Empfindungen allein wird nie Geschichte gewoben. Der gedachte Kaiser entstand nicht, weil zur Überwindung der damals noch vorhandenen vielen alten Monarchen Kanonen gehörten, die ein gedachter oder gewählter Kaiser nicht hat. Der „Erbkaiser" trat auf die Bühne, und zwar nicht damals, als die Frankfurter wollten, sondern später, als er selbst oder vielmehr sein Kanzler es wollte. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz entstand der preußisch-deutsche Imperialismus.

Im Getöse und Blut von Königgrätz vollzog sich zweierlei: der Sieg des Königs von Preußen über den bürgerlichen Liberalismus, und der Sieg des kommenden Kaisers über die vorhandenen Monarchen. Darin, daß diese beiden

Vorgänge zusammenfielen, liegt unser politisches Schicksal, liegt auch das Schicksal der hohenzollernschen Kaiser. Sie haben zwei Gesichter, ein preußisches und ein deutsches, ein altmonarchisches und ein neumonarchisches. Deshalb ist ihre Lage eine viel verwickeltere als etwa die des englischen Königs oder des amerikanischen Präsidenten. Überall steht bei uns um den Kaiser herum eine Vergangenheit, die alles andere ist, nur nicht modern imperialistisch. So oft er sich unterzeichnet I. R. (imperator, rex), zeichnet er als Bewohner zweier Welten.

Laßt uns im Schloßgarten von Potsdam wandeln, damit die eine dieser Welten auf uns wirken kann, die alte Königswelt! Drüben in der Stadt ist das Schloß Friedrichs I., des Königs, der etwa so zum König wurde, wie jetzt Ferdinand von Bulgarien als Inhaber eines Staates, der eigentlich zu klein war für den Klang dieses Titels. Da ist der Exerzierplatz Friedrich Wilhelms I., und da ist das Grab Friedrichs II. Und hier unter diesen Bäumen spazierte der alte kleine König, zuletzt so durchgeistigt, wie ihn oben im Sterbezimmer Harro Magnussen dargestellt hat. Hier liegen seine Hunde als wären es Prinzen. Da ist die sagenhafte Mühle von Sanssouci. Alles ist voll von persönlichem Regiment bis hin zu den Büchern und Augengläsern Friedrich Wilhelms IV. Da ist jeder Blumentopf eine Reliquie und jede Wand ein Echo einer Königsgeschichte. Alle Schlösser bis hin zum Neuen Palais sind nicht nationalgeschichtlich, sondern rein monarchisch. Hier wandelten Herrscher, die auf eigenen Gewinn und Verlust regierten, ohne Volksvertretung, ohne geschriebene Verfassung und ohne öffentliche Abrechnung. Der größte von denen, die hier weilten, nannte sich zwar den ersten Diener des Staates, aber er diente ihm so, wie es ihm allein recht schien. Noch gab es keine Repräsentativpersonen, sondern einfach Herrscher. Das Herrschen wurde nicht gemildert oder umkleidet, sondern im Gegenteil hervorgehoben. Alle Ecken und Nischen sind voll von dem Gedanken der Souveränität und bis auf die Stuhllehne und den Rand des Suppentellers findet man die Symbole der Macht. Die Macht wird hier getragen wie ein Geschmeide, damit sie blinke und blitze. Zu welchem Zwecke diese Macht von der Geschichte hervorgebracht und geduldet wurde, liegt weit im Hintergrunde, dort wo jenseits der Baumwipfel das Leben der Handwerker und Tagelöhner beginnt, hier aber wird die Macht an sich gefeiert von allen Künsten und in allen Materialien. Wer in diese Schlösser hineingeboren ist, der muß Romantiker sein, selbst wenn er von Natur einfach und nüchtern wäre wie Wilhelm I. Auch Friedrich III., der vorne am Tore des Parkes von Sanssouci seinen ewigen Schlaf schläft, war Romantiker der Majestät, liebte den Purpur und begehrte auf dem Stuhle Karls des Großen zu sitzen. Ein Tag in diesen Räumen, und die neue Zeit verschwindet, die alten Könige stehen auf und reden hier zu den angeborenen Gefühlen ihres Enkels.

Diese alte Herrlichkeit von Rokoko und Biedermeierpracht hat niemals auf-

gehört. Sie war in den Jahren 1806 und 1848 nahe genug daran gewesen aufzuhören, aber gerade der Umstand, daß sie nicht zugrunde ging, sondern alle Stöße glücklich überwand, gibt ihr nun einen eigenen dramatischen Glanz. Sie verblich und vergilbte nicht wie das Laub der Kastanien von Potsdam im milden Oktober, sondern blieb durch den Sieg von Königgrätz etwas Lebendiges. Der König hat gesiegt gegen die Volksvertretung, der Monarch gegen die Ideen der Republikaner, nicht der neue Monarch, sondern der alte, der sich nicht wollte majorisieren lassen. Er kommt gelegentlich hierher, als ob es immer noch keine Neuzeit gäbe. Dann aber setzt er sich wieder in sein Automobil und gleitet hinaus in die andere Welt. Ist es ein Wunder, wenn er diese andere Welt nicht recht versteht und sie ihn nicht?

Die andere Welt hat ihren Mittelpunkt in allen Großstädten und Industrieplätzen, vor allem aber in Hamburg, wo es kein Schloß gibt. Hier arbeitet die Weltwirtschaft und eine einzige Fahrt auf der Pinasse durch den Hafen streift unendliche Traditionen vom Menschen ab. Der Nationalitätsgedanke wird in seiner Größe und seiner Begrenztheit erfaßt dort, wo die Elbe ins Weltmeer fließt. Was sind von hier aus die Gärten und Schlösser an der Havel? Vergangenheit, Träumerei, halb Duft und halb Theater! Hier fährt auch gelegentlich der Kaiser herum und man merkt dann nicht, daß er König von Preußen ist. Schon seine Schiffskleidung hat gar nichts vom Gewande Friedrichs Wilhelms IV. und seine Umgebung ist frei von Kniehosen. Er steht mit Ballin vorn oben auf der Brücke und hört zu, wie von einem technischen Fortschritte geredet wird. Die Technik verschlingt die Majestät und es bleibt nichts anderes übrig als ein Mensch von sehr starker Aufnahmefähigkeit, der alles das wissen will, was seine Zeit beschäftigt, der die Spannung der mechanischen Probleme mit uns empfindet und volkswirtschaftlich mit den Exporteuren rechnet. Ist er einmal in der Technik drin, dann ist er nicht leicht müde zu machen, und alle Elastizität, die in ihm liegt, bricht hervor. In solchen Momenten nähert er sich dem neuen Teile seines Volkes und selbst Antimonarchen begreifen, daß es gut ist, wenn der erste Mann des Staates etwas von dem versteht, was das Zeitalter sucht. Diesen technischen Imperator brauchen wir eigentlich, den „Diktator der Industrie", den Mann, in dessen Geist und Hand die weltwirtschaftlichen Aufgaben der deutschen Nation zusammenlaufen. Man streiche alles das, was Wilhelm II. seit 1890 für Flotte, Werften, Häfen, Küstenverteidigung, Auslandsverkehr, Telegraphie geleistet hat, und man wird erkennen, was wir in dieser Hinsicht an ihm trotz allem gehabt haben! Unsere neue Industrieentwicklung ist in sich selbst noch nichts einheitliches. Sie wird es werden, aber sie ist es noch nicht. Es fehlt die gemeinsame Ideenrichtung auf den Industriestaat, das Durchdenken aller Lebensverhältnisse unter dem Gesichtspunkt des weltwirtschaftlichen Austausches. Welche Handelspolitik,

welche Arbeiterpolitik, welche Schule müssen wir haben, um das erste Gewerbevolk der Welt zu werden? Das ist eine Aufgabe für einen monarchischen Kopf, denn alle Parlamente sind viel zu sehr mit ihrem kleinen Parteihader beschäftigt, um weltwirtschaftlich in großen Zügen denken zu können. Der Mann, dem alle Nachrichten von selbst zufließen, dem die verschlossensten Türen sich öffnen, dessen Winke mehr erreichen als lange Agitationen von anderer Seite, ist wie geschaffen dazu, dem deutschen Volke wirklich einen unvergeßlichen und unvergleichlichen geschichtlichen Dienst zu tun, wenn er ganz sich in seine historische Aufgabe hineinstellt, der Organisator der technischen Neuzeit und ihres Staates zu werden. Er sollte einmal ein Jahr in Hamburg leben! Das würde man schnell merken. Bis ins Hinterland würde man fühlen, daß es eine Stelle gibt, die das wirtschaftliche Deutschtum versteht und die tausend Kräfte fördert, die jetzt vielfach sich abringen, weil der Landrat nichts von der Schiffahrt weiß oder weil wir uns selber durch Zollplackereien plagen, bei denen schließlich nichts herauskommt als Finanznot. Bisher entsteht das neue gewerbliche Deutschland nicht durch sondern trotz seiner Verwaltungsbeamten. Was würde es sein, wenn unser tadelloser Beamtenapparat für die neuen Aufgaben willig gemacht würde! Dazu gehört ein Tropfen imperialistischen Öles, denn die große Staatsmaschine wird immer und in allen Ländern von ihrem ersten Leiter abhängen. Je mehr Beamte wir haben und je zahlreicher die Staatstätigkeiten sind, desto mehr wächst die Bedeutung der ersten Oberstelle. Auch in einem sozialistischen Staate würde das nicht anders sein. Auch in ihm würde ein Präsident weite Verfügungsfreiheiten haben müssen, wenn nicht alles einschlafen soll. Soweit Wilhelm II. im Zeitalter des Verkehrs lebt und wirkt, ist er eine Erscheinung, die mit einer Art von geschichtlicher Notwendigkeit hervortritt. Auch wenn die Hohenzollern nicht bei Königgrätz gesiegt haben würden, müßte das Deutschtum seine industrielle Organisation suchen. Nur gehört dazu ein Mann, der mit Leib und Seele und ganzer Anspannung arbeitet für diesen Zweck, für ihn allein.

Kaiser Wilhelm hat sich seine Doppelseitigkeit nicht selbst erwählt, sondern sie ist Erbschaft einerseits und Aufgabe andererseits. Aus dieser Doppelseitigkeit aber ergeben sich die Mißverständnisse, Irrungen und Unruhen seines Regimentes. Potsdam und Hamburg liegen unausgeglichen und unausgleichbar in seiner Seele. Das macht ihn psychologisch interessant, aber einen Kaiser sieht man nicht darauf hin an, ob er ein interessanter Stoff für einen Dichter und Seelenschilderer ist, sondern darauf, was als Gesamtergebnis seiner Wirksamkeit übrig bleiben wird. Man versucht, ihn mit der Ruhe des später kommenden Geschichtsschreibers zu erfassen, der nicht ein ästhetischer Anekdotenschreiber sein wird sondern ein Staatshistoriker. Was wird der wohl von ihm sagen?

Dieser spätere Geschichtsschreiber wird viel mehr von unserem gegenwärtigen Kaiser wissen als wir, denn ihm werden besonders in der auswärtigen Politik

Aktenstücke sich öffnen, die für uns verschlossen sind, und vor allem wird er wissen, ob die Zeit Wilhelms II. mit einer großen nationalen Niederlage schließen wird oder nicht. Wir hoffen, wünschen, ersehnen mit allen Fasern unseres Wesens, daß es nicht geschehe, aber wer will es leugnen, daß wir alle im stillen uns vor einer politischen Katastrophe fürchten, die nicht kommen muß oder soll, aber die doch kommen kann? Wir überdenken die ungeheure Macht, die durch Erbschaft, Geschichte, Verfassung, Zeitlage und Personalkraft in diese eine Hand gelangt ist, ahnen, wie alle Anforderungen an sie im Augenblicke der nationalen Gefahr sich ins unabsehbare steigern werden, und fühlen, daß eine fast übermenschliche Last in der Vereinigung aller monarchischen Rechte liegt. Die Steigerung des Heeres, der Marine, der Artillerie, des Verpflegungswesens, der öffentlichen Anteilnahme an allen Vorgängen machen den Zukunftskrieg zu einem Rätsel von grauenhafter Dunkelheit. Dieser Krieg steht im Mittelpunkte des monarchischen Problems, denn sowohl die alte wie die neue Monarchie ist in ihrem Kerne Militärhoheit und Leitung des Verteidigungssystems. Möge er gnädig an uns vorübergehen! Möge er überhaupt nicht kommen, damit der Historiker dereinst nichts anderes zu behandeln habe als eine Zeit des Friedens ohne Einbuße an weltgeschichtlicher Macht!

Gerade auf diesem Gebiete aber ist der Unterschied zwischen der alten und neuen Auffassung des politischen Betriebes groß. Der Monarch alten Stiles trägt immer eine Uniform und spricht von den Heldentaten seiner Ahnen, ist Soldat mit Pauken und Trompeten, Soldat mit Orden und Aufzügen. Alles ältere Militärwesen hat etwas dekoratives, trägt goldige Knöpfe und läßt die Sporen klirren. Der König im Schauspiel will, daß man sofort sieht, daß er König ist. Er spricht sozusagen immer in Würde und mit dem Blick auf Volk und Völker. Der neue Monarch aber ist so wenig dekorativ als alle moderne Technik. Wir lieben Glanz und Flimmer nach der Arbeit aber nicht in der Arbeit. Arbeit ist Arbeit und weiter nichts! Deshalb stört es uns, wenn die schwere, teure, gefahrvolle Verteidigungsarbeit dekorativ behandelt wird. Es ist zuviel Fassade am militärischen Bau und wahrscheinlich leidet die Konstruktion unter der Fassade. Je ruhiger, einfacher der Gang der Rüstungen vor sich geht, desto eher sind sie dem heutigen Menschen noch verständlich. Wir wollen keine Schaustellungen wie Napoleon III. sie liebte, wollen alles das nicht, was den Hof der Tuilerien ausmachte. König Eduard von England im eleganten Gehrocke oder Roosevelt sind ohne weiteres deutlich, oft aber brauchen wir viele Mühe, um den tatsächlich auch vorhandenen tieferen Lebensernst Wilhelms II. zu erfassen, weil er in seinem äußeren Auftreten so viel vom älteren König hat und dieses Viele pflegt und hegt. Wer ihn in Gala schreiten sieht, der sagt sich: wie veraltet müßte ihm das vorkommen, ganz so als ob wir Perrücken tragen müßten! Diese Empfindung aber hat er selbst vermutlich nicht, denn

sonst würde er den ganzen Kram der Überflüssigkeiten von sich schleudern wie er eine Fußbank wegstößt, die ihm im Wege ist.

Die monarchische Person wird voraussichtlich solange an der Spitze der deutschen Reichsverwaltung stehen als sie einen ehrenhaften Frieden zu garantieren in der Lage ist oder sich im Kriege bewährt. Welche Folgen eine Niederlage haben würde, kann Niemand vorhersehen, da in diesem traurigsten Falle alles auf die Umstände ankommt, unter denen sich das Unheil vollziehen würde. Irgendwelche Absichten oder Möglichkeiten, vor einer nächsten weltgeschichtlichen Prüfung die verfassungsmäßigen Grundlagen unseres Regierungssystems zu änderen, bestehen fast auf keiner Seite, um so weniger als bei allen schweren Sorgen, die man hinsichtlich der monarchischen Führung hat, jede andere Art, die nationalen Kräfte zu organisieren und zu dirigieren, als noch gefahrvoller und für jetzt geradezu undenkbar erscheint. Die Monarchie ist ja deshalb so hoch gestiegen, weil es neben ihr überhaupt keine regierungsfähigen Stellen gibt. Es gibt keine regierungsfähige Aristokratie und keine regierungsfähige Demokratie, keine regierende Parlamentsmehrheit und nicht einmal eine Stelle, die morgen die sichere Führung der Staatsgeschäfte in die Hand nehmen könnte, wenn heute die Monarchie versänke. Um die mächtige Zentralstelle herum ist eine höchst unbehagliche Leere. Man lasse alle unsere politischen Helden am geistigen Auge vorübergehen, sowohl die Minister wie die Parlamentarier, und erst wenn man das getan hat, weiß man, worauf die Monarchie beruht. Sie beruht nicht zum kleinsten Teile darauf, daß die größten organisatorischen Talente des Deutschtums nicht in die politische Arbeit hineingehen. Wir sind ein unpolitisches Volk und deshalb kommen wir nicht los vom Monarchen.

Das ist kein angenehmes Bekenntnis und manche meiner Freunde würden es für klüger halten, wenn ich es nicht ausspräche. Aber was hilft es, wenn wir uns vormachen, wir würden am Morgen nach dem Tode der Monarchie eine regierungsfähige Demokratie oder irgend etwas Ähnliches besitzen? Laßt uns doch offene Augen haben! Wenn heute der Reichstag allein die Quelle der staatlichen Machtausübung wäre, wenn Königtum und Bundesrat uns aus einem seligen Jenseits dabei ironisch zuschauten, was würde diese Quelle der Macht anfangen? Würde sie das sein, was das englische Unterhaus in seinen besten Zeiten unter Disraeli und Gladstone gewesen ist? Sicherlich nicht, denn auch dieses Unterhaus ist langsam gewachsen. Es wuchs im Kampfe mit Monarchen, aber nicht indem es plötzlich an ihre Stelle trat, sondern indem es langsam anfing, sich mit ihnen in die Verantwortung zu teilen. Auch diejenigen von uns, die für die Zukunft eine Erhöhung der Regierungsfähigkeit des Parlamentes erstreben und erhoffen, können jetzt nicht vor das Volk hintreten und ihm sagen: vertraut das Schicksal eures politischen und wirtschaftlichen Lebens irgendeiner Blockmehrheit an wie sie zurzeit im Reichstage möglich ist! Ganz gleich-

gültig wie man diese Mehrheit herausrechnen möchte, so wird sie stets eine Zusammenfassung von starken Gegensätzen sein, mag sie mit oder ohne Zentrum geknetet werden. Es ist hier nicht der Platz, darzustellen, weshalb das alles so ist. Das ist eine Sache für sich. Genug, daß wir als Ergebnis des letzten Bismarckischen Jahrhunderts eine so bedauerliche politische Blutarmut im deutschen Volke vorfinden, daß es keine hinreichenden Gegenkräfte gegenüber der Monarchie gibt! Es gibt keine Macht, die einen offenen Kampf mit dem Monarchen mit irgendwelcher Hoffnung auf Erfolg unternehmen könnte. Was hat denn die Sozialdemokratie erreicht? Ist etwa der Thron schwächer geworden durch ihre Angriffe? Im Gegenteil: aus Angst vor der Sozialdemokratie wurden die letzten alten Achtundvierziger monarchisch! Die Angst wäre nicht nötig gewesen, aber charakteristisch ist es doch, wie alles, was sich begibt, der einmal im Aufsteigen begriffenen Macht gedient und sie über das Nötige gesteigert hat.

Ob dieser Zustand gut ist, kann sehr fraglich sein. Er bedeutet für das Volk im ganzen, daß es trotz vorhandener parlamentarischer Formen noch nicht zum eigenen politischen Wollen und Können gelangt ist, und für den Monarchen, daß er in der inneren Politik keine Gegenkräfte vor sich hat, die ihm gewachsen sind. In der auswärtigen Politik ist dafür gesorgt, daß er sich seines Menschentums bewußt bleibt. Da gibt es eine Konkurrenz, die nicht schlafen läßt, aber im eigenen Volke, da fehlt es an Kräften, mit denen sich der Oberbefehlshaber aller Truppen und der Oberherr aller direkten Staatsbeamten im Reiche und in Preußen messen könnte. Am ehesten käme als solche Gegenkraft noch die konservative Junkerpartei in Betracht. Es hat zwischen ihr und dem Monarchen Verstimmungen gegeben, bei denen er nachgeben mußte, aber man soll die Bedeutung dieser Vorkommnisse nicht übertreiben. Ja, wenn Wilhelm II. in Hamburg wohnen würde! Dann könnte die Auseinandersetzung ernsthaft und folgenreich werden; wenn der Kaiser ganz moderner technischer Diktator der deutschen Wirtschaftskraft werden wollte, dann würden die Schlösser des Ostens gegen ihn mobil machen und dann würden wir Liberalen ihn vielleicht gegen rechts verteidigen können, aber — das geschieht ja nicht! Er bleibt Kaiser und König, reicht eine Hand in die Modernität und eine in die agrarisch-feudale Romantik und behält also seine „Edelsten und Besten" als getreue Untertanen. Die Monarchie verteilt ihre Gaben nach allen Seiten, zwar nicht gleichmäßig, aber mit dem ererbten Geschick der alten Herrschaft. Keine Gruppe ist voll befriedigt, aber keine mag und will es grundsätzlich mit der Macht verderben. Selbst die „edlen Herren von der Kirche" sind wieder zu sehen. Für diese kleinen Geschäfte hält sich der Monarch einen biegsamen und weltgewandten Reichskanzler. Wo ist heute die parlamentarische Mehrheit, die einen Geschäftsführer von gleichguten Qualitäten aufweisen könnte? Die Krone arbeitet wie ein altes erfahrenes Haus und sucht sich ihre Leute. Sie kann sie in mannig-

faltigem Dienste sich heranbilden und je größer das Staatswesen wird, desto leichter wird es ihr, die übrigen vorhandenen Mächte gegeneinander auszuspielen. Auf diese Weise bleibt alles beim alten, solange als nicht der Monarch selbst sein eigenes Instrument in Unordnung bringt.

Wie aber arbeitet eigentlich der Monarch? Wir stellen diese Frage nicht in der Weise des neugierigen Zeitungsreporters, der wissen will, wann der Kaiser früh aufsteht, wann er ausreitet, wie oft er sich umkleidet, wieviele Unterschriften er leistet und wieviele Hasen er auf der Hofjagd schießt. Alles das ist uns nebensächlich. Die Frage, die uns beschäftigt, ist die, ob es nicht überhaupt und an sich eine große Illusion ist, daß ein einzelner Mensch so große Aufgaben übernimmt wie im modernen Begriffe der Monarchie liegen. Auch ein sehr begabter Monarch kann doch schließlich nur eine begrenzte Zahl von Dingen wirklich wissen, um aber regieren zu können, muß man wissen.

Zweifellos ist gerade beim gegenwärtigen deutschen Kaiser die Fähigkeit, sich schnell in allerlei Dinge hineinzufinden, sehr ausgebildet, aber selbst wenn sie größer wäre als bei irgendeinem anderen sterblichen Menschen, so kann er nur einige Prozent von dem wirklich wissen, was in sein Arbeitsgebiet gehört. Er muß für sich denken und arbeiten lassen und bleibt als Einzelmensch sozusagen nur die innerste Stelle des Apparates, der von außen her Monarch genannt wird. Alles wird ihm verarbeitet und nur in seinen letzten Stadien vorgetragen und es gehört Kunst dazu, die Speise der Wirklichkeiten für ihn zuzubereiten. Wir wollen damit nicht sagen, daß ihm Falsches vorgetragen wird, aber es liegt in der Natur der Sache, daß er für breite Darlegungen weder Zeit noch Nerven übrig hat. Er bekommt Zeichnungen in äußerster Verkürzung, letzte Reduzierungen komplizierter Dinge. Was wird er beispielsweise von den Einzelheiten des Zolltarifes gewußt haben? Was kann er von den Einzelheiten des bürgerlichen Gesetzbuches wissen? Wieweit kennt er die Akten der auswärtigen Politik? Was weiß er morgen noch von den Personen, die er heute empfangen mußte? Alles fliegt in fabelhaftem Wirbel an einem einzigen Kopfe vorbei: Weltpolitik, Familiensorgen, Schiffskonstruktionen, babylonische Altertümer, päpstliche Wünsche, Divisionsmanöver, Einweihung eines Standbildes, Gerichtsverhandlungen gegen hohen Adel, Militärgerichte, Wechsel im Gesandtschaftspersonal, neue Uniformen, Sozialpolitik, Geldfragen der Hausverwaltung, Literatur, Todesfälle, Reichsfinanzen, Mädchenschulreform, landwirtschaftliche Ausstellung, Reibung im Ministerium, Brief aus Petersburg, bulgarische Wünsche, Hochzeit, Einladung, Eisenbahn — wer kann es wissen, wer mag es beschreiben, was alles an den Gehirnwindungen eines Monarchen auf und ab klettert? In diesem Bewußtsein nun werden die schwersten Entscheidungen reif. Er steht zu allen diesen Dingen nicht wie ein Zeitungsleser, der nur träumend von ihnen erfährt, nicht wie ein Journalist, der nur neugierig und unverant-

wortlich über sie schreibt, sondern als der Mann, der im Fluge etwas Entscheidendes sprechen soll: das und das will ich! Dort wo der Wille am freiesten ist, hat er am wenigsten Zeit sich auszugestalten.

Das gebildete deutsche Publikum ist selten bereit, sich diese ganze psychologische Schwierigkeit des monarchischen Arbeitens zu vergegenwärtigen. Es hält sich an Äußerlichkeiten und zufällige Worte des Kaisers über Kunst und Religion, als ob dort die Einwirkungen des persönlichen Regimentes lägen. Zweifellos sagt der Kaiser auch über Kunst und Religion vielerlei, was mehr nach Potsdam paßt als nach Hamburg, aber allzugroß ist der Schade davon gerade nicht, denn weder Kunst noch Religion leben heute, soweit sie überhaupt lebendig sind, von der Sonne des Augustus. Was hat es denn der Sezession geschadet, daß der Kaiser sie nicht besucht? Oder was wird es für den „Deutschen Werkbund" ausmachen, wenn der Kaiser ihn nicht kennt? Weit tiefgreifender ist die Frage, ob es ein großer Staat vertragen kann, daß die wichtigsten politischen Entscheidungen von einem einzelnen Zentralbewußtsein abhängen. In der Politik geht es nicht so wie in Kunst und Religion, da pulsiert das wirkliche Leben in den monarchischen Willensakten. Ohne den Kaiser wird im jetzigen Deutschland keine einzige größere politische Idee durchgeführt. Alles muß warten, bis er sein Zeichen darunter gesetzt hat. Alle Resolutionen der Parlamente, alle Agitationen der Parteien sind nur imstande, soviel Bewegung herzustellen, daß auch der Monarch davon berührt wird, aber ein Gesetzentwurf des Bundesrates erscheint nicht, wenn er nicht irgend einmal gesagt hat: placet, es geht!

Damit aber sind wir wieder und zum letzten Male an dem innersten Kerne der monarchischen Frage angelangt: der moderne Staat ist ein höchst verwickeltes Instrument, noch viel verwickelter als eine große Bank oder ein industrielles Syndikat. Da nun schon die großen geschäftlichen Unternehmungen der Neuzeit eine sehr augenfällige Neigung haben, bei aller scheinbaren Wahrung der gesellschaftlichen Verfassungen in Wirklichkeit von wenigen Einzelköpfen regiert zu werden, so ist der Vorgang, den wir Imperialismus nennen, das Entstehen monarchischer Zentralstellen an sich wohl unvermeidlich und liegt im Gange der Großbetriebsentwicklung. Je sozialistischer wir werden, desto imperialistischer werden wir sein müssen, ob wir es wollen oder nicht, weil jede neue Staatstätigkeit den Apparat noch mehr belastet und seine kollegialische Regierbarkeit vermindert. Man verstaatliche beispielsweise die Bergwerke, falls es möglich ist! Wer wird dadurch stärker? Nicht das Parlament, sondern die Spitze der verwaltenden Mächte, der oberste Diener des Staates, er heiße Kaiser oder Präsident. Wer das nicht will, der muß eine kleinbürgerliche Wirtschaft festhalten wollen. Aber wer kann das? Alle Berufsverbände ohne Ausnahme fordern neue Staatstätigkeiten und damit neue Beamten Seiner Majestät. Diesen Gang der Geschichte erleben wir. Gleichzeitig aber bereitet sich innerhalb des

monarchischen Systems etwas anderes vor, was man die Entpersönlichung des Monarchen nennen könnte, ein Vorgang, der eine einfache Folge davon ist, daß der Monarch beim besten Willen nicht mehr alles wissen kann, was für ihn und in seinem Namen und Auftrag geschieht, selbst nicht mehr in allgemeinsten Umrissen. Der Monarch wird ein Begriff. Es wird Recht gesprochen „im Namen des Königs". Es wird regiert im Auftrag des Königs. Solange er eine starke arbeitsame Persönlichkeit ist, bedeutet diese Kontrolle nicht allzu viel, ist er weniger stark, körperlich matt oder weniger bereit, sich stets als Mikrophon des Gesamtgetriebes anzusehen, dann beginnt hinter der Zeit der Konzentration aller Staatstätigkeiten eine Zeit der Dezentralisation der monarchischen Leistungen. Auch diese wird sich nicht nach einem fertigen ausgedachten Schema vollziehen, sondern in der Praxis von Fall zu Fall, von Schritt zu Schritt. Der neue komplizierte Staat sucht sich seine Instrumentierung. Welche Rolle dabei die Volksvertretungen spielen werden, wird davon abhängen, welche Kraft sie für die wirkliche Staatsarbeit mitbringen. Mit bloßen Deklamationen über Republikanismus und konstitutionelles System allein ist wenig geschehen: wer arbeitet, erwirbt sich Rechte und wer Erfolg hat, dem gehört die nächste Periode.

Als die alte Monarchie in den Jahren 1830 und 1848 sich bequemen mußte, dem parlamentarischen Betriebe Raum zu geben, dachte man die monarchische Frage mit Hilfe von verantwortlichen Ministern zu lösen. Die Minister waren die Vertreter des Monarchen, wenn er etwas falsch gemacht hatte, während er das Lob seiner guten Taten selber direkt in Anspruch nehmen durfte. Um den König nicht zu treffen, wollte man auch in Preußen ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz geben und schrieb diesen frommen Wunsch in die Verfassung. Erfüllt ist er noch heute nicht und selbst wenn er einmal erfüllt sein wird, wofür wir eintreten, wird die Hauptfrage damit nicht gelöst sein. Die Hauptfrage ist nämlich nicht die Einsetzung eines Disziplinarhofes für die obersten Beamten, sondern die Frage, wer sie einsetzt und absetzt. Solange der König allein den Reichskanzler ruft und abwirft, ist er allein sein Herr. Solange tritt die Entpersönlichung der Krone nicht ein. Was hilft es, wenn der vom Kaiser abhängige Reichskanzler verspricht, daß der Kaiser sich künftig mehr zurückhalten wolle? Man denkt dabei an die Rede, die einst Eugen Richter gegenüber dem Herrn von Bötticher hielt: Sie blühen, Herr Staatsminister, wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so sind Sie nimmer da und Ihre Stätte kennet Sie nicht mehr! Und in der Tat fiel Herr von Bötticher und „seine Stätte kannte ihn nicht mehr". Wie ging es dem Minister Miquel? Wie ging es Posadowsky? Kein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit kann einen Mann gegen den König schützen. Die Nation aber protestiert gegen Einsetzung von Höflingen und gegen Absetzung von ver-

dienstvollen Fachmännern, protestiert solange vergeblich, bis auf diesem Gebiete der Vorschlag der Reichstagsmehrheit geachtet werden muß.

Solange nun der Kaiser sich als fähig erweist, die Riesenaufgabe des modernen Imperialismus persönlich zu erfüllen, wird keine Gewalt ihn nötigen können, von seinem souveränen Ernennungsrecht etwas aufzugeben. Deshalb erschienen bis vor wenigen Jahren alle derartigen Forderungen ganz abenteuerlich, weil die Mehrheit der Nation noch an die Möglichkeit der persönlichen Ausfüllung der obersten Stelle glaubte. Auch wir haben vor 10 Jahren optimistischer über diesen Punkt gedacht als heute. Unter dem Eindruck Bismarcks hielt man eine zweite Cäsarenperson für denkbar. Dieser Irrtum ist heute als solcher eingesehen worden. Die Stelle ist da, die Aufgabe ist gewaltig, die Anforderung ist übermenschlich, aber es geht — über die Kraft. Das ist das Ergebnis der letzten Zeit, daß dieses allgemein und offen anerkannt wird. Jetzt also sind die Tage gekommen, in denen über die Entpersönlichung der Krone verhandelt werden muß, nicht als ob das ein Akt von heute auf morgen sei, aber so wie man schwere geschichtliche Aufgaben mit einem Stoßseufzer, aber doch mit Entschlossenheit aufnimmt.

Es soll im Namen des Königs und Kaisers regiert werden, aber nicht von ihm. Es soll im Auftrage des Kaisers regiert werden, aber vom Vertrauensmann der Parlamentsmehrheit. Das bedeutet für den Kaiser eine große Entsagung und wir werden uns nicht wundern, wenn er sich wehrt. Noch hat er starke Kräfte in seiner Hand, es fragt sich nur, ob seine Hand noch ruhig und fest genug ist. Er kann den Prozeß der Entpersönlichung hinausschieben bis zur nächsten Generation, wenn er der Mann des Erfolges ist. Aber die ersten 20 Jahre seines Regimentes sprechen trotz alles ihres persönlichen Glanzes und Schimmers nicht dafür, daß er das können wird. Einst sprach er: ich führe euch glücklichen Tagen entgegen! Wenn dieses sein Ich noch heute wie eine helle Trompete klingen würde, was könnte gegen ihn getan werden? Aber die Trompete klingt matt. Das Drama fängt an zur Tragödie zu werden, so wenigstens scheint es.

Einst schrieb er ins goldene Buch der Stadt München, des Königs Wille sei das oberste Gesetz. Ja, dann aber muß der Wille des Königs von Eisen sein und seine Nerven von Platindraht, seine Augen hell wie Kristalle und seine Gedanken fest wie ein Rädergetriebe von bestem Stahl. Ein solcher Wille findet auch in der heutigen Welt sein Gebiet, aber ein Hin- und Herzucken von Willensansätzen, ein Versuchen und Verlassen, ein Kommen und Gehen, das ist nicht das oberste Gesetz, bei uns nicht und nirgends in der Welt. Noch heute kann es Cäsaren geben, aber es gehört dazu eben Cäsar.

Der 10. November 1908, der Tag, an dem der Reichstag über die Regierungsweise des Kaisers verhandelte, war bedeutsam durch die volle Auf-

rollung dieses monarchischen Problems. Schon das allein ist viel wichtiger als von den meisten unserer Zeitgenossen heute eingesehen wird. Von diesem Tage an gibt es in Deutschland die monarchische Frage als erste Staatsfrage. Daß dabei der Reichstag sich zu schwach zu entscheidenden Handlungen gezeigt hat, ist wahr, aber wir wiederholen, was wir innerhalb unserer Erörterung schon einmal sagen mußten, daß man von diesem Reichstage nichts anderes erwarten kann, solange er nur ein streitendes Kollegium konkurrierender Parteien ist und solange die organisatorischen Talente sich um Politik nicht kümmern. Nach beiden Richtungen aber kann ein Umschwung sich vorbereiten, wenn die Kaiserfrage sich weiterhin verschärft. Wir brauchen dann feste Mehrheitsbildung und organisatorische Kräfte. Sind diese da, so werden sich die staatsrechtlichen Formen von selbst finden. Carlyle sagt irgendwo, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient. Das antworten wir allen denen, die jetzt mit einem Male jammern und wehklagen, als sei es etwas ganz Neues, daß die deutsche Politik nicht vom deutschen Volke selber gemacht wird. Ihr Klageweiber, was habt ihr denn bisher getan? Wo wart ihr denn, wenn Volkspolitik gemacht werden sollte? Wo waren eure Gedanken und wohin flossen eure finanziellen Mittel? War euch nicht jede Tänzerin wichtiger als die Ausübung des obersten Regimentes? Wo waret ihr bei den Versammlungen der Staatsbürger? Ihr verlangt, daß der Kaiser euch nicht von oben herab behandeln soll? Ihr! Erst soll unsere Bildungsschicht etwas tun, ehe sie ein Recht hat zu räsonnieren. Ihr werft dem Kaiser vor, daß er nicht methodisch politisch arbeitet. Ganz recht. Aber macht ihr es denn anders? Dem „impulsiven Regiment" entspricht eine Bildungsschicht, die ganz ebenso ist. Dieser Kaiser, über den ihr euch aufregt, ist euer Spiegelbild! Ihr werdet in demselben Maße von seinem persönlichen Regimente frei werden als ihr selbst etwas Politisches tut! Ihr sagt, er redet zuviel! Gewiß! Aber was tun denn die anderen? Wer überlegt gründlich, wer studiert Politik, wer achtet die politische Geistesarbeit der Väter? Das Volk soll sagen: mea culpa, mea maxima culpa, wir selber sind schuld, daß alles soweit gekommen ist! Wir alle müssen den Staat neu begreifen lernen, den neuen Staat mit seinem Großbetriebscharakter und müssen von vorn an lernen, für den neuen Staat ein neues Regiment zu schaffen, eine Form des Regimentes, die den Volksbedürfnissen entspricht in der Art des englischen Systems. Auch das englische System ist nur solange wirksam, als das englische Volk ein politisch tätiges Volk ist. Sobald es erschlafft, kommt entweder der Absolutismus oder die Niederlage, oder beides. In diesem Sinne brauchen wir eine politische Reformation an Haupt und Gliedern. Sie wird den Inhalt der politischen Kämpfe der nächsten Jahrzehnte ausmachen.

# Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

## Vorspiel

Es ist auf der Albrechtsstraße, jener Verkehrsader der Residenz, die den Albrechtsplatz und das Alte Schloß mit der Kaserne der Garde=Füsiliere verbindet, — um Mittag, wochentags, zu einer gleichgültigen Jahreszeit. Das Wetter ist mäßig gut, indifferent. Es regnet nicht, aber der Himmel ist auch nicht klar; er ist gleich=mäßig weißgrau, gewöhnlich, unfestlich, und die Straße liegt in einer stumpfen und nüchternen Beleuchtung, die alles Geheimnisvolle, jede Absonderlichkeit der Stimmung ausschließt. Es herrscht ein Verkehr von mittlerer Regsamkeit, ohne viel Lärm und Gedränge, entsprechend dem nicht sehr geschäftigen Charakter der Stadt. Trambahnwagen gleiten dahin, ein paar Droschken rollen vorbei, auf den Bürgersteigen bewegt sich Einwohnerschaft, farbloses Volk, Passanten, Publikum, Leute. — Zwei Offiziere, die Hände in den Schrägtaschen ihrer grauen Pale=tots, kommen einander entgegen: ein General und ein Leutnant. Der General nähert sich von der Schloß=, der Leutnant von der Kasernenseite her. Der Leutnant ist blutjung, ein Milchbart, ein halbes Kind. Er hat schmale Schul=tern, dunkles Haar und so breite Wangenknochen, wie viele Leute hierzulande sie haben, blaue, ein wenig müde blickende Augen und ein Knabengesicht von freund=lich verschlossenem Ausdruck. Der General ist schlohweiß, hoch und breit gepolstert, eine überaus gebietende Erscheinung. Seine Augenbrauen sind wie aus Watte, und sein Schnurrbart überbuscht sowohl Mund als Kinn. Er geht mit langsamer Wucht, sein Säbel klirrt auf dem Asphalt, sein Federbusch flattert im Winde, und langsam schwappt bei jedem Schritte der große rote Brustaufschlag seines Mantels auf und nieder. So kommen sie aufeinander zu. — Kann dies zu Ver=wickelungen führen? Unmöglich. Jedem Beobachter steht der naturgemäße Verlauf dieses Zusammentreffens klar vor Augen. Hier ist das Verhältnis von Alt und Jung, von Befehl und Gehorsam, von betagtem Verdienst und zartem Anfängertum, hier ist ein gewaltiger hierarchischer Abstand, hier gibt es Vor=schriften. Natürliche Ordnung, nimm deinen Lauf! — Und was, statt dessen, geschieht? Statt dessen vollzieht sich das folgende überraschende, peinliche, ent=zückende und verkehrte Schauspiel. Der General, des jungen Leutnants ansichtig werdend, verändert auf seltsame Art seine Haltung. Er nimmt sich zusammen und wird doch gleichsam kleiner. Er dämpft sozusagen mit einem Ruck den Prunk seines Auftretens, er tut dem Lärm seines Säbels Einhalt, und während sein Gesicht einen bärbeißigen und verlegenen Ausdruck annimmt, ist er ersichtlich nicht einig mit sich, wohin er blicken soll, was er so zu verbergen sucht, daß er

---

Published, January 1, 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905, by S. Fischer, Verlag, Berlin

unter seinen Wattebrauen hinweg schräg vor sich hin auf den Asphalt starrt. Auch der junge Leutnant verrät, genau beobachtet, eine leichte Befangenheit, die aber seltsamerweise bei ihm in höherem Grade, als bei dem greisen Befehlshaber, von einer gewissen Grazie und Disziplin bemeistert scheint. Die Spannung seines Mundes wird zu einem Lächeln von zugleich bescheidener und gütiger Art, und seine Augen blicken vorläufig mit einer stillen und beherrschten Ruhe, die den Anschein der Mühelosigkeit hat, an dem General vorbei und ins Weite. Nun sind sie auf drei Schritt aneinander. Und statt die vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung auszuführen, legt der blutjunge Leutnant ein wenig den Kopf zurück, zieht gleichzeitig seine rechte Hand — nur die rechte, das ist auffallend — aus der Manteltasche und beschreibt mit eben dieser weißbehandschuhten Rechten eine kleine ermunternde und verbindliche Bewegung, nicht stärker, als daß er, die Handfläche nach oben, die Finger öffnet; aber der General, der dieses Zeichen mit hängenden Armen erwartet hat, fährt an den Helm, biegt aus, gibt in halber Verbeugung sozusagen den Bürgersteig frei und grüßt den Leutnant von unten herauf aus rotem Gesicht mit frommen und wässerigen Augen: Da erwidert der Leutnant, die Hand an der Mütze, das Honneur seines Vorgesetzten, erwidert es, indem eine kindliche Freundlichkeit sein ganzes Gesicht bewegt, erwidert es — und geht weiter.

Ein Wunder! Ein phantastischer Auftritt! Er geht weiter. Man sieht ihn an, aber er sieht niemanden an, er sieht zwischen den Leuten hindurch geradeaus, ein wenig mit dem Blick einer Dame, die sich beobachtet weiß. Man grüßt ihn: dann grüßt er zurück, fast herzlich und dennoch aus einer Ferne. Wie es scheint, so geht er nicht gut; es ist, als sei er des Gebrauches seiner Beine nicht sehr gewohnt oder als behindere ihn die allgemeine Aufmerksamkeit, so ungleichmäßig und zögernd ist sein Schritt, ja, bisweilen scheint er zu hinken. Ein Schutzmann macht Front, eine elegante Frau, aus einem Laden tretend, sinkt lächelnd ins Knie. Man blickt nach ihm um, man weist mit dem Kopfe nach ihm, man zieht die Brauen empor und nennt gedämpft seinen Namen ...

Es ist Klaus Heinrich, der jüngere Bruder Albrechts II. und nächster Agnat am Throne. Dort steht er, man kann ihn noch sehen. Gekannt und doch fremd bewegt er sich unter den Leuten, geht im Gemenge und gleichsam doch von einer Leere umgeben, geht einsam dahin und trägt auf seinen schmalen Schultern die Last seiner Hoheit.

## Die Hemmung

Schüsse wurden gelöst, als auf den verschiedenen Verständigungswegen der Neuzeit in die Residenz die Nachricht gelangte, daß auf Grimmburg die Großherzogin Dorothea zum zweiten Male von einem Prinzen entbunden sei. Es waren zweiundsiebzig Schüsse, die über Stadt und Land hinrollten, abge-

feuert von militärischer Seite auf dem Wall der „Zitadelle". Gleich darauf kanonierte auch die Feuerwehr mit den städtischen Salutgeschützen, um nicht zurückzustehen; aber es entstanden lange Pausen dabei zwischen einzelnen Detonationen, was viel Heiterkeit in der Bevölkerung erregte.

Die Grimmburg beherrschte von einem buschigen Hügel das malerische Städtchen des gleichen Namens, das seine grauen Schrägdächer in dem vorüberfließenden Stromarm spiegelte und von der Hauptstadt in halbstündiger Fahrt mit einer unrentablen Lokalbahn zu erreichen war. Sie stand dort oben, diese Burg, in grauen Tagen vom Markgrafen Klaus Grimmbart, dem Ahnherrn des Fürstengeschlechts, trotzig erbaut, mehrmals seither verjüngt und instand gesetzt, mit den Bequemlichkeiten der wechselnden Zeiten versehen, stets wohnlich gehalten und als Stammsitz des Herrscherhauses, als Wiege der Dynastenfamilie auf eine besondere Weise geehrt. Denn das Hausgesetz und Herkommen bestand, daß alle direkten Nachkommen des Grimmbartes, alle Kinder des jeweils regierenden Paares hier geboren werden mußten. Diese Überlieferung war nicht wohl außer acht zu lassen. Das Land hatte geistesklare und leugnerische Souveräne gesehen, die ihren Spott daran geübt hatten, und dennoch hatten sie sich ihr achselzuckend gefügt. Nun war es längst zu spät geworden, noch davon abzugehen. Vernünftig und zeitgemäß oder nicht — warum denn ohne Not mit einer ehrwürdigen Gepflogenheit brechen, die sich gewissermaßen bewährt hatte? Im Volke stand fest, daß etwas daran sei. Zweimal im Wandel von fünfzehn Generationen hatten Kinder regierender Herren infolge irgendwelcher Zufälligkeiten auf anderen Schlössern das Licht erblickt: mit beiden hatte es ein unnatürliches und nichtswürdiges Ende genommen. Aber von Heinrich dem Bußfertigen und Johann dem Gewalttätigen nebst ihren lieblichen und stolzen Schwestern bis auf Albrecht, dem Vater des Großherzogs, und diesen selbst, Johann Albrecht III., waren alle Souveräne des Landes und ihre Geschwister hier zur Welt gebracht worden; und vor sechs Jahren war Dorothea mit ihrem ersten Sohne, dem Erbgroßherzog, hier niedergekommen ...

Übrigens war das Stammschloß ein Zufluchtsort, so würdig als friedevoll. Als Sommersitz mochte man ihm, der Kühle seiner Gemächer, des schattigen Reizes seiner Umgebung wegen, sogar vor dem steif-lieblichen Hollerbrunn den Vorzug geben. Der Aufstieg vom Städtchen, jene ein wenig grausam gepflasterte Gasse zwischen ärmlichen Heimstätten und einer geborstenen Mauerbrüstung, durch massige Torwege bis zu der uralten Schenke und Fremdenherberge am Eingang zum Burghof, in dessen Mitte das Steinbild Klaus Grimmbarts, des Erbauers, stand, war pittoresk, ohne bequem zu sein. Aber ein ansehnlicher Parkbesitz bedeckte den Rücken des Schloßberges und leitete auf gemächlichen Wegen hinab in das waldige und sanft gewellte Gelände, das voller Gelegenheit zu Wagenfahrten und stillem Lustwandeln war.

Das Innere der Burg angehend, so war es zuletzt noch zu Beginn der Regierung Johann Albrechts III. einer umfassenden Auffrischung und Verschönerung unterzogen worden — mit einem Kostenaufwand, der viel Gerede hervorgerufen hatte. Die Einrichtung der Wohngemächer war in einem zugleich ritterlichen und behaglichem Stil ergänzt und erneuert, die Wappenfliesen des „Gerichtssaales" waren genau nach dem Muster der alten wiederhergestellt worden. Die Vergoldung der verschmitzten, in vielfachen Spielarten wechselnden Kreuzbogengewölbe zeigte sich glänzend aufgemuntert, alle Gemächer waren mit Parkett ausgestattet, und der große sowohl wie der kleine Bankettsaal war durch die Künstlerhand des Professors von Lindemann, eines hervorragenden Akademikers, mit großen Wandmalereien geschmückt worden, Darstellungen aus der Geschichte des landesherrlichen Hauses, angefertigt in einer leuchtenden und glatten Manier, die fernab und ohne Ahnung von den unruhigen Bedürfnissen jüngerer Schulen war. Es fehlte an nichts. Da die alten Kamine und seltsam bunten, in runden Terrassen sich deckenhoch aufbauenden Öfen der Burg nicht wohl verwendbar waren, so hatte man, im Hinblick auf die Möglichkeit eines winterlichen Aufenthaltes, sogar Anthrazitöfen gesetzt.

Aber am Tage der zweiundsiebzig Schüsse war beste Jahreszeit, Spätfrühling, Frühsommer, Juni-Anfang, ein Tag nach Pfingsten. Johann Albrecht, in aller Frühe telegraphisch benachrichtigt, daß gegen Morgen die Geburt begonnen habe, traf um acht mit der unrentablen Lokalbahn auf Station Grimmburg ein, von drei oder vier offiziellen Persönlichkeiten, dem Bürgermeister, dem Amtsrichter, dem Pastor, dem Arzt des Städtchens, mit Segenswünschen empfangen, und begab sich sofort zu Wagen auf die Burg. In der Begleitung des Großherzogs langten der Staatsminister Dr. Baron Knobelsdorff und der Generaladjutant General der Infanterie Graf Schmettern an. Ein wenig später fanden sich noch zwei oder drei Minister, der Hofprediger Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus, ein paar Herren mit Hof- und Oberhofchargen und ein noch jugendlicher Adjutant, Hauptmann von Lichterloh, auf dem Stammschloß ein. Obwohl der großherzogliche Leibarzt, Generalarzt Dr. Eschrich, sich bei der Wöchnerin befand, hatte Johann Albrecht die Laune, den jungen Ortsarzt, einen Dr. Sammet, der obendrein jüdischer Abstammung war, aufzufordern, ihn auf die Burg zu begleiten. Der schlichte, arbeitsame und ernste Mann, der alle Hände voll zu tun hatte und sich solche Auszeichnung nicht vermutend gewesen war, stammelte mehrmals: „Ganz gern . . . ganz gern . . .", was einiges Lächeln hervorrief.

Der Großherzogin diente als Schlafzimmer die „Brautkemenate", ein fünfeckiges, sehr bunt ausgemaltes Gemach, welches, im ersten Stockwerk gelegen, durch sein feierliches Fenster eine prangende Fernsicht über Wälder, Hügel und die Windungen des Stromes bot und rings mit einem Fries von medaillonförmigen Porträts geziert war, Bildnissen fürstlicher Bräute, die hier in alten

Tagen des Gebieters geharrt hatten. Dort lag Dorothea; ein breites und starkes Band war um das Fußende ihres Bettes geschlungen, daran sie sich hielt wie ein Kind, das Kutschieren spielt, und ihr schöner, üppiger Körper tat harte Arbeit. Doktorin Gnadebusch, die Hebamme, eine sanfte und gelehrte Frau mit kleinen feinen Händen und braunen Augen, die durch runde und dicke Brillengläser einen mysteriösen Glanz erhielten, unterstützte die Fürstin, indem sie sagte:

„Nur fest, nur fest, Königliche Hoheit... Es geht geschwinde... Es geht ganz leicht... Das zweite Mal... das ist nichts... Geruhen: die Knie auseinander... Und stets das Kinn auf die Brust..."

Eine Wärterin, gleich ihr in ein weißes Leinen gekleidet, half ebenfalls und ging in den Pausen auf leisen Sohlen mit Gefäßen und Binden umher. Der Leibarzt, ein finsterer, schwarz-grau-bärtiger Mann, dessen linkes Augenlid gelähmt schien, überwachte die Geburt. Er trug den Operationsmantel über seiner Generalarzt-Uniform. Zuweilen erschien in der Kemenate, um sich vom Fortschreiten der Entbindung zu überzeugen, Dorotheas vertraute Oberhofmeisterin Freifrau von Schulenburg-Treffen, eine beleibte und asthmatische Dame von unterstrichen spießbürgerlichem Äußern, die jedoch auf den Hofbällen eine Welt von Busen zu entblößen pflegte. Sie küßte ihrer Herrin die Hand und kehrte zurück in ein entlegenes Gemach, wo ein paar magere Schlüsseldamen mit dem diensttuenden Kammerherrn der Großherzogin, einem Grafen Windisch, plauderten. — Dr. Sammet, der das Linnengewand wie einen Domino über seinen Frack gezogen hatte, verharrte in bescheidener und aufmerksamer Haltung am Waschtisch.

Johann Albrecht hielt sich in einem zur Arbeit und Kontemplation einladenden Gewölbe auf, das von der „Brautkemenate" nur durch das sogenannte Frisierkabinett und einen Durchgangsraum getrennt war. Es führte den Namen einer Bibliothek, im Hinblick auf mehrere handschriftliche Folianten, die schräg auf dem wuchtigen Schranke lehnten und die Geschichte der Burg enthielten. Das Gemach war als Schreibzimmer eingerichtet. Globen schmückten die Wandborte. Durch das Bogenfenster, das geöffnet stand, wehte der starke Wind der Höhe. Der Großherzog hatte sich Tee servieren lassen, Kammerdiener Prahl hatte selbst das Geschirr gebracht; aber es stand verlassen auf der Platte des Sekretärs, und Johann Albrecht schritt in einem rastlosen, unangenehm angespannten Zustande von einem Winkel in den anderen. Sein Gang war vom unaufhörlichen Knarren seiner Lackstiefel begleitet. — Flügeladjutant von Lichterloh horchte darauf, indem er sich in dem beinahe leeren Durchgangszimmer langweilte.

Die Minister, der Generaladjutant, der Hofprediger und die Hofchargen, neun oder zehn Herren, warteten in den Repräsentationsräumen des Hoch-Erdgeschosses. Sie wanderten durch den großen und den kleinen Bankettsaal, wo

zwischen den Lindemannschen Gemälden Arrangements von Fahnen und Waffen hingen; sie lehnten an den schaftartigen Pfeilern, die sich über ihnen zu bunten Gewölben entfalteten; sie standen vor den deckenhohen und schmalen Fenstern und blickten durch die in Blei gefaßten Scheibchen hinab über Fluß und Städtchen; sie saßen auf den Steinbänken, die um die Wände liefen, oder auf Sesseln vor den Kaminen, deren gotische Dächer von lächerlich kleinen, gebückt schwebenden und fratzenhaften Kerlchen aus Stein getragen wurden. Der heitere Tag machte den Tressenbesatz der Uniformen, die Ordenssterne auf den wattierten Brustwölbungen, die breiten Goldstreifen an den Beinkleidern der Würdenträger erglitzern.

Man unterhielt sich schlecht. Beständig hoben sich Dreimaster und weißbekleidete Hände vor Münder, die sich krampfhaft öffneten. Fast alle Herren hatten Tränen in den Augen. Mehrere hatten nicht Zeit gefunden zu frühstücken. Einige suchten Zerstreuung, indem sie das Operationsbesteck und das kugelförmige, in Leder gehüllte Chloroformgefäß, das Generalarzt Eschrich hier für alle Fälle niedergelegt hatte, einem furchtsamen Studium unterzogen. Nachdem Oberhofmarschall von Bühl zu Bühl, ein starker Mann mit schwänzelnden Bewegungen, einem braunen Toupé, goldenem Zwicker und langen, gelben Fingernägeln, in seiner abgerissen plappernden Art mehrere Geschichten erzählt hatte, machte er in einem Lehnstuhl von seiner Gabe Gebrauch, mit offenen Augen zu schlafen, — reglosen Blicks und in bester Haltung das Bewußtsein von Zeit und Raum zu verlieren, ohne die Würde des Ortes im mindesten zu verletzen.

Dr. von Schröder, Minister der Finanzen und der Landwirtschaft, hatte an diesem Tage ein Gespräch mit dem Staatsminister Dr. Baron Knobelsdorff, Minister des Inneren, des Äußeren und des großherzoglichen Hauses. Es war eine sprunghafte Plauderei, die mit einer Kunstbetrachtung anhob, zu finanziellen und ökonomischen Fragen überging, eines hohen Hofbeamten in ziemlich abfälligem Sinne gedachte und sich auch mit den Personen der allerhöchsten Herrschaften beschäftigte. Sie begann, als die Herren, die Hände mit ihren Hüten auf dem Rücken, vor einem der Gemälde im Großen Bankettsaal standen, und beide dachten mehr dabei, als sie aussprachen. Der Finanzminister sagte:

„Und dies? Was ist dies? Was passiert da? Exzellenz sind so orientiert ...“

„Oberflächlich. Es ist die Belehnung zweier jugendlicher Prinzen des Hauses durch ihren Oheim, den römischen Kaiser. Exzellenz sehen da die beiden jungen Herren knieen und in großer Zeremonie ihren Eid auf das Schwert des Kaisers leisten ...“

„Schön, ungewöhnlich schön! Welche Farben! Blendend. Was für reizende goldene Locken die Prinzen haben! Und der Kaiser ... es ist der Kaiser

wie er im Buche steht! Ja, dieser Lindemann verdient die Auszeichnungen, die ihm zuteil geworden sind."

„Durchaus. Die ihm zuteil geworden sind; die verdient er."

Dr. von Schröder, ein langer Mann mit weißem Bart, einer zart gebauten goldenen Brille auf der weißen Nase, einem kleinen Bauch, der sich unvermittelt unter dem Magen erhob, und einem Wulstnacken, der den gestickten Stehkragen seines Fracks überquoll, blickte, ohne die Augen von dem Bilde zu wenden, ein wenig zweifelhaft drein, von einem Mißtrauen berührt, das ihn zuzeiten im Gespräch mit dem Baron überkam. Dieser Knobelsdorff, dieser Günstling und höchste Beamte war so vieldeutig... Zuweilen waren seine Äußerungen, seine Erwiderungen von einem ungreifbaren Spott umspielt. Er war weit gereist, er kannte den Erdball, er war so mannigfach unterrichtet, auf eine befremdende und freie Art interessiert. Dennoch war er korrekt... Herr von Schröder verstand sich nicht völlig auf ihn. Bei aller Übereinstimmung war es nicht möglich, sich ganz im Einverständnis mit ihm zu fühlen. Seine Meinungen waren voll heimlicher Reserve, seine Urteile von einer Duldsamkeit, die in Unruhe ließ, ob sie Gerechtigkeit oder Geringschätzung bedeute. Aber das Verdächtigste war sein Lächeln, ein Augenlächeln ohne Anteil des Mundes, das vermöge strahlenförmig an den äußeren Augenwinkeln angeordneter Fältchen zu entstehen schien oder umgekehrt mit der Zeit diese Fältchen hervorgerufen hatte... Baron Knobelsdorff war jünger, als der Finanzminister, ein Mann in den besten Jahren damals, obwohl sein gestutzter Schnurrbart und sein glatt in der Mitte gescheiteltes Haupthaar schon leicht ergraut waren, — untersetzt übrigens, kurzhalsig und von dem Kragen seines bis zum Saume betreßten Hofkleides sichtlich beengt. Er überließ Herrn von Schröder einen Augenblick seiner Ratlosigkeit und fuhr dann fort:

„Nur wäre vielleicht im Interesse einer löblichen Hof-Finanz-Direktion zu wünschen, daß der berühmte Mann sich ein wenig mehr mit Sternen und Titeln begnügte und... Roh gesprochen, was mag dieses gefällige Bildwerk gekostet haben?"

Herr von Schröder gewann wieder Leben. Der Wunsch, die Hoffnung, sich mit dem Baron zu verständigen, dennoch zur Intimität und vertraulichen Einhelligkeit mit ihm zu gelangen, machte ihn eifrig.

„Genau mein Gedanke!" sagte er, indem er sich wandte, um den Gang durch die Säle wieder aufzunehmen. „Exzellenz nehmen mir die Frage vom Munde. Was mag für diese ‚Belehnung' bezahlt worden sein? Was für die übrige Farbenpracht hier an den Wänden? Denn in summa hat die Restauration der Burg vor sechs Jahren eine Million gekostet."

„Schlecht gerechnet."

„Rund und nett! Und diese summa geprüft und genehmigt vom Ober-Hof-

marschall von Bühl zu Bühl, der sich dort hinten seiner angenehmen Katalepsie überläßt, geprüft, genehmigt und ausgekehrt vom Hof-Finanzdirektor Grafen Trümmerhauff..."

„Ausgekehrt oder schuldig geblieben."

„Eins von beidem!... Diese summa, sage ich, auferlegt und zugemutet einer Kasse, einer Kasse..."

„Mit einem Worte: der Kasse der großherzoglichen Vermögensverwaltung."

„Exzellenz wissen so gut wie ich, was Sie damit sagen. Nein, mir wird kalt... ich beschwöre, daß ich weder ein Knicker noch ein Hypochonder bin, aber mir wird kalt in der Herzgrube bei der Vorstellung, daß man im Angesicht der waltenden Verhältnisse gelassenen Sinnes eine Million hinwirft — wofür? für ein Nichts, eine hübsche Grille, für die glänzende Instandsetzung des Stammschlosses, auf dem geboren werden muß..."

Herr von Knobelsdorff lachte:

„Ja, mein Gott, die Romantik ist ein Luxus, ein kostspieliger! Exzellenz, ich bin Ihrer Meinung — selbstverständlich. Aber bedenken Sie, daß zuletzt der ganze Mißstand fürstlicher Wirtschaft in diesem romantischen Luxus seinen Grund hat. Das Übel fängt an damit, daß die Fürsten Bauern sind; ihre Vermögen bestehen aus Grund und Boden, ihre Einkünfte aus landwirtschaftlichen Erträgnissen. Heutzutage... Sie haben sich bis zum heutigen Tage noch nicht entschließen können, Industrielle und Finanzleute zu werden. Sie lassen sich mit bedauerlicher Hartnäckigkeit von gewissen obsoleten und ideologischen Grundbegriffen leiten wie zum Beispiel den Begriffen der Treue und Würde. Der fürstliche Besitz ist durch Treue — fideikommissarisch — gebunden. Vorteilhafte Veräußerungen sind ausgeschlossen. Hypothekarische Verpfändung, Kreditbeschaffung zum Zwecke wirtschaftlicher Verbesserungen scheint ihnen unzulässig. Die Administration ist in der freien Ausnutzung geschäftlicher Konjunkturen streng gehindert — durch Würde. Verzeihung, nicht wahr! Ich sage Ihnen Fibelwahrheiten. Wer so sehr, wie diese Menschenart auf gute Haltung sieht, kann und will mit der Freizügigkeit und ungehemmten Initiative minder eigensinniger und ideell verpflichteter Geschäftsleute natürlich nicht Schritt halten. Nun denn, was will gegenüber diesem negativen Luxus die positive Million bedeuten, die man einer hübschen Grille wegen, um Eurer Exzellenz Ausdruck zu wiederholen, geopfert hat? Wenn es mit dieser einen sein Bewenden hätte! Aber da haben wir die regelmäßige Kostenlast einer leidlich würdigen Hofhaltung. Da sind die Schlösser und ihre Parks zu unterhalten, Hollerbrunn, Monbrillant, Jägerpreis, nichtwahr... Eremitage, Delphinenort, Fasanerie und die anderen... ich vergesse Schloß Segenhaus und die Ruine Haderstein... vom Alten Schlosse zu schweigen... Sie werden schlecht unterhalten, aber es ist ein Posten... Da ist das Hoftheater, die Galerie, die Biblio-

thek zu unterstützen. Da sind hundert Ruhegehälter zu zahlen, — auch ohne Rechtspflicht, aus Treue und Würde. Und auf welch fürstliche Art der Großherzog bei der letzten Überschwemmung eingesprungen ist... Aber das ist eine Rede, die ich da halte!"

„Eine Rede," sagte der Finanzminister, „mit der Eure Exzellenz mir zu opponieren gedachten, während Sie mich damit unterstützen. — Teuerster Baron" — und hierbei legte Herr von Schröder die Hand aufs Herz — „ich gebe mich der Sicherheit hin, daß über meine Gesinnung, meine loyale Gesinnung zwischen Ihnen und mir jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist. Der König kann nicht unrecht tun... Die Allerhöchste Person ist über jeden Vorwurf erhaben. Aber eine Schuld... ach, ein doppelsinniges Wort!... eine Schuld ist vorhanden, und ich wälze sie ohne Zögern auf den Grafen Trümmerhauff. Daß die früheren Inhaber seines Postens ihre Souveräne über die materielle Lage des Hofes hinwegtäuschten, lag im Geiste der Zeiten und war verzeihlich. Das Verhalten des Grafen Trümmerhauff ist es nicht mehr. Ihm, in seiner Eigenschaft als Hof-Finanzdirektor hätte es obgelegen, der herrschenden ... Sorglosigkeit Einhalt zu tun, ihm würde es heute noch obliegen, Seine königliche Hoheit rückhaltlos zu belehren..."

Herr von Knobelsdorff lächelte mit emporgezogenen Brauen.

„Wirklich?" sagte er. „Es ist also Euerer Exzellenz Anschauung, daß die Ernennung des Grafen zu diesem Ende erfolgt ist? Und ich, ich male mir das berechtigte Erstaunen dieses Edelmannes aus, wenn Sie ihm Ihre Auffassung der Dinge darlegten. Nein, nein... Exzellenz dürfen sich nicht darüber täuschen, daß diese Ernennung eine ganz gemessene Willensäußerung Seiner königlichen Hoheit in sich schloß, die der Ernannte als Erster zu achten hatte. Sie bedeutete nicht nur ein Ich weiß nichts, sondern auch ein Ich will nichts wissen. Man kann eine ausschließlich dekorative Persönlichkeit und dennoch befähigt sein, dies zu begreifen... Im übrigen... aufrichtig... wir alle haben es begriffen. Und für uns alle gilt zuletzt nur ein mildernder Umstand: dieser, daß in der Welt kein Fürst lebt, zu dem von seinen Schulden zu sprechen eine fatalere Sache wäre, als zu Seiner königlichen Hoheit. Unser Herr hat in seinem Wesen ein Etwas, das einem solche Mesquinerien auf der Lippe ersterben läßt..."

„Sehr wahr. Sehr wahr," sagte Herr von Schröder. Er seufzte und streichelte gedankenvoll den Schwanbesatz seines Hutes. Die beiden Herren saßen, einander halb zugewandt, an erhöhtem Ort, einem Fensterplatz in geräumiger Nische, an welcher draußen ein schmaler Steingang vorbeilief, eine Art Galerie, die durch spitze Bögen den Blick auf das Städtchen freigab. Herr von Schröder sagte wieder:

„Sie antworten mir, Baron, Sie scheinen mir zu widersprechen, und Ihre Worte sind im Inneren ungläubiger und bitterer als die meinen."

Herr von Knobelsdorff schwieg mit einer vagen und anheimgebenden Geste.

„Es mag sein", sagte der Finanzminister und nickte trübe auf seinen Hut hinunter. „Exzellenz mögen recht haben. Vielleicht sind wir alle schuldig, wir und unsere Vorgänger. Was hätte nicht alles verhindert werden müssen! Sehen Sie, Baron, einmal, es ist zehn Jahre her, bot sich eine Gelegenheit, die Finanzen des Hofes zu sanieren, zu bessern auch nur, wenn Sie wollen. Sie ist versäumt worden. Wir verstehen einander. Der Großherzog hatte es damals, bestrickender Mann, der er ist, in der Hand, die Verhältnisse durch eine Heirat, die von einem gesunden Standpunkt hätte glänzend genannt werden können, zu rangieren. Statt dessen... meine persönlichen Empfindungen beiseite... aber ich vergesse niemals die Jammermiene, mit der man im ganzen Lande die Ziffer der Mitgift nannte..."

„Die Großherzogin", sagte Herr von Knobelsdorff, und die Fältchen an seinen Augenwinkeln verschwanden fast ganz, „ist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe."

„Eine Erwiderung, die Euerer Exzellenz zu Gesichte steht. Eine ästhetische Erwiderung. Eine Erwiderung, die Stich halten würde, auch wenn die Wahl Seiner königlichen Hoheit, wie die seines Bruders Lambert auf ein Mitglied des Hofballetts gefallen wäre..."

„O, da bestand keine Gefahr. Der Geschmack des Herrn ist schwer zu befriedigen, er hat es gezeigt. Seine Bedürfnisse haben immer das Gegenstück zu jenem Mangel an Wahl gebildet, den Prinz Lambert Zeit seines Lebens an den Tag gelegt hat. Er hat sich spät zur Ehe entschlossen. Man hatte die Hoffnung auf direkte Nachkommenschaft nachgerade aufgegeben. Man bequemte sich wohl oder übel, in dem Prinzen Lambert, über dessen ... Indisponiertheit wir einig sein werden, den Thronerben zu sehen. Da, wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung, lernt Johann Albrecht die Prinzessin Dorothea kennen, er ruft aus: Diese oder keine! und das Großherzogtum hat eine Landesmutter. Exzellenz erwähnten der bedenklichen Mienen, die entstanden, als die Ziffer der Mitgift bekannt wurde, — Sie erwähnten nicht des Jubels, der gleichwohl herrschte. Eine arme Prinzessin, allerdings. Aber ist die Schönheit, *solche* Schönheit, eine beglückende Macht oder nicht? Unvergeßlich ihr Einzug! Sie war geliebt, als ihr erstes Lächeln über das schauende Volk hinflog. Exzellenz müssen mir gestatten, mich wieder einmal zu dem Glauben an den Idealismus des Volkes zu bekennen. Das Volk will sein Bestes, sein Höheres, seinen Traum, will irgend etwas wie seine Seele in seinen Fürsten dargestellt sehen — nicht seinen Geldbeutel. Den zu repräsentieren sind andere Leute da ..."

„Sie sind nicht da. Bei uns nicht da."

„Ein bedauerliches Faktum für sich. Die Hauptsache: Dorothea hat uns einen Thronfolger beschert ..."

„In dem der Himmel einigen Zahlensinn entwickeln möge!“

„Einverstanden . . .“

Hier endete das Gespräch der beiden Minister. Es brach ab, es wurde unterbrochen und zwar dadurch, daß Flügeladjutant von Lichterloh die glücklich vollzogene Entbindung meldete. Eine Bewegung entstand im kleinen Bankettsaal, und alle Herren fanden sich plötzlich dort zusammen. Die eine der großen, geschnitzten Türen war lebhaft geöffnet worden, und der Adjutant stand im Saale. Er hatte ein gerötetes Gesicht, blaue Soldatenaugen, einen flächsernen, gesträubten Schnurrbart und silberne Gardetressen an seinem Kragen. Bewegt und ein wenig außer sich, wie ein Mann, der von tödlicher Langeweile erlöst und einer freudigen Nachricht voll ist, setzte er sich im Gefühl des außerordentlichen Augenblicks keck über Form und Vorschrift hinweg. Er salutierte lustig, indem er mit gespreiztem Ellenbogen den Korb seines Säbels beinahe zur Brusthöhe hinaufzog und rief mit übermütigem Schnarren:

„Melde gehorsamst: Ein Prinz!“

„A la bonne heure,“ sagte Generaladjutant Graf Schmettern.

„Erfreulich, sehr erfreulich, das nenne ich höchst erfreulich!“ sagte Oberhofmarschall von Bühl zu Bühl in seiner plappernden Art; er war sofort ins Bewußtsein zurückgekehrt.

Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus, ein glattgesichtiger Herr von schöner Tournüre, der als Sohn eines Generals und dank seiner persönlichen Distinktion in verhältnismäßig jungen Jahren zu seiner hohen Würde gelangt war, und auf dessen seidigem schwarzen Rock sich ein Ordensstern wölbte, faltete seine weißen Hände unterhalb der Brust und sagte mit wohllautender Stimme:

„Gott segne Seine großherzogliche Hoheit!“

„Sie vergessen, Herr Hauptmann,“ sagte Herr von Knobelsdorff lächelnd, „daß Sie mit Ihren Konstatierungen in meine Rechte und Pflichten eingreifen. Bevor ich nicht über die Sachlage gründlichste Erhebungen angestellt, bleibt die Frage, ob Prinz oder Prinzessin durchaus unentschieden . . .“

Man lachte hierüber, und Herr von Lichterloh antwortete:

„Zu Befehl, Exzellenz! Ich habe denn auch die Ehre, Euere Exzellenz in höchstem Auftrage zu ersuchen . . .“

Diese Wechselrede bezog sich auf des Staatsministers Eigenschaft als Standesbeamter des großherzoglichen Hauses, in welcher Eigenschaft er berufen und gehalten war, das Geschlecht des fürstlichen Kindes nach eigenem Augenschein festzustellen und amtlich aufzunehmen. Herr von Knobelsdorff erledigte diese Formalität in dem sogenannten Frisierkabinett, wo das Neugeborene gebadet worden war, verweilte sich aber länger dort, als er selbst erwartet hatte, nachträglich stutzig gemacht und angehalten durch eine peinliche Beobachtung, über die er zunächst gegen jedermann, ausgenommen gegen die Hebamme, Stillschweigen bewahrte.

Die Doktorin Gnadebusch enthüllte ihm das Kind, und ihre hinter den dicken Brillengläsern geheimnisvoll glänzenden Augen gingen zwischen dem Staatsminister und dem kleinen, kupferfarbenen und mit einem Händchen blindlings greifenden Wesen hin und her, als wollte sie fragen: „Stimmt es?“ — Es stimmte, Herr von Knobelsdorff war befriedigt, und die weise Frau hüllte das Kind wieder ein. Aber auch dann noch ließ sie nicht ab, auf den Prinzen nieder und zu dem Baron emporzublicken, bis sie seine Augen dorthin gelenkt hatte, wo sie sie haben wollte. Die Fältchen an seinen Augenwinkeln verschwanden, er zog die Brauen zusammen, prüfte, verglich, betastete, untersuchte den Fall zwei, drei Minuten lang und fragte schließlich:

„Hat der Großherzog das schon gesehen?“

„Nein, Exzellenz.“

„Wenn der Großherzog das sieht,“ sprach Herr von Knobelsdorff, „so sagen Sie ihm, daß es sich auswächst.“

Und den Herren im Hoch-Erdgeschoß berichtete er:

„Ein kräftiger Prinz!“

Aber zehn oder fünfzehn Minuten nach ihm machte auch der Großherzog die mißliche Entdeckung, — das war unvermeidlich und hatte für Generalarzt Eschrich eine kurze, außerordentlich unangenehme Szene zur Folge, für den Grimmburger Doktor Sammet aber eine Unterredung mit dem Großherzog, die ihn sehr in dessen Achtung steigen ließ und ihm in seiner späteren Laufbahn von Nutzen war. Kurz zusammengefaßt, ging dies alles vor sich wie folgt.

Während der Nachgeburt hatte Johann Albrecht sich wieder in der „Bibliothek“ aufgehalten und sich dann einige Zeit, Hand in Hand mit seiner Gemahlin, am Wochenbette verweilt. Hierauf begab er sich in das „Frisierkabinett“, wo der Säugling nun in seinem hohen, zierlich vergoldeten und halb von einer blauseidenen Gardine umhüllten Bettchen lag, und ließ sich in einem rasch herzugezogenen Armstuhl zur Seite seines kleinen Sohnes nieder. Aber während er saß und das schlummernde Kind betrachtete, geschah es, daß er wahrnahm, was man ihm gern noch verhehlt hätte. Er zog die Decke weiter zurück, verfinsterte sich und tat dann alles, was vor ihm Herr von Knobelsdorff getan hatte, sah nacheinander die Doktorin Gnadebusch und die Wärterin an, die verstummten, warf einen Blick auf die angelehnte Tür zur Kemenate und kehrte erregten Schrittes in die Bibliothek zurück.

Hier ließ er sofort die silberne, mit einem Adler geschmückte Druckglocke ertönen, die auf dem Schreibtisch stand, und sagte zu Herrn von Lichterloh, der klirrend eintrat, sehr kurz und kalt:

„Ich ersuche Herrn Eschrich.“

Wenn der Großherzog auf eine Person seiner Umgebung zornig war, so

pflegte er den Betreffenden für den Augenblick all seiner Titel und Würden zu entkleiden und ihm nichts als seinen nackten Namen zu lassen.

Der Flügeladjutant klirrte aufs neue mit seinen Sporen und zog sich zurück. Johann Albrecht schritt ein paarmal heftig knarrend durch das Gemach und nahm dann, als er hörte, daß Herr von Lichterloh den Befohlenen in das Vorzimmer einführte, am Schreibtisch Audienzhaltung an.

Wie er da stand, den Kopf herrisch ins Halbprofil gewandt, die Linke, die den mit Atlas ausgeschlagenen Gehrock von der weißen Weste hinwegraffte, fest in die Hüfte gestemmt, glich er genau seinem Porträt von der Hand des Professors von Lindemann, welches, als Gegenstück zu dem Dorotheas, im Residenzschloß, im „Saal der zwölf Monate" zur Seite des großen Spiegels über dem Kamine hing und von dem zahllose Nachbildungen, Photographien und illustrierte Postkarten, im Publikum verbreitet waren. Der Unterschied war nur der, daß Johann Albrecht auf jenem Bildnis von heldischer Figur erschien, während er in Wirklichkeit kaum mittelgroß war. Seine Stirn war hoch vor Kahlheit, und unter ergrauten Brauen blickten seine blauen Augen, matt umschattet, mit einem müden Hochmut ins Weite. Er hatte die breiten, ein wenig zu hoch sitzenden Wangenknochen, die ein Merkmal seines Volkes waren. Sein Backenbart und das Bärtchen an der Unterlippe waren grau, der gedrehte Schnurrbart beinahe schon weiß. Von den geblähten Flügeln seiner gedrungenen, aber vornehm gebogenen Nase liefen zwei ungewöhnlich tief schürfende Furchen schräg in den Bart hinab. In dem Ausschnitt seiner Piquéweste leuchtete das zitronengelbe Band des Hausordens zur Beständigkeit. Im Knopfloch trug der Großherzog ein Nelkensträußchen.

Generalarzt Eschrich war mit tiefer Verbeugung eingetreten. Er hatte sein Operationsgewand abgelegt. Sein gelähmtes Augenlid hing schwerer, als sonst, über den Augapfel hinab. Er machte einen finsteren und unseligen Eindruck.

Der Großherzog, die Linke in der Hüfte, warf den Kopf zurück, streckte die Rechte aus und bewegte sie, die Handfläche nach oben, nochmals kurz und ungeduldig in der Luft hin und her.

„Ich erwarte eine Erklärung, eine Rechtfertigung, Herr Generalarzt," sagte er mit vor Gereiztheit schwankender Stimme. „Sie werden die Güte haben, mir Rede zu stehen. Was ist das mit dem Arm des Kindes?"

Der Leibarzt hob ein wenig die Arme — eine schwache Geste der Ohnmacht und der Schuldlosigkeit. Er sagte:

„Geruhen Königliche Hoheit ... Ein unglücklicher Zufall. Ungünstige Umstände während der Schwangerschaft Ihrer Königlichen Hoheit ..."

„Das sind Phrasen!" Der Großherzog war so erregt, daß er eine Rechtfertigung nicht einmal wünschte, sie geradezu verhinderte. „Ich bemerke Ihnen,

mein Herr, daß ich außer mir bin. Unglücklicher Zufall! Sie hatten unglückliche Zufälle hintanzuhalten ..."

Der Generalarzt stand in halber Verneigung da und sprach mit unterwürfig gesenkter Stimme auf den Fußboden hinab.

„Ich bitte gehorsamst, erinnern zu dürfen, daß ich zum wenigsten nicht allein die Verantwortung trage. Geheimrat Grasanger hat Ihre königliche Hoheit untersucht — eine gynäkologische Autorität ... Aber niemanden kann in diesem Falle Verantwortung treffen ..."

„Niemanden ... Ah! Ich erlaube mir, Sie verantwortlich zu machen ... Sie stehen mir ein ... Sie haben die Schwangerschaft überwacht, die Entbindung geleitet. Ich habe auf die Kenntnisse gebaut, die Ihrem Range entsprechen, Herr Generalarzt, ich habe in Ihre Erfahrung Vertrauen gesetzt. Ich bin schwer getäuscht, schwer enttäuscht. Der Erfolg Ihrer Gewissenhaftigkeit besteht darin, daß ein ... krüppelhaftes Kind ins Leben tritt ..."

„Wollen Königliche Hoheit allergnädigst erwägen ..."

„Ich habe erwogen. Ich habe gewogen und zu leicht befunden. Ich danke!"

Generalarzt Eschrich entfernte sich rückwärts, in gebeugter Haltung. Im Vorzimmer zuckte er die Achseln, sehr rot im Gesicht. Der Großherzog schritt wieder in der „Bibliothek" auf und ab, knarrend in seinem fürstlichen Zorn, unbillig, unbelehrt und töricht in seiner Einsamkeit. Sei es aber, daß er den Leibarzt noch weiter zu kränken wünschte oder daß er es bereute, sich selbst um jede Aufklärung gebracht zu haben, — nach zehn Minuten trat das Unerwartete ein, daß der Großherzog durch Herrn von Lichterloh den jungen Doktor Sammet zu sich in die „Bibliothek" befehlen ließ.

Der Doktor, als er die Nachricht empfing, sagte wieder: „Ganz gern ... ganz gern ..." und verfärbte sich sogar ein wenig, benahm sich dann aber ausgezeichnet. Zwar beherrschte er die Form nicht völlig und verbeugte sich zu früh, schon in der Tür, so daß der Adjutant diese nicht hinter ihm schließen konnte und ihm die Bitte zuraunen mußte, weiter vorzutreten; dann aber stand er frei und angenehm da und antwortete befriedigend, obgleich er die Gewohnheit zeigte, beim Sprechen ein wenig schwer, mit zögernden Vorlauten anzusetzen und häufig, wie zu schlichter Bekräftigung, ein „Ja" zwischen seinen Sätzen einzuschalten. Er trug sein dunkelblondes Haar bürstenartig beschnitten und den Schnurrbart sorglos hängend. Kinn und Wangen waren sauber rasiert und ein wenig wund davon. Er hielt den Kopf leicht seitwärts geneigt, und der Blick seiner grauen Augen sprach von Klugheit und tätiger Sanftmut. Seine Nase, zu flach auf den Schnurrbart abfallend, deutete auf seine Herkunft hin. Er hatte zum Frack eine schwarze Halsbinde angelegt, und seine gewichsten Stiefel waren von ländlichem Zuschnitt. Eine Hand an seiner silbernen Uhr-

kette, hielt er den Ellenbogen dicht am Oberkörper. Redlichkeit und Sachlichkeit waren in seiner Erscheinung ausgedrückt; sie erweckte Vertrauen.

Der Großherzog redete ihn ungewöhnlich gnädig an, ein wenig in der Art eines Lehrers, der einen schlechten Schüler gescholten hat und sich mit plötzlicher Milde zu einem anderen wendet.

„Herr Doktor, ich habe Sie bitten lassen ... Ich wünsche Auskunft von Ihnen inbetreff dieser Erscheinung an dem Körper des neugeborenen Prinzen ... Ich nehme an, daß sie Ihnen nicht entgangen ist ... Ich stehe vor einem Rätsel ... einem äußerst schmerzlichen Rätsel ... Mit einem Wort, ich bitte um Ihre Ansicht." Und der Großherzog, die Stellung wechselnd, endete mit einer vollkommen schönen Handbewegung, die dem Doktor das Wort ließ.

Dr. Sammet sah ihm still und aufmerksam zu, wartete gleichsam ab, bis der Großherzog mit seinem ganzen fürstlichen Benehmen fertig war. Dann sagte er:

„Ja. — Es handelt sich also um einen Fall, der zwar nicht allzuhäufig eintritt, der uns aber doch wohl bekannt und vertraut ist. Ja. Es ist im wesentlichen ein Fall von Atrophie ..."

„Ich muß bitten ... ‚Atrophie' ..."

„Verzeihung, Königliche Hoheit. Ich meine von Verkümmerung. Ja."

„Sehr richtig. Verkümmerung. Das trifft zu. Die linke Hand ist verkümmert. Aber das ist unerhört! Ich begreife das nicht! Niemals ist dergleichen in meiner Familie vorgekommen! Man spricht neuerdings von Vererbung ..."

Wieder betrachtete der Doktor still und aufmerksam diesen entrückten und gebietenden Herrn, zu dem ganz kürzlich die Kunde gedrungen war, daß man neuerdings von Vererbung spreche. Er antwortete einfach:

„Verzeihung, Königliche Hoheit; aber von Vererbung kann in dem vorliegenden Fall auch gar nicht die Rede sein."

„Ach! Wirklich nicht!" sagte der Großherzog ein wenig spöttisch. „Ich empfinde das als Genugtuung. Aber wollen Sie mir freundlichst sagen, wovon denn eigentlich die Rede sein kann."

„Ganz gern, Königliche Hoheit. Die Mißbildung hat eine rein mechanische Ursache, ja. Sie ist bewirkt worden durch eine mechanische Hemmung während der Entwicklung des Fruchtkeimes. Solche Mißbildungen nennen wir Hemmungsbildungen, ja."

Der Großherzog horchte mit einem ängstlichen Ekel; er fürchtete sichtlich die Wirkung jedes neuen Wortes auf seine Empfindlichkeit. Er hielt die Brauen zusammengezogen und den Mund geöffnet; seine beiden in den Bart verlaufenden Furchen schienen noch tiefer dadurch. Er sagte:

„Hemmungsbildungen ... Aber wie in aller Welt ... ich kann nicht zweifeln, daß jede Sorgfalt angewandt worden ist ..."

„Hemmungsbildungen", antwortete Dr. Sammet, „können auf verschiedene Weise entstehen. Aber man kann mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß in unserem Falle . . . in diesem Falle das Amnion die Schuld trägt."

„Ich muß bitten . . . ‚Das Amnion' . . ."

„Das ist eine der Eihäute, Königliche Hoheit. Ja. Und unter gewissen Umständen kann sich die Abhebung dieser Eihaut vom Embryo verzögern und so schwerfällig vor sich gehen, daß sich Fäden und Stränge zwischen beiden ausziehen . . . amniotische Fäden, wie wir sie nennen, ja. Diese Fäden können gefährlich werden, denn sie können ganze Gliedmaßen des Kindes umschlingen und umschnüren, können zum Beispiel einer Hand völlig die Lebenswege unterbinden und sie allenfalls amputieren, ja."

„Mein Gott . . . amputieren. Man muß also noch dankbar sein, daß es nicht zu einer Amputation der Hand gekommen ist?"

„Das hätte geschehen können. Ja. Aber es hat mit einer Abschnürung und infolge davon mit einer Atrophie sein Bewenden gehabt."

„Und das war nicht zu erkennen, nicht vorauszusehen, nicht zu verhindern?"

„Nein, Königliche Hoheit. Durchaus nicht. Es steht ganz fest, daß niemanden irgendwelches Verschulden trifft. Solche Hemmungen tun im Verborgenen ihr Werk. Wir sind ohnmächtig ihnen gegenüber. Ja."

„Und die Mißbildung ist unheilbar? Die Hand wird verkümmert bleiben?"

Dr. Sammet zögerte, er sah den Großherzog gütig an.

„Ein völliger Ausgleich wird sich nicht herstellen, das nicht", sagte er behutsam. „Aber auch die verkümmerte Hand wird sich doch verhältnismäßig ein wenig entwickeln, o ja, das immerhin . . ."

„Wird sie brauchbar sein? Gebrauchsfähig? Beispielsweise... zum Halten des Zügels oder zu Handbewegungen, wie man sie macht . . ."

„Brauchbar . . . ein wenig . . . Vielleicht nicht sehr. Auch ist ja die rechte Hand da, die ganz gesund ist."

„Wird es sehr sichtbar sein?" fragte der Großherzog und forschte sorgenvoll in Dr. Sammets Gesicht... „Sehr auffällig? Wird es die Gesamterscheinung sehr beeinträchtigen, meinen Sie?"

„Viele Leute", antwortete Dr. Sammet ausweichend, „leben und wirken unter schwereren Beeinträchtigungen. Ja."

Der Großherzog wandte sich ab und tat einen Gang durch das Gemach. Dr. Sammet machte ihm ehrerbietig Platz dazu, indem er sich bis zur Tür zurückzog. Schließlich nahm der Großherzog wieder am Schreibtisch Stellung und sagte:

„Ich bin nun unterrichtet, Herr Doktor; ich danke für Ihren Vortrag. Sie verstehen ihre Sache, das ist keine Frage. Warum leben Sie in Grimmburg? Warum praktizieren Sie nicht in der Residenz?"

„Ich bin noch jung, Königliche Hoheit, und bevor ich mich in der Hauptstadt einer Spezialpraxis widme, möchte ich mich einige Jahre lang recht vielseitig beschäftigen, auf alle Weise üben und umtun. Dazu bietet ein Landstädtchen wie Grimmburg die beste Gelegenheit. Ja."

„Sehr ernst, sehr respektabel. Welchem Spezialgebiet denken Sie sich später zuzuwenden?"

„Den Kinderkrankheiten, Königliche Hoheit. Ich beabsichtige, Kinderarzt zu werden. Ja."

„Sie sind Jude?" fragte der Großherzog, indem er den Kopf zurückwarf und die Augen zusammenkniff . . .

„Ja, Königliche Hoheit".

„Ah. — Wollen Sie mir noch die Frage beantworten ... Haben Sie Ihre Herkunft je als ein Hindernis auf Ihrem Wege, als Nachteil im beruflichen Wettstreit empfunden? Ich frage als Landesherr, dem die bedingungslose und private, nicht nur amtliche, Geltung des paritätischen Prinzips besonders am Herzen liegt."

„Jedermann im Großherzogtum", antwortete Dr. Sammet, „hat das Recht, zu arbeiten." Aber dann sagte er noch mehr, setzte beschwerlich an, ließ ein paar zögernde Vorlaute vernehmen, indem er auf eine linkisch leidenschaftliche Art seinen Ellenbogen wie einen kurzen Flügel bewegte und fügte mit gedämpfter, aber innerlich eifriger und bedrängter Stimme hinzu:

„Kein gleichstellendes Prinzip, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, wird je verhindern können, daß sich inmitten des gemeinsamen Lebens Ausnahmen und Sonderformen erhalten, die in einem erhabenen oder anrüchigen Sinne vor der bürgerlichen Norm ausgezeichnet sind. Der Einzelne wird gut tun, nicht nach der Art seiner Sonderstellung zu fragen, sondern in der Auszeichnung das Wesentliche zu sehen und jedenfalls eine außerordentliche Verpflichtung daraus abzuleiten. Man ist gegen die regelrechte und darum bequeme Mehrzahl nicht im Nachteil, sondern im Vorteil, wenn man eine Veranlassung mehr, als sie, zu ungewöhnlichen Leistungen hat. Ja. Ja", wiederholte Dr. Sammet. Es war die Antwort, die er mit zweimaligem Ja bekräftigte.

„Gut . . . nicht übel, sehr bemerkenswert wenigstens", sagte der Großherzog abwägend. Etwas Vertrautes, aber auch etwas wie eine Ausschreitung schien ihm in Dr. Sammets Worten zu liegen. Er verabschiedete den jungen Mann mit den Worten:

„Lieber Doktor, meine Zeit ist gemessen. Ich danke Ihnen. Diese Unterredung — von ihrer peinlichen Veranlassung abgesehen — hat mich sehr befriedigt. Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen das Albrechtskreuz dritter Klasse mit der Krone zu verleihen. Ich werde mich Ihrer erinnern. Ich danke."

Dies war das Gespräch des Grimmburger Arztes mit dem Großherzog.

Ganz kurz darauf verließ Johann Albrecht die Burg und kehrte mit Extrazug in die Residenz zurück, hauptsächlich um sich der festlich bewegten Bevölkerung zu zeigen, dann aber auch, um im Stadtschloß mehrere Audienzen zu erteilen. Es stand fest, daß er abends auf die Stammburg zurückkehren und für die nächsten Wochen dort Wohnung nehmen würde.

Alle Herren, welche sich zu der Entbindung auf Grimmburg eingefunden hatten und nicht zum Hofstaat der Großherzogin gehörten, wurden ebenfalls von dem Extrazuge der unrentablen Lokalbahn aufgenommen und fuhren zum Teil in unmittelbarer Gesellschaft des Monarchen. Aber den Weg von der Burg zur Station legte der Großherzog allein mit dem Staatsminister von Knobelsdorff im offenen Landauer zurück, einem der braun lackierten Hofwagen mit der kleinen goldenen Krone am Schlage. Die grünen Federn auf dem Hute des Leibjägers vorn flatterten im Sommerwinde. Johann Albrecht war ernst und stumm auf dieser Fahrt, zeigte sich bedrückt und grämlich; und obgleich Herr von Knobelsdorff wußte, daß der Großherzog es auch im intimen Verkehr schlecht ertrug, daß man ungefragt und ohne Aufforderung das Wort an ihn richte, so unternahm er es endlich doch, das Schweigen zu brechen.

„Königliche Hoheit", sagte er bittend, „scheinen sich die kleine Anomalie, die man am Körper des Prinzen ausfindig gemacht hat, so sehr zu Herzen zu nehmen . . . dennoch sollte man glauben, daß an diesem Tage die Beweggründe zur Freude und stolzen Dankbarkeit so sehr überwiegen . . ."

„Ach lieber Knobelsdorff", antwortete Johann Albrecht gereizt und beinahe weinerlich, „Sie werden mir meine Verstimmung nachsehen, Sie werden nicht geradezu verlangen, daß ich trällere. Ich sehe keinerlei Veranlassung dazu. Die Großherzogin befindet sich wohl — nun gewiß. Und das Kind ist ein Knabe — nochmals gut. Aber da kommt es nun mit einer Atrophie zur Welt, einer Hemmungsbildung, veranlaßt durch amniotische Fäden. Niemand hat Schuld daran, es ist ein Unglück. Aber die Unglücksfälle, an denen niemand schuld ist, das sind die eigentlich schrecklichen Unglücksfälle, und der Anblick des Fürsten soll seinem Volke andere Empfindungen erwecken, als Mitleid. Der Erbgroßherzog ist zart, man muß beständig für ihn fürchten. Es war ein Wunder, daß er vor zwei Jahren die Rippenfellentzündung überstand, und es wird nicht viel weniger als ein Wunder sein, wenn er zu Jahren gelangt. Nun schenkt mir der Himmel einen zweiten Sohn, — er scheint kräftig, aber er kommt mit einer Hand zur Welt. Die andere ist verkümmert, unbrauchbar, eine Mißbildung, er muß sie verstecken. Welche Erschwerung! Welch Hindernis! Er muß es beständig vor der Welt bravieren. Man wird es allmählich bekannt machen müssen, damit es bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten nicht allzu anstößig wirkt. Nein, ich komme noch nicht hinweg darüber. Ein Prinz mit einer Hand . . ."

„Mit einer Hand", sagte Herr von Knobelsdorff. „Sollten Königliche Hoheit diese Wendung mit Absicht wiederholen?"

„Mit Absicht?"

„Also nicht? . . . Denn der Prinz hat ja zwei Hände, nur daß die eine verkümmert ist und daß man, wenn man will, also sagen kann, es sei ein Prinz mit einer Hand."

„Nun also?"

„Und daß man also fast wünschen müßte, nicht Eurer Königlichen Hoheit zweiter Sohn sondern der unter der Krone Geborene möchte der Träger dieser kleinen Mißgestaltung sein."

„Was sagen Sie da?"

„Nun, Königliche Hoheit werden mich auslachen; aber ich denke an die Zigeunerin."

„Die Zigeunerin? Ich bin geduldig, lieber Baron!"

„An die Zigeunerin — Verzeihung! — die das Erscheinen eines Fürsten aus Eurer Königlichen Hoheit Haus — eines Fürsten ‚mit einer Hand' — das ist die überlieferte Wendung vor — hundert Jahren geweissagt — und an das Erscheinen dieses Fürsten eine gewisse, sonderbar formulierte Verheißung geknüpft hat."

Der Großherzog wandte sich im Fond und blickte stumm in Herrn von Knobelsdorffs Augen, an deren äußeren Winkeln die strahlenförmigen Fältchen spielten.

„Sehr unterhaltend!" sagte er dann und setzte sich wieder zurecht.

„Prophezeiungen," fuhr Herr von Knobelsdorff fort, „pflegen sich in der Weise zu erfüllen, daß Umstände eintreten, die man, einigen guten Willen vorausgesetzt, in ihrem Sinne deuten kann. Und gerade durch die großzügige Fassung jeder rechten Weissagung wird das sehr erleichtert. ‚Mit einer Hand', — das ist guter Orakelstil. Die Wirklichkeit bringt einen mäßigen Fall von Atrophie. Aber damit, daß sie das tut, ist viel geschehen, denn wer hindert mich, wer hindert das Volk, die Andeutung für das Ganze zu nehmen und den bedingenden Teil der Weissagung für erfüllt zu erklären? Das Volk wird es tun und zwar spätestens dann, wenn auch das Weitere, die eigentliche Verheißung sich irgend bewahrheiten sollte, es wird reimen und deuten, wie es das immer getan hat, um erfüllt zu sehen, was geschrieben steht. Ich sehe nicht klar, — der Prinz ist zweitgeboren, er wird nicht regieren, die Meinung des Schicksals ist dunkel. Aber der einhändige Prinz ist da — und so möge er uns denn geben, so viel er vermag."

Der Großherzog schwieg, im Innern durchschauert von dynastischen Träumereien.

„Nun, Knobelsdorff, ich will Ihnen nicht böse sein. Sie wollen mich

trösten, und Sie machen Ihre Sache nicht übel. Aber man nimmt uns in Anspruch . . ."

Die Luft schwang von entferntem, vielstimmigem Hochgeschrei. Grimmburger Publikum staute sich schwärzlich an der Station hinter dem Kordon. Amtliche Personen standen in Erwartung der Equipagen einzeln davor. Man bemerkte den Bürgermeister, wie er den Zylinder lüftete, sich mit einem bedruckten Schnupftuch die Stirn trocknete und einen Zettel vor die Augen führte, dessen Inhalt er memorierte. Johann Albrecht nahm die Miene an, mit der er die schlichte Ansprache entgegennehmen und kurz und gnädig beantworten würde: „Mein lieber Herr Bürgermeister . . ." Das Städtchen war beflaggt; seine Glocken läuteten.

Alle Glocken der Hauptstadt läuteten. Und abends war Freudenbeleuchtung dort, ohne besondere Aufforderung von seiten des Magistrats, aus freien Stücken, — große Illumination in allen Bezirken der Stadt.

## Das Land

Das Land maß achttausend Quadratkilometer und zählte eine Million Einwohner.

Ein schönes, stilles, unhastiges Land. Die Wipfel seiner Wälder rauschten verträumt; seine Äcker dehnten und breiteten sich, treu bestellt; sein Gewerbewesen war unentwickelt bis zur Dürftigkeit.

Es besaß Ziegeleien, es besaß ein wenig Salz- und Silberbergbau — das war fast alles. Man konnte allenfalls noch von einer Fremdenindustrie reden, aber sie schwunghaft zu nennen, wäre kühn gewesen. Die alkalischen Heilquellen, die in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt dem Boden entsprangen und den Mittelpunkt freundlicher Badeanlagen bildeten, machten die Residenz zum Kurort. Aber während das Bad um den Ausgang des Mittelalters von weither besucht gewesen war, hatte sich später sein Ruf verloren, war von den Namen anderer übertönt und in Vergessenheit gebracht worden. Die gehaltvollste seiner Quellen, Ditlindenquelle genannt, ungewöhnlich reich an Lithiumsalzen, hatte man erst kürzlich, unter der Regierung Johann Albrechts III., erschöpft. Und da es an einem nachdrücklichen und hinlänglich marktschreierischen Betriebe fehlte, war es noch nicht gelungen, ihr Wasser in der Welt zu Ehren zu bringen. Man versandte hunderttausend Flaschen davon im Jahr, — eher weniger als mehr. Und nicht viele Fremde reisten herbei, um es an Ort und Stelle zu trinken . . .

Alljährlich war im Landtage von „wenig" günstigen finanziellen Ergebnissen der Verkehrsanstalten die Rede, womit ein durchaus und vollständig ungünstiges Ergebnis bezeichnet und festgestellt werden sollte, daß die Lokalbahnen sich nicht rentierten und die Eisenbahnen nichts abwarfen, — betrübende, aber unabänder-

liche und eingewurzelte Tatsachen, die der Verkehrsminister in lichtvollen, aber immer wiederkehrenden Ausführungen mit den friedlichen kommerziellen und gewerblichen Verhältnissen des Landes sowie mit der Unzulänglichkeit der heimischen Kohlenlager erklärte. Krittler fügten dem etwas von mangelhaft organisierter Verwaltung der staatlichen Verkehrsanstalten hinzu. Aber Widerspruchsgeist und Verneinung waren nicht stark im Landtage; eine schwerfällige und treuherzige Loyalität war unter den Volksvertretern die vorherrschende Stimmung.

Die Eisenbahnrente stand also unter den Staatseinkünften privatwirtschaftlicher Natur keineswegs an erster Stelle; an erster Stelle stand in diesem Wald- und Ackerlande seit alters die Forstrente. Daß auch sie gesunken, in einem erschreckenden Maße zurückgegangen war, das zu rechtfertigen hatte größere Schwierigkeiten, wiewohl nur zu ausreichende Gründe dafür vorhanden waren.

Das Volk liebte seinen Wald. Es war ein blonder und gedrungener Typ mit blauen, grübelnden Augen und breiten, ein wenig zu hoch sitzenden Wangenknochen, ein Menschenschlag, sinnig und bieder, gesund und rückständig. Es hing an dem Wald seines Landes mit den Kräften seines Gemütes, er lebte in seinen Liedern, er war den Künstlern, die es hervorbrachte, Ursprung und Heimat ihrer Eingebungen, und nicht nur im Hinblick auf Gaben des Geistes und der Seele, die er spendete, war er füglich der Gegenstand volkstümlicher Dankbarkeit. Die Armen lasen ihr Brennholz im Walde, er schenkte es ihnen, sie hatten es frei. Sie gingen gebückt, sie sammelten allerlei Beeren und Pilze zwischen seinen Stämmen und hatten ein wenig Verdienst davon. Das war nicht alles. Das Volk sah ein, daß sein Wald auf die Witterungsbeschaffenheit und gesundheitlichen Verhältnisse des Landes vom entscheidendsten günstigen Einfluß war; es wußte wohl, daß ohne den prächtigen Wald in der Umgebung der Residenz der Quellengarten dort draußen sich wahrscheinlich nie mit zahlenden Fremden füllen würde; und kurz, dies nicht sehr betriebsame und fortgeschrittene Volk hätte begreifen müssen, daß der Wald den wichtigsten Vorzug, den auf jede Art ergiebigsten Stammsitz des Landes bedeutete.

Dennoch hatte man sich am Walde versündigt, gefrevelt daran seit Jahren und Menschenaltern. Der großherzoglichen Staatsforstverwaltung waren die schwersten Vorwürfe nicht zu ersparen. Dieser Behörde gebrach es an der politischen Einsicht, daß der Wald als ein unveräußerliches Gemeingut erhalten und bewahrt werden mußte, wenn er nicht nur den gegenwärtigen, sondern auch den kommenden Geschlechtern Nutzen gewähren sollte, und daß es sich rächen mußte, wenn man ihn, uneingedenk der Zukunft, zugunsten der Gegenwart maßlos und kurzsichtig ausbeutete.

Das war geschehen und geschah noch immer. Erstens hatte man große Flächen des Waldbodens in ihrer Fruchtbarkeit erschöpft, indem man sie beständig in

übertriebener und planloser Weise ihres Streudüngers beraubt hatte. Man war darin wiederholt so weit gegangen, daß man da und dort nicht nur die jüngst gefallene Nadel- und Laubdecke, sondern den größten Teil des Abfalls von Jahren teils als Streu, teils als Humus entfernt und der Landwirtschaft überliefert hatte. Es gab viele Forsten, die von aller Fruchterde entblößt waren; es gab solche, die infolge Streurechens zu Krüppelbeständen entartet waren; und das war bei Gemeindewaldungen sowohl wie bei Staatswaldungen zu beobachten.

Wenn man diese Nutzungen vorgenommen hatte, um einem augenblicklichen Notstand der Landwirtschaft abzuhelfen, so waren sie schlecht und recht zu entschuldigen gewesen. Aber obgleich es nicht an Stimmen fehlte, die einen auf die Verwendung von Waldstreu gegründeten Ackerbau für unratsam, ja gefährlich erklärten, so trieb man den Streuhandel auch ohne besonderen Anlaß aus rein fiskalischen Gründen, wie man sagte, aus Gründen also, die bei Lichte betrachtet nur ein Grund und Zweck waren, der nämlich, Geld zu machen. Denn das Geld war's, woran es fehlte. Aber um welches zu schaffen, vergriff man sich unablässig am Kapital, bis der Tag kam, da man mit Schrecken ersah, daß eine ungeahnte Entwertung dieses Kapitales eingetreten sei.

Man war ein Bauernvolk, und in einem verkehrten, künstlichen und unangemessenen Eifer glaubte man zeitgemäß sein und rücksichtslosen Geschäftsgeist an den Tag legen zu müssen. Ein Merkmal war die Milchwirtschaft . . . es ist hier ein Wort darüber zu sagen. Klage ward laut, zumal in den amtsärztlichen Jahresberichten, daß ein Rückgang in der Ernährungsweise und also in der körperlichen Entwicklung der ländlichen Bevölkerung zu beobachten sei. Wie das? Die Viehbesitzer waren versessen darauf, alle verfügbare Vollmilch zu Gelde zu machen. Die gewerbliche Ausbildung der Milchverwertung, die Entwicklung und Ergiebigkeit des Molkereiwesens verlockte sie, das Bedürfnis des eigenen Haushaltes hintanzustellen. Die kräftige Milchnahrung ward selten auf dem Lande, und an ihre Stelle trat mehr und mehr der Genuß von gehaltarmer Magermilch, von minderwertigen Ersatzmitteln, Pflanzenfetten und leider auch von weingeisthaltigen Getränken. Die Krittler sprachen von einer Unterernährung, ja geradezu von einer körperlichen und sittlichen Entkräftung der Landbevölkerung, sie brachten die Tatsachen vor die Kammer, und die Regierung versprach, der Sache ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Aber es war allzu klar, daß die Regierung im Grund von demselben Geiste beseelt war, wie die irregeführten Viehbesitzer. Im Staatswalde nahmen die Überhauungen kein Ende, sie waren nicht wieder einzubringen und bedeuteten eine fortschreitende Minderung des öffentlichen Besitzstandes. Sie mochten zuweilen nötig gewesen sein, wenn Schädlinge den Wald heimgesucht hatten, aber oft genug waren sie einzig und allein aus den angeführten fiskalischen Gründen verfügt worden, und statt die aus den Fällungen erzielten Einnahmen zum An-

kaufe neuer Forstgrundstücke zu benutzen, statt auch nur die abgehauenen Flächen so rasch als möglich wieder aufzuforsten; statt, mit einem Worte, den Schaden, der dem Staatswalde an seinem Kapitalwert entzogen war, auch an seinem Kapitalwerte wieder gut zu machen, hatte man die flüssig gemachten Gelder zur Deckung laufender Ausgaben und zur Einlösung von Schuldverschreibungen verbraucht. Nun schien gewiß, daß eine Verringerung der Staatsschuld nur zu wünschenswert sei; aber die Krittler meinten, die Zeiten seien nicht danach angetan, daß man außerordentliche Einkünfte zur Speisung der Tilgungskasse verwenden dürfe.

Wer kein Interesse daran hatte, die Dinge zu beschönigen, mußte die Staatsfinanzen zerrüttet nennen. Das Land trug sechshundert Millionen Schulden, — es schleppte daran mit Geduld, mit Opfermut, aber mit innerlichem Seufzen. Denn die Bürde, an sich viel zu schwer, wurde verdreifacht durch eine Höhe des Zinsfußes und durch Rückzahlungsbedingungen, wie sie einem Lande mit erschüttertem Kredit vorgeschrieben werden, dessen Obligationen tief, tief im Kurse stehen, und das in der Welt der Geldgeber beinahe schon unter die „interessanten" Länder gerechnet wird.

Die Reihe der schlechten Finanzperioden war unabsehbar. Die Ära der Fehlbeträge schien ohne Anfang und Ende. Und eine Mißwirtschaft, an der durch häufigen Personenwechsel nichts gebessert wurde, sah im Borgen die alleinige Heilmethode gegen das schleichende Leiden. Noch Finanzminister von Schröder, dessen reiner Charakter und edle Absichten nicht in Zweifel gezogen werden sollen, erhielt vom Großherzog dafür den persönlichen Adel, daß er unter den schwierigsten Umständen eine neue hochverzinsliche Anleihe zu plazieren gewußt hatte. Er war von Herzen auf eine Hebung des Staatskredits bedacht; aber da er sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er neue Schulden machte, während er alte tilgte, so erwies sich sein Verfahren als ein wohlgemeintes aber kostspieliges Blendwerk. Denn beim gleichzeitigen Aufkauf und Verkauf von Schuldscheinen zahlte man einen höheren Preis als man erhielt, und dabei gingen Millionen verloren.

Es war, als ob dies Volk nicht imstande sei, einen Finanzmann von irgend zulänglicher Begabung aus seiner Mitte emporzuheben. Anstößige Praktiken und Vertuschungsmittelchen waren zuzeiten im Schwange. In der Aufstellung des Budgets war der ordentliche vom außerordentlichen Staatsbedarf nicht mehr klar zu unterscheiden. Man spielte ordentliche Posten unter die außerordentlichen und täuschte sich selbst und die Welt über den wahren Stand der Dinge, indem man Anleihen, die vorgeblich für außerordentliche Zwecke gemacht waren, zur Deckung eines Defizits im ordentlichen Etat verwandte . . . Eine Zeitlang war tatsächlich der Inhaber des Finanz-Portefeuilles ein ehemaliger Hofmarschall.

Dr. Krippenreuther, der gegen Ende der Regierung Johann Albrechts des

Dritten ans Ruder kam, war derjenige Minister, welcher, gleich Herrn von Schröder von der Notwendigkeit eifriger Schuldentilgung überzeugt, im Parlament eine letzte und äußerste Anspannung des Steuerdruckes durchsetzte. Aber das Land, steueruntüchtig von Natur, stand an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit, und Krippenreuther erntete lediglich Haß. Was er vornahm, war nichts als eine Vermögensübertragung von einer Hand in die andere, die sich obendrein mit Verlust vollzog; denn mit der Steuererhöhung lud man der heimischen Volkswirtschaft eine Last auf, die schwerer und unmittelbarer drückte, als jene, die man ihr durch die Schuldentilgung abnahm . . .

Wo also war Abhilfe und Heilung? Ein Wunder, schien es, sei nötig — und, bis es geschähe, die unerbittlichste Sparsamkeit. Das Volk war fromm und treu, es liebte seine Fürsten wie sich selbst, es war von der Erhabenheit der monarchischen Idee durchdrungen, es sah einen Gottesgedanken darin. Aber die wirtschaftliche Beklemmung war zu peinlich, zu allgemein fühlbar. Zum Unbelehrtesten redeten die abgeholzten und verkrüppelten Waldbestände eine klägliche Sprache. Und so hatte es geschehen können, daß im Landtage wiederholt auf Abstriche an der Zivilliste, auf Verkürzung der Apanagen und der Krondotation gedrungen worden war.

Die Zivilliste betrug eine halbe Million, die Einkünfte aus dem der Krone zu eigen gebliebenen Domanialbesitz beliefen sich auf siebenhundertundfünfzigtausend Mark. Das war alles. Und der Hof war verschuldet, — in welchem Maße, das wußte vielleicht Graf Trümmerhauff, der großherzogliche Finanzdirektor, ein formvoller, aber für geschäftliche Dinge ganz und gar unbegabter Herr. Johann Albrecht wußte es nicht, gab sich wenigstens den Anschein, es nicht zu wissen und befolgte darin genau das Beispiel seiner Vorfahren, die ihre Schulden selten einer mehr als flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt hatten.

Der ehrfürchtigen Gesinnung des Volkes entsprach ein außerordentliches Hoheitsgefühl seiner Fürsten, das zuweilen schwärmerische, ja überreizte Formen angenommen und sich am sichtbarsten und — bedenklichsten zu allen Zeiten als ein Hang zum Aufwand und zur rücksichtslosen, die Hoheit sinnfällig darstellenden Prunkentfaltung geäußert hatte. Ein Grimmburger hatte ausdrücklich den Beinamen des „Üppigen" geführt, — verdient hätten ihn fast alle. Und so war die Verschuldung des Hauses eine geschichtliche und altüberlieferte Verschuldung, die in jene Zeiten zurückwies, wo noch alle Anleihen Privatangelegenheiten der Souveräne gewesen waren, und wo Johann der Gewalttätige, um ein Darlehen zu erhalten, die Freiheit angesehener Untertanen verpfändet hatte.

Das war vorbei; und Johann Albrecht III., seinen Trieben nach ein echtgeborener Grimmburger, war schlechterdings nicht mehr in der Lage, diesen Trieben freien Lauf zu lassen. Seine Väter hatten mit dem Familienvermögen gründlich aufgeräumt, es war gleich Null oder glich nicht viel mehr, es war für

den Bau von Lustschlössern, mit französischen Namen und Marmorkolonnaden, für Parks mit Wasserkünsten, für pomphafte Oper und jederlei goldene Schaustellung aufgegangen. Man mußte rechnen, und sehr gegen die Neigung des Großherzogs, ja ohne sein Zutun, war die Hofhaltung allmählich auf kleineren Fuß gesetzt worden.

Über die Lebensführung der Prinzessin Katharina, der Schwester des Großherzogs, sprach man in der Residenz in gerührtem Tone. Sie war mit einem Cognaten des im Nachbarlande regierenden Hauses vermählt gewesen, war, verwitwet, in die Hauptstadt ihres Bruders zurückgekehrt und bewohnte mit ihren rotköpfigen Kindern das ehemalige erbgroßherzogliche Palais an der Albrechtstraße, vor dessen Portal den ganzen Tag mit Kugelstab und Bandalier ein riesiger Türhüter in prahlerischer Haltung stand, und in dessen Innerem es so außerordentlich gemäßigt zuging . . .

Prinz Lambert, des Großherzogs Bruder, kam wenig in Betracht. Er lag mit seinen Geschwistern, die ihm seine Mißheirat nicht verziehen, in Unfrieden und ging kaum zu Hofe. Mit seiner Gemahlin, die ehemals ihre Pas auf der Bühne des Hoftheaters vollführt hatte und, nach dem Namen eines Gutes, das der Prinz besaß, den Titel einer Freifrau von Rohrdorf führte, lebte er in seiner Villa am Stadtgarten, und dem hageren Sportsmann und Theaterhabitué standen seine Schulden zu Gesichte. Er hatte sich seines Hoheitsscheines begeben, trat ganz als Privatmann auf, und wenn sein Hauswesen im Rufe einer liederlichen Dürftigkeit stand, so erregte das nicht viel Teilnahme.

Aber im alten Schlosse selbst hatten Veränderungen stattgefunden, Einschränkungen, die in Stadt und Land besprochen wurden und zwar zumeist in einem ergriffenen und schmerzlichen Sinne, denn im Grunde wünschte das Volk, sich stolz und herrlich dargestellt zu sehen. Man hatte um der Ersparnis willen verschiedene Oberhofämter in eines zusammengezogen, und seit mehreren Jahren war Herr von Bühl zu Bühl Oberhofmarschall, Oberzeremonienmeister und Hausmarschall in einer Person. Man hatte weitgehende Entlassungen im Offizendienst und der Hoflivree, unter den Fourieren, Büchsenspannern und Bereitern, den Hofköchen, und Konfektmeistern, den Kammer- und Hoflakaien vorgenommen. Man hatte den Bestand des Marstalles auf das Notwendigste herabgesetzt . . . Was verschlug das? Des Großherzogs Geldverachtung empörte sich gegen den Zwang in plötzlichen Ausbrüchen, und während die Bewirtung bei den Hoffestlichkeiten die äußerste Grenze erlaubter Einfachheit erreichte, während zum Souper am Schlusse der Donnerstag-Konzerte im Marmorsaal ohne Abwechslung nichts als Roastbeef in Remouladensauce und Gefrorenes auf den roten Sammetdecken der goldbeinigen Tischchen serviert wurde, während an des Großherzogs eigener von Wachskerzen strotzender Tafel, alltäglich gespeist wurde wie in einer mittleren Beamtenfamilie, warf

er trotzig die Einkunft eines Jahres für die Wiederherstellung der Grimmburg hin.

Aber unterdessen verfielen seine übrigen Schlösser. Herrn von Bühl standen einfach nicht die Mittel zur Verfügung, ihre Verwahrlosung zu hindern. Und doch war es schade um manche davon. Die, welche in der weiteren Umgebung der Residenz und draußen im Lande gelegen waren, diese zierlich üppigen, in Naturschönheit eingebetteten Refugien, deren kokette Namen auf Ruhe, Einsamkeit, Vergnügen, Zeitvertreib und Sorglosigkeit hindeuteten oder eine Blume, ein Kleinod bezeichneten, bildeten Ausflugsorte für die Residenzler und die Fremden, und warfen an Eintrittsgeldern dies und jenes ab, was zuweilen — nicht immer — für ihre Instandhaltung benutzt wurde. Bei denen jedoch, die in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt lagen, war das kaum der Fall. Da war das Empire-Schlößchen Eremitage, das am Rande der nördlichen Vorstadt so verschwiegen und anmutig-streng, aber längst unbewohnt und vernachlässigt inmitten seines wuchernden Parkes, der in den Stadtgarten überging, zu seinem kleinen, von Schlamm starrenden Teich hinüberblickte. Da war Schloß Delphinenort, welches, nur eine Viertelstunde Weges von dort, im nördlichen Teile des Stadtgartens selbst, der ehemals ganz der Krone gehört hatte, seine Ungepflegtheit, in einem ungeheuren viereckigen Springbrunnenbecken spiegelte: mit beiden stand es bejammernswert. Daß namentlich Delphinenort, dieses erlauchte Bauwerk, Frühbarock im Geschmack, mit dem vornehmen Säulenaufbau seines Portals, seinen hohen, in kleine, weiß gerahmte Scheiben geteilten Fenstern, seinen römischen Büsten in den Nischen, seinem splendiden Treppenaufgang, seiner ganzen gehaltenen Pracht auf immer, wie es schien, dem Verfall überlassen bleiben sollte, war der Schmerz aller Liebhaber baukünstlerischer Schönheit, und als es eines Tages infolge unvorhergesehener, ja abenteuerlicher Umstände wieder zu Ehren und Jugend gelangte, erweckte das in diesen Kreisen jedenfalls allgemeine Genugtuung . . . Übrigens war von Delphinenort in fünfzehn oder zwanzig Minuten der Quellengarten zu erreichen, der ein wenig nordwestlich zur Stadt gelegen und mit ihrem Zentrum durch eine direkte Trambahnlinie verbunden war.

In der Benutzung der großherzoglichen Familie standen allein Schloß Hollerbrunn, die Sommerresidenz, ein Trakt von weißen Gebäuden mit chinesischen Dächern, jenseits der Hügelkette, welche die Hauptstadt umringte, kühl und angenehm am Flusse gelegen und berühmt durch die Fliederhecken seines Parks; ferner Schloß Jägerpreis, das völlig in Epheu gehüllte Jagdhaus inmitten der westlichen Waldungen; und endlich das Stadtschloß selbst, das „Alte" genannt, obgleich es durchaus kein neues gab.

Es hieß so, ohne Vergleich, nur eben um seines Alters willen, und die Krittler fanden, daß seine Auffrischung dringlicher gewesen wäre, als die der Grimmburg.

Verblichenheit und Zerschlissenheit herrschte bis in die Räume hinein, die unmittelbar der Repräsentation und der hohen Familie zum Aufenthalt dienten, zu schweigen von den vielen unbewohnten und unbenutzten, die in den ältesten Gegenden des vielfältigen Gebäudes lagen und in denen es nichts als Erblindung und Fliegenschmutz gab. Seit einiger Zeit war dem Publikum der Zutritt versagt, — eine Maßnahme, die offenbar in Hinsicht auf den anstößigen Zustand des Schlosses getroffen war. Aber Leute, die Einblick hatten, Lieferanten und Personal, gaben an, daß aus mehr als einem stolzen und steifen Möbelstück das Seegras hervorgucke.

Das Schloß bildete zusammen mit der Hofkirche einen grauen, unregelmäßigen und unübersichtlichen Komplex mit Türmen, Galerien und Torwegen, halb Festung, halb Prunkgebäude. Verschiedene Zeitalter hatten an seiner Ausgestaltung gearbeitet, und große Partien waren baufällig, verwittert, schadhaft, zum Bröckeln geneigt. Es fiel steil ab zum westlichen, tiefer gelegenen Stadtteil, zugänglich von dort auf brüchigen, von rostigen Eisenstangen zusammengehaltenen Stufen. Aber dem Albrechtsplatz war das gewaltige, von kauernden Löwen bewachte Hauptportal zugewandt, zu dessen Häupten ein frommes, trotziges Wort: „Turris fortissima nomen Domini", halb nur noch leserlich, eingemeißelt stand. Hier war Wache und Schilderhaus, Ablösung, Trommeln, Parade und Auflauf von Gassenbuben . . .

Das Alte Schloß besaß drei Höfe, in deren Ecken sich schöne Treppentürme erhoben und zwischen deren Basaltfliesen übrigens meistens allzuviel Unkraut sproß. Aber inmitten des einen Hofes stand der Rosenstock, — stand dort von jeher in einem Beet, obgleich sonst keine gärtnerischen Anlagen vorhanden waren. Es war ein Rosenstock wie andere mehr, ein Kastellan wartete ihn, er ruhte im Schnee, er empfing Regen und Sonnenschein, und kam die Zeit, so trieb er Rosen. Es waren außerordentlich herrliche Rosen, edel geformt, mit dunkelrotsamtenen Blättern, eine Lust zu sehen und wahre Kunstwerke der Natur. Aber diese Rosen besaßen eine seltsame und schauerliche Eigentümlichkeit: sie dufteten nicht! Sie dufteten dennoch, aber aus unbekannten Gründen war es nicht Rosenduft, was sie ausströmten, sondern M o d e r duft, — ein leiser aber vollkommen deutlicher Duft nach Moder. Jedermann wußte das, es stand im Reiseführer, und die Fremden kamen in den Schloßhof, um sich mit eigener Nase davon zu überzeugen. Auch ging ein populäres Gerede, da oder dort stehe geschrieben, daß irgendwann einmal, an einem Tage der Freude und der öffentlichen Glückseligkeit, die Blüten des Rosenstockes auf die natürlichste und lieblichste Art zu duften beginnen würden.

Übrigens war es begreiflich und unvermeidlich, daß die Einbildungskraft des Volkes durch den sonderbaren Rosenstock gereizt wurde. Sie wurde es auf ähnliche Art durch die „Eulenkammer" im Alten Schlosse, die eine Polter-

kammer sein sollte. Sie lag an gänzlich unverfänglicher Stelle, nicht weit von den „Schönen Zimmern" und dem „Rittersaal", wo die Herren des Hofes sich zur großen Cour zu versammeln pflegten, und also in einem vergleichsweise neuen Teil des Gebäudes. Aber es sollte nicht geheuer dort sein und zwar insofern, als zuweilen ein Rumoren und Lärmen darin entstand, das außerhalb des Gemaches nicht zu vernehmen und dessen Ursprung unerfindlich war. Man schwor, daß es spukhafter Herkunft sei, und viele behaupteten, daß es sich vornehmlich vor wichtigen und entscheidenden Ereignissen in der großherzoglichen Familie bemerkbar mache, — ein ziemlich unbewiesenes Gemunkel, das selbstverständlich nicht ernster zu nehmen war, als andere volkstümliche Erzeugnisse einer historischen und dynastischen Stimmung, wie zum Beispiel eine gewisse dunkle Prophezeiung, die über hundert Jahre hinweg überliefert worden war und die in diesem Zusammenhange Erwähnung finden mag. Sie war von einer alten Zigeunerin ausgegangen und lautete dahin, daß durch einen Fürsten „mit einer Hand" dem Lande das größte Glück zuteil werden werde. „Er wird", hatte dies zottige Weib gesagt, „dem Land mit einer Hand mehr geben, als andere mit zweien nicht vermöchten." — So stand der Ausspruch aufgezeichnet, und so wurde er gelegentlich angeführt.

Aber um das Alte Schloß lag die Residenz, bestehend aus Altstadt und Neustadt, mit ihren öffentlichen Gebäuden, Monumenten, Brunnen und Anlagen, ihren Straßen und Plätzen, welche die Namen von Fürsten, Künstlern, verdienten Staatsmännern und ausgezeichneten Bürgern trugen, in zwei sehr ungleiche Hälften geteilt durch den mehrfach überbrückten Fluß, der in großer Schleife das südliche Ende des Stadtgartens umging und sich zwischen den umringenden Hügeln verlor . . . Die Stadt war Universität, sie besaß eine Hochschule, die nicht sehr besucht war und an der ein beschauliches und ein wenig altmodisches Gelehrtentum herrschte; — einzig der Professor für Mathematik, Geheimrat Klinghammer, genoß in der Welt der Wissenschaft bedeutenden Ruf . . . Das Hoftheater, wiewohl kärglich dotiert, hielt sich auf anständiger Höhe der Leistung . . . Es gab ein wenig musikalisches, literarisches und künstlerisches Leben . . . Einiger Zuzug von Fremden fand statt, die an der gemessenen Lebensführung, den geistigen Darbietungen der Residenz teilzunehmen wünschten, begüterte Kranke darunter, die dauernd die Villen in der Umgebung des Quellengartens bewohnten und als fähige Steuerzahler von Staat und Gemeinde in Ehren gehalten wurden . . .

Das war die Stadt; das war das Land. Das war die Lage.

(Fortsetzung folgt)

# Aus einem spanischen Tagebuch/ von Julius Meier-Graefe

An Bord des Cap Arcona, 3. April.

Man muß sich daran gewöhnen. Ich lief gestern den ganzen Tag auf Deck herum, wenn ich nicht auf dem mechanischen Kamel in der Turnhalle saß. Dies macht genau die Bewegung des Wüstentiers. Man kann sie sich schnell und langsam stellen. May und Jeanne sahen zu und fanden, daß ich sehr lächerlich aussehe. Hans und Mynheer wollen mich zum Skatspielen verführen. Diese Leutchen langweilen sich schon. Ich langweile mich garnicht. Möchte den ganzen Tag rennen und habe mich viermal massieren lassen. Morgens zum ersten Frühstück: Quäkergrütze, Sole frite, Ham and Eggs und zwei Orangen. Der Dampfer fährt nach Buenos Ayres. In der ersten Kajüte ist nicht viel los. Eine sehr schöne Spanierin mit einem noch schöneren Kinde. Beide haben Augen wie schwarze Kirschen. Das Auf- und Ablaufen gab ich schließlich auf, da ein widerlicher Mensch, Turnlehrer offenbar, auch immer auf und ab lief; Brust heraus, mit durchgedrückten Knien. In Boulogne kam ein französischer Botschaftssekretär mit einer um 25 Jahre jüngeren Frau und zwei Kindern an Bord. Er spielt Pferd mit den Kindern, an roten Klingelbändern, und trippelt mit so süßlichen Schrittchen hinterdrein und trillert Trilili! Der Diener läuft mit ebensolchen Schritten mit der Frau hinterher und trillert auch Trilili. Hübscher Kerl. Im Zwischendeck Auswanderer. Eine famose dicke Person. Das Gesicht mit einer Fülle von Epidermis, daß sie sich dreimal darin einwickeln könnte. Frau Rosa heißt sie, reist in Geschäften nach Buenos Ayres. Sitzt den ganzen Tag breit und majestätisch auf dem Hinterdeck. Zwei nicht schlecht gewachsene Mädchen, gegen Zwanzig, sind bei ihr. Hans machte sich an die Alte heran und frug, ob die jungen Damen ihre Töchter wären. Ihre Nichten. Die eine trägt rosa, die andere schwarze mit Pailetten besetzte Tanzschuhe. Sonst sind sie bei der merkbaren Kälte dürftig bekleidet.

An Bord des Cap Arcona, 5. April.

Wir nähern uns La Coruna. Alles wohl. Hans will nur seiner Schwiegermutter geschrieben haben. Die Frauen sind munter. May behauptet, selbst in der Kabine während des Opferns nicht des befreienden Gefühls, d'être corps à corps avec les vagues et le ciel, verlustig gegangen zu sein. La Coruna liegt reizend zwischen Meer und Hügeln. Das Schiff bleibt weit draußen und ist im Nu von einem Dutzend kleiner Segler umringt, in denen es von Menschen wimmelt. Die Don Juan-Barke Delacroix' in mannigfaltigen Varianten. Ein tolles Geschrei. Sie krabbeln, ich weiß nicht wie, die Strickleitern herauf und werden oben zu Hunderten in den Gepäckraum verstaut. Spanische

Deserteure, mit deren Transport nach Südamerika ein schwungvoller Handel getrieben wird. Nach der Lebhaftigkeit, mit der sie sich in den luft- und lichtlosen Raum wie Häringe verstauen lassen, scheint der militärische Dienst in Spanien auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins zu gehören. Dann kommen die offiziellen Auswanderer an Bord, die Falltreppe herauf. Und schließlich die Behörde mit Gendarmen in Dreimastern. Der Chef sitzt an einem Tischchen und schreibt, daß alles in Ordnung ist. Wie im Märchen. Er sitzt genau einen Schritt von dem Gepäckraum, in dem die dreihundert nicht offiziellen Auswanderer warten, bis er das Schiff verläßt. Kaum sind wir aus dem Hafen heraus, so wird das Brett abgehoben und die Kerls krabbeln aus ihrem Loch heraus. Ungemein einfaches Verfahren.

Lissabon, 6. April.

Wir haben uns nicht enthalten können, noch einen Bummel durch die Stadt zu machen. Gestern waren die Wahlen. Es hat blutige Köpfe gegeben. Ein Dutzend Menschen wurde bei den Straßenkrawallen erschossen. Der Platz San Pedro ist von Militär besetzt. Die Ulanen sehen gut aus. Die Stadt gefällt uns sehr. Das malerische Neapel mit europäischer Allüre. Überall Durchblicke auf die hochgelegenen Viertel. Alles sauber. Die Häuser in famosen Farben, namentlich pompejanisches Rot mit Weiß. Wir sind mitten im Frühling. Die lila Blüten der Judasbäume, eine Art Mandelbaum, von märchenhafter Farbe. Natürlich begegnen wir auf Schritt und Tritt den Passagieren des Cap Arcona; der widerliche Turnlehrer läuft auf dem Platz do Commercio in demselben Tempo herum, wie auf dem Schiffe. Trilili ist auch da.

Lissabon, 7. April.

Morgens nach dem Kloster Belem. Die Klosterkirche Santa Maria sah vom Schiff weit besser aus. Joao de Castilho, der Baumeister, erscheint wie ein geschickter Neger, der eines Tages nach Europa kam. Seine Gotik ähnelt dem modernen Archaismus der heutigen Russen, Ungarn und ähnlicher Völker, die sich eine Sezession leisten. Diese Kombination von Gotik mit Renaissance, Barock und maurischen Motiven wirkt höchst fatal. Die Gotik ist an sich schon barock genug und verträgt nur die in ihrem Organismus liegende Übertreibung. Man sieht keine einzige vernünftige Fläche. Alles mit Ornamenten bekleckst, die ebensogut anders sein könnten. Die berühmten Netzgewölbe, abscheulich taktlos, weil das, was konstruktiv wirken müßte, rein ornamental verwendet ist. Man riecht überall den Parvenü. Der Emanuelstil ist das Empire eines Korsaren des 15. Jahrhunderts. Als wir in der Kirche waren, wurde der Sarg eines der erschossenen Skandalmacher gebracht. Der Sarg, ein reizendes Ekrin aus orangenem Stoff mit schwarzen Streifen, sah in dem Sonnenlicht des Portals anbetungswürdig aus. Der Mann lag in seinem Anzug darin, mit einer roten

Nelke im Knopfloch. Vor der Kirche ein hübscher Garten aus blühenden Rosen, Palmen und Judas. Um einen der blühenden Judasbäume hatte man einen großen Rosenstrauch wachsen lassen, so daß sich die gelben Rosen mit den violetten Judasblüten vermischten; als Geschmack ebenso infam wie die Kombination der Gotik mit dem Barock des Emanuelstils, aber die himmlische Sonne macht alles wieder gut.

Bussaco, 12. April.

Mynheer beginnt an meinem Kunstenthusiasmus zu zweifeln, weil ich immer noch nicht direkt nach Madrid will, sondern darauf bestehe, erst noch Salamanca und Burgos zu besuchen. Ich verstehe es auch nicht. Mir liegt nicht viel an Salamanca und Burgos, aber ich möchte noch nicht gern zu den Bildern, aus irgendeinem undefinierbaren Grunde. Möchte erst etwas von dem Lande und den Menschen sehen, wie um eine Stütze gegen den Eindruck zu finden, oder die Möglichkeiten einer Erklärung, die man brauchen wird. Vielleicht ist es ein perverses Gelüst, die Sparsamkeit mit der Vorfreude. Ich werde das, was ich dort erleben werde, nie wieder erleben. Es ist vielleicht die letzte ganz starke Erfahrung. Außer dem Prado habe ich alle großen Sammlungen der Welt gesehen. Vielleicht ist es auch Angst, wennschon ich nicht wüßte, vor was.

15. April Madrid, morgens.

Wir haben uns nach der Nachtfahrt hingelegt und sind eben eingeschlafen, als Mynheer an die Türe klopft. 10 Uhr! Auf nach Velasquez! — Ich brumme etwas. Er soll nur allein gehen. — Hans ginge auch mit. — Na schön, dann geht zusammen, ich muß schlafen. Mynheer redet etwas vor sich hin. Hans lacht. Ich höre sie hinuntergehen. Jeanne schläft ruhig weiter. Ich kann nicht. Dasselbe lächerliche Gefühl des Zauderns. Unten schreien die Zeitungsverkäufer, genau in dem Tone der Pariser Camelots. In unserm lichten Wohnzimmer hängt eine Photographie an der Wand; ich habe sie schon heute früh beim Einzug gesehen, das Reiterbild des Olivares, von Velasquez. Ich habe sie auch in Berlin hängen. Es ist, als setzte sich die Bewegung des Pferdes in einen Rhythmus meines Blutes um, ich kann kaum mehr stillhalten. Um 12 kommen die beiden ganz ungeniert herein. Ich rasiere mich gerade. Mynheer sehr aufgeregt: Nicht zu schlagen! Gröbste Klasse! — Hans still und bleich. Er erkundigt sich bei dem Portier, wo man Leinewand kaufen kann. Ohne daß sie es merken, schleiche ich mich fort. Jeanne habe ich gesagt, daß ich auf das Telegraphenbureau gehe. Ich stürze in eine Droschke. Prado! Der Kerl fährt so langsam, daß ich ihn prügeln könnte, und wie ich wütend klopfe, hält er still und fragt freundlich nach meinen Wünschen. Schneller fahren sollst du, Himmelhund! — Endlich! Ich steige gelassen die Treppe hinauf, kaufe

mir einen Katalog und gehe langsam durch die Säle. Bilder — — Bilder. Ich sehe kaum etwas, bis ich am Ziel bin. Die Grecos, an denen man vorbei muß, scheinen betrunkene Phantasien. Goyas Mayas elender Kitsch. Das habe ich mir ungefähr so gedacht, und es ist ganz gleichgültig. Nur der eine, der große, der einzige — Velasquez. Es ist mir, als ob ich seit Jahren zu keinem anderen Zweck gelebt hätte, als um diesen Moment zu erleben.

Gleich im ersten Augenblick im Velasquezsaal habe ich das Gefühl, daß etwas entsetzlich Peinliches und Lächerliches passiert. Es kommt nicht mal ganz unerwartet. Es trifft mit tödlicher Richtigkeit ein, wie der Eisenbahnzug im Bahnhof. Ich gehe von Bild zu Bild, erst sehr schnell, wie man Banknoten zählt, dann langsam, immer langsamer. Was passiert, ist eigentlich ganz natürlich. Wie sollen die Bilder denn sein? Was geht die Bilder an, was ich von ihnen denke. Ich habe Jahrzehnte einem Unbekannten rührende Briefe über die beträchtlichsten Dinge geschrieben, bin schließlich der Versuchung unterlegen, ihn persönlich kennen zu lernen, und das soll man eben nicht tun. Übrigens ist vielleicht nur der infame kalte Tag in Salamanca daran schuld, oder der Knoblauch in dem teuflischen Hotel, oder irgendetwas anderes. Es fehlt mir vielleicht nur der gewisse Ruck. Mut! Wenn man erst einmal drin ist, kommt das andere von selbst. Sieh die Farben, dagegen ist nichts zu sagen, und vor allem die Allüre! Es liegt nur daran, daß man diese Allüre schon so oft auf dem Leierkasten gehört hat! Die anderen, die Leierkastenmänner, Whistler und Konsorten, haben sie banalisiert. Alles das muß man sich wegdenken. Aber daran denke ich ja auch garnicht, ich denke überhaupt nicht, ich warte. Ich sehe und zwinge mich zu sehen, mit aller Spannkraft meines Sehvermögens. Ich versuche es bei jedem Bilde von neuem. Wenn nur ein einziges da wäre!

Ich stehe in der Mitte des großen Saales und denke an eine Szene in der Badeanstalt der kleinen Stadt zurück, wo ich das Gymnasium besuchte. Ich stand zum erstenmal auf dem großen Sprungbrett und fühlte die Kälte auf der nackten Haut. Die ganze Nacht hatte ich mir ausgemalt, daß ich morgen wie die Großen auf dem Brett stehen und dann mit kühnem Satz ins Wasser springen würde. Denn ich fühlte mich auch schon groß. Und wie ich so dastand in meiner lächerlichen Badehose, kriegte ichs mit der Angst. Die anderen, die schon im Wasser schwammen, lachten mich aus. Je mehr sie lachten, desto mehr Angst hatte ich. Ich stand wie festgenagelt und schlich dann richtig wieder zurück und hatte Selbstmordgedanken.

Nach zehn Minuten bin ich wieder draußen. Ich gehe zu Fuß zurück und ärgere mich über jede Kleinigkeit auf dem Wege. Die Stadt scheint unerträglich. Schon allein das Pflaster und die miserablen Droschkengäule. Jeanne fragt, ob Nachricht da sei. — Jawohl, sehr unangenehme. In einem Ton, der jede weitere Frage abschneidet. Beim Lunch redet Mynheer von nichts, als Velas-

quez. Es ist etwas Neues in ihm, eine gewisse Herzlichkeit. Er scherzt über seine schlechte Laune in Thomar, wo er Tinte als Rotwein vorgesetzt bekam, und bittet beinahe um Verzeihung. Ich komme mir wie ein Verbrecher vor. Es ist mir unmöglich, ihnen zu sagen, daß ich da war. Hansens Antworten sind analytischer gedacht, weniger positiv, er drückt sich herum. Ich wette, es geht ihm ähnlich.

Das Konzert der Straßenverkäufer erinnert an Paris. Sogar die melancholische Flöte fehlt nicht. Nur wird sie hier von dem Scheerenschleifer geblasen, in Paris von dem Ziegenhirten. Es ist zum Heulen traurig.

Madrid, den 16. April.

Mynheer sucht mich zu provozieren, und ich muß mich halten, nicht loszufahren und alles zu verraten. Ich bin noch nicht wieder da gewesen, habe geradezu einen Degout. Natürlich kann Velasquez nichts dafür, sondern meine Einbildung. Nach den Wiener Bildern und nach denen in Berlin und in Paris, zumal nach dem Doria-Bildnis, hatte ich mir zu große Vorstellungen gemacht. Man nahm sie für den Anfang und glaubte, hier erst das Wahre zu finden. Nun quäle ich mich mit diesen Bildern. Statt in den Prado zu gehen, versuche ich alles Mögliche, um mir die kleine Pariser Prinzessin und den Papst in Rom so deutlich wie möglich vorzustellen. Ich bin schon so weit, selbst an diesen Bildern zu zweifeln. Diese Reise habe ich mir anders gedacht. Manchmal ist mir, als hätte ich gestern nur Kopien gesehen und als müßten die Originale noch kommen. Ich darf entschieden erst wieder hingehen, wenn ich mal in einer ganz lustigen Stimmung bin.

Kann man sich wirklich von der Kunst unerreichbare Vorstellungen machen? — Große Frage. Mynheer meint: ja. Hans: nein. Aber beim Streiten kommt man immer auf Details, auf Zufälle und Nebensachen. Im Prinzip: Können große Kunstwerke enttäuschen? Ist es meine Schuld? Gehen wir in die Praxis: Haben mich je Werke großer Künstler enttäuscht? Soviel steht fest, ich habe hundertmal etwas ganz anderes gefunden, als ich erwartet hatte. Zum Beispiel hatte ich mir den großen Stockholmer Rembrandt vorher ganz anders gedacht. Man denkt sich Rembrandt, so genau man ihn kennen mag, immer ganz anders. Es ist auch möglich, daß man in einer Hinsicht enttäuscht wird, in der, die man sich zurecht gemacht hatte. Das geht einem fast jedesmal so. Weil das Bild, das man oft in der Photographie gesehen hat, garnicht mehr als Bild in uns existiert, sondern hundert komplizierte Gedankenfolgen gebracht hat, die sich wie Muscheln an das Schiff legen und ganz neue Formen hervorbringen. Sieht man es dann, so fallen alle Muscheln ab und man hat zunächst etwas Kahles vor sich, etwas Fremdes, Unbewohntes. Aber dann kommt diese wunderbare Robinson-Crusoe-Stimmung, diese kindliche Urbarmachung der

Wildnis, dieser große Kampf mit den fremden Gewalten. Ich habe noch nie einen Rembrandt gesehen, der mich nicht zu dieser Betriebsamkeit lockte.

Man findet verfehlte Werke. Das würde mich auch in diesem Fall nicht weiter beunruhigen. Es könnte ein Dutzend verfehlter Velasquez in dem Saal hängen. Verfehlt in der Realisierung. In manchen Rembrandts der mittleren Zeit sticht einem das gekünstelte Licht in die Augen. Man amüsiert sich darüber und wischt es mit der Hand weg. Man möchte diese Irrungen nicht vermissen. Auch die größte ist immer ein kleiner Robinson Crusoe. Die Jugendsünden Corots, Cézannes und Marées'. Rembrandts Pinseleien der ersten Zeit locken Tränen der Rührung. Wenn Rubens vorbeihaut, glaubt man ihn über sich selbst lachen zu hören.

Das ist es alles nicht. Diese Velasquez sind nicht vorbeigehauen. Sie sind so gut, wie sie sein können. Dieser Olivares ist in seiner Art vortrefflich, die Bildnisse Philipps auch, die Lanzas auch. Aber eben die Art! Wenn man etwas wegwischen will, müßte man das Ganze nehmen.

Es muß an mir liegen. Velasquez! Velasquez! — Schon allein der Klang des Namens gibt eine Vorstellung unerhörter Werte. Es ist doch unmöglich, daß der Anblick von wenigen Minuten genügen soll, eine Gewißheit zu verschaffen. Es ist ein unbewußtes Oppositionsbedürfnis, ein Spleen, eine Verrücktheit. Es gibt sechs große Meister in der Welt seit tausend Jahren. Zu denen gehört er, zu den Allergrößten. Ich erinnere mich nicht, seit wielange ich ihn dafür halte. Solche Vorstellungen können doch nicht einfach verdunsten. Was wird denn dann mit den anderen, die damit verknüpft sind. Nicht auszudenken. Unsinn! Unsinn! Nochmal hingehen!

Es ist das Lächerliche, daß ich alle diese Diskussionen nicht im Ernst halte. Ich rede sie mir vor wie einem Bekannten, dem nicht zu helfen ist, und denke an ganz andere Dinge dabei. Ich weiß ganz genau, daß jeder Irrtum ausgeschlossen ist. Ich suche in allen Taschen nach einem verlorenen Paket. Es war da, und jetzt ist es nicht mehr da. Man greift immer nochmal in die leere Tasche, obwohl es ganz sinnlos ist. Es kann sich nur darum handeln, ob es jemals da war.

Hans schwärmt für die Meninas. Die habe ich in meiner dummen Hast gar nicht gesehen, da sie in einem besonderen Saal hängen.

17. April, Charfreitag.

Wir wohnen in der Calle Principe. Es könnte wirklich eine Querstraße der Rue de la Paix oder des Boulevard de la Madeleine sein. Viele Teile der Stadt ähneln den modernen Straßen von Paris. Derselbe unpersönliche Takt in den Fassaden, von denen viele nur durch die goldenen Buchstaben der Firmenschilder geschmückt werden. Der Prado ist geschlossen, bin fast froh darüber. Nachmittags große Charfreitags-Prozession. Die Puerta del Sol und die Calle

Mayor kribbeln von Menschen in schwarz, weiß, rot; dazwischen die gelben Trammwagen und als Fond die weißen Häuser. Die Ordnung wird von den Romanones und der Guardia Civil gehalten. Die Romanones, die Röcke schwarz und violett, Küraßhelme mit schwarzen Büschen, sitzen auf stattlichen, violett gesattelten Schimmeln. Die berittenen Leute der Guardia Civil, schwarzer Rock mit roter Brust, gelbes Bandelier, schwarzweißer Hut. Wir finden einen guten Platz bei Jeannes Coiffeur im ersten Stock, und ich habe zum erstenmal einen wesentlichen Vorteil von ihrer Leidenschaft für die Peluqueria. Der Platz ist ein Meer von Köpfen. Keine bessere Dekoration, als geputzte Menschen in Massen. Alle Fenster sind voll mit Frauen in der Mantille. In dem schwarzen Haar stecken rote Nelken, und darüber liegt lose die weiße Spitzenmantille. Wenn die Sonne darauf scheint, meint man Rubinen in dem Schwarz und Weiß zu sehen. Die Prozession hat nur ethnographisches Interesse. Hübsch die niedere Priesterschaft in schwarzen Röcken und weißen Spitzenjacken. Miserable Panoptikum-Darstellungen der Passion aus bemaltem Holz werden von violett kostümierten Kerlen getragen. Die Mischung von Pfaffen und Soldaten nicht sympathisch. Zuletzt kommen prachtvolle Mäntel, mit gelb besetzt: die Beamten der Munizipalität. Sie tragen schwere goldene Zepter. Hinter ihnen der Bürgermeister in Zivil. Wenn man denkt, daß es losgeht und sich die Pracht spanischen Pomps entfaltet, ist die Geschichte aus. Solche Sachen sind in Moskau und in Rom sehr viel feierlicher und schöner.

Nachher bummeln wir zum königlichen Palais hinunter. Es liegt sehr schön und macht einen vornehmen Eindruck. Jenseits hübscher Blick auf Tal und Berge. Im Schloßhof spielten Kinder zwischen den Geschützen.

Madrid, den 18. April.

Vor den Meninas. Mynheer: „Aber sehen Sie denn nicht das da? und das da und das da?" — „Gewiß, sehr schön." — „Grandios ist es! das Blond! Nehmen Sie doch nur das Blond! Und das Grün und das Rosa! Wie die Figuren zueinander stehen! Die Kleider! Das von der Prinzessin und das der anderen!" — „Mynheer, ich könnte Ihnen noch viel mehr solcher dasda's zeigen, z. B. die Zwergin." — „Nun also! —" — „Gewiß, sehr schön!" — „Aber? —" — „Wieso aber? Es ist ja sehr schön, Donnerwetter!" —

Wenn sie einen nur erst mal in Ruhe ließen! Man ist doch keine Bewunderungsmaschine. Mynheer spioniert wie Jeanne, wenn sie einen Ehebruch vermutet. Gewiß, hier ist eine Möglichkeit. Wenn nicht so viele Menschen dabei wären, käme jetzt vielleicht der Ruck. Ich werde mir die Erlaubnis geben lassen, vor den Museumsstunden zu kommen. Es liegt vielleicht nur an den Menschen. Morgen früh werde ich hergehen, wenn ich ganz frisch bin. Nur jetzt nicht mehr hinsehen! Ich spüre doch etwas, ich kann doch nicht leugnen, daß das wunder-

voll komponiert ist. Wenn man nahe herangeht, freilich, — aber was brauchst du nahe heranzugehen? Gehst du vielleicht bei den Modernen nahe heran? — Das ist doch etwas anderes, du kannst einen Manet ganz nahe sehen, du siehst dann die Genesis der Wirkung, eine vollkommene Struktur. Hier dagegen scheint die Malerei etwas, was sie in Wirklichkeit nicht ist. — Aber das sind Begriffe, die du mitbringst, laß doch alles weg, sei naiv. Ich bin wieder wie der Junge in den Badehosen. Sei naiv! Nun dauert es nur noch eine Minute, dann ziehe ich wieder ab.

Hans will ein Stück kopieren und sucht. Man kann die ganze Gruppe ohne jede Schwierigkeit herausnehmen, auch einzelne Stücke der Gruppe, z. B. die Prinzessin mit der Gespielin zu ihrer Rechten. Den Raum, meint Hans, brauche er garnicht mitzumalen, das sei zwecklos. Ein neutraler Hintergrund sei sogar vielleicht besser. Man kann sogar einzelne Figuren nehmen. Hans ist für die Gespielin, Mynheer für die Prinzessin, ich für die Zwergin. Eigentlich merkwürdig, daß sich das Bild so zerstückeln läßt und daß man über den Raum wie über eine Nebensache hinwegsehen kann. Übrigens, recht viel verlorener Raum. Der ganze Teil über den Menschen ist nur des Größenverhältnisses wegen da. Man darf sich die Figuren nicht wegdenken, sonst erhält man ein raumloses Nichts. Man kann sie sich aber wegdenken. Das ist das Unglück. Einzelne Figuren, nicht mal alle, aber die der Hauptgruppe hängen unter sich zusammen, aber nicht mit dem Raum. Und unter sich nur, weil sie zusammenstehen. Sie stehen glänzend zusammen, aber sind nicht zusammen gemalt. Dieser Zusammenhang beruht nur auf Äußerlichkeiten, er ist rohe Natur, im künstlerischen Sinne künstlich; die rohe Sinnestäuschung wird nur von dekorativen Phrasen verhüllt. Der perspektivische Schnitzer mit der aufsteigenden Fläche hinter der Gruppe stört entsetzlich, weil alles nur auf abgemalte Wirklichkeit ankommt und deshalb jede Kollision mit der Wirklichkeit die Illusion aufhebt. Der Hintergrund — — „Wie finden Sie den Hintergrund?" frage ich Hans. — „Darauf kommt es doch nicht an!" — immer gleich gereizt wie ein Frauenzimmer. „Ich frage doch nur." Der Mann in der Tür ist ein Loch im Dunkel, ohne alle Valeurs. Der Spiegel daneben eine banale Zutat post festum. Nun sehe ich überhaupt nur noch Löcher. Mynheer zieht mit der Hand in der Luft die Linie der Hauptgruppe nach und spricht mit sich selber. Die alte Engländerin mit dem Sprachrohr: „Beautiful, is it n'?" Ich brülle ins Sprachrohr: „Yes, very beautiful indeed!" — Mynheer brummt: „Alte Ziege!" — Immerhin," meint Hans, „an den Figuren ist nicht zu rütteln." — „Hm, sehen Sie mal die beiden des zweiten Plans." — „Nebensache!" — „Und der Junge!" — „Nebensache!" — „Der Hund ausgeschnitten wie mit der Papierschere." — „Was?" fragt Mynheer vor Wut berstend. — Die Engländerin, in dem Glauben, er habe sie angesprochen: „A very nice picture, is

it n'?“ und bohrt ihm das Hörrohr an den Schlund. Es ist ausgeschlossen, daß ich je anders über Velasquez denken werde.

Beim Botschafter gefrühstückt. Leidliche Lenbachs. Hans meint: Da ist Velasquez doch viel besser. — Eben, eben! Hübsche Zeichnungen von Veit und ein paar deutsche Bilder derselben Zeit, die man auf der deutschen Jahrhundert-Ausstellung hätte brauchen können. Eine mäßige Madonna mit Putten von Cranach. Gute Konstantinopler Teppiche. Radowitz erzählt vom König. Typ: Alfred Heymel. Eine deutsche Offiziersfrau, die an dem Frühstück teilnahm: Madrid ist doch viel schöner als Paris. Ihr Mann: Und man merkt gleich, in einem monarchisch regierten Lande zu sein. Mynheer jovial: Herr Oberst meinen sicher die Statuen vor dem Schloß. Konkurrenz mit der Puppenallee, aber die unsere nicht zu schlagen. Radowitz klug und dezent mit der leisen Resignation des demnächst in den Ruhestand tretenden Beamten.

Nachmittags zum Stiergefecht. Die breite Calle de Alcala wimmelt von Wagen allerlei Art. Viele elegante Equipagen. Offene Droschken mit Frauen in weißen Mantillen und stark farbigen Tüchern. Hier und da ein Picador in glänzendem Staat zu Pferde, hinter dem Sattel sitzt der brennendrot gekleidete Diener. Es ist immer noch frisch, aber heller Sonnenschein. May, die nur mit Mühe zu bewegen war, mitzufahren, ist über die eleganten Fouragekästen der Landauer empört. Daß vornehme Frauen während des rohen Schauspiels Tee trinken, c'est honteux. Hans tröstet sie mit allen Suggestionen des Sports und ist Feuer und Flamme. Wir auch. Ein Volksfest, an dem sich wirklich alle Welt mit demselben Impuls beteiligt, ist an sich schon eine schöne Sache. Der Zirkus, trotz des nüchternen Backsteinbaus imposant. Die niederen Plätze Steinbänke. Alles dicht besetzt. Die strohgelben Fächer, die als Schirm gegen die Sonne gebraucht werden, leuchten zwischen dem Schwarz und Weiß der Menschen. Unten gewaltige Türen, hinter denen die Stiere warten. Man denkt ans Kolosseum. Der Einzug der Quadrille enttäuscht. Die Menschen wirken zu klein. Man muß sich erst an die Dimensionen des Zirkus gewöhnen. St! Der Stier. In einem Galopp durch die ganze Bahn. Auch zu klein. Man müßte unten sitzen. Die Kerls mit den Tüchern geschwind wie die Affen. Eben ging einer über die Brüstung, gerade eine Sekunde bevor der Stier dagegenrannte. Nun die Pferde. Da muß man Spaß verstehen, sagt Mynheer. Er sieht käsig aus wie im Golf von Biscaya. Der Stier hat den Braunen mit einem Horn in den Bauch gestoßen, wie durch weiche Butter. Nochmal. Der Gaul liegt, der Kerl auch, fünf Kerle darum herum, der Stier dazwischen wie unbeteiligt. Dummes Vieh! Nun geht er auf den Schimmel los. Der Reiter hält ruhig. Ein Stich in die Brust. Der Gaul sofort hin, in einer enormen Blutlache. May schreit auf, Jeanne zittert und weint. Sieh doch nicht hin, zum Teufel!

Sieh doch dorthin, wie fabelhaft der Mensch sich mit den beiden bunten Dingern vor die Bestie hinstellt. Der Bandillero stampft auf, der Stier will nicht, scharrt mit den Füßen, möchte zu Muttern. Die Menge pfeift und johlt. Endlich bequemt er sich, senkt den Kopf und trabt auf den Bandillero zu. Zk! hat er die beiden Dinger im Nacken. Bravo! diese Kerls müssen Courage haben und ihrer Hände sicher sein. Der zweite, der das Vieh mit dem zweiten Paar bespickt, wird gestreift. Die Gefahr dauert immer nur eine Sekunde, aber — — hoppla! Der Stier ist mit einem Riesensatz über die Barriere gesprungen. Nanu! Jeanne ist aufgesprungen, bildet sich ein, er käme zu uns herauf. Drüben jagt er in dem schmalen Gang vor einem Menschen her, der in den Gang gesprungen ist und wie wild mit einem roten Fetzen hin- und herfuchtelt. Da ist der Stier wieder in der Arena. Enormer Beifall, warum wissen wir nicht. Trompetenstoß, ah, der Espada! Die berühmte Grandezza ist immerhin lebhaft. Prachtvolles Rot. Trotzalledem hat man immer das Gefühl, daß der Stier weit lieber draußen wäre. Der Torero spielt mit ihm wie mit einem gemästeten Hündchen. Es sieht lächerlich aus. Manet wußte, warum er den Mann allein malte. Jetzt sticht er zu. Der Stier rührt sich nicht. Aus Maul und Nase strömt das Blut. Er starrt stumpfsinnig auf den roten Lappen. Jetzt fangen die kurzen Beine an zu zittern. Im Zirkus rührt sich nichts, er steht immer noch, es dauert eine Ewigkeit. Da liegt er. Hinter mir sagt die Offiziersgattin, die gestern beim Botschafter war: „Menschen, die sich an solcher Grausamkeit ergötzen, sind wert, von der Erde vertilgt zu werden". Mit lustigem Geklingel jagen die rotgezäumten Maultiere herein, werden vor das Tier gespannt und im Galopp geht's mit dem schweren Körper zur Arena hinaus. „Degoutant!" ruft May ganz laut. — I wo! Ich finde es rasend lustig. In der Antike war es auch nicht anders. — O, ihr Ästheten! sagt sie mit einem bitterbösen Blick. Aber bevor ich sie trösten kann, kommt schon der zweite Stier gebollert. Er hat es nicht so eilig. Guten Tag! — — Sieh nur die prachtvollen Hörner! sage ich zu Jeanne. „Ja, ich weiß!" Auf alles, was ich ihr sage, antwortet sie immer nur: Ja, ich weiß und, ist weiß wie ein Blatt Papier. Es geht alles viel langsamer, als das erstemal, das macht die Sache unerträglich. Die Pferde werden ganz nahe von den Dienern an den Stier herangeführt, damit er sie gefälligst aufspießt. Du! sagt Jeanne atemlos, da! da! — — Hm, dem einen Gaul hängen die ganzen Gedärme zum Leibe heraus. Mynheer hat die Augen fest geschlossen und schnappt nach Luft. May hat das Taschentuch vor den Augen. Hans schimpft: Feige Bande! — — Beim zweiten Pferd dieselbe Geschichte. Wir sehen erst wieder beim zweiten Trompetenstoß hin. Auch der Matador wird diesmal nicht fertig. Dreimal muß er wiederholen: „Wenn die guten Leute nur eine Pause machen wollten!" Niemand antwortet. Der dritte Stier kommt. Hinter mir sagt die Offiziersgattin: „Und es ist ihnen ganz recht geschehen, daß

sie von den Amerikanern geschlagen wurden. Eine solche Nation!" Hans hält seiner Frau das Fläschchen unter die Nase. Kinder, Nerven! Nerven! So ein Gaul ist besser dran, als ein Berliner Droschkenpferd zweiter Güte! — — Aber diesmal wird es ekelhaft. Hart vor uns passiert einem Schimmel genau dieselbe Geschichte, und nun haut so ein verdammter rothaariger Schuft mit einem Knüppel auf das Vieh los und der Reiter von oben mit der langen Stange — — Kinder, ich kann nicht mehr. — — „Bleiben Sie doch, es kommt noch besser!" sagt die Offiziersgattin. Um uns bedenkliches Gemurmel. Ich schreite wie blödsinnig die Stufen hinunter, sehe nur immer die krampfartigen Tritte des Pferdes, dem die Gedärme aus dem Leib hängen. Wir gehen, ich weiß nicht, wie lange, nebeneinander. Mir sind die Backen bis zur Schläfe wie erfroren vor Überreizung.

Nein, trotz aller Offiziersgattinnen, da hört der Sport auf. In Mynheer regt sich der Herrenreiter. Sport? Damit hat es überhaupt nichts zu tun. Glatte Gemeinheit! — Hans verpflichtet sich, in die Arena zu gehen und ebenso mit den roten Lappen zu hantieren, und Mynheer meint, man exponiere sich vor der Mauer einer anständigen Steeplechase sehr viel mehr als die Leute vor ihrem Ochsen. Das einzige Gefährliche in der Arena wäre die geputzte Räuberbande. Ich glaube — soweit man nach dem ersten Stiergefecht, von dem man nur die Hälfte gesehen hat, etwas glauben kann — sie haben recht. Man käme über alles hinweg, selbst über die unglücklichen Gäule und über noch schlimmeres. Aber es fehlt das Tempo. Die scharfe Mensur einer P. P.-Suite ist kaum weniger blutig. Als ich die erste sah: Suevia kontra Macaria — mein Leibbursch ließ sich nicht umdrehen, obwohl er eine Pflaume in den Mund nehmen konnte, ohne ihn aufzumachen — mußte ich mich übergeben. Aber man gewöhnte sich daran, des Tempos wegen, und sah schließlich nur noch das Tempo, die Geschicklichkeit, den Mut. So ein Stierkampf ähnelt einer Mensur, bei der einer der Komparenten festgehalten wird. Man ertrüge vielleicht die Grausamkeit der Details, nicht das Stupide der ganzen Sache. Das Vieh stößt nach dem Tuch, nicht nach dem Menschen, und die Beweglichkeit des Menschen steht zu der Schwerfälligkeit der Bestie in keinem Verhältnis. Dieses Unrecht ist nicht unmoralisch, sondern unästhetisch. Der Stier wird um sein einziges Vorrecht, die Kraft, gebracht, indem man ihn ermüdet, und dann tötet man ihn mittels eines Schlächtertricks. Auch wenn die Stelle, die der Espada treffen muß, noch viel kleiner wäre, vermöchte das Resultat nicht zu befriedigen. Nehmt den Stier auf, wenn er in vollem Lauf in die Arena stürmt, stellt Geschicklichkeit, Gewandtheit, Kühnheit gegen blinde Kraft, aber nicht die Kraft gegen die Hinterlist. Zugestanden, daß Geschicklichkeit dazu gehört. Sie ist nicht sporthaft, nicht wirksam, unplastisch, unrhythmisch. Ameisen, die den Knochen eines Kadavers bloßlegen, tun ungefähr dasselbe. Dieser Massen-

betrieb, daß viel Menschen ein Tier umbringen können, ist weiter nicht erstaunlich. Die Geste des einzelnen, auf die es ankommen müßte, wird zur Theatergrandezza. Dafür sitzt man zu weit, Gott sei Dank! Von dem noblen Gestus ist im Kampf nichts zu spüren. Er ist auf die Brutalität darauf gepappt und verschlimmert sie. Die Verwendung der Gäule als Stechkissen ermangelt des Charmes. Spanier sagen, man brauche sie, um den Stier zu ducken, damit er die Nase nicht mehr zu hoch hält. Keine Frage, daß der Zweck erreicht wird, wenn, wie wir's einmal sahen, der Stier Roß und Reiter in die Höhe hebt. Aber welcher Aufwand! Mynheer nennt es Sport am untauglichen Gegenstand. Und mir scheint dieser Zweck nicht der einzige. Das Volk verlangte das Blut der Schindmähren und johlte vor Vergnügen, wenn es recht ekelhaft wurde. Wenn es halbwegs geht, werden die Löcher der Gäule mit Stroh zugestopft, und die Tiere müssen beim nächsten Gang die heile Seite präsentieren. Ich kann kein Pferd mehr sehen, ohne an das Stechkissen zu denken. Nach und nach wird unsere Wut produktiv. May erklärt, eine Broschüre schreiben zu wollen.

Abends begegnet uns die Offiziersgattin: „Das wäre denn doch bei uns unmöglich." — Ahnungsloser Engel! — Wenn sich deine Schwestern nobelster Klasse an den Details gewisser Schwurgerichtsprozesse ergötzen, ist es, die Breitengrade abgerechnet, dasselbe, und wer weiß, ob nicht Berlin zur Stelle wäre, wenn Majestät die Sache in die Hand nähme. Trotzalledem fällt es schwer, die Wut niederzukämpfen, weil sie von physiologischen Faktoren herkommt. Ich fühle es immer noch in den Schläfen. Jedes süffisante Lächeln der Straßenmenschen empört mich, und jeder rote Fetzen ekelt mich an. Hans, der Maler, will mit der Tradition kommen, und May ist nahe daran, sich scheiden zu lassen. Zum Malen ist es, aber nicht zum Ansehen. Und das Traditionelle ist zum Umpusten. Die gemeinsten Instinkte bedürfen keiner grandezzahaften Überlieferung, um erhalten zu werden. Die Stierkämpfe waren im Mittelalter selbstverständlich nicht annähernd so grausam, weil das Volk grausamer war. Vermutlich waren sie es nicht mal absolut. Solange sich Kavaliere beteiligten, kämpfte man kavaliermäßiger, das Ameisenhafte fehlte, die Gefahr war größer, und man spielte freier mit ihr. Daraus ist die hündische Grausamkeit einer impotenten Rasse geworden. Die Statistik nachsehen, ob hier die Morde zahlreicher sind. Vielleicht nicht mal. Das Gesindel ist womöglich selbst zum Faulen zu faul. Daß Spanien keine große Kunst besitzt, ist fast eine Beruhigung. Velasquez ist Portugiese, Greco Grieche, und Goyas Bilder riechen schon von weitem nach Pferdedärmen. Wenn ich nur beizeiten die Wut los werde!

21. April. Madrid.

Akademie. Akademisch. Das wertvollste Bild scheint mir der Morales. Warum, Herr Justi, nennen Sie seine Bilder „schauerliche Karikaturen?"

Warum dann nicht auch z. B. Bellinis Bilder? — Wo ist in der Beweinung Christi eine Willkür, die den Tadel rechtfertigen könnte? Auf welches Maß beziehen Sie sich? Etwa auf Murillo, für den Sie schwärmen? Und dann verurteilen Sie doch wohl auch Filippo Lippi zugunsten Peruginos? Was werden Sie erst zu Greco sagen! Karikaturen im denkbar verwerflichsten Sinne scheinen mir die Szenen Goyas in der Akademie, und was Sie bei ihm seltnes Genie für das Charakteristische und Momentane nennen, kommt mir wie der flüchtige Einfall eines Verwahrlosten vor, dem die Kraft fehlt, das Momentane unvergänglich zu gestalten. Die Szenen Goyas in der Akademie, im Prado, bei Beruete usw. sind Notizen eines talentvollen Reporters, um so schlimmer, je größer sie sind. Gewiß interessant. Ich möchte wissen, wer sich nicht für Inquisition, Hexengeschichte, Mord und Totschlag und ähnliche Scherze interessiert. Nur müßte man die Sphäre des Interesses analysieren, um daraus auf den Wert des Erregers zu schließen. Was ist Kunst daran? Die Tatsache, die der grobe Übertreiber berichtet, oder der Ton, in dem er es mitteilt? Die Übertreibung könnte es sein. Aber dann müßte sich die Lust des Erzählers nicht auf das Entsetzen richten, das er uns noch grausiger zu machen versucht, sondern auf etwas, das über den Graus hinausgeht. Die Sachen lassen mich kalt. Einem Riesen einen blutigen Menschen verzehren zu lassen, ist bei Goya nur eine Frage des Geschmacks der Zunge; als solche abzulehnen, da nicht wohlschmeckend; nicht eine Tat des Kunstgeschmacks. Meinetwegen soll er seinen Riesen zwei Menschen auf einmal fressen lassen, aber so, daß mir das Wasser im Munde zusammenläuft. Gelingt ihm nicht die Übertreibung als notwendig erscheinen zu lassen, so ist er langweilig, ebenso langweilig wie einer, der am Daumen lutscht. Sport am ungeeigneten Objekt, wie Mynheer sagt. Manche Szenen, z. B. der Stierkampf, in der Akademie, sind amüsant ausgeschnitten, aber keine ist gelöst. Goya konnte alles, was er wollte, aber war zu faul, über grobe Anfänge hinwegzugehen. Seine Grausamkeit in der Wahl des Stofflichen ist dieselbe Trägheit des Denkens, die seine Landsleute an die Stierkämpfe fesselt. Seine Phantasie in Wirklichkeit phantasielos. Er denkt sich neue Anordnungen des Porträts aus, so in dem großen Breitbild der Akademie mit dem Principe de la Paz oder in dem Karl III. des Prado und vielen anderen, möchte über die Tradition hinaus, seiner Kraft eine neue Form öffnen, aber begnügt sich mit der guten Absicht, die unerfüllt nur das Traditionslose übrigläßt.

Hans ist zerstreut und mißmutig, und May beklagt sich über seinen Mangel an Genußfähigkeit. Er hat schon den moralischen Kater, weil er nichts tut. Mir geht es nicht viel besser. Traurig, aber wahr. Man ist zu sehr an stramme Arbeit gewöhnt und genießt ganz anders zwischen der Arbeit. Auf sechs Stunden von Berlin nach Paris fahren und während der sechs Stunden ein Dutzend

Meisterwerke sehen, ist rasende Freude. Man sieht ganz anders. Es geht einem wie dem Stier, der vor dem Kampf im Dunkel gehalten wird; die Strapazen vorher sind Peitschen für die Aufnahmefähigkeit. Dies Behagen macht schlaff. Sentimentale Reisen sind nichts mehr für uns. Wir sehen nicht weniger als die alten Leute in der Postkutsche, nur etwas anderes, vielleicht etwas Lohnenderes. Und das verlangt die gewohnte Anspannung der Nerven. Die Frauen können es nicht verstehen, da sie den Genuß intellektueller Arbeit nicht kennen. Ihnen ist die Reise-Existenz die normale, selbst wenn sie zu Hause an Tätigkeit gewöhnt sind.

Mynheer bereitet sich Sensationen. Wenn wir nicht wissen wo er ist, können wir sicher sein, ihn in einer der Stiefelwichsbuden nebenan zu finden. Gestern hat er sich siebenmal den Anfang seines Wesens glänzend machen lassen. Es ist zum Malen, wie er, blond und gewaltig, in seinem Riesen-Regenmantel in der dunklen Bude sitzt, die langen Stelzen aufgestützt. Die Kerls, die ihm mit großer Geschwindigkeit die Pedale bearbeiten, sehen wie schwarze Affen daneben aus. Wenn er fertig ist, bleibt er immer noch ein paar Minuten sitzen und träumt. Dann geht er gemessenen Schrittes zu Velasquez.

22. April. Madrid.

Nachmittags machen Hans und ich Villegas, dem Direktor des Prado, unsere Aufwartung in seinem Atelier, um im Prado ungestört arbeiten zu können. Liebenswürdige Aufnahme, aber Hans muß auf die Kopie der Meninas verzichten. Das Bild ist noch auf Monate hinaus besetzt. — Dann im Retiro gebummelt, Bois de Boulogne im kleinen, nicht ohne Pariser Eleganz. Berlin wird es nicht lernen, auch wenn es tausend Jahre wartet. Es sind nicht die eleganten Dinge; die hat man auch in Berlin, sondern die Nonchalance, sich ihrer ohne Unterstreichen zu bedienen. Elegante Völker sind ihrer selbst wegen so, nicht der anderen wegen, obwohl sie nicht weniger, vielleicht sogar noch mehr den Schein lieben.

In dem Hotel uns gegenüber wohnt ein steifleinener Lord mit Familie. Wir haben ihn schon in Lissabon getroffen. In Bussaco war er auch. Mynheer nennt ihn Eisbein. Nun ist die Straße so schmal, daß wir vom Balkon aus in die Zimmer der Lordschaft sehen müssen, selbst wenn Jeanne nicht wollte. Eben erwischten wir ihn, wie er seiner überaus breitgebauten Gattin den hinteren Teil der Taille zuknöpfte. Als er sich umdrehte, trafen sich ein Augenblickchen unsere Blicke. Er blieb ernst und vornehm wie immer.

Madrid, den 24. April.

Wir haben eine rechte Dummheit gemacht, nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, von Portugal erst nach dem Süden gegangen zu sein. Nun sitzen wir

in der Kälte. Es ist kälter als im Januar in Partenkirchen, und eine unausstehliche, nichtsnutzige Kälte. Man empfindet sie bei uns viel weniger. In Italien friert man gerade so, am wenigsten in Moskau. Der Thermometer ist ein ganz belangloser Maßstab. Es kommt überall nicht auf das Was, sondern das Wie an. Mynheer hat uns hereingelegt mit seinem ewigen: Auf, nach Velasquez! Er hat sich mit der natürlichsten Miene von der Welt das einzig heizbare Zimmer angeeignet und liest im Stevenson. Aufforderungen mitzugehen, lehnt er freundlich ab. Hans leidet an chronischem Tatendurst. Als wir nach Hause kamen, wollte er Julie, unser Zimmermädchen malen, und zog sich eine kühle Zurechtweisung der Wirtin zu. Der Unglückliche sieht auf Schritt und Tritt Motive, die er nicht ansprechen kann. Neulich wäre er beinahe eingesperrt worden, weil er einem Jungen verständlich zu machen versuchte, er möchte Modell stehen. Die Leute merkten, daß er Deutscher ist, und witterten ein Sittlichkeitsverbrechen. Viele Leute sprechen französisch, aber man versteht sie nicht; ein Französisch, wie das Dresdener Englisch. Wenn nicht bald ein deutsch sprechendes Motiv kommt, bricht Hans aus. Villegas will ihm einen Picador verschaffen, der sich in der Arena malen läßt. Bei der Temperatur auch kein Vergnügen. Den Gedanken, Velasquez zu kopieren, scheint er endgültig aufgegeben zu haben.

In die Sammlung Pablo Bosch brachte ich Hans nur mit Mühe mit, da ich nur Primitive erwartete und Hans dafür nicht zu haben ist. Er hat nicht unrecht. Wenn man vor Primitiven nicht das Primitive vergißt, sind sie nichts wert. Eine kleine Skizze Goyas schlägt den brünstigsten Konventionalismus. Nur nicht die Skizze Goyas bei Bosch zu dem Kirchenbild mit den beiden Frauen, im Dom von Sevilla. Darin ergibt sich die Freiheit von jedem Konventionalismus als kläglicher Mangel, weil Goya die Freiheit nicht benutzt. Nur in dem Löwen steckt ein Stück wundervoller Malerei. Die Überraschung vor der Madonna Gerard Davids war groß. Bodenhausen hatte mir von dem Bilde erzählt. Es gehört sicher zu denen, die ihn zu der großen Arbeit über David veranlaßt haben. Aber man mißtraut nie so leicht, als in Kunstfragen. Ich dachte mir einen veredelten Memling, ein Kunstfiltrat interessanter Art, und finde einen Menschen. Dadurch steht das Bild, ob es, wie die Gelehrten meinen, eine alte Kopie ist, oder das Original, über allem des berühmten Verwandten. Memlings Bilder sind klischierte Niedlichkeit. Er ist fromm und freut sich darüber. Nie kommt die Frömmigkeit als elementarer Impuls zum Vorschein. Dieser Gerard David strömt Menschlichkeit aus; er ist nicht fromm, aber man wird es, wenn man ihn sieht. Eine Frömmigkeit, bei der man nicht an die Kirche, sondern an den Wald denkt, nicht an Priestervorschriften, sondern an Märchen. So ein Märchen ist die Ruhe auf der Flucht im Hintergrund des Bildes. Und weil er so empfand, konnte er so malen. Man erfindet kein

solches Farbenspiel, keine Atmosphäre, wenn der Instinkt mit festen Formen vermauert ist. Das bräunliche Silber des Korbes steht in keinem Kirchenbuch. Wunderbar wie sich die graue Skala mit dem dunklen Graublau des Kleides auf dem Stein bereichert. Es ist unmöglich, von den Primitiven der Sammlung den Weg zu den Grecos zu finden. Wohl von dem Gerard David. Man darf sagen, es gibt in der Kunst keine Primitiven.

Die Krönung der Maria von Greco ist das Vorbild für den Velasquez gleichen Titels, der im Prado hängt. Wir sahen uns, bevor wir zu Bosch gingen, den Velasquez an. Ein sehr schlimmes Bild, fast so brutal wie ein Goya. Unter der gleißenden Farbe kommt hier einmal der Barbar zum Vorschein. Bodenhausen vergleicht in seiner Vorrede zu dem Stevenson die beiden Bilder und meint, Velasquez sei in diesem Falle unterlegen, weil er den Boden der Wirklichkeit verlassen habe. Darüber ließe sich viel sagen. Andere meinen, das Mystische habe ihm nicht gelegen, während Greco eben Mystiker sei. Auch das könnte ein langes Kapitel geben, das eigentlich mit dem anderen zusammenfällt. Wenn ich nur wüßte, wie die Wirklichkeit aussieht, die zur Kunst wird, und wie eine Kunst aussieht, die dessen, was sie Mystik nennen, entbehrt. Meint man mit Mystik etwas Spezifisches, was Greco allein eigentümlich ist und anderen Meistern, z. B. Rubens oder Rembrandt oder Tizian oder van Eyck oder Giotto, oder irgendeinem, nicht, dann soll man von Greco dieses Mystische abziehen, und sehen, was übrigbleibt. Und dann soll man von Velasquez das, was man Wirklichkeit nennt, abziehen und die Reste vergleichen. Der, bei dem keine Form übrigbleibt, etwas ganz Konkretes, das jenseits des Abgezogenen besteht und nicht mit Unrecht Kunst genannt wird, ist sicher der Geringere. Die ganze Mystik Grecos und die Wirklichkeit des Velasquez sollte man weglassen, denn das sind Fremdkörper, die der Diskussion nicht förderlich werden können, sondern die nur in den bekannten Schlupfwinkel treiben, der den Vergleich als Sünde an dem Heiligen Geist verbietet. Es ist kein geringes Glück für die Erkenntnis, daß Velasquez in diesem Fall und in einer ganzen Anzahl anderer Fälle unmittelbar nach Greco gearbeitet hat und daher den Vergleich herausfordert. Velasquez befindet sich in der Krönung Mariä ebenso tief unter Greco wie in irgendeinem anderen Bilde; nicht, weil er weniger mystisch, sondern, weil er weniger malerisch gestaltet, weil die Farbe Farbe bleibt, weil die schrecklichen Rot und Blau als objektive Bestandteile herausfallen, nicht von subjektiver Empfindung aufgelöst werden. Bodenhausen konstatiert vollkommen richtig, daß Velasquez den Vorgang als solchen am stärksten betont, während bei Greco die Unendlichkeit des Raumes, darin der Vorgang sich abspielt, eindruckbestimmend wirkt. Damit fällt man nicht dieses Bild des Velasquez, sondern alles, was er je gemalt hat. Denn genau dasselbe läßt sich von den Meninas, von den Hilanderas, von den Lanzas, von allen Bildnissen sagen.

Es handelt sich doch nicht darum, das Ding an sich zu schaffen, den Menschen, die Fürsten, die Prinzessinnen. Das vermag keine Kunst, und jeder Versuch ist Irrtum. Sondern man kann die Existenzbedingung neuer Wesen schaffen, den gemalten Raum, in dem gemalte Menschen sind. Darauf hat sich das Streben aller großen Meister gerichtet, seitdem die Kunst aus Visionen von Persönlichkeiten besteht. Sie war primitives Handwerk, solange ihr diese Erkenntnis verschlossen blieb, solange sie Menschen ohne Raum hervorzubringen suchte. Sie ist bei Velasquez raffiniertes Handwerk, weil er die Menschen und das Bild zu schmücken weiß. Je weiter er es darin bringt, desto schneidender tritt der Mangel einer die Realität überwindenden Raumsuggestion hervor. Was Bodenhausen als Grecos Eigentümlichkeit erkennt, die kosmische Unendlichkeit, ist etwas, dessen Art in jedem Kunstwerk sein muß, ob es von historischen oder von gedachten Personen, von Prinzessinnen oder von Kohlrüben handelt.

Vor der Krönung Mariä Grecos sagt Hans auf einmal ganz unvermittelt, er möchte sich doch nochmal die Delacroix im Louvre ansehen. Es wäre schnurrig, wenn der gute Hans, der bisher Delacroix ungefähr für einen Charlatan hält, in Spanien zum Verständnis gelangte.

Wir liefen von Bosch wie die Verrückten in den Prado vor die Grecos. Mitten vor der Auferstehung Christi, zusammengewickelt wie ein verzückter Indier, mit Kalbsaugen, ohne eine Spur von Haltung, nicht mal die Hosen über die Knie gezogen — Mynheer! Er versucht, zu leugnen. Darauf finde ich die Auferstehung doch ein wenig manieriert. — „Was? manieriert? Das Gröbste, Unglaublichste, Blödsinnigste von Klasse!" — Na also! — Er gesteht, daß er jeden Tag hier gewesen sei, während wir bei den Privatleuten — verächtliches Zucken — herumliefen. Wir sind ein Herz und eine Seele. Am Abend soll eine Bombe mit Pommery stattfinden.

Es ist unnatürlich, wie ich nur einen Augenblick den sogenannten Basilio oder Eugenio für echt halren konnte, und es beweist, wie wenig wir vorher von Greco wußten. Der flache Ton des Gesichtes rückt die ganze Pracht des Kostüms auf ein falsches Niveau. „Handarbeit!" sagt Mynheer. Nur in dem Stoff um den Bischofsstab steckt etwas von Greco. Das Original soll im Escurial hängen. Mynheer zerrt uns vor den San Bernardino. Wir sollten mal gefälligst die drei Mitren am Boden mit der Mitra des Basilio vergleichen. Er zeigt uns den Platz, von dem aus das Gesicht am besten aussieht. Das bischen Fleisch! — „Hier — sehen Sie mal das da, wie? Und das da und das da! —" Der Diener schleppt Stühle herbei. Ich glaube, Mynheers Trinkgelder machen ihn zum Rentner. — Hans klebt an der Auferstehung. „Das muß ich kopieren." — „Na, na, Kleiner!" sagt Mynheer. — „Natürlich nicht das Ganze." — „Glaube ich Ihnen ohne Eid." Wir beratschlagen. Die fabelhaft verkürzte

Hauptfigur unten, der hingeworfene Kerl mit dem Degen in der Faust, reizt am meisten. Hans meint, isoliert kopiert, würde er gelb wirken; das Gelb sei ohne die Blau der umgebenden Partien unmöglich. Mir scheint auch, daß die Öffnung zwischen den Beinen ohne den daraus hervorwachsenden schwebenden Krieger unverständlich, mindestens leer bliebe. Auch die anderen gehören dazu. Man darf diesen Schlund von Körpern nicht teilen. Also vielleicht ohne die Nebenfiguren zur äußersten Rechten und zur äußersten Linken. Aber damit verschwände links der Mann mit dem verkürzten Gesicht, der den Arm im Winkel hält, und damit würde das wichtigste Zwischenglied dieses ganzen Teils fehlen. — In Hans wächst der Entschluß, die ganze untere Hälfte zu malen. Das ergibt die Frage, ob er die Füße des Heilands mitnehmen soll oder nicht. Mynheer bekommt einen leichten Anfall. Ohne den Heiland sei doch der ganze Sinn des Bildes unverständlich. — Hans kommt es aber doch nicht auf die religiöse Szene an. Mynheer außer sich: „Halten Sie mich vielleicht für katholisch?" Er pfeift auf die religiöse Szene und pfeift richtig, daß der Diener angestürzt kommt. — Ich gebe zu bedenken, daß in der Tat sowohl die Helligkeit oben als auch dieser lange krönende Teil für die untere Komposition unentbehrlich erscheine. Man würde sonst ein Bild wie die Pentecostés erhalten, an dem man nur mit Mühe die von Greco gewählte Horizontale als Abschluß verträgt. Ja, was bei den Pentecostés durch die reiche Bewegung der Horizontale erreicht ist, wäre hier unmöglich. Eine Veränderung des Formats würde den ganzen Sinn der Komposition aufheben. Das Hinaufstreben und Hinabsinken der Körper ist selbstverständlich an das Hochformat gebunden. Der Christ muß sich über den Schlund von Körpern erheben. — Hans stöhnt: „Man kann nicht den kleinsten Fetzen weglassen." Er ist ganz rot im Gesicht. „Ich mache das Ganze." — „Bravo!" sagt Mynheer. Vierzehn Tage wird es mindestens kosten.

Wir gehen sofort in das Büreau zu Villegas, um die Erlaubnis zu erhalten. Villegas vergeht vor Liebenswürdigkeit, aber er kann beim besten Willen nicht anders; die Meninas würden erst im Juli frei. — Mynheer negiert mit seinem unverschämten Zeigefinger. „Nix Meninas, Herr Direktor, Greco! Comprenez-vous? la Re-su-rec-tion — Klasse! Capisco? —" Dagegen hat Villegas natürlich nichts einzuwenden. Auf diese Idee ist noch niemand gefallen. — Hans läuft mit Mynheer, die Leinwand zu bestellen. 2,75 hoch, 1,25 breit. — Schöne Größe!

Ich lasse sie und gehe allein zurück, bummele in einer trägen Mittagstimmung an den Grecos vorbei zu den Velasquez und von den Velasquez zurück zu den Grecos. Erst ohne Absicht, in Gedanken an Mynheers drollige Begeisterung, dann mit einer merkwürdigen Energie, die sich bei jedem Gange zwischen den beiden steigert. Ich sehe kaum noch die Bilder der anderen, die in dem langen

Saal hängen, noch die Menschen, die den Weg versperren. Es ist, als ginge ich nicht mehr, sondern als liefen nur meine Augen von dem einen zum anderen. Während ich hin- und herpendele, dämmert in mir ein phantastisches Hin- und Her von Empfindungen. Wenn ich bei den Grecos bin, glaube ich stets aufs neue einen brausenden Akkord zu empfangen, der bei den Velasquez undeutlich, zitternd nachklingt, wie ein ganz leises Echo. Dieser rein sinnliche Eindruck dauert eine ganze Weile, bis ich anfange, darüber nachzudenken. Wenn das des ganzen Geheimnisses Lösung wäre? Wenn der Reflex eines unbekannten, weltfernen Genies auf die Geschicklichkeit eines Kleinen diesen jahrhundertelangen, Millionen umfassenden Irrtum entzündet hätte? So etwas kann vorkommen, obwohl es wie ein Hohn auf unsere ganze betriebsam forschende Kultur klingt. Man denke sich Rembrandt durch irgendeinen Zufall in einen Balkanstaat verschlagen, mitten unter Menschen, die nicht seine Sprache sprechen. Dort lebt er versteckt, in einem Schlupfwinkel, umgeben von eifersüchtigen Verehrern. Er vergräbt sich, weil es ihm so paßt, weil es ganz aussichtslos ist, daß er die Masse erobern könnte und weil er jene Abneigung vor der Masse spürt, die wir heute so gut begreifen. Und dann nach seinem Tode kommt einer in seine Nähe, der die Gabe hat, zu nehmen, der den Instinkt besitzt, was genommen werden muß, um an den Hof und in die Welt zu kommen, der genau so weltlich veranlagt ist wie Rembrandt weltenfern. Der Kluge findet ein Feld von Goldquarz, das Gold braucht nur gesäubert zu werden, um zu glänzen. Und er versteht sich aufs Säubern. Wenn Rembrandt nicht wäre, wie würde man über seine Epigonen denken? Wäre die Masse nicht hundertmal zufriedener? Nun mal den Fall bereichern, sich einen Nachfolger denken, der nicht nur von dem einen nimmt, sondern von vielen anderen. Einen sehr kultivierten Nehmer, den ein seltenes Wahlvermögen zu einer Persönlichkeit macht, der außer dem von Künstlern Entnommenen einen populären Gedanken nimmt, z. B. den Boden der Wirklichkeit; eine Suggestion, die der Masse genau soviel Widerstände entgegensetzt, als sie vertragen kann, um von Groß und Klein mit Enthusiasmus verschlungen zu werden.

Könnte es nicht so sein? Es muß in der Welt alles einmal vorkommen, also auch das.

Ich stehe im Velasquez-Saal zwischen den Staffeleien der fleißigen Kopisten, wie in einer Fabrik, in der die Räder schnurren.

Den Tee nahmen wir bei Cossio, dem Greco-Biographen. Ein altmodisches Häuschen an der Peripherie Madrids mit einem Garten. Das Milieu im Äußeren so wenig spanisch wie möglich, wenigstens haben wir nie dergleichen in Spanien erwartet. Etwas Lichtes, Blondes, eher Nordisches in der Einfachheit der Menschen und Dinge. Und doch ganz südlich in der Schnelligkeit, mit der

man willkommen geheißen wurde. Es waren fünf oder sechs Professoren da. Gespräch über Dehmel, Flaubert, Kaiser Wilhelm, Helmholtz, über den Lehrer Cossios, der Präsident der spanischen Republik gewesen ist, über Justi, Strauß, Cézanne und Debussy, von moderner Pädagogik und Goethes Farbenlehre. Alles en passant antippend, ohne zu wollen, ohne jeden Chic, mit der Liebenswürdigkeit, mit der gut erzogene Leute auf Fragen des Besuchers eingehen. Das Anheimelnde an diesem kosmopolitischen Niveau die unverhüllt spanische Aussprache. Ich habe mal in Finnland ein paar Meilen nördlich von Helsingfors in einem halben Urwald einen kongruenten Eindruck gehabt. Es gibt ein europäisches Spanien. Die Torero-Wirtschaft hat einen Revers. Welchen Umfangs weiß ich noch nicht, vielleicht größer, als die kompakte Minorität in Ländern, die an der Spitze der Kultur marschieren. Die Bildung ohne jede Phrase mit einem Unterton von Positivismus, den das südliche Temperament merkwürdig eindringlich macht. Zumal in Cossio. Der Enthusiast, wie er in unseren gebildeten Kreisen heute undenkbar ist, zappelnd vor Mitteilsamkeit, vor Lebenslust, gelehrt wie deutsche Universitätsprofessoren vor den Gründerjahren. Wenn der Eindruck bleibt, haben wir eine neue Spezies Menschen gefunden. Bei Greco läuft Cossio über. Über die kritische Stellung den anderen Spaniern gegenüber wollte ich nicht näher sondieren. Jedenfalls gilt in diesem Kreise Greco als unbestrittener Vater der spanischen Kunst. In einemfort lief Cossio hinaus, um neue Photographien zu bringen. Und das Possierliche bei dieser Lebhaftigkeit, die strenge Objektivität des Forschers. Nichts Sachliches, was nicht dokumentiert ist. Es geht also auch so.

Ein paar amüsante Anekdoten über Grecos Unerbittlichkeit gegen seine Besteller. Er ließ nicht an sich rühren. Am liebsten borgte er die Bilder nur für ein Mietgeld. In der Selbsteinschätzung nicht blöde. Fanatischer Musikfreund. Wählerisch im Lebensgenuß. Ließ sich venezianische Musikanten nach Toledo kommen. Ob er geschriftstellert hat, ist bis jetzt nicht festgestellt. Cossio hat nichts gefunden. Große Schärfe und Kühnheit des Urteils. Pacheco, der Schwiegervater von Velasquez, hat Greco kurz vor dem Tode in Toledo besucht und sich die Unterhaltung notiert. Natürlich die Frage, was mehr wert sei, Zeichnung oder Farbe. Natürlich die Antwort: die Farbe. Aber, sagt Pacheco, Michelangelo? — Nun, meint Greco, Michelangelo war ein ausgezeichneter Mann, aber von Malerei hatte er keine Ahnung.

Jeanne, die Talent für die Bühne besitzt, macht Cossio auf der Fahrt nach Hause sprechend nach, seine Art, die Worte zu überstürzen und mit den Händen zu fuchteln. May ärgert sich. Sie liebt ihn.

Aus Pachecos Interview ist wohl die Mythe der Verrücktheit Grecos entstanden. O, wie gut paßt dieser Titel zu ihm. Wie gern tun wir ihn zu den anderen Verrückten, Rembrandt, Tintoretto, Delacroix, Cézanne und Marées!

Was wäre er, wenn er nicht verrückt wäre! — Was wären Sie, Herr Geheimrat, wenn Sie ihn nicht dafür hielten! Beruete gab mir Ihre Darlegungen der Pathologie Grecos zu lesen. Erschütternd, aber zu kurz. Warum hier so wenig Worte, während Sie, wo es die Ethnographie, Geographie und zumal die Bibliographie der Kunst gilt, so viele zu finden wissen. Gern wüßten wir mehr von dem, was Sie pathologisch nennen. Wäre es auch nur, um den Beginn dieser europäischen Krankheit festzustellen, die seitdem so viele Kunstdoktoren erschreckt. Natürlich haben Sie sich nichts dabei gedacht. Wie sollten Sie! Nie würde Ihnen einfallen, einem Lebenden, und wäre es nur ein Schuster oder Schneider, dergleichen nachzusagen. Selbst wenn Sie von einem Bekannten wissen, daß er seine Ferien in der Zelle zubringt, gehen Sie als wohlerzogener Mensch schonend darüber hinweg, nennen seinen Zustand allenfalls nervös, oder sonderbar, oder gar eigenartig. Ein Genie aber, das seit dreihundert Jahren tot und daher nicht in der Lage ist, Ihnen in der nächsten Nummer der Kunstchronik zu antworten, das nennen Sie mit derselben Gelassenheit pathologisch, mit der Sie irgendeines Ihrer Daten darlegen. Ihre Tatsachen sind nicht immer gesichert. Sie haben einem geringeren Künstler, den Sie für groß halten, Dinge zugeschrieben, die er nicht verdiente, auch wenn er um vieles niedriger stände, als Sie ihn einschätzen. Aber Sie haben es als Gelehrter getan, auf Grund wissenschaftlicher, wenn auch verkehrter Schlüsse, und man darf Sie nicht dafür verantwortlich machen, daß sich zuweilen die Schätzung der Kunst Ihrer Methode entzieht. Wo ist die Methode in Ihrer Entdeckung des pathologischen Greco? Was wissen Sie von ihm? Sicher weniger als Leute, die zehn Jahre eifrig gesucht und so gut wie nichts über sein Leben, noch weniger über sein Denken gefunden haben. Also Intuition? — O, Herr Geheimrat!

(Weitere Teile folgen)

# Die Entwurzelten/ von Oscar A. H. Schmitz

Will man sich einen Begriff machen von dem, was sich alles auf den Schnittlinien der Ebenen trifft, die sich in einer beschäftigten modernen Persönlichkeit berühren, so beachte man, welche Mengen von beschriebenem, betipptem und bedrucktem Papier einem täglich ins Haus geschickt, in die Hand gedrückt und in die Tasche gestopft werden, was für Berge von Belegen, Verträgen, Quittungen, Anzeigen, Listen im Lauf eines Menschenlebens um uns anwachsen und, um hier und da einmal, aktuell zu werden, ihr hypothetisches Dasein zwischen den Pappdeckeln der Registratormappen führen. Dies ist eine Folge der allgemeinen Auflösung alter Gruppen, der wir heute beiwohnen; das Individuum wird isoliert und von Verantwortungen gedrückt, die früher unbekannt waren, als den Einzelnen Gemeinschaften trugen, wie sie Stand, Beruf, Familie schufen. Die atomisierte Menschheit schießt zu neuen Gruppenbildungen zusammen, zu neuen Einheiten. Wenn nun auch solche soziale Leistungen, wie z. B. der Kontokorrentverkehr und das clearing house oder die Einrichtung einer Bibliothek wie die des Britischen Museums Vereinfachungen der Bedürfnisbefriedigung darstellen, so besteht doch das Lebenkomplizierende dieser Dinge darin, daß sie nur Teilbedürfnissen dienen und der Einzelne zahllose solcher in sich genial-einfacher Einrichtungen zu übersehen hat. Man könnte sagen: Das alte Leben ordnete die zentrifugalen Kräfte der Einzelnen unter wenige übersichtliche Gruppen und überließ die interpersonalen Beziehungen dem Zufall und seinen unökonomischen Umwegen. Das neue Leben gruppiert in übersichtlicher Weise das interpersonale Leben der Einzelnen, die gewissermaßen mit jeder Faser einer andern Gruppe angehören, während ihre Gesamtpersönlichkeit sich immer mehr den Resten alter Gruppenformen entzieht, ohne neue zu finden. Trotzdem sind die Urbilder der alten Gruppen, die sich im wesentlichen in drei Stände gliederten, nicht ganz verwischt worden. Es scheint, daß eine solche Ständedreiteilung überall, wo Gesellschaft besteht, sich bilden muß, auch wo diesen Ständen politisch oder wirtschaftlich offiziell keine entscheidende Bedeutung mehr beigemessen würde. Die verschiedene Veranlagung der Einzelnen muß wohl, wenn auch alle Privilegien aufgehoben wären, stets drei Grundbeziehungen zum Besitz hervorbringen, um welche sich mehr oder weniger sichtbar Stände bilden: der Lohnarbeiter, der für seinen Unterhalt schafft, der Erwerbende, der über seinen Unterhalt hinaus Besitz anzuhäufen sucht, und der, welcher genug besitzt, um von Erwerbsfragen nicht ausgefüllt zu sein. Für den Lohnarbeiter liegt der Fall grausam einfach: Wird er zu essen haben oder nicht? (Solange er hörig war, hatte sein Herr ein Interesse, ihn leistungsfähig zu erhalten.) Der Besitzerwerbende kann in bezug auf die Mittel seines Handelns warten und wählen. Er steht so recht im Mittel-

punkt jener tausendfältig zersplitterten Interessen unserer Zeit und ist daher auch der Schöpfer ihrer großartigen sozialen Schematisierungen. Dem über die Erwerbsfragen Gestellten steht es frei, überhaupt nichts zu arbeiten, oder aber eine Arbeit darum zu betreiben, weil sie ihn freut, oder weil seine Klasse sie von ihm verlangt. Wenn es nun auch wirtschaftliche Voraussetzungen sind, welche die Rahmen der Klassen bilden, so sind diese doch nicht allein ausschlaggebend. Es ist z. B. theoretisch denkbar, daß in England ein Lohnarbeiter mehr verdient, als ein spanischer Adliger als Rente für schon genügend hält, um beruflos zu leben, oder ein junger Deutscher, um sich einem unsicheren idealen Beruf zu widmen, weil er ihn befriedigt. Ferner mag ein Adliger, um bei den steigenden Preisen der Zeit die überkommene Tradition der Lebensführung aufrecht zu erhalten, als Mittel zum Zweck einen Erwerbsberuf ergreifen, oder ein Erwerbender eines Tages genug haben und sich einem mehr adeligen otium cum dignitate widmen; oder aber die Beziehungen eines Erwerbslebens können so großartig, sozial oder kulturell so wichtig sein, daß sie ihren Träger mit den treibenden Kräften der Zeit schalten lassen und sein Erwerben — so bedeutend es ist — ganz in den Hintergrund seines mächtigen oder idealen Tuns drängen, wodurch er wie ein Peer seines Landes wird. Die soziale Zugehörigkeit zu der freilich in sich materiell bedingten Gruppe bedingen drei bestimmte psychologische Konstellationen, die zwar ganz gewiß von den Faktoren des Besitzes und der Abstammung, und infolge davon wieder der Erziehung mitbeeinflußt werden, ganz wesentlich aber auch individuellen und Zufallsbedingungen unterliegen. Um diese drei psychologischen Zustände mit möglichst allgemeinen Worten zu fassen, so, daß sie als der ideale Inhalt jeder früheren Ständegliederung ebensosehr ersichtlich werden, wie dessen, was in dem modernen gesellschaftlichen Chaos und seinen überpersönlichen Beziehungen immer wieder formbildend und Personen gruppierend durchbricht und halb unbewußt unsere Wertung des Einzelnen bestimmt, möchte ich ganz schematisch sagen, es gab und es wird immer im erweiterten Sinne Hörige, Mittelstand und Adlige geben, oder wenn man dieser Skala Gefühlsbetonungen verleihen will Knechte, Freie und Herren, oder Volk, Bürger und Vornehme. Es wird nun nicht abzuweisen sein, daß Lohnarbeit verführt, die Welt aus sehr kleinen Perspektiven zu sehen, Besitzanhäufung rechnerische und schwunglose Vorsicht begünstigt und daß die Unabhängigkeit vom Erwerb es ungemein erleichtert, die Welt kennen zu lernen und den Geist zu bereichern. Gleichzeitig mag der Arbeiter von dem Dünkel anderer Klassen freibleiben, der Bürger Redlichkeit und Zuverlässigkeit in hohem Maße entwickeln und der als Herr geborene einem flachen und blinden Genußleben zu verfallen in steter Gefahr sein. Jedenfalls bleiben diese drei Klassen trotz allen politischen und wirtschaftlichen Evolutionen psychologische Kategorien solange Gesellschaft besteht, in ihren Grenzlinien stets dadurch fließend, daß bürgerliche Menschen dazu

neigen, eine Pseudovornehmheit anzunehmen, Adelige sich leicht aus Ängstlichkeit zu der herrschenden Banausenethik bekennen und Arbeiter mit einer halb bürgerlichen, halb adligen „Bildung" katechisiert werden, zu der sie in mißverstehendem Respekt stehen, wie zu den Dogmen einer unerlebten Religion.

Ich sagte, daß trotz diesen nie ganz zu verwischenden Formen die Interessen den Einzelnen zersplittern und ihn dadurch aus den alten Gruppen reißen. Nun gibt es immerhin unter den vielfachen Interessen eines so zentraler Art, daß es allgemein als der Kern der Persönlichkeit betrachtet wird, obwohl wir auch hier wieder gewissermaßen eine äußere von einer inneren Persönlichkeit scheiden müssen. Daß diese sich nicht zu decken brauchen, ja häufig in tragischem Konflikt miteinander stehen, wird klar, wenn wir als Essenz der äußeren Persönlichkeit den Beruf erkennen, d. h. die Tätigkeit, der wir Unterhalt, Besitz oder die Zugehörigkeit zu einer Klasse verdanken. Dadurch, daß wir nicht einfach ein Stück Land erben, ein zünftiges Gewerbe oder einen verpflichtenden Namen vom Vater überkommen (die Übernahme eines väterlichen Geschäftes liegt doch relativ wenigen ob), bekommt die Berufswahl etwas Willkürliches. Diese Freiheit aber wird aus dem Grund nur wenigen zum Segen, weil fast jeder Beruf, den sich eine Persönlichkeit willkürlich auferlegt und der sich nicht aus Gruppenbeziehungen ergibt, etwas Schematisches, als geisttötend Empfundenes hat, falls nicht an Stelle jenes Gruppenzwanges ein innerer Zwang tritt. Einem solchen ist freilich der etwa bestehende Zwang einer äußeren Gruppe direkt feindlich, und daraus entstehen die bekannten Konflikte zwischen konventionellen Vätern und Kindern, die irgendeine Berufung in sich zu spüren meinen. Für den aber, welchen weder Tradition noch innere Berufung zu einem Beruf treibt, bleibt nichts übrig, als irgendwie an den großen Schematisierungen des interpersonalen Lebens teilzunehmen, d. h. sich irgendwie in die Mechanismen der Verwaltung, der Industrie oder des Handels einzufügen. Diese Notwendigkeit wird als die charakteristische moderne Berufslast empfunden, und für jeden, der materiell über der Not des Alltags steht, erhebt sich immer wieder die verlockende Frage, ob er nicht die Last von sich werfen und beruflos leben solle. Damit wäre der schon aus den alten Gruppen losgelöste Mensch auch jeder wesentlichen modernen Gruppierung fern und schwebte gewissermaßen als vollkommen losgelöstes Individuum in der Luft. Vor dieser Leere haben aber die meisten Angst. Das Problem taucht auf: Hindert der Beruf das wahre Leben, oder ist er gerade mit allen seinen Beziehungen, so erdrückend sie sein mögen, unser eigentliches Sein?

Gibt es Beispiele von Menschen, die beruflos ein inhaltreiches Leben zu führen fähig waren? Man vergesse nicht, daß alle jene Lebenskünstler vergangener Zeiten, jene künstlerischen Gentlemen-Genießer, mit denen sich die Literatur so gern befaßt, zwar viel Zeit hatten und vielleicht in manchen Lebensperioden wirklich nichts als beruflos das Leben auskostende Liebhaber waren, daß ihnen

aber ihre alte Gruppenzugehörigkeit genug Verpflichtungen auferlegte, um sie fühlen zu lassen, „wo sie hingehörten". Wir sehen sie stets irgendwo als Gutsherren, in Kriegs- oder diplomatischen Diensten bald freiwillig oder bald unter dem Zwange der Familie ihre vergnügliche Untätigkeit unterbrechen, und dieser künftige Zwang läßt sie die momentane Unbeschäftigtheit wirklich genießen, nicht als unfruchtbare Leere empfinden. Der moderne Mensch hingegen (ich sehe ab von dem, welcher sich durch Jahrzehnte eines tätigen Lebens ruhebedürftig gemacht hat), der von seinen Zinsen lebt und nun auf das „Leben" wartet, macht in der Regel bankrott und wir begegnen ihm vorzugsweise tief deprimiert in Sanatorien und Kurorten. Er ist oft intelligent genug, um die Hoffnungslosigkeit der modernen Berufe zu erkennen, welche sich den „Unberufenen" öffnen; zugleich ist er zu skeptisch, sich für einen zu etwas persönlichem Berufenen zu halten. Dieses Emporragen über das Mittelmaß macht ihn unfähig zu jenem Schematismus, von dem sich intellektuell kümmerlichere, aber lebensfähigere Individuen bei Amusement und „Vereinsmeierei" zu erholen vermögen.

Das Dasein ohne die Basis der alten Gruppen, ohne die Krücken der neuen ertragen können, verlangt eine Art Genie zum Leben, das so selten ist als das künstlerische; wie von diesem glauben sich auch von jenem zahlreiche Dilettanten erfüllt, Dilettanten des Lebens. Aus den drei Ständen sehen wir einzelne solcher Genies und Dilettanten ausscheiden, um ein Sonderdasein zu führen. Ich sagte, die alten Gruppen sind gelöst, durch das Gewebe der neuen Gruppierungen schimmerten aber ihre unzerstörbaren Formen hindurch. Sind nun die modernen Berufsmenschen meist schon Entwurzelte der alten Gruppen, so sind die Typen, die wir jetzt betrachten wollen, auch aus diesen Beziehungen wiederum entschlüpft, also gewissermaßen zweimal Entwurzelte. Dazu mag die Tatsache führen, daß vielleicht gerade die Sehnsucht nach wirklicher Verwurzlung, wie sie unsere Zeit nicht mehr und vielleicht noch nicht wieder ermöglicht, manche Individuen jene schematischen Bande besonders verwerfen heißt, daß also gerade das Gefühl, eine heute unrealisierbare Tradition in sich zu tragen, manchen wurzellos macht, und daß die, welche sich unbedenklich in die Bedingungen der Gegenwart einfügen können, manchmal gerade die traditionslosesten sind.

Jene doppelt Entwurzelten haben das überwunden, was die Mitglieder ihres Standes bindet, und was sich, wie wir sahen, immer noch am stärksten, wenn auch rein schematisch, in den Beziehungen des Berufs ausdrückt; diese modifizieren sich natürlich wieder durch Besitz, Familie und Klasse, aber die Art, wie die drei Bande sich für jede der drei Klassen anders knüpfen, ist so, daß in dieser Hinsicht den dritten Stand die Familie charakterisiert, die Proles, nach der er Proletarier heißt, den zweiten Stand die Sorge um den Besitz, den ersten das Klassenbewußtsein. Ich will nun die drei Individualformen der Ent-

wurzelten jener Stände nachzeichnen, jener Befreiten, deren Freiheit, um sich zu äußern, die drei Klassen voraussetzt, zu der sie in bewußter Opposition steht.

Wer prinzipiell der Proles entgeht, ist kein Proletarier. Ohne Proles ist selbst der mäßig bezahlte Arbeiter ein Mensch mit Glücks- und Entwickelungsmöglichkeiten. Hat er sich tagsüber geschunden, so bleibt abends und Feiertags die Freiheit, das unverhoffte Abenteuer, er gehört sich selbst. Ganz anders, wenn er der Urheber einer Nachkommenschaft ist; damit gerät er in die Speichen des unerbittlichen Rades, das jeden hinunterreißt in die Hoffnungslosigkeit des gesellschaftlichen Abgrunds und immer wieder leer heraufkommt, um neue Existenzen hinabzuschlingen. Diesen Wirbel der Hoffnungslosigkeit repräsentiert für den jungen Arbeiter das Weib mit seinem Fortsatz, der Proles. Er kann leidlich bezahlt sein, ein glückliches Temperament besitzen, sich Bildung erworben haben, er müßte ein Heiliger sein, um Geist und Seele immun zu erhalten gegen die Proletarieratmosphäre, die ihm entgegenschlägt aus der Tür zu dem schnell verblühten, verhärmten und verbitterten Weib, das ein Kind im Arm hält, eins unter dem Herzen trägt und noch mehrere bewacht. Diese ohne Lust, aus träger Gewohnheit gezeugte glücks- und hoffnungslose Brut gibt einem Leben den proletarischen Charakter, auch wenn der, welcher es führt, akademisch gebildet ist oder sich als Künstler fühlt. Auch die höchstgeborene Proles bringt Geschrei, Unsauberkeit, Gestank, Unordnung hervor, wenn sie nicht gut gewartet wird, wozu Geld und Muße gehört. Darum sehen wir die Proletarieratmosphäre hinaufsteigen über die Klassengrenzen derer, welche sich Proletarier nennen, der sogenannte „Armeleutegeruch" dringt in nicht wenige Bürgerhäuser und erstickt dort manche adlig geborene Seele. Er zersetzt Liebe und Idealismus, er macht bitter, mißtrauisch und feindlich, er läßt aufbegehren und reißt zu selbstvernichtenden Handlungen hin, es gibt keine äußere und innere Unabhängigkeit mehr, alles, aber auch alles wird vom „Heim" verschlungen, auf dem der Fluch der Proles liegt. Es ist die Tierheit ohne die schöne unbewußte Selbstverständlichkeit des Tieres, vermischt mit aller möglichen Menschengemeinheit. Das Proletariat ist wie eine Maschine, die Menschen fabriziert, um sie selbst wieder einzuschlingen, das große Treibrad dieses Apparates aber heißt Ehe. Derjenige, welcher nicht unter dieses Rad gerät, ist fast bedürfnislos, der Zwang des Berufes lastet geringer auf ihm, er wird sich leichter entschließen „blau" zu machen, keine Frau fordert ihm Samstags den Ertrag seiner Arbeit ab. Immer loser wird seine Beziehung zu der Tätigkeit der andern, für deren Sorgen er lachende Verachtung hat. Er entwickelt sich manchmal zum Vagabunden, der überhaupt keine festen Arbeitsverbindungen mehr eingeht, nur gelegentlich arbeitet oder hausiert, wenn er nicht gar der außerhalb dieser Betrachtung liegenden Kriminalität verfällt.

Wer einer unehelichen Mutter die „Sanierung" ihrer Verhältnisse durch die Ehe weigert, wer prinzipiell nur „vernünftig" heiraten will, mag dem modernen

Sentimentalismus unsympatisch scheinen, aber er wird weniger Unheil anrichten, als der sympathische Idealist, hinter dessen Ethik Verbitterung und Erbärmlichkeit für ihn und seine Nachkommen steht. Nur die Widersprüche der christlichen Moral verhindern diejenigen Klassen, welche noch ein gesellschaftliches Bewußtsein und Gewissen haben und danach handeln, offen auszusprechen, was sie fühlen, daß nämlich Mesalliancen sozial „unsittlich" sind.

In allen Gesellschaften der höheren Klassen trifft man junge Leute mit guten Manieren, völlig in Form, von denen geflüstert wird, sie litten Mangel, wohnten in Dachkammern, das Souper, zu dem sie geladen werden, sei oft die einzige Mahlzeit des Tages. Sie sind unverheiratet und haben daher alle Hoffnungen des Lebens. Trotz ihrer Armut sind sie keine Proletarier. Die Frau verkörpert unerbittlich unsere Atmosphäre. Sie bringt Herrlichkeit oder Dürftigkeit, je nachdem. Wenn auch, wie gesagt, der Beruf des Mannes das Kennwort für die soziale Stellung gibt, die soziale Atmosphäre und ihr durch nichts zu verheimlichendes Parfüm schafft die Frau. Auch die Arme kann, falls sie die Natur dazu hat, die Atmosphäre der Herrlichkeit verbreiten, wenn ihr der Mann einige Mittel gibt. *Aber die Armut des Mannes bekommt erst durch die Frau den proletarischen Charakter.*

Hier treffen wir auf den Entwurzelten des zweiten Standes, den dem Bürgertum feindlichen Bohemien. Das Proletariat erschien als die traditionslose Klasse ohne Boden, Besitz und Standesvorteil, nur durch diese Negationen zusammengehalten; es wirkt dem Bürger gegenüber als die Klasse der Entwurzelten überhaupt, so daß sich seine outsiders auf den ersten Blick von den insiders nicht so sehr unterscheiden. Wer sich aus dem Bürgertum entwurzelt, wird, falls er nicht in die höhere Schicht aufsteigt, leicht an der Atmosphäre des Proletariats verfallen, wenn er sein Schicksal mit einem Weibe verbindet.

Die Macht und die Last des Bürgertums ist der Besitz. Seine Gegenständlichkeit und Vererbbarkeit macht ihn zu einem stark traditionsbildenden Element, in das sich die einzelnen Individuen einwurzeln. So bunt zusammengesetzt und emporkömmlinghaft auch das moderne Bürgertum gegenüber dem der Vergangenheit wirkt, gegenüber der Proletarierklasse, deren Standesgefühl nur gemeinsamer Mangel bildet, wirkt es als feste Gruppe, zu der zu gehören Vorteil bringt, aber Pflichten auferlegt. Hier beginnt bereits das noblesse oblige. Es ist klar, daß zwischen dieser Klasse und ihren Entwurzelten eine tiefere Kluft liegt, als zwischen dem Proletarier und dem Vagabunden, welche die Magenfrage doch zu Brüdern macht. Die Entwurzelung aus dem Bürgertum entsteht naturgemäß da, wo jemand erkennt, daß er nur die Lasten dieses Standes trägt, die vorzugsweise in einer bestimmten, Moral genannten Regelung der Lebensführung liegen, ohne an ihren Vorteilen, nämlich dem Besitz, teilzunehmen. Nur wenige werden sich über diese Anomalie klar; sie tragen wie geduldige Zugtiere die soziale Last

ihrer Klasse und gerade sie pflegen am wenigsten Nachsicht gegen die Entgleisten zu haben, die sich von der Last befreit haben. Worin liegt nun der Unterschied dieses Entwurzelten der Bürgerklasse, in dem man nachher den Bohemien leicht erkennen wird, von dem Proletarier? In der Erziehung, oder spezieller in der Bildung. Auch die bürgerliche Standesatmosphäre greift, wie die proletarische und, wie wir nachher sehen werden, die aristokratische, über die Grenzen des Standes hinaus und jeder fühlt sie, wenn er einem Mittellosen gegenübersteht, der trotz seiner proletarischen Existenz von ihr berührt worden ist. Sie liegt nicht in der Summe von Kenntnissen, diese pflegt bei intelligenten Arbeitern heute höher zu sein als bei manchem Beamten, sie liegt auch nicht in der Gemäßigtheit der sozialen Ansichten; die radikalsten Anschauungen sind bekanntlich von bürgerlichen Menschen ersonnen worden. Die bürgerliche Bildung unterscheidet sich von der proletarischen viel mehr durch ihre tendenzlose Selbstverständlichkeit. Sie sucht die Objektivität jenseits der Klassen und Personen, sie kann vielleicht Einzelnen den Untergang der Gesellschaft wünschenswert erscheinen lassen, ohne sie dadurch im mindesten zu veranlassen, sich destruktiv zu betätigen. Die tendenzlose Friedlichkeit, welche Wissenschaft, dieses Hauptprodukt des Bürgertums hervorbringt, entspricht einer saturierten Klasse, der Besitz und Muße erlauben, sich zum Kampf ums Dasein wenigstens theoretisch objektiv und unparteiisch zu stellen, soziale Gesichtspunkte zu gewinnen. (Ich brauche kaum zu bemerken, daß ich hier von dem ideellen Gehalt und Charakter der bürgerlichen Bildung spreche, nicht von dem tatsächlichen Anteil, den das einzelne bürgerliche Individuum an ihr hat.) Diese geistige Disposition zu zweckenthobener Objektivität beeinflußt natürlich in hohem Maße Sitten und Gewohnheiten. Auch die Gefühlsbeziehungen werden über das Triebhafte erhoben, besonders der Frau wird das Recht auf Schonung und Zartgefühl zuerkannt, die Sprache mildert sich, es entstehen gewisse Umgangsformen. Wer nur im geringsten den Wert solcher sozialer Kultur gefühlsmäßig begreift, dokumentiert schon dadurch einen gerechten Anspruch auf sie, und wenn er augenblicklich zu den Ärmsten gehört; mag es auch ganz unersichtlich sein, wodurch er zu dieser höheren sozialen Konzeption gekommen ist, sie ist für jeden unverkennbar. Diese Personen sind es, die sich in Zeitungsannoncen hinter dem oft belachten Attribut „besser" verbergen. Man liest von „besseren" Familien, „besseren" Mädchen usw. und macht sich vom Standpunkt der „guten" Familien aus darüber lustig. Und trotzdem ist die Bezeichnung vollkommen richtig, aus dem Gesichtswinkel des Proletariats gesehen. Unter ihnen sind auch diese seltsamen Grenztypen, die aus dem Volke stammend, doch dem Proletarismus durch Zufall entgangen sind und ihr Bildungsbedürfnis direkt aus bürgerlichen Quellen empfangen haben. Tragisch Entwurzelte, treiben sie im Wellenspiel des modernen Lebens. Oft erfüllen sie ein kleines bürgerliches Amt und suchen

Inseln, wo sie ausruhen könnten: einen Freund, ein Weib, und werden meist enttäuscht, keine Menschen zu finden, sondern starre Doktrinäre des Proletariats oder Lakaien, die schamlos nach den Brosamen von den bürgerlichen Tischen gieren. So leidet Pierre Hardy in Charles-Louis Philippes merkwürdigem Roman Bubu-Montparnasse. Diese „besseren" Persönlichkeiten sind trotz ihrem Jammer sozial Emporsteigende; wie die aus dem Bürgertum in den ersten Stand Übergehenden. Ihre Leiden kommen vielleicht der Nachkommenschaft zugute, falls diese sie nicht gerade wieder ins Proletariat zurückwirft. An ihnen kann die ganze Tragweite der bürgerlichen, durch Bildung und Sitte charakterisierten Atmosphäre erkannt werden, welche auch dem Bohemien, dem Outsider der Bürgerklasse anhaftet, und ihn trotz einer materiell vielleicht proletarischen Existenz von dem Proletarier unterscheidet.

Wir wollen zunächst den echten Bohemien betrachten, der als positive Natur prachtvoll sein kann. Trotz seiner bürgerlichen Bildung fehlt ihm vollkommen die bürgerliche Wertung des Besitzes. Es ist denkbar, daß er aus reichem Hause stammt, aber sein Erbe verschleudert hat. Es will ihm absolut nicht in den Kopf, daß er auf einen Genuß verzichten soll, solange er den Preis dafür in der Tasche hat oder einen Andern findet, der ihn gutwillig bezahlt. Es ist klar, daß der einzige Beruf, zu dem eine solche Natur vielleicht Fähigkeit besitzen kann, der künstlerische ist. Hat er Glück, so lebt er zeitweise hoch über dem Niveau der bürgerlichen Lebensführung, zeitweise steht er aber auch tief darunter. In beiden Situationen begegnet er derselben Mißbilligung der Bürgerklasse. Der Bohemien ist nie ein „gemachter Mann", obwohl ihm im Lauf des Lebens mehr Geld durch die Hände rollen mag, als ein weitläufiger bürgerlicher Haushalt in derselben Zeit kostet — dies nähert ihn unter Umständen den Mitgliedern des ersten sozialen Standes. Aber er kommt doch immer wieder zu nichts, und zur Genugtuung der bürgerlichen Menschen ist sein Ende meist kläglich, falls er seine besten Jahre überlebt. Es gibt natürlich Bohemiens, die während einer Glücksperiode von einer bürgerlichen Frau gefangen werden und, bestenfalls mit starker Selbstironie, in den Hafen der Ruhe einlenken, um äußerlich wenigstens das Leben des zweiten, wenn nicht gar des ersten Standes zu führen. Wenn dieses feldblumenhafte Wesen, dieses „zoon apolitikon" ohne gesellschaftliches Gewissen, eine der verführerischsten Erscheinungen des sozialen Daseins sein kann, so ermutigt sie doch gleichzeitig zu bedenklichen Nachahmungen. Der Mann wird fatal, wenn er seine glänzenden Zufälligkeiten zur Basis einer Weltanschauung für glanzlose Individuen macht und so den literarischen oder politischen Anarchismus, der in seinem Munde geistreich, paradox, ja für die, welche ihm gewachsen sind, fruchtbar ist, zur sozialen Doktrin und zum ethischen Programm werden läßt. Dann entsteht jener dünkelhafte politisch-soziale Dilettantismus, der auch die meisten Parteien auszeichnet, die keine

Hoffnung haben, je ans Ruder zu kommen und dadurch stets des Korrektivs der Erfahrung entbehren; wir finden ihn bei allen irgendwie Ausgeschlossenen, denen die Kenntnis der gesellschaftlichen Realitäten begreiflicherweise fehlt. Daran krankt jener negative Bohemien, der darum in der Boheme lebt, weil alle andern Klassen ihm den Eintritt verwehren, dem es bequem ist, sich dort zu wärmen, wo man nicht nach „Nam' und Art" fragt und nichts genau nimmt. Gerade ihn ertappt man oft auf bürgerlichen, durch Unbefriedigung in sich selbst zurückgerollten Instinkten. Er pflegt sogar das Geld zu überschätzen, weil er es nicht hat. Das macht ihn voll von Ressentiment, läßt ihn von einer neuen Gesellschaft träumen, wo Menschen wie er eine Rolle spielen würden, und damit verfällt er auch geistig dem Proletariertum. Dies unterscheidet ihn vom echten, wahren Bohemien, der, so wie er materiell bisweilen in die Sphäre des ersten Standes steigt, sich diesem auch in der Wertung der Welt durch seine Erhabenheit über Fragen des Besitzes anähnelt. Er grübelt nicht ernstlich über eine neue Gesellschaft, denn in jeder würde er derselbe sein, ungebunden bald hoch, bald tief gewirbelt, wie es das Schicksal will. Er ist nicht faute de mieux Bohémien.

Die oberste soziale Schicht umfaßt alle die, welche von Erwerbsfragen so gut wie nicht berührt werden, oder sie wenigstens wie eine unumgängliche Notwendigkeit nebenbei lösen, ohne sie zum Kern ihrer Interessen zu machen. Um dies zu ermöglichen, braucht man Reichtum oder relativ einfache Ansprüche bei mittlerem Besitz oder eine Tätigkeit idealen Charakters, die von selbst genügende Einkünfte bringt, so daß die Erwerbsfrage sich nicht erhebt. Materiell mag die Lebensführung der letzten beiden Kategorien der bürgerlichen gleichen, aber die persönliche Ungebundenheit, die durch sie entstehende Weltläufigkeit und Urbanität hebt die, wir können nur sagen, aristokratische Bildung ebensosehr von der bürgerlichen ab, wie diese sich gefühlsmäßig von der proletarischen unterscheidet. Die aristokratische Bildung beruht noch weniger auf Kenntnissen als die bürgerliche, sondern auf höheren Gesichtspunkten, die der leicht gewinnt, welchem alle Türen offen stehen; sie liegt auch nicht in der Gesinnung und Treue zum Thron; der konservativste Standesherr kann dem Staatsoberhaupt gegenüber ein wilder Heißsporn sein, aber er wird in ihm doch den ersten Gentleman des Landes sehen. Sie ist nachsichtig gegen Menschlichkeiten, solange ein gewisses Niveau entweder der Ehrenhaftigkeit oder auch nur des guten Geschmacks gewahrt ist. Das Voltairesche Wort: „Il n'y a pas de mal en bonne compagnie" bezeichnet eines ihrer Grundprinzipien. Sie ermißt die Kräfte der sozialen Wirklichkeiten und sucht sie nicht unter Doktrinen zu beugen. Sie erlaubt vielleicht frivol an den Grundlagen der Gesellschaft zu rütteln und hat dadurch sogar einmal die Revolution heraufbeschworen. Hier zeigt sich der Unterschied von der bürgerlichen Bildung, welche das Spiel des Geistes als Selbstzweck ver-

wirft, sondern gerne gewonnene Erkenntnisse als unveräußerlichen Wahrheitsbesitz kodifiziert und im Namen solcher Wahrheiten eventuell in enger Prinzipientreue bis zur Revolution schreitet. Die aristokratische Geistigkeit dagegen hält sich frei von so beschränktem Ernstnehmen, denn sie erkennt von der Höhe alles Gewordenen herab die Relativität alles Werdenden. (Auch hier darf nicht an das Maß gedacht werden, indem der einzelne an dieser idealen Kultur teilnimmt.) Diese äußerste Weltlichkeit, welche auch die Forderungen der Religion unter Umständen leichten Herzens hinnimmt, ist der Ausdruck einer Klasse, die um nichts mehr kämpft und sich darum dem Überflüssigen widmen kann. Feinste Humanität und äußerste Verflachung sind ihre Pole. Dies äußert sich in den Sitten durch jene feine Rücksichtnahme auf fremde Menschlichkeit, die der Bürgerliche so leicht als Heuchelei empfindet. Eine gewisse Zugehörigkeit zu dieser Klasse dokumentiert sich heute, ebenfalls durch die gefühlsmäßige Begreifung ihrer Werte und eine entsprechende Gestaltung des Daseins. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grad unabhängig von dem Besitz des einzelnen, jener prunkenden Bürgervornehmheit z. B. bleibt sie trotz ihrem Golde verschlossen.

Den Charakter des Zusammenlebens dieser Klasse bildet eine oft das ganze Leben in Anspruch nehmende Soziabilität, die eine derartige Last werden kann, daß ihr mancher Einzelne zu entfliehen trachtet und langsam seine Wurzeln ihrem Boden entzieht. Diese Entwurzelten des ersten Standes sind am schwersten zu definieren, da sie zu selten sind. Ich selbst bin einem Einzigen begegnet und habe vielleicht von zwei oder drei anderen gehört. Ich spreche nicht von dem in die Versicherungsbranche gesunkenen Offizier a. D., auch nicht von dem Gelehrten oder Künstler adliger Herkunft, der zwischen seinen Standesgenossen, dem Bürgertum und der Boheme fluktuiert, sondern von einem Typus, dem das Wesentliche seines Standes, die „Klasse" so unerträglich geworden ist, wie dem Vagabunden die proletarische Familie, dem Bohemien die Weltanschauung des Besitzes. Er unterscheidet sich von dem letzten durch die totale Freiwilligkeit seines Outsidertums, die ihn zugleich dem Ersten nähert. Ich will ihn, um eine Hauptseite von ihm zu bezeichnen, da seine Seltenheit einen ihn ganz treffenden Ausdruck nicht zuläßt, als Globetrotter bezeichnen, aber ich meine nicht jenen Bummler, den man heute in Darjeeling findet, morgen auf dem Rennen von Ascott, übermorgen im Yellowstonepark, sondern ich spreche von Mr. Durban, dem großen Sozialphilosophen, der niemals eine Zeile schreiben wird, aber, nachdem er zu Hause politisch und in Indien kolonisatorisch gewirkt, Witwer geworden, seine Kinder verheiratet, und dem ältesten Sohn seinen Grundbesitz vermacht hatte, sein Checkbuch auf die Bank von England in die Tasche steckte, seinen beweglichen Besitz auf den Inhalt dreier flacher Kabinenkoffer beschränkte und auf einem Indiendampfer, wo ich ihn kennen lernte, eine Doppelkabine für fünf Jahre nahm, indem er sämtliche Überfahrten

des Jahres vorausbezahlte. Dieser Mann, der die Sitten und Manieren seines Standes auf's vollkommenste verkörpert, hat sich von seinen Lasten vollkommen frei gemacht. Er ist der aufrichtigste Genießer der Einsamkeit, den ich kennen gelernt habe, denn in einer Schiffsgesellschaft wird die Einsamkeit niemals drückend, aber sie wird auch niemals gestört durch die wechselnden Menschen, die das Innere kaum in Anspruch nehmen. Was mich betrifft, so hat er mir lange Abende hindurch unter dem Sternenhimmel seine okkulte Philosophie von der Loslösung des Individuums aus allen Banden und ihrer Beherrschung vorgetragen, eine Lehre, von der ein anderes Mal zu berichten sein wird.

Er ist nicht nur der Entwurzeltste, sondern er allein ist es bewußt und gewollt. Soweit als noch möglich der alten Gruppierung durch seinen Adel angehörig, hat er, ein Letzter der feudalen Ordnung, den grausamen Mechanismus, welcher um ihn Klassen und Einzelne aus dem Boden reißt, konsequent verstanden und dessen soziale Erfindungen seiner Philosophie dienstbar gemacht.

Wenn auch nur wenige diesem Typus selbst begegnet sind, so ist er doch eigentlich das phantastische Ideal unserer Zeit und gerade seine konsequente Ausnutzung unserer Realität, über die er sich erhebt, rückt ihn für romantische Seelen neben den Grafen von Saint-Germain, Cagliostro und Monte-Christo. Was ihn so interessant macht, ist seine Loslösung aus allen Beziehungen, die uns an sich interessieren. Auch er ist heute in Peking, morgen in Timbuktu und jede Frage an ihn, weshalb er eigentlich reist, wird an seinem philosophisch gepanzerten Willen abprallen. Er reist nicht für eine Firma und nicht für eine Zeitung, denn er hat es nicht nötig, nicht für seine Bildung noch aus Neugier, denn er kennt alles, nicht zur Gesundheit, denn er ist stark, nicht aus Langeweile, denn er ist mit sich selbst stets in bester Gesellschaft, sondern er reist — wie der fliegende Holländer, doch nicht weil er verflucht, sondern weil er gesegnet ist. Er reist aus Schicksal und keine romantische Trivialität einer Senta wird ihn, den von Allem gelösten, erlösen. Wenn wir ihn uns so die Ozeane durchfurchen denken, hin und her, wird er zu einem unpersönlichen Requisit der Weltreisen, wie der Felsen von Gibraltar, das weiße Säulenhotel in Colombo, oder die Freiheitsstatue in Neuyork. Er ist der verkörperte Verkehr, die Ubiquität, die Aufhebung von Zeit und Raum, auf die alle moderne Sehnsucht und aller moderner Scharfsinn zielt — das Symbol unserer Zeit.

# Adolph v. Menzel/ Briefe aus Cassel

Dieser kleine Mann war kein großer Briefschreiber. Vom Überfließen des Gefühls in schriftlicher Fasson hielt er so wenig wie von allen Amouren. Man muß ihn kennen, ehe man seine Briefe liest. Muß wissen, wie er von der Wärme des Pinsels und dem Geiste des Stiftes im Laufe der Zeit zu einer sauberen und verschlossenen Tatsächlichkeit gelangte, und wie dies in seinem Leben dasselbe war. Er liebte und lebte das Barocke. Diese Windungen sind von humoristischer Wahrhaftigkeit und arabeskenfreudiger Vergnügtheit. Aber er findet aus dem Barocken langsam die Tatsache des kurzen, bündigen Briefes, den er heimlich selbst in den Kasten steckt. Wir haben nun viele seiner Briefe gelesen und gesammelt, aus den 40er Jahren bis zu Ende. Etwas vom Vignettenwesen des Friedrichbuchs und der Wärme des Gymnasebildes ist in den ersten, und in den letzten die Verschlossenheit des Mundes. An die Familie hält sich das Gefühl nicht zurück, an manche Freunde klingt es wie Trinkergruß, Tunnelabendfrohsinn. Aus den kleinen Bädern, Rheinsberg, Freienwalde, sendet er ergötzliche Kleinmalereien, deutsch, knorrig, mit feiner Ironie durchsetzt, geziert mit Handzeichnungen freiester Impression. In Ratschlägen an Kollegen, Urteilen in Kommissionen, Honneurs des gesellschaftlichen Lebens malt er entzückend verbissene Kopf- und Schlußstücke in Worten. Seine Handschrift vergrößert die barocken Wendungen in eine monumentale Groteske. Sie löst das Gepreßte des briefeschreibenden Nichtbriefmenschen in eine originale Wut aus.

Noch sammeln wir, allen dankend, die uns helfen. Wir werden mit der Zeit dieses und jenes gruppenweise herausbringen. Aus der ältesten Gruppe, Cassel 1847/8, da Menzel dort mit dem Karton des Einzugs der hessischen Landgräfin beschäftigt war, haben wir heut einige Familienbriefe herausgegriffen. Sie sind wie sein Künstlerstil: Witz und Wärme, um eines verliert er nicht das andere.

Cassel, 11. August 1847.

Mein geliebtes Kind und geliebtes Jauersches Volk!

Für diesmal kann ich Euch nur benachrichtigen, daß ich noch Montag Abend um 8 Uhr auf der Thüringer Bahn glücklich und lustig in Eisenach angekommen, daselbst im „Rautenkranz" ungewiegt geschlafen, und gestern von früh an den ganzen Tag auf der Wartburg con amore „auf tene Pöten und in tene Kellern und am stille Pach auf Plume fein unter der Vökel matrigaal" umhergekrochen und geklettert bin. Was das himmlisch war!! Pan schläft da um die Zeit von 3—4—5, da so in den waldigen Schluchten, in dem tiefen Grün herumzustören, dazu ein wundervoller Tag, von solcher Höhe meilenweite Umsichten,

Wolkenschatten und Sonnenflächen und Farben — o Gott. Ich habe 1 000 000mal an Euch gedacht, säßet Ihr nicht selbst mitten in Ähnlichem ich hätt geflennt.

Abends 6 Uhr abgefahren, heute morgen angekommen, wo der Trara groß war. Arnolds haben mir an Dich eine Masse Grüße aufgegeben, hier hast Du sie. Und von mir an Euch Alle Alle welche dergleichen. Euer Adolph.

Cassel, 19. August 1847.

Deinen Brief erhielt ich vorgestern Nachmittag als ich eben von Marburg zurückkam in Sonne und Staub gebraten, es war aber göttlich dort. Gott was habe ich da alles Schönes und Interessantes gesehen, am Menschenschlag, gothischer Architektur, die Sternwarte, die Universität, die Anatomie und meinen Logiergasthof, den Ritter ausgenommen, die ganze Stadt aus dem Loth, wenn nicht gebaut, so doch gesunken, ganze Gassen so:

(Zeichnung) und so: (Zeichnung)

ein wahres Spinnen- und Rattenloch, aber wie malerisch und interessant und wunderlich alt, verrottet! Und zu thun hatte ich in 4 Tagen das Wesentlichste durchzunehmen, wo ich ebenso gern 4 Wochen gehabt hätte. Gaspard, der treue Trabant, zeichnet und schwitzt beharrlich an meiner Seite. Jetzt bin ich nun im Atelier schon eingerichtet. Es ist sehr zweckmäßig und geräumig, und stecke in der Arbeit (noch nicht am Großen) erst noch an der Zeichnung. Ich bin, dem Himmel sei es Dank, sehr wohl auf, früh um 5 Uhr erwache ich selbst, und heraus. Ich trinke nicht lauter Wein, sondern auch Kaffee, und sogar Wasser. Arnolds sind gleichfalls alle wohl, und Mittags und in den Abenden sind wir zusammen; sie grüßen Dich sehr schön, namentlich Carlo.

Ich danke Gott, daß er es Dir wohl sein läßt.

Die recht brave wirklich zu manchen Erwartungen berechtigende, schon ziemlich gelungene wackeren Studien bekundende bildliche Schilderung Deines Sill-lebens läßt mich fast verhoffen, Du seist nicht mehr in der Pfütze, sondern im Bach. Ochse so fort, junger Mann! Deine Fänge machen Meisterstücke. Aber nicht ins Zwielicht hinein!! und nicht zu viel bei Licht! auch recreiere Dich ja gehörig.

Wie sich unsere lieben vortrefflichen Freunde Deiner annehmen und Dir das Alleinsein unterbrechen macht mir großen Trost und Freude! Sage ihnen, wie ich ihnen danke. Grüße sie Alle Alle aufs Innigste, mich einzeln an sie zu wenden, würde ihnen zur Litanei werden.

Und nun schütze und erhalte Dich Gott! Dein Adolph.

Mein geliebtes einziges Kind! Cassel den 15. Sept. 1847.

Ich merke fast, mit der fatalen Irrung von neulich ist in unsere Correspondenz,

die ich mir ganz anders gedacht, eine Art Stimmung eingekehrt, die mir ganz wenig Freude macht. Ihr scheint Euch vorgenommen zu haben, mich nun auch nicht mit „unnützer Schreiberei zu behelligen". Geliebten, bedächtet Ihr meine Überraschung bei Eurem Angstruf, wo ich Euch ruhig und im Besitz von Nachricht glaubte, und wie natürlich meine auf der Stelle geschriebene Antwort mit meinem ersten Zorn zusammentreffen mußte. Also verzeiht mir! Ihr habt nun noch gar keine ausführliche Nachricht gehabt wie ich eigentlich hier lebe.

Von Marburg, wo es himmlisch war, Wetter, Gegend, Stadt, Architektur in Kirchen und Schloß, Menschen usw. ich hätte statt 4 Tagen 4 Wochen mich höchst interessant beschäftigen können, zurückgekehrt, wo ich 4 Tage geblieben war (von einem Donnerstag Abends bis zu Dienstag früh) fing ich dann hier die Arbeit an und hatte natürlich noch Modelle, Kleider aller Art, so gut sich das hier auftreiben und verwenden ließ nötig, ich habe so ziemlich gefunden, was ich dergleichen brauchte, der Kunstverein hat mir hierzu seinen Boten als Saufinder und Arnold mir Carlchen ins Atelier als Handlanger zur Verfügung gestellt. Mein Lokal und alle sonstige Einrichtung ist sehr zweckmäßig und ich sitze nun dick in der Arbeit. Vier Wochen und wohl eher darüber habe ich aber jedenfalls noch zu thun, obenein da die Tage schon merkbar abnehmen, obgleich ich sehr gutes Licht habe, nach vorn heraus auf den freien Platz, denselben, der gezeichnet zu Hause in der Nische hängt. Übrigens bin ich ganz ungestört. Arnolds sind so rücksichts- und liebevoll als aufmerksam, ebenso die Leute vom Kunstverein. Auf Einladereien habe ich mich indeß bis jetzt wenig eingelassen. In den Abenden, wenn nicht gerade Besuch kommt, sitzen wir zusammen, wie vor alten Zeiten. Caroline spielt oder wir unterhalten uns, oft von Euch; usw. sie tragen mir sehr viele schöne Grüße auf, namentlich auch Fritzchen, die seit ein paar Tagen zurück ist.

Die Gute ist in Böhmen recht hübsch fett geworden. Von Meyerhöfer aus konnte man eigentlich gar nicht so schließen, was ein recht sehr guter Koben Böhmen sein muß. Mein Kind, ich wünsche und hoffe ein Ähnliches an Dir wiederzusehen, Du weißt, ich schätze das ungemein am Menschen.

Mit das Interessanteste und Lehrreichste ist mir hier das Landgestüt und Reithaus, der Stallmeister ist sehr gefällig, da sind Prachtthiere zu beobachten, ich bin oft da, es liegt 100 Schritte weit vom Hause; wie überhaupt hier das Meiste sich lächerlich nahe ansammen findet, von einem Stadtgange so lang wie die Zimmerstraße spricht man hier, tagelang vorher und tagelang nachher. Cassel ist anerkannt eine schöne Vereinigung der Meriten Krähwinkels mit den Prätensionen von wenigstens Berlin. Das habe ich erst noch gestern Abend mit Vergnügen sehen können: da brannte in der Stadt ein Schornstein. Dem Rituale gemäß wurden alsogleich die öffentlichen Plätze besetzt, die ganze Garnison marschierte auf: die Infanterie mit vollständigem Gepäck, die Gardes du Corps

und Husaren mit gezogenem Pallasch, die Artillerie mit Kanonen und brennender Lunte! (ohne Carricatur.)

Das Theater ist hier wenig schlechter als in Berlin, ich habe gesehen Uriel Acosta, Monaldeschi, und die Zauberflöte! Eine göttliche Musik ist indeß hier eine Perle, vor die — Casselaner geworfen. Wie ich voll Indignation habe bemerken müssen. Neulich wäre der Kronleuchter bald heruntergestürzt indem der Strick angebrannt war. Es heißt, das Unglück wäre geschehen, hätte die Vorstellung noch 10 Minuten länger gedauert. Sollte Dir etwas davon etwa durch eine Zeitung zu Ohren gekommen sein, so erschrick wenigstens nicht um meinetwillen, ich gehe immer nur in die Logen. Benachrichtige auch Richard hiervon. Überhaupt Geliebten, laßt mich überzeugt sein, Ihr ängstigt Euch nicht. Man steht überall in Gottes Hand! Ich reite aber nicht etwa, begebe mich auch nicht in Gefahr.

Nun bleibt mir vor lauter Erzählen kaum Platz, zu Euch Geliebter Geliebter Carl und Pauline was zu sagen, z. B. wie viel ich an Euch denke, wie oft ich unter Euch sein möchte, was ich fühle bei Eurer Liebe mit der Ihr Emilien während der ganzen Zeit meines Hierseins des Alleinbleibens enthoben! ich wollte Ihr hieltet Euch davon aufs Tiefste überzeugt, und hülft damit der Unberedtheit aus, es Euch auszudrücken. Nehmt Alle Alle in Gedanken meine innigsten Küsse!! Euer Adolph.

Cassel d. 3. Nov. 1847.

Ihr meine Geliebten! Euer Brief hat mich traurig gemacht, so erfreut und ich könnte fast sagen überrascht ich auch einerseits über Dein Befinden Richard bin wofür ich dem Himmel danke. Armes geliebtes Kind ist Dein Fieber etwa eine Nachwehe einer Gebirgspartie gewesen? Eine sehr trübe Anschauung hat mir gegeben, daß Du noch an jenem Mondtage sogar den Quartette-Besuch aufgeben mußtest. Thut nur ja beide Alles für Eure Gesundheit, körperlich und auch — geistig! Geliebten! Theile ich etwa Eure Sehnsucht nicht? Ihr scheint zu meinen, ich zöge meinen hiesigen Aufenthalt willkürlich unnütz in die Länge, ich sage Euch es vergeht nie ein Tag wo ich nicht von früh bis zum Dunkelwerden tätig wäre, aber die Tage werden kürzer, und im Verlauf der Arbeit steigt mein Interesse und mit diesem meine Anforderung, und ehe ich nicht noch meinen Kräften genuggethan eher werde ich das Heft nicht hinlegen.

Wozu sollen nun aber solche Aeußerungen von gesunkenem Muthe dienen, doch nicht mein Verfahren ändern? Vor dem Rahmen(?) bin ich in meinem Amt, und in Gottes Hand, und darf weder rechts noch links fragen; dergleichen kann nur wirken, was es auch gewirkt hat; der Arbeitende ist hierin gleichwie Amme, Seelenunruhe schlägt auf die Milch. — Du bist doch wohl die Erste, die nicht will, daß ich mich jetzt, meiner jahrelangen Sehnsucht nach einer

solchen Arbeit unwürdig erzeigen soll? Ich darf von meinen Geschwistern fordern, daß sie nicht allein ein Herz, sondern auch Vernunft haben. Wie des Himmels Gnade mir beisteht, so wird er auch Euch, wenn Ihr zuerst Entschluß fasset, die (freilich ungewohnte) Trennungsqual Euch nicht zu Leibe zu lassen. Geliebten, thut ja, ja, wie ich, Alles, daß wir uns frei und gesund wiedersehen. Gott stärke Euch, Gott schütze Euch! Amen. Adolph.

Cassel, d. 18. Dec. 1847.

Meine geliebten einzigen Kinder! Gott weiß es, wie mir in der Seele wehe thut, daß ich diese Zeit über noch von Euch fern gehalten werde, es ist aber einmahl nicht anders; obgleich die Arbeit dem Ende zurückt, so wird doch die tägliche helle Zeit eine zu kurze, um so schnell als meine Ungeduld möchte, damit zu Rande zu kommen. Bei Lampenlicht ist nichts zu machen, und eilen auf Kosten der Durchführung? — Dazu habe ich mich bei geringeren Dingen nicht hinreißen lassen. Also es lebe Muth und Tapferkeit! Wenn Ihr wissen wollt, wo ich meinen heiligen Abend verthun werde, so habe ich zu antworten, beim Grafen Gahlen, — es dankts ihm der Teufel, und Arnolds und ich wir haben uns gesperrt was ging, aber wurden so an die Wand gedrückt, daß kein Ausweichen war. Und übrigens, da ich erst nicht bei, an, und mit Euch sein kann, ist mir auch Alles einerlei, und wenns beim Hofrath Kupsch wäre. Von Euch, mein einziges Volk, denke ich mir, daß Ihr von einem oder dem Andern unserer Freunde geladen sein werdet. Wenn Ihr aber das auch nicht wollet, was ich mir auch denken könnte, so bittet doch Meyerhöffer zu Euch, falls der nicht auch anderswo ist, und trinkt hinter den Fischen ein ordentliches Glas auf meine Gesundheit, ich werde im Geiste mitten unter Euch sein.

Jetzt zur Bagage. Also Du Telematz überreichst zuvorderst beikommendes Glas nebst Signatur Deinem edlen Mentor, und vermeldest demselben Gruß und Heil zuvor. Sonach nimmst Du ein paar Ducatons in Deine Hände, und begiebst Dich unter seinem Rath in einen Musikladen, und verhandelst daselbst eine Opera, oder dergl. Seelenspeise. Ferner lege in beikommenden Handschuhen die Insignien höherer Civilisation an.

Und Du mein geliebtes kluges Emilchen! verbirg die Pfötchen in grau und rosa, es ist kalt! kalt! hu — — ich habe beigefügt was ich seit lange bereit gelegt hatte, Dir von der Reise mitzubringen, es ist jetzt unter Einem. Das Tuch ist für Sophien, Fritzchen hat es mit kaufen helfen, auch die andern Sachen. Den Handleuchter aber übergebt nebst Signatur dem Freund Eitner und drücket ihm in meinem Namen die Hände. Und nun Ihr Inniggeliebten! vermahne ich Euch nochmals thut Euch nur keine Kürze an, begegnet den Aepfeln, Pfefferkuchen Nüssen Fischen Gänsen mit derselben Freundlichkeit, als wenn ichs sähe, thut das ja. Adolph.

Meine geliebten Kinder! Cassel, 27. December 1847.

Eure Briefe haben mich beides, sehr erfreut und geschmerzt. Geschmerzt, daß ich bei Euch fehlen mußte, und Ihr Euch darum vorgenommen habt, der ganzen Weihnachtsfreude zu entsagen. Das war mir nicht lieb. So feiert aber wenigstens den Sylvester. Ihr habt doch aber die Kiste richtig erhalten? Wie war denn Euer heil. Abend? Gerührt hat mich die fortwährende liebevolle Teilnahme unserer Freunde dort. Grüßt sie aufs Innigste und dankt ihnen von mir! ich habe in den Tagen unaufhörlich zu Euch gedacht. Ich habe den heil. Abend größtentheils teuflisch ledern verbracht, trotz der Größe des Raums, trotz aller wirklichen Liebenswürdigkeiten des Wirths, der Wirthin und der Gesellschaft kam der Theeritt in kein tempo. Den folgenden Abend war derselbe ganz Ulk bei Arnolds da war's doch viel amüsanter. Außer dem Allen wurde mir, wie ich nicht anders sagen kann, von allen Seiten so freundliche Aufmerksamkeiten angethan, daß ich ordentlich betroffen war.

(Um Euch zu beruhigen, erwähne ich indeß, daß ich in der Melodie des Bescherens, die gegenseitig gespielt wurde, keine stumme Rolle gespielt habe.)

Nun meine Einziggeliebten, lasse Euch der gütige Himmel gesund und so froh als möglich ins Neue Jahr hinüber nicht schlafen sondern wachen!

Ich drücke Euch in Gedanken ans Herz. Euer Adolph.

Was mir noch einfällt, vor 8 Tagen wurde hier „Titus" gegeben, da wünschte ich Euch zur Stelle. Die Musik hat mir ausnehmend gefallen. Meyerhöfer mag als Mann von Fach dagegen einwenden können, was er will. Aber an Allem Uebrigen des Stücks wurde mir begreiflich, daß die Oper heut nicht mehr zu genießen ist. Einziges, junges Kind, ängstige Dich nur nicht um meinetwillen, ich bin vorsichtig, strenge mich nicht zu sehr an, und bin unberufen wohl.

Cassel 20. Jan. 1848.

Ihr meine einziggeliebten Kinder, wie fast immer ist mir auch dieser Euer letzter Brief eine Freude und ein Schmerz gewesen. Eine Freude, unendliche Freude, an Eurer Freude über die Kleinigkeiten, und ein Schmerz über Euren Sehnsuchtsschmerz, und dessen Ursache ich doch nicht so ändern kann! Ihr Heißgeliebten, an die ich unaufhörlich denken muß, ich verlange ja nicht von Euch, am wenigsten von Dir Du armes Kind, daß Ihr Eure Gefühle nicht vor mir ausschütten sollet, Ihr habt sie einmahl doch, und Gott weiß es wie natürlich! gerecht! also erleichtert Euch gegen mich, aber laßt Euch auch trösten, mit dem Trost, womit ich mich tröste. Bedeutende Zwecke und Entschlüsse fordern auch ebensolche Anstrengungen und wenns Gott will Opfer, will ich nicht bloß wie bisher die Leute in Berlin und anders wo, die es verstehen, stillschweigend glauben lassen, daß ich größere Dimensionen ebenso über-

winden würde, wie kleine Holzschnitte und Bilder, sondern dies Alles auch den Leuten unter die Nase beweißen, die es nicht verstehen, gleich wohl aber eine Stimme führen, so muß ich handeln wie ich handle. Was meint Ihr, wie z. B. Gallait gearbeitet haben mag, um sich auf die Stufe zu schwingen, wo er dann solche Arbeiten übernehmen und resp. so ausführen konnte! Aber unsere Freunde vom Handwerk dort könnten was klügeres thun, als Euer Milzstechen noch vermehren, mit Redensarten, wie sie ihnen über mich stets geläufig waren, ich ändere keineswegs fortwährend wie sie meinen, sondern gehe nur konsequent Schritt vor Schritt zu Ende und mache Alles, so gut ich es im Stande bin. Gott, der die Zeit der Prüfungen Euch und mir hat bis hierher überstehen geholfen, wird, so vertraue ich fest auf ihn, uns auch den Rest der Trennung ertragen helfen, meine Einziggeliebten! Du klagst über mein Hinhalten. Bedenke die Kunst ist ein durchgehendes Roß, man weiß nur ungefähr den Graben oder die Wand, an der es wird Halt machen müssen. Wenn ich Euch also dennoch sage, daß wahrscheinlich die Mitte des Februar herankommt, ehe alles so weit ist, daß ich es ausstellen lassen und also abreisen kann, so laßt das Euer Herzweh, daß ich ja auch und wie habe! nicht noch vergrößern! Die Reue über hastige Beendigung wird zum nagenden Wurm, wenn die peinvollen Gefühle, durch die man sich zur Hast hinreißen ließ vorüber sind, deren Andenken bald genug erlischt, aber die daraus entsprungenen Mängel, Versäumnisse für immer haften bleiben und das Werk über kurz oder lang degradieren. Es giebt hiervon so viele Beispiele, namentlich leider bei uns Deutschen, daß jeder Ursache hat, sich hingegen zu stämmen, was er kann; es fällt doch nicht alles so aus als man gewollt hat. — Denkt zurück über was für ganz andern Schmerz und Qual — — die Zeit dahingeflogen! und wenn wir durch Gottes Güte wieder vereinigt sind, so wachsen 4 Wochen täglicher Liebe und Tätigkeit und Aneinandersein wie Gras über allem Harm der Vergangenheit zusammen, und nur ein gegenseitig ergänzendes Zurückerinnern, ein Quell neuer Liebe und Freude, und das Gefühl ausgedauert zu haben bleiben! Und über alles dieß! wem Gott für Augenblicke muthloser Anwandlungen eine Zuflucht in dem Herzen so vieler und so vortrefflicher Freunde geöffnet, der verzweifle nicht. Was überhaupt unsere Freunde Alle Euch Liebes thun, das kann ich gar nie wieder gut machen, ich fühle das so tief! und ist mir ein Trost, in Stunden, wenn mir die Sehnsucht und, trotz aller unveränderter Freundschaft von Arnolds die Bangigkeit zu Kopfe steigen will. Aber was haben die armen guten Märkers für einen traurigen Winter! Sagt ihnen doch, wie mich das schmerzt. Wollte ihnen doch der Himmel Allen einmahl ein ruhig Stück Gesundheit schenken! Daß Du Geliebtes wenig sitzest und viel gehst freut mich sehr, und dann noch eins: Suche nicht stets neue Gespenster auf, Dir das Leben zu erschweren. Nun ist's wieder Gesellschaftsulk. s'ist wahr, die hier

Arnolds Umgang sind, sind zum Theil recht charmante Leute, aber fürchte Dich weder vor Geistern noch Geist. — —

Mein Befinden ist, dem gütigen Himmel sei es gedankt, vollkommen wohl! ich bin vorsichtig, trinke viel Wasser, und keineswegs so viel Wein, als Du zu fürchten scheinst. z. B. ich habe so lange ich hier bin bei keiner Gelegenheit so getrunken, wie mit Puhlmann gewöhnlich. Wart Ihr vielleicht zu Neujahr drüben, und habt ihn und Alle aufs Innigste gegrüßt? die haben auch schlechte Tage ausgestanden. Ach wie sehne ich mich wieder Alle die Guten einmahl zu sehen, und mit ihnen vom 100sten aufs 1000ste zu gerathen! Und wie, Dich Junge und Deine Progressen zu sehen, die Zauberflöte sollst Du mir aber vorblasen, daß es eine Art hat. So viel ich glaube entnehmen zu können, so geht Dirs unberufen wohl! Dem Himmel und außerdem Steinrück und Meyerhöfer und Eitner sei Dank! Werde mir ein möglichst gesunder, beschlagener, entschiedener aufmerksamer, gewandter Mensch!! daß ich mein gaudium an Dir wieder sehe!

Nun Ihr Heißgeliebten, schließe ich wieder einmahl. Euch drücke ich in Gedanken an mein oft sehr unruhiges Herz, und Allen den Vortrefflichen dort aufs wärmste die Hände. Euer Adolph.

Ihr meine einigen Geliebten! Cassel, 25. Jan. 1848.

Was ist denn das für ein neues Leiden das Euch unter meinem Wegsein trifft?!! Du, armer Junge, was mußt Du wieder ausstehen! Eure Nachricht, die ich eben heute erhalte, hat mich und Arnolds sehr betroffen gemacht. Einziger Junge, hast Du Dich etwa mit Heftiglaufen echaufirt oder dergl.? Du wirst Dich nun einmahl, auch wenn Dir Gott wieder Genesung geben wird, Dich vor allen Erregungen äußerst hüten müssen. Was thut Ihr mir leid! Ihr Geliebten seid auch dadurch so ins Haus gebannt. Kommt doch aber wenigstens zuweilen eins oder das Andere von den Freunden zu Euch? Steinrück nimmt sich wohl sehr Eurer an, Du aber einziges Kind verbrauche Dich auch nicht rücksichtslos, pflege Deinen eignen Husten. Bedenke! Bedenke! was ist denn bei Euch für eine Jahreszeit? Wir haben hier einen sehr stillen gleichförmigen Winter, einen gelinden Frost. Über Alles Sonstige habe ich mich ausführlicher in meinem anderen Briefe ausgelassen, den Ihr am Montag, gestern, früh gekriegt haben müßt, ich hatte wollen von Tag zu Tage schreiben, wollte aber immer erst noch dies und das an der Arbeit sehen, um Euch doch was Gewisseres schreiben zu können. Ich bin, dem Himmel sei gedankt, wohl und unausgesetzt wacker im Sattel; verhalte mich in Essen, Trinken, durchaus diät, schon um Euch keine Unruhe zu machen. Arnolds sind, die arme Caroline ausgenommen, die ihr rheumatisches Zahnleiden mit wenig Unterbrechung bis jetzt gehabt hat, (heut morgen ist ihr Einer ausgezogen worden) wohl, sie grüßen

Euch herzlich, und lassen Euch ihrer herzlichen Theilnahme versichern. Fritzchen sagt, sie könne sich ja selbst denken, daß Du die Zeiten über andere Sorgen gehabt hast, als lange Briefe zu schreiben. Im Allgemeinen lebt man hier doch ziemlich einförmig, wenigstens stiller, als Ihr glauben möget. Als ein, wenn auch nicht Ersatz, doch Surrogat für die Musik die ich in Berlin nicht höre, sind mir hier in der letzten Zeit ein paar Concerte in Wurf gekommen. Eins im Theater, fast durchweg sehr schön. Das Programm könnt Ihr hiebei lesen, und Eins gestern Abend. Es besteht nämlich auch hier wie überall für ältere Jungfern höherer Bildung ein Cäcilien-Verein, welcher gestern seine 25te Stiftungsfeier anfänglich besang und später beaß, vielleicht ganz spät auch noch betrank. Die Wahl der Stücke sehr schön, nur allein Mozart, Haydn, Beethoven, Spohr, Mendelssohn, das half aber Alles nichts, es war trotzdem Alles nur Seer scheene! Polyphem Spohr stand in der Mitte und tachtelte die Luft. Die Sopräne pfiffen entweder 2 Löcher zu hoch oder zu tief, die Bässe aber hatten soviel ich erkennen konnte, zusammen volle 32 Zähne. Den Kelch voll zu machen trat noch eine extrafette Schauspielerin auf, und suchte Mendelssohns Namen zu beflennen, — wäre ich ein Kater gewesen, ich hätte mich beim Schwanze aufgehangen. Genug davon, ich weiß garnicht, wie ich mit einem mal in den Unsinn gerathen bin, es ist mir garnicht so zu Sinne. Schreibt mir nur recht bald, wie es weiter bei Euch geht. Ich lebe in Gedanken jede Minute mit Euch durch. Euer Adolph.

Cassel. Kein Datum (ca. 11. Febr. 48).

Ihr meine Heißgeliebten, ich kann die prächtige Gelegenheit nicht vorbei lassen, wodurch Ihr im Überbringer dieses, Herrn Müller aus Moskau jemand kennen lernt, der Euch über mein leibhaftiges Dasein Zeugnis ablegen kann. Ich fange eben den letzten Ritter und Reiter an. Euer lieber Trostbrief hat mich vollkommen beruhigt und überaus erfreut, ich war wirklich sehr in Sorge, jetzt bist Du Junge, ja wohl durch Gottes gnädige Hilfe ziemlich wieder auf.

Geliebten, macht Ihr denn auch in freien Stunden, wenn ihr grade zu Hause allein seid, Gebrauch von Eurem mannigfaltig dotierten Bücherspindchen? Da giebts eine Menge Kühlsalben und Zugpflaster für allerlei Schmerzen. Gebrauchts nach Bedürfnis mit, so erfüllt Ihr den Zweck davon. Daß ich durch Gottes Gnade wohl bin, wird Euch wohl Herr Müller erzählen. Aber wo bleibt das Buchsbaumholz, haben etwa die Vogels die Adresse nicht ordentlich erfahren? Grüßt aufs Herzinnigste Alle Alle Freunde, ich sehne mich unendlich nach Allen, aber ehe ich dann komme, schreibe ich erst noch einmal. Euer Adolph.

Geliebtes einziges Volk? Cassel, 25. Febr. 48.

Was brät der Teufel da wieder?! ich war in Ruhe und glaubte Euch nichts

weniger als in Angst. Vor fast 14 Tagen reiste ein Kaufmann Herr Müller aus Moskau von hier nach Berlin, ich lernte ihn hier kennen, und gab ihm auf sein freundliches Anerbieten an Euch ein Briefchen mit, nun sehe ich eben aus Eurem Angstbriefe, daß Ihr denselben Brief noch nicht habt, demnach hält sich derselbe noch unterwegs hie oder da auf was ich nicht wußte. Ihr bekommt aber den Brief jedenfalls, also für heute in größter Eile nur soviel, daß ich durch Gottes Güte gesund und wohl bin. Deine Thätigkeit Junge freut mich sehr sehr! aber der guten Märkers Herzeleid thut mir sehr wehe, versichere sie meiner herzlichsten Theilnahme, wäre ich in Berlin gewesen, so hätte ich ihnen den Liebesdienst geleistet und mein Patchen gezeichnet.

Bei der Arbeit sage ich eben soli deo gloria! ich bin heut fertig geworden, jetzt geht die Wirtschaft des Dampfens u. s. w. u. s. w. los und giebts Gott ohne unvorhergesehenen Aufhalt, so liege ich in den Anfangszeiten des andern Monats in Euren Armen! ich schreibe aber bis dahin noch einmal, heute muß ich aber endigen, weil die Post schließt. Also Gott schütze Euch. Euer Adolph.

Cassel, 9. März 1848.

Ihr Heißgeliebten, Ihr harret gewiß mit Schmerzen. Glaubt es ich auch, aber wie das stets und überall bei Sachen und Arrangements ist, wo es darauf ankommt, daß Hinz gehörig bestellt wird, und Kunz zur rechten Zeit zusammenkommt, da gehören drei Tage zu einem Tagewerke. Das Dampfen das Cartons ist nun beendigt, und glücklich gerathen: war aber eine Satansarbeit, Carl hat es großentheils mit durchgemacht. Aber eben jetzt erst ist er von der Wand abgenommen und in den Saal im Palais der verstorb. Gräfin Hessenstein, der von den Erben hierzu eingeräumt ist, transportiert worden. In diesem wird er nun öffentlich ausgestellt. Es war in diesen letzten Tagen der allgemeinsten Aufregung und Spannung auch kein Handwerker zu haben. Alles war auf den Beinen und bei der Bürgergarde. Das Resultat der „Demonstration", die indeß ohne alle Gefahr ablief, ist nun zu allgemeiner Befriedigung ausgefallen. Ich erwähne dies alles ausdrücklich, damit Euch nicht etwa schon Gott weiß, welche Gerede oder Zeitungsnachrichten gar meinetwegen, ängstigen. Interessant war mirs aber, dergleichen hier noch mit zu erleben.

Nun gehen aber doch noch etliche Tage mit den Aufstellungsarbeiten als der Zurüstung für Rahmen u. s. w. u. s. w. hin, nebst anderen Erörterungen, daß doch das Ende dieser nächsten Woche herankommen wird, bis ich bei Euch bin! ich bin Gott sei gedankt, wohl, und hoffe ein Gleiches von Euch, und freue mich unsäglich wo ich erst wieder unter Euch und den Freunden sitzen werde.

Den Ausstellungsmeldezettel baldigst zum Castellan der Akademie. Nun schütze und stärke Euch Gott! Euer Adolph.

P. S. Richard, die Anmeldezettel schreibe erst gut groß ins Reine auf ein Blatt.

# Die Mißgeschickten/ erzählt von Wilhelm Schäfer

Seltsam, von toten Freunden zu erzählen und zu denken, daß nur der Schmerz um ihren Tod sie uns so nahe hält und daß es Menschen gibt, die uns viel näher standen und dennoch unvermeidlich und ohne Schatten von uns gegangen sind, so daß wir schon in der Erinnerung nach ihren Bildern suchen müssen, obgleich sie leben, indessen die Toten in guten Stunden von selber zu uns kommen. Doch sterben manche auch dahin, daß wir uns kaum an ihre Liebe erinnern können. Wenn nicht ihr Schicksal, in manchen Wendungen dem unsern gleich, uns selber an die letzte Stunde führte; wie mir beim ersten dieser Drei geschah, von deren Mißgeschicken, unheimlich in mein Leben eingeflochten, ich hier erzählen will.

Wir wurden in Berlin bekannt und durch den Zufall, daß wir zu einer Frau geladen wurden, der unvermutet zwei Gäste angemeldet waren, die sie nicht gern allein empfangen wollte: ein unbekannter Dichter, wie es hieß, und ein Musiker. Wir fanden einen blonden Mann, der lebhaft sprach und sehr viel lachte, und einen schwarzen, der mit ernsten Blicken sich nicht darein zu schicken schien. Der Blonde saß sehr bald am Flügel und spielte Lieder aus Shakespeare und nach Bibeltexten, von einem Freunde komponiert. Er hatte keine Stimme, doch war er ganz vom Geist erfüllt und brachte die Lieder mit soviel Inbrunst vor, daß ich von manchen den Ton noch klingen höre, obgleich nun schon das zehnte Jahr seitdem vorüber ist. Der andere hörte zu, indem er schweigend manchmal durchs Zimmer ging, dann wieder horchend stand wie einer, der sich nicht recht entschließen kann. Er war sehr hoch gewachsen, sein schwarzer Schnurrbart kurz gestutzt, was damals noch nicht Mode war wie heute; man spürte einen Offizier, dem diese Ungeberdigkeit am Flügel mißbehagte. Er wandte mir im Schreiten ein paarmal prüfend sein Auge zu, das unterm Kneifer einer schwarzen Schlackenkugel gleich viel lustiger stand, als sein Gesicht vermuten ließ.

Wir kamen wenig ins Gespräch, der Blonde spielte unentwegt und füllte auch die Pausen mit Schwadronieren aus. Ich fragte den Schwarzen ein paarmal nach meiner Heimat Düsseldorf, wo er — ein Sachse — als Fabrikdirektor seit einem Jahre wohnte. Wir hätten uns vielleicht nur dieses eine Mal gesehen, wenn er mir nicht in einer Angelegenheit, die ich damals betreiben mußte, wichtig gewesen wäre. So bat ich mir seine Adresse und die Erlaubnis aus, ihn zu besuchen; und war auch richtig nach einer Woche — für ein paar Tage in der Heimat — auf dem Weg zu ihm.

Ich kam von Köln und wollte vom Bahnhof Düsseldorf zu Fuß nach Gerresheim hinaus, wo meine Eltern wohnten. Die Dämmerung fiel schon in

den regnerischen Juniabend, als ich von einem raschen Einfall hingeführt, trotz dieser späten Stunde bei ihm schellte. Ich wußte nicht einmal, ob er verheiratet war und ob mein später Einbruch, unangemeldet noch dazu, unpassend aufgenommen würde. Doch hörte ich schon auf dem Flur Musik, dasselbe reiche Spiel, das mich nachher so hundertmal empfing. Ich wurde in ein Zimmer geführt, das von der Seite durch einen Perlenvorhang nur einen bunten Schein erhielt; doch stand er schon im selben Augenblick vom Flügel auf und holte mich zu sich herein.

Noch habe ich den ersten Blick, mit dem ich dieses halb erhellte Zimmer aufnahm, mit allen Einzelheiten im Gedächtnis, und den Frauen darin: der einen, die sich beim Flügel ein wenig mühsam aus dem Lehnstuhl erhob, kerzengrad und groß und schlank trotz ihrem Umstand; der andern, die ganz an der Wand im Dunkeln saß, sehr blaß und fein und schwarz gekleidet: die Mutter dieser Frau, auch Baslerin, die ich nach diesem Abend nicht mehr gesehen habe; soviel Inniges aus ihrem Leben ich von der Tochter auch erfuhr, und deren Bild mir trotzdem deutlich vor Augen steht, wie wenn ich es von einem Maler im Zimmer hätte.

Ich wußte nun, daß hier Musik im Hause lebte, und daß der Mann, der in Berlin so peinlich auf und ab geschritten war, sie selber übte; und weil mir bis zur Stunde kein lieberes Ereignis geschehen kann, als daß mir unvermutet Musik begegnet, und herrlich, wenn eine Frauenstimme dazu singt: so saß ich Fremdling unter diesen Menschen, nach wenigen Minuten schon verbunden durch die Töne, die diese Frau gleich unbefangen sang. Ich habe sie nachdem wohl hundertmal gehört, auch im Konzertsaal, diese gläsern helle und gläsern zarte und auf einmal — wie ein Tropfen geschmolzenen Glases hängt — von Leidenschaft gefüllte Stimme: und dennoch waren mir die schönsten Stunden, die sie später singend hatte, selten mehr als Erinnerung an diesen ersten Abend.

Sie war kurzsichtig und mußte sich sehr oft der Worte wegen zum Flügel beugen, an dem ihr Mann mit Ernst und Schalkheit den Gesang begleitete. Nichts Schöneres war auszudenken, als wenn sie dann die biegsame Gestalt aufhob und klar gefüllte Töne in das Zimmer sandte, die durch die Worte in eine Form gebracht, so seltsamen Sinn in uns erregen können. Sie sang erst Schubert und auf einmal ein Lied von ihm, von ihrem Mann, der da so sorglich an dem Flügel saß und ihre Süße durch Klang auf Klang begleitete. Und war es dies, daß eine Frau so voller Liebe ist und doch die reife Frucht des Leibes so deutlich trägt, war es das Lied, und daß es seinen Ursprung fast allein — der Text war von Fontane — in diesen Menschen hatte, bei denen ich als Fremdling so in das Eigenste mitgenommen wurde: der Klang von diesen Tönen begleitet mich durch Stunden, wo ich glücklich bin, weil mich das Tageswerk nicht quält, und wird wohl bleiben, solange mir ein Klang im Ohr die wunderliche

Welt da drinnen, die wir — uns selber zuschauend — Seele nennen, erregen kann. Vielleicht noch länger; es könnte sein, daß mir das Schicksal einmal die Gabe nähme, mit meinem Ohr die Welt zu hören, so daß ich von dem Vorrat des Besitzes leben müßte, eins nach dem andern dabei verlierend: ob dieses Lied das letzte wäre, weiß ich nicht, doch daß nicht manches mit ihm bleiben könnte, das glaub ich wohl.

Denn dies ist mir kein Lied allein, nicht nur Musik, die irgendwo in meiner Seele die Töne träufelt: dies ist mir Ton und Bild zugleich. Bei jeder Wendung weiß ich genau: das sang sie so, und hier — so wunderbar — hier legte sie in voller Leidenschaft die schlanke Hand an ihrem festen Arm weiß auf den schwarzen Glanz der Politur, der ihre Formen wie eine Ahnung bis ins Kleid hinauf noch einmal schimmern ließ.

Es kam so, daß ich unvermutet am andern Tag schon wieder nach Berlin zurückgerufen wurde; dort fand ich eine Nachricht, daß die blonde Frau im taubengrauen Hausgewand noch in derselben Nacht einen Sohn geboren hatte. Ich brauche die Worte nicht nachzulesen, die mir der Vater dazu schrieb: wie er sich festgeschmiedet fühle in der Kette der Geschlechter. Und wenn ich heute denke, daß dieser Sohn nun als ein Waisenkind aufwächst, nur bei der blassen Frau, die damals so still im Zimmer saß, so daß die Kette scharf zerrissen ist: wird mir das Wort besonders gegenwärtig.

Seine Reisen, er war Direktor eines Werkes, das Hunderte von Arbeitern und Beamten, auch einige Filialen im Ausland hatte, führten ihn häufig nach Berlin. Und jedes Wiedersehn war eins, das diesen Namen fröhlich tragen konnte. Er war gleich mir ein guter Trinker und wußte einen Wein zu kosten wie man die Farbentöne an einem delikaten Bild genießt; und liebte schweren Rheinwein, der sich aus Gold in Wohlgeschmack auflösend kaum noch getrunken werden muß. Wir haben viele Nächte zum guten Teil vertrunken und sind niemals in wüste Sachen geraten. Er ging schon in die Vierzig und war in dem Gefühl davon ein Mann, der seine Hände entschlossen auf die Dinge legt, sie festzuhalten. Was wir sprachen, war keine Sehnsucht nach dem Leben, noch weniger die Literatur davon: es war das Leben selber, darin wir uns, nicht mehr in dumpfer Jugendhitze, fanden; wie sich zwei Luftschiffer wohl finden mögen, wenn sie durch hohe Lüfte hingetrieben die Schrecken des Gewitters und die verhangene Tiefe der Wolkenschatten auf der Erde wie im Kaleidoskop sich drehen sehen.

Doch nicht aus einer solchen Stunde erfuhr ich, daß er dichtete; wir achteten es nicht, mit der Bedeutung unserer Pläne uns gegenseitig die Stunden hochmütig aufzublasen. Er sandte mir einmal ein Buch, darin viel italienisches Erlebnis klangvoll stand; dann eine Handschrift, worin die Geschichte seiner Liebe, des Vierzigers zu seiner jungen Frau, „noch mit dem Knabenkörper fast“, in

schmerzlichen und übersonnten Gedichten aufgeschrieben war. Damals ahnte ich zuerst den Zustand dieser Ehe, wo sie wie eine jähe Flamme in die Lüfte lodern und doch nicht anders brennen konnte, als in der spöttisch ornamentierten Bronzeschale seiner schmerzlichen Manneslieben ruhend.

Sie stammten beide aus Theologenhäusern: ihr Vater war ein berühmter Geheimrat an einer mitteldeutschen Universität; er war in einem sächsischen Pfarrhaus aufgewachsen, als Ältester von dreizehn Kindern. Eine unbestimmte Begabung hatte ihm schon früh sein Lebensschicksal verwirrt, so daß er zu keiner Eintracht mit seinen Berufen kam. Ursprünglich als Pfarrerssohn zum Theologen bestimmt, hatte er in der Frankeschen Stiftung zu Halle seine Knaben- und Jünglingsjahre hungernd zugebracht, hier schon mit einer großen Neigung zur Musik. Für jedes andere Studium glänzend begabt, ein schöner Jüngling — ich sah ein Bild von ihm aus seiner ersten Studentenzeit — mit jener verhaltenen angeborenen Melancholie, wie sie die Venezianer so unergründlich zu malen wußten: hatte er sich für die Philosophie entschieden, in der Absicht zur Universitätskarriere. Sein Studium war beendigt, die Stadt, wo er sich als Privatdozent versuchen wollte, schon gewählt, als ihm das Schicksal zum erstenmal sein Kartenhaus umblies.

Er hatte bei seinen Vettern in Remscheid Ferien gehalten, als die gerade ihre berühmte Erfindung zu Ende brachten, Rohre ganz ohne Naht zu walzen. Mit einem Feuereifer, der ihn für jedes Ding ergreifen konnte, war er in den unendlichen Verhandlungen dabei gewesen, die eine solche Sache vor sich herwälzt; durch juristische Gewandtheit und klaren Überblick sie oftmals an entscheidender Stelle fördernd. So völlig hatte sich der junge Philosoph in diese Welt der praktischen Kniffe hineingewühlt, daß es sich ganz von selbst ergab, wie er abreisen wollte aus dieser Tatsachenwelt in die der Lehrgespinste: daß sich die Vettern heimlich beredeten und ihn bei sich behalten wollten, von dessen Fähigkeiten sie sich den besten Nutzen für ihre Sache versprachen.

So saß nach einem Vierteljahr der entgleiste Privatdozent in einer reichen Junggesellenwohnung am Pariser Platz und war mit einem Ministergehalt Direktor einer internationalen Industriegesellschaft, mit den Beamten des Kolonial- und Reichsamtes über den Bau von afrikanischen Telegraphenlinien aus Röhrenstangen verhandelnd. Er ist japanische Einrichtungsstücke aus dieser Zeit nicht losgeworden; sie standen später in seiner Wohnung als humoristische Erinnerungen an diese frühe Glanzzeit. Denn Dauerndes wurde nicht daraus. Nicht weil er selber der Stellung ungewachsen gewesen wäre, obwohl es manchem merkwürdig gewesen sein mag, an diesem Industrieposten einen so jungen Mann zu finden, der in der alten und neuen philosophischen Literatur Bescheid wußte und lyrische Gedichte schrieb. Die Anteilaktien der Erfinder lagen zu schwer auf dem neuen Unternehmen; es konnte nicht zum Atmen kommen und brauchte seine

letzten Kräfte zu einem Millionenprozeß, der übrigens nach vielen Jahren wiederum durch seine Mithilfe für die Erfinder günstig erledigt wurde. Damals aber mußte er als deren Vetter seinen Posten verlassen.

Der Garten der Gelehrsamkeit war zu. Die Professoren hätten sich bedankt für einen Röhrenhändler. Und die Geschäfte brauchen keinen Philosophen, der Gedichte schreibt. Doch hatte sich durch die afrikanischen Verhandlungen der Reichskanzler Caprivi für den jungen Direktor interessiert und riet zur Konsulatskarriere. Wie einer — ein Anschluß ist versäumt — entschlossen seine Koffer auseinander packt, den Reiseplan zu ändern: so gar nicht zweifelnd, ob er dazu geeignet wäre, ging er nach seiner Heimat, die zugesagte Berufung abzuwarten.

Da saß der lange Pfarrerssohn dann wieder bei seinen zwölf Geschwistern in der stillen Dorfpfarre seines Vaters und wartete, was ihm das Leben nun zur Auswahl bringen wollte. Und weil das Schicksal sich beeilen mußte, fiel es mit sonderbaren Dingen auf ihn ein: Wie er die Tage mit Spazierengehn, auch Dichten, Lesen und mit Musik zubrachte, passierte es ihm eines Morgens, daß er schon mit den ersten Vögeln erwachte und ein paar Zeilen von Storm, die seine Schwester am Abend gelesen hatte, nicht aus dem Sinn zu bringen vermochte. Es lockte ihn nicht auszugehen, weil ein früher Regen am Himmel hing, so trieb er sich — im langen Nachthemd noch — durchs Haus umher und kam auch ans Klavier, der grünen Frühe und dem Morgenschlaf der andern zum Trotz mit leisen Klängen seinen Tag einläutend. Darüber fielen ihm die Verse wieder ein, er sagte sie im Spielen ein paarmal hin und hatte auf einmal die Musik dazu.

Das war die erste Überraschung. Der früher keine Note geschrieben hatte und gar nicht daran denken konnte, daß dies jemals ein Handwerk von ihm würde: er saß nun Tag für Tag und schrieb mit jenem märchenhaften Ungestüm, das junge Künstler befallen kann, ein paar Hefte voll schöner Lieder hin. Womit sein Lebensschifflein wieder ein neues Segel hatte und eine neue Gefahr, zu kentern.

Die zweite Überraschung kam noch unerwarteter und war zwar die erhoffte Berufung nicht, doch eine andere, wie seine Lieder ungeahnt. Er hatte noch in Berlin, doch anonym, ein Buch herausgegeben, das einen Haufen jugendlicher Weisheit in gutgefaßten Sprüchen und Aphorismen brachte und sich im ganzen als Lesefrucht des Philosophen gab, der damals in Deutschland überall in Strohfeuern zu knistern begann, indessen seine eigene Glut mit einer prachtvollen Lohe schon erloschen war. Das Büchlein wurde aufmerksam gelesen; und als man nun nach einem Mann suchte, die hinterlassene Frucht des Philosophen in Garben aufzubinden: da zeigten einige Hände nach dem Anonymus, als der sich dann der neugeborene Musiker, gewesene Dichter und Pfarrerssohn entpuppte.

Da war es mit dem Staatsmann nichts; der Konsul wurde rasch geopfert, wie vordem der Professor. Und mit der gleichen Sicherheit, die ihn als Jüngling auf den Pariser Platz begleitet hatte, ein Weltgeschäft zu leiten, trat er jetzt in das grelle Licht, das um den Nachlaß eines Großen brennt.

Es war im Hin und Wider seiner Sprünge der böse Fehltritt. Nicht, daß er weniger berufen gewesen wäre, als irgendeiner: Wer aber so begonnen hatte, über das Leben fortzuspazieren, der durfte sich nicht Jahr um Jahr in ein Archiv hinsetzen, um da mit Sorgfalt aus den windverwehten Blättern eines andern die richtigen herauszusuchen. Er hätte weiter ins Leben hinaus gemußt; denn aus dem aufgeschossenen Jüngling war unterdessen ein Mann geworden, auch Offizier, dessen fröhlichste Erinnerung dies freilich war, daß er in einem sächsischen Manöver mit einem gemieteten Klavier von Dorf zu Dorf gezogen war, weil er nicht abends nach dem Marsch und Felddienst seine Musik entbehren wollte.

Denn dies zu werden, was er nun vorstellte, der Doktor Soundso, der irgendwo sein Schreibpult hatte und aus Korrekturen die falschen Buchstaben pickte: dazu hätten seine Vettern ihre Röhren nicht zu erfinden brauchen. Er war aus einem Spieler, ohne es zu wissen, selber Figur geworden, die nun von andern Händern hin- und hergeschoben wurde. Wie es den meisten von uns geht: wir finden uns nach einem Mittag auf freiem Feld und haben noch bis eben unsere Knabensprünge gemacht und nicht gewußt, daß dies das Leben war, das wir so eilig mit unsern Füßen traten, den Wolken oder den Schmetterlingen, oder den hohen Bergen zugewandt. Und fühlen, wie die Sonne — noch steht sie hoch und brennt den Ackergrund — sich langsam senkt in ihrem Bogen; und wie der Abend nicht als Ende einer verlorenen Rennbahn kommen darf.

So fand sie ihn, die halb so alt wie er fast noch ein Kind war und in sein Leben noch eine Ordnung brachte.

Es war die erste Frau nicht, die er liebte. Wenn wir des Abends beieinander saßen, schon spät nach reichem Spiel und ihrem innigen Gesang, doch nur wenn sie dabei war: dann konnte er fast durch sie aufgemuntert erzählen kaum, doch Andeutungen machen, auch Bilder dazu zeigen von schönen starken Frauen, die diesem Jüngling, älter meist als er, mit jener Liebe zugewendet waren, die recht das Sinnbild reifer Frauen ist: Die Sehnsucht ruhiger Augen liegt darin, die Hoffnung, aus der Jugendhitze noch einmal einen Klang zu hören, der in dem Lärm der körperlichen Dinge verwehte und erst wieder in der Täglichkeit mit ihren Kindern leise lockt.

Eins von den Bildern, die er zeigte, sprach ganz in jenem Orgelton, der aus den Gliedern jener schönen Schustersfrau bei Feuerbach zu strömen scheint; nur blond war sie und weich gelockt. Die hatte sich, mit ihm zu gehen, scheiden lassen; doch war er nicht gekommen, sie zu holen. Erst als sein Leben ihm selber

an die Vierzig ging, erst als er fühlte, wie er wohl manches Ding neugierig angefaßt, doch seinem eigenen Leben keine Hand gegeben hatte: da griff er ängstlich zu. Und niemals habe ich einen Mann an seiner Frau mehr hängen sehen als ihn, trotzdem er ihrer Leidenschaft oft Ironie entgegensetzte. Um sich zu wehren; denn daß er selber ein Mißgeschickter war, dem das Leben zuviel Tore geöffnet hatte, so daß er hin und wieder suchend seine Zeit versäumte, das fühlte er genau; und eines Abends mitten im Scherz und Lachen brach es so jäh aus ihm heraus, daß wir bis in das Herz erschraken.

Nur seine schlanke Frau nicht, die sich bei solchen Gefühlsausbrüchen kaum noch vor Lust bemeistern konnte. Er hatte sie aus einem feinen Gelehrtenhaus geholt, von jener baslerischen Feinkultur, wo schon die jungen Menschen Hände haben, wie der alternde Erasmus. Doch in den Adern springt das Blut und aus den Augen fallen die Blicke wie Tropfen in die Welt. Wo andere eine Freude behaglich an sich kommen lassen, da fangen sie zu glühen an wie Platindraht und ehe eine Träne ihnen übers Auge kommt, ist innen schon ein Stück vom Herzen schwarz verbrannt.

Sie war ihm zugeflogen, wie ein Vogel ins Zimmer fällt und reglos liegen bleibt, bevor er sinnlos an die Scheiben stößt und blutig hinstürzt, wenn wir nicht öffnen. Sie hatten eine Liebe gehabt, wie er sie schon nicht mehr erhoffte und wie sie ihrem schlanken Mädchenkörper noch garnicht zuzustehen schien. Wie wenn das Schicksal es noch einmal mit ihm versuchen wollte, so hatte es ihm aufgetan. Das Philologenjäckchen fiel ihm ab; der nun schon leicht Ergraute wurde Fabrikdirektor, diesmal in Düsseldorf, wo die Geschichte seiner Liebe, die mir sein Manuskript verriet, ihre wilden, hellen und harten Stunden hatte. Bis sie den Sohn gebar und eine Mutter wurde, die ihre Liebe — doppelt reich — verteilen konnte.

Darüber zogen wir nach Düsseldorf, wo meine Frau der taubengrauen fast eine liebere Freundin wurde, als er mir Freund war; und reiche Zeiten einer Freundschaft schienen anzufangen, wie sie so selten zwischen Eheleuten sind, weil alles hierbei auf das Verhältnis übers Kreuz ankommt: Ist darin eine Spur von Zwang, Unredlichkeit und Überspannung, fällt das Quadrat in den zwei Winkeln auseinander, da Mann bei Mann und Frau bei Frau rechtschaffen sitzen müssen, wenn es zusammenbleiben soll. Und weil die Freundschaft erst der Garten ist, darin die Liebe ihre Sommerblumen trägt, wenn ihr der erste wilde Schuß zu Früchten reifen will: so ist hier recht der Grund zu vielem Unglück aufzusuchen, das Liebende zu ihrem Schrecken in der Ehe finden, weil sich der eine oder beide des andern wegen in ihren Freundschaften bescheiden müssen.

Es war wohl, daß ich allezeit launisch und häßlich gegen Frauen gewesen bin, wenn sie mir näher kamen, und daß ich gern mit frechen Worten spielte; doch

mehr, daß sie ihr junges Herz nicht vorsichtig in den Händen hielt wie wir. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß vier Menschen, die sich liebten und keine Stunde aufhörten sich zu lieben, wie wir es taten, ein ganzes Jahr lang nicht zusammenkamen und nur durch weitere Bekannte von ihrem Schicksal unterrichtet wurden! Wo dieses Schicksal schon den Kreis so scharf am Tod vorbeizog, daß sie nur durch das Wunder eines unwahrscheinlichen Zufalls lebendig blieb, nachdem sie selber so schaurig Hand an sich gelegt hatte.

Ich habe sie und ihn niemals gefragt und weiß doch, wie es kam: weil ich die Leidenschaft von ihren Stunden kannte: Es gab nichts Süßes und nichts Schreckliches auf der Welt, das dieser Frau zu tun verwehrt war. So nahm sie in den wehen Stunden, als sie von Zwillingen entbunden lag, sein Messer, das vom Rasieren liegen geblieben war, und schnitt sich beide Pulsadern durch. Und wurde durch den Zufall, daß in der gleichen Minute der Arzt ins Zimmer trat, doch noch gerettet. Sie trug nachher, die tiefen Narben zu decken, breite goldene Spangen an beiden Armen.

Ich habe sie nur einmal in diesem Jahr gesehen, ganz zuletzt an einem Sommerabend in einem Garten beim Konzert. Die Sonne war längst fort, doch lag ihr Licht noch glasig leuchtend — wie in alten Ölbildern — auf den Wegen in den geschorenen Rasen, auf den dunklen Menschen, auf ihrem hellen Kleid, darin sie entfernt an uns vorüberschritt: nicht mehr der schlanke Knabe, eine reiche reife Frau. So trat sie wieder in unser Leben ein, das uns nicht lange danach in einer neuen Freundschaft zusammenführte, die in der bösen Trennung ihre Fäden unlösbar verflochten hatte.

Wir waren unterdessen nach Gerresheim hinausgezogen, wo wir in einem alten Garten ein Häuschen hatten, in Efeu ganz versteckt. Dahin kamen sie nun jede Woche einmal hinaus, meist um zu singen. Und einen Abend weiß ich noch, der wie im Märchen die Schönheit mit der Trauer wehmütig mischte; als wir auf unserer Gartenwiese unter Bäumen aßen. Wir hatten Kerzen auf Kupferleuchtern ins Gras gestellt, so daß der Garten in einem grünen Licht erleuchtet war, das aus der Erde durch Gräser und Blumen zu dringen schien. Da sang sie mit ihrer Silberstimme in die warme Nacht. Ich sah sie mehr, als daß ich hörte. Sie konnte häßlich sein mit ihrem Sarazenengesicht, wenn man sie sah in ihrer Täglichkeit, und strahlte von Schönheit, wenn sie sang, durch eine Süße, die mit den Tönen ihren Mund umspielte, und durch das Licht, das dann in ihren Augen aufbrach. Und wie sie so, vom Boden goldengrün bestrahlt, leicht an den Stamm gelehnt dastand, ihre Hände ineinander gelegt, darüber die breiten Spangen blickten, und ein paar klagende Volkslieder sang: Da fühlte ich, wie dies ein Gleichnis unserer schönsten Menschenstunden war, so trunken von der eigenen Seele in die Nacht hinaus zu singen und zu meinen, daß die Bäume und die Gräser lauschend ständen.

Der Winter wurde weich und warm. Wer das nicht kennt, so Abende vertraut zu sitzen in Musik und herzlichem Gespräch und zu spüren, daß sich Menschen in der ungewissen Nacht ein helles Zelt errichtet haben, darin sie sich mit Worten und mit Blicken eng verschlingen, indessen draußen die ungeheuren Weiten in Schnee und Stürmen liegen: der mag des Lebens hohe Stunden empfunden haben und ist doch nicht auf seinen warmen Grund gekommen. Und dieses Kommen durchs Gartentor mit raschen Schritten an das Haus und fröhlich klingeln, und nachher gehen in Mäntel eingepackt bis an die Haltestelle der Straßenbahn, wo man noch einmal in das fortratternde Licht des Wagens winkt, und nachher sinnend seine Türen schließt.

Und manchmal, wenn sie morgens zu uns kam, verstört, und niemals mehr ein Glück zu haben glaubte und doch nach einer Stunde wieder ging, das Herz mit stillen Händen tragend — wie bei der Prozession die Kinder mit ihren Lilien gehen — wie war dies eine andere Welt als jene, die sonst an unsern Bäumen vorüberging.

Wie dann das Frühjahr kam, daß wir die Gartenwege neu mit Kies bestreuten und rund herum die braune Scholle der frisch gepflügten Ackerfelder breite Streifen durch die grünen Saaten zog: da zögerten sie mit ihrem Plan heraus, zum Herbst ins Thüringische zurückzugehen. Doch war es diesmal nicht die alte Unrast; er konnte dort mit einem Freund ein Unternehmen gründen, darin er ganz sein Herr war, mit eigenem Besitz und einem Haus, das er sich bauen wollte. Wir rieten zu, trotzdem wir sie dadurch verloren; denn das ist solch ein köstliches Geheimnis der Freundschaft, daß sie zu raten weiß, wo sie sich selber schadet.

So kam ein Junitag, wo wir zum letztenmal bei unserm Wein dasaßen, fröhlich wie Schüler, davon die einen in Ferien verreisen wollen. Sie fuhr in der Nacht mit ihren Kindern; er blieb zum andern Tag, kam nachmittags mit seinem Rad, wie er so oft gekommen war, die kleine Mütze auf dem dichten, zwar leicht ergrauten, doch schwärzlich straffen Haar: Für eine Stunde noch, dann gaben wir uns lachend die Hände, nur sonderbar die Augen ineinander senkend, und er fuhr fort, den ich danach nicht wieder sehen sollte.

Auch Briefe können leben; manchmal viel zarter, als es die lauten Worte tun. Auch können sie von Schmerzen sprechen, die sich dem Ohr nicht anvertrauen. Und weil hier Menschen aus ihrem Nest gerissen waren, die noch das neue bauen wollten, und also heimatlos die Wochen lebten, so daß wir beide in unserm Häuschen ihnen die verlassene Heimat ersetzen mußten, so fand sich leicht ein Stückchen Herz darin, wenn ihre Briefe kamen. Und deutlicher erkannten wir ihr Mißgeschick, daß er sie wohl zu spät und sie ihn sicher zu früh gefunden hatte. Für jedes Ding begabt und dadurch ein Verschwender seiner guten Jahre, fing er nun ängstlich an, sich an das Kleinste anzuklammern. Und sie, sein Gegenbild, die nur die eine Gabe hatte, singend eine Frau zu sein: sie fühlte sich zu

früh in tausend Kleinigkeiten des bürgerlichen Tages verstrickt. Mehr geschaffen, ihr Glück durch Schmach und Schrecknisse zu erringen, als es so täglich durch die Hände rinnen zu lassen: schien sie gereizt, sich loszureißen, um sich durch Schuld und Elend den schweren Weg zurück zu suchen.

Darüber kam ein Bild von ihm, wie er vor seinem fertigen Hause stand und nach den Kindern sah, die auf der Wiese davor spielten, und dabei auf der Platte — ohne es zu wissen — eingefangen war. Wie wir ihn kannten, die große Gestalt ein wenig weichlich in der Haltung, und lustig lächelnd aus einem traurigen Gesicht.

Und wenig Abende darauf kam aus dem Dunkel und mit den Stürmen einer Herbstnacht zu uns herein geweht ein junger Mensch, von einer langen Reise heimgekehrt. Er war durch Rußland und Sibirien bis nach der Mandschurei gewesen, ganz ohne Absichten, nur aus der Unrast, mehr von der Erde zu besitzen, als die enge Heimat. Er war gebräunt und aus gefährlichen Erlebnissen ein kühnes Stück Menschentum, das da so mit den Augen lachend wie stets in unser Stübchen trat. Und wie das geht in dieser rätselhaften Welt, daß einer aus dem Dunkel wieder in unsern Lichtkreis tritt und ist derselbe, wie wenn er niemals fortgewesen wäre: so saßen wir den Abend zu dreien traulich miteinander, als reisten wir in einer Schiffskabine und sprächen von den andern, die auch da draußen durch das Dunkel fahren, und sprachen schließlich von den beiden, die ihm gleichfalls befreundet waren. So holte ich das Heft heraus, darin die schönsten seiner Lieder stehen, fing an zu spielen und zu singen, so gut ich kann. Und kam auch an das Lied vom Sterben und sang es noch einmal, weil um die Verse von Martin Greif so klagend zarte Töne gelegt sind.

Wir wurden wehmütig dabei und sagten manches von dem Tod, so daß ich noch das Buch von einem Dichter holte, darin das Märchen von den Eheleuten steht, die sich in einem fest verschlossenen Haus dem Tod verbergen, der draußen im Garten auf sie wartet; und auf einmal in der Nacht und danach viele Nächte ihn graben hören, wie er durch die Gewölbe und Mauern sich langsam seinen Eingang bricht.

Am zweiten Morgen nach diesen dem Tod geweihten Stunden fand ich in meiner Tagesbrieflast einen gedruckten Zettel, daß er gestorben war, gestorben an dem Abend, da ich sein Lied vom Sterben sang und wir soviel von ihm und davon sprachen, wie früh der Tod begänne, schon in der Jugend, wenn der Mensch das Sterben zum erstenmal auf sich bezöge, und daß er danach nicht mehr aus dem Bewußtsein ginge. Ich hatte nicht gemerkt, daß dies nur gute Sprüche waren, in gedankenvollen Stunden zurecht gemacht: nun kam er selber und faßte mich mit beiden Händen an der Brust und schüttelte mich.

Zwar als ich alles liegen ließ und mit der Todesnachricht nach Hause ging, da war nur ein Erstaunen in mir und eine Leerheit wie im Traum, daß alles

doch gleich wieder anders würde, weil es nicht so sein konnte. Erst wie ich durch das Gartentor einging, durch das er selber so oft gekommen war, und meine Frau dastand, die mir das Unglück an den Augen sah, trotzdem ich lächeln wollte: da sank ich weinend hin und wußte, daß er gestorben war.

Seine Kinder, wenn sie groß sind und dies lesen, mögen mir nicht zürnen: ich habe es zuerst nicht anders denken können, als einen selbstgewählten Tod. Denn keiner von uns konnte ahnen, daß ihn, der ein Bergsteiger von Ausdauer und Gewandtheit war, der manchen Spitzen in den Dolomiten als Erstbesteiger das „Steinmannli" aufsetzte, der Tod seit Jahren schon am Ärmel führte. Er hatte sich bei einem Sturz eine leichte Darmverschlingung zugezogen, die er nicht wußte; die war nun schlimm geworden mit Schmerzen, die bis zur letzten Stunde als Rheumatismus behandelt wurden. Als sie der Arzt erkannte, waren die Ergüsse in den Leib schon eingetreten, die ihn ohnmächtig machten und mit dem Entfließen seines Blutes sanft aus dem Leben führten durch einen ahnungslosen Schlaf.

Ich fuhr nicht zum Begräbnis hin; denn ich wußte sie bei ihrer Mutter und ich konnte nicht mit fremden Menschen von ihm sprechen. Ich schrieb nach einer Woche einen Brief mit solchen Worten, wie wir sie dann noch finden können, wenn wir selber im Spiel sind. Die Antwort war ein langer Brief, in ihrer eckig gehakten Schrift, der uns bis in das Herz befremdete, weil er glückstrahlend war. Viel später habe ich die Herrlichkeit darin begriffen, wie diese Frau, von allem Klageweiberton entfernt, sich selber und den eigenen Verlust gleichsam beseitigt hatte, so daß sie nur die Schönheit dieses Todes nach diesem vielverirrten Leben fühlte, das vor den Toren seines fertigen Hauses inmitten von mancherlei Erfolgen — auch mit seinen Liedern, die in Berlin und Wien gerade mit großem Beifall gesungen waren — zuletzt doch noch durchs Ziel ging.

Wenn ich den Brief heute wieder lese, ist es mir, als sähe ich sie lächelnden Blickes mit bloßen Füßen über Scherben schreiten, schlafwandelnd aus überspannter Wachheit. Damals konnte ich den häßlichen Gedanken nicht abwehren, daß sie nun endlich, die herrisch Sehnsüchtige, sich frei zum Leben fühlte. Und als sie gar nicht lange danach die Kinder bei ihrer Mutter ließ, um nach Berlin zu gehen und dort ihr Studium im Gesang fortzusetzen, war sie mir eine Zeitlang mehr gestorben als er.

Bis sie nach Monaten erwachte und sich selber verlassen von ihm auf der Erde fand, und jene Briefe kamen, die wie die langen Todesschreie eines Tieres waren. Wie unlösbar sich ihr Leben dem seinigen verbunden hatte; das aber sollten wir erst fühlen, als er sie mitten aus einem neuen Glück unheimlich nach sich zog.

Es ist ein böser Gedanke, daß sich ein Schicksal nur erfüllen konnte, weil wir durch unsere Freundschaft zwei Menschen aneinander brachten, die sich sonst

wahrscheinlich nie gesehen hätten. Wir fanden, im zweiten Winter danach für eine Woche in Berlin, unsere Freundin wie ein Irrlicht wieder. Als Künstlerin im strengen Studium, wie es die wenigen durchhalten, die über ihre Begabung zur großen Kunst vordringen wollen; als Frau so hilflos irrend, daß wir erschraken. Wie unbeholfen wird alle Frauenfragerei vor einer wahren Frau. Wohlhabend genug, sorglos zu leben; als Künstlerin geboren und durch Energie begünstigt, Vollendung zu erreichen, klug und gewandt wie wenige, auch eine Mutter mit drei lieben Kindern: und doch wie mit allen Wurzeln ausgerissen, weil ihre Ranken kein fester Stab mehr stützte.

Wir hatten ausgemacht, daß wir mittags zusammen aßen; es wurde immer ein tiefer Nachmittag daraus, bis wir uns — glücklich Wort und Blick zu tauschen und gern in der Erinnerung an ihn, der fehlte — meist noch mit dem Versprechen trennten, zum Abend irgendwo zu sein. Dann wollte sie, die schon seit Monaten kein Lied mehr sang, nur Übungen machte, uns zum letzten Abend doch etwas singen. Weil für dergleichen in ihrer Pension kein Platz war, so baten wir uns alle drei bei einer Freundin für den Abend ein.

Das war die Frau von einem Dichter, die der um einer andern willen verlassen hatte, so daß sie draußen bei Berlin mit ihren Kindern ein beherztes Leben weiterführen mußte. Da war nun gleich das Glück dabei, daß ein bekannter österreichischer Komponist, dessen Lieder sie früher gern gesungen hatte, bei einem lieben Freund aus unsern Berliner Zeiten zu Besuch war. Da wir den Freund gern wiedersehen wollten, wurde ausgemacht, die beiden auch zu bitten, so daß wir einem guten Abend bei der tapfern Dichtersfrau entgegensahen.

Es kam zwar anders, doch der gute Abend blieb. Der Komponist war abgereist, bevor ihn eine Nachricht treffen konnte; so fanden wir den Freund allein. Er war noch immer der knabenhafte Mensch, trotzdem er auch schon an die Vierzig ging; in seinem Mißgeschick aus allzuvielen Gaben auffällig dem Verstorbenen ähnlich: Auch anfänglich Theologe, war er, schon predigend, in einer Grabrede stecken geblieben; hatte umgesattelt, war Philologe geworden, doch ohne Zweck, und schließlich mit einem reichen Amerikaner durch die Welt gereist. Aus Sehnsucht nach der Heimat herüber und zurückgekommen, war er der Kunstgelehrsamkeit verfallen und darin im Begriff der bürgerlichen Karriere; daneben aber Dichter von etwas spröder Art, doch ohne starke Prägung, und Musiker aus Leidenschaft. Er stammte aus Lübeck und sah auch aus wie von der See; ein glattrasiertes rotbäckiges Gesicht mit hellen Augen, wie Dürer seinen Adam zeichnete, und konnte lachen wie nur ein Bengel von der Kante lachen kann. Und hatte dieses Lachen auch nicht verlernt, trotzdem er längst erkannte, wie ihm die Jahre nutzlos vergingen.

Die beiden sahen sich zuerst an diesem Abend, auch die Frauen; nur der Dichtersfrau und ihren Kindern war er seit langem ein treuer Freund. Es

wurde keine Herzlichkeit daraus, bis ihre Stimme perlte. Sie hatte immer eine schöne Art gehabt, die Töne gleichsam auf der Zungenspitze zu bilden, wodurch sie jene gläserne Klarheit bekamen, die über aller Leidenschaft hinschwebte. Nun aber aus dem Studium, das sie bei ihrer Heirat abgebrochen und damals wieder aufgenommen hatte, war in die Klarheit ein Wohllaut und eine süße Geschmeidigkeit gekommen, daß wir betroffen einer großen Künstlerin zuhörten.

„Es war ein Markgraf über dem Rhein"; noch sehe ich den Blick, mit dem unser Freund, der sie begleitete, erstaunt aufsah: wie ihre Stimme mit Silberglocken in seine Akkorde kam. Ich aber mag von allen Liedern dieses Abends keins mehr hören, wer möchte noch so zart und glockenhell zu singen wissen. Ich selber stümpere wohl mit meiner rauhen Stimme daran herum, wenn die Erinnerung mich überkommt; von keinem andern könnte ich sie hören ohne Groll. Es war wohl auch, daß sie sich, endlich im Besitz der mühevoll geschulten Mittel, frei geben konnte, und daß wir wieder vor ihr saßen und daß es Lieder waren, die sie uns alle schon früher gesungen hatte: es war der schönste Abend, den ich der Musik verdanke.

Wir gingen miteinander zur Straßenbahn, und unser Freund ging mit. Ich sehe ihn noch wohl: er hatte einen kurzen Mantel wie eine dicke Jacke an und eine Mütze auf dem Kopf. Er lachte nun nicht mehr, er zögerte ein paarmal um den Wagen, winkte auf eine unentschlossene Art und ging dann doch, den Kopf in seine Schultern vergrabend, rasch davon. Wir mußten lange fahren, wie das nur bei Berlin geduldig ertragen wird; es fror sehr stark und rasselte in den Scheiben. Wir sprachen wenig; die Frauen saßen Hand in Hand; nur dies war sonderbar, als ich sie fragte: ob sie noch einmal zu der klugen Dichtersfrau hingehen würde?

„Sehr oft, um ihn zu sehen: ich will ihm singen, was er will, auch Schubert und Hugo Wolf, wenn er mir dann die Lieder von meinem Mann begleiten will!"

Sie nahm sich drinnen ein Automobil; es sei zu weit und zu spät, sie zu begleiten; auch wäre sie daran gewöhnt, allein nach Hause zu kommen. Wir reichten ihr die Hände hinein, konnten noch nicht fort und sprachen, was uns der Abschied auf die Zunge warf; dann ratterte das Ding davon, verschwindend in der nebligen Winternacht. Wir ahnten nicht, daß dies ihr letzter Anblick war, dies blasse Lächeln aus dem dunklen Wagen und daß wir Abschied von einem Leben genommen hatten, das schneller als es soeben die Straße hinunterfuhr, dem Tod buchstäblich in die Arme springen sollte.

Wir hatten wohl davon gesprochen, noch in derselben Nacht, als wir die Linden zum letztenmal hinuntergingen durchs nächtlich blasse Gewühl, doch schien es uns nicht sehr wahrscheinlich; so waren wir betroffen, als mit dem Frühjahr ein langer Brief einlief: sie wolle unsern Freund, der ihr sehr lieb ge-

worden sei, im Herbst heiraten. Ich meinte erst, das Unbehagen käme nur, weil dem Gefühl die Umordnung zuwider wäre. Darüber kamen andere Bedenken: daß eine Frau nur einmal lieben kann und alles Spätere, und sei auch das Gefühl aufs innigste beteiligt, doch nur Erwägung ist. Dann freilich, wenn wir überlegten, wie er mit seinen hellen Eigenschaften vorbestimmt schien, der Flügellahmen ein zarter Freund und Hüter zu sein, glaubten wir eine schöne Fügung ihres Schicksals zu erkennen. Ein anderes Bedenken verwirrte mehr: sie hatte einmal ihr halbreifes Künstlertum einer Liebe als Geschenk gebracht, sie durfte nun nicht mehr, und konnte es auch nicht, ihre große Kunst als Feierabendstück in einer Häuslichkeit verstecken. Nur wenn er ihr darin die Treue halten half, daß sie als Künstlerin ganz zu sich selber kam, war es noch möglich, daß sie ihr Leben an einer zweiten Hand vollendete.

Ich schrieb ihr das und ihm mit Worten so klar und treu, wie ich sie wählen durfte, ohne zu verletzen. Sie blieb die Antwort ein wenig schuldig; doch schien sich alles gut zu machen. Und was er selber schrieb, war soviel Selbstverleugnung in einer tiefgefaßten Liebe, daß wir uns schließlich freuten, obwohl mit Bangen vor dem Befremden der ersten Stunde, im Herbst die Neuvermählten bei uns zu sehen.

Die Hochzeit sollte Anfang September bei ihrer Mutter in guter Stille sein; ihr Vater, der Geheimrat, war im Mai gestorben, der Name unseres Freundes unter der Todesnachricht war den Bekannten zugleich die Nachricht ihrer Verlobung. Ich hatte mir vorgesetzt, sie an dem Hochzeitstag zu überraschen; nicht nur zu ihrer Freude, ich hatte das Gefühl, ich müsse die Umwandlung erleben, bevor sie als ein fremdes Paar, die einzeln so vertrauten, bei uns einträten.

Nun kam etwas, das mich als Mann nicht sehr berührte, doch meine Frau mit ernstlicher Besorgnis füllte. Sie hatte ihr geschrieben, wo sie gemietet hätten in Berlin und daß nun ihre Möbel vom Spediteur abgingen, weil sie die Wohnung selber herrichten wolle. Weil sie ihr neues Haus damals nicht mehr bezogen hatte, standen die Möbel noch immer verpackt in Düsseldorf; nun endlich nach zwei Jahren kamen sie an einen anderen als den vorbestimmten Ort, um einen fremden Mann zu finden. Daß dieser Hausrat, die Tische, Schränke, Betten, der Flügel, daran sich tausendfältige Erinnerungen knüpften, für eine Frau wie sie unheimlich war, und daß wir hätten eilen müssen, sie zu behüten: das weiß ich heute. Damals schob ich die Ängste meiner Frau auf ihren Zustand, weil sie ihrer eigenen Stunde entgegensah. Sie kam auch glücklich Ende August zu liegen, so daß nun meine Reise zur Hochzeit sicher war. Der letzte Brief von ihr war ein Gebet von Glück und Dank; so mußte alles wie ein Bergsturz über uns kommen.

Wir waren damals schon rheinauf gezogen und wohnten in einem alten Burggebäude in einer kleinen Stadt am Rhein. Unser Junge war über Nacht ge-

kommen und glücklich mit dem kleinen Bürger lag die junge Mutter da, indessen ich vom offenen Fenster in den gepflasterten Hof hinuntersah, der unsern Bau vom andern Flügel trennte, darin ein Mädchenpensionat betrieben wurde. Unterm Fenster wuchs ein Birnbaum zu uns herauf, an dem schon dicke Früchte hingen. Vom Ort her, der mit einer engen Straße durch einen Torbogen im alten Burghof endigte, kamen Trompetenklänge von Straßenmusikanten; nach einer Weile stapften sie selber ein wenig verdutzt herein und wollten wieder fort. Die Sonne lag munter auf den Schieferfelsen und oben saß die Nachbarburg wie ein verbeulter Helm darauf, ich hatte einen Sohn und seine Mutter war gesund geblieben und lächelte mir verstohlen zu: so rief ich denn hinunter und hielt die Musikanten fest und ließ sie meinem Bengel, der da die ersten Atemzüge übte, ein Ständchen bringen zu seiner Ankunft in der Welt. Und schickte Geld und Wein hinunter; und weil sie von den Liedern bald zu Ländlern gingen, und weil ein Sommertag zum Leben da ist: so kamen drüben die jungen Mädchen vor die Tür und fingen, trotz dem Pflaster, an zu tanzen. Und aus dem Winzerkeller stieg der Küfer vor, der immer grämlich war wie saurer Wein, und mußte das ansehn. Es war ein Nachmittag, wie er im Sommer nicht anders kommen dürfte, außer mildem Regen; und ich bin selten so vom Reichtum frohmütigen Lebens erfaßt gewesen.

Da stiefelte der Briefträger heran, den wir schon alle an seinem nagelschweren Tritt erkannten, wenn er durchs Tor ankam. Er hatte Briefe, die zu holen ich ihm bis an die Wendeltreppe entgegenging. Und wie ich die Adressen überfliegend damit den langen Flur zu meinem Arbeitszimmer überschritt, fiel mir die Handschrift jenes jungen Freundes auf, der damals aus Sibirien gekommen war und jetzt in jener Stadt studierte, wo ihre Mutter wohnte. Ich öffnete den Brief zuerst; er war sehr kurz, in jener Kühle geschrieben, die uns bei solchen Nachrichten leicht in die Feder fällt: Wir hätten ihm damals den Tod des Mannes gemeldet, er melde heute den der Frau.

So etwas liest man auf einem Papier geschrieben, dann soll ein reiches Leben, das einem morgen die Hände geben und mit Blicken lächeln wollte, nicht mehr sein. Und alles ist zu ändern, wenn wir nur mutig sind, es noch zu wollen; nur was der Tod genommen hat, gibt er nicht mehr heraus, ob wir auch schreien oder kaltblütig sind, aufbegehrend einem Gott, den wir uns rasch als Schuldigen erfinden: es bleibt gleichgültig wie die Wände. Und ich durfte mich nicht einmal wehren, ich mußte eilig das meine hinunterpacken und wieder zu meiner Frau ins Zimmer gehen; und mußte ihr in die fragenden Augen lächeln und lächelnd auch am Fenster bleiben, wo unten die Musikanten spielten, die Mädchen tanzten und der saure Küfer noch immer aus dem Keller sah.

Diesmal wußte ich genau: es war ein selbstgewählter Tod. Ich wollte, dem es am nächsten ging, nicht fragen und wartete, bis er es selber schrieb. Es war

nicht viel, was übriggeblieben war: er hatte sie mit eigenen Augen durchs offene Fenster springen sehen und ihren warmen Körper zerschmettert die Treppe hinaufgetragen.

Es war gekommen, was meine Frau befürchtet hatte. So mit den Möbeln Stück für Stück der alten Zeit auspacken und die Erinnerung dazu, und immer grausiger einsehen, das war nicht nur der andere, der damals gestorben war, das war sie selber und der seligste Glanz von ihrem Leben. Das war nicht zu vergessen und nicht zu wiederholen. Es konnte nur ein verzerrtes oder bescheidenes Abbild werden, was diese Möbel nun mit ansehn sollten: zu beiden war sie zu stolz. Ihr ekelte es, wie einen Trog das Leben leer zu essen, und einer andern Pflicht zu dienen als ihrem eigenen Herzen, war ihr versagt.

So packte sie mit jedem Stück die bittere Verzweiflung aus, so daß sie jetzt erst, nach zwei Jahren, seinen Tod für sich erlebte in der Erinnerung. Und nun war schon der andere da, der in denselben Zimmern ging und ihren Kindern ein guter Vater sein wollte, die doch nicht seine Kinder waren, und der zwischen den verstaubten Möbeln so fremd dastand, wie von der Straße heraufgeholt.

Sie raffte sich noch einmal auf und ging hinaus mit ihm, um sich ihn draußen wiederzufinden; und konnte doch nicht anders und mußte zu den Lebenden nur immer von dem Verstorbenen sprechen; und wußte, daß sie sich und ihn und den Toten verletzte, wenn sie von dessen Liedern sprach, die der nicht mochte. Sie griff mit Gier in diesen Zwiespalt und holte alle Zweifel hoch und häufte sie zu wirren Knäueln: Und sprach sich von ihm los, an dem sie doch mit neuer Liebe hing; und konnte nun nicht mehr mit ihm auf einer fremden Straße bleiben und mußte wieder dahin, wo ihre verlorene Heimat, verpackt in Stroh und altem Leinen staubig stand.

Und kam hinauf mit wirrem Lächeln und streichelte noch eins ums andere in der Erinnerung an ihn, wie wenn er eben erst gestorben wäre; und als der andere betreten und verzweifelt nur einen Schritt ins Nebenzimmer trat: da ging sie durch das Fenster den geraden Weg hinaus, da alle andern ihr verschlossen schienen, dem Toten nach, dem sie allein gehörte.

Es war ein Mißgeschickter gleich ihr, den sie verlassen hatte und war ein Lebenskranker, der sich an ihr noch retten wollte. Ich habe nicht geglaubt, daß er es überleben würde; das kann ein junger Mensch vielleicht, sein Liebstes so wie ein Stück Fleisch mit Händen tragen, die davon blutig werden; das kann kein Mann, dem sich die Tage schon engen wollten. Er hat es noch ein Vierteljahr versucht. Und mir drei Wochen nach ihrem Tod zaghaft und scheu geschrieben:

„Sie war so groß und heldenhaft; und weißt Du wohl, daß sie das zarteste, verletzlichste, wehrloseste, ärmste Geschöpf der Welt war?

Mein Geist hält sich an dem Gedanken, daß sie noch leben muß, daß diese Fülle von Kraft und Liebe durch keinen Wahnsinnsstreich zerstört sein kann.

Gott ist ein Verbrecher, er hat uns alle in einem Bann gehalten, daß wir nicht sehen konnten, und mich noch extra, daß ich sogar mit offenen Augen alles sah und wußte, und keinen Finger rühren konnte.

Zu lieben war ihre eigenste und schönste Kunst, sie hat sie so verschwenderisch an mir geübt. Ich bin beschämt, daß ich nicht mitgehn konnte. Ich wußte nicht, daß sie den Drücker der Pforte schon in Händen hatte.

Um zehn Sekunden hatte mein Gehirn zu langsam gearbeitet, sonst lebte sie uns noch, ich bin gewiß, zu ihrer eigenen Freude."

Das schrieb er mir in seiner klaren, guten Schrift. So können wir noch Worte machen, wenn unser Leben mit Messern zerschnitten ist. Das Schicksal hatte den selbstgewählten Tod für sie allein verspart. Nach einem Vierteljahr starb er im Krankenhaus, nach einer Operation, die gut verlaufen war. Er hatte seine Sachen geordnet wie einer, der verreisen will und hatte Text und Lied für sein Begräbnis in der Heimat bezeichnet und starb in dem klaren Bewußtsein, glücklich ihr nachzufolgen.

Niemals hat sich das Rätsel unseres Lebens und jenes ungeheure Ding, das wir erschauernd und eilig Zufall nennen, vor meinen Augen so fragend aufgerichtet wie damals, als ich erfuhr, daß er am gleichen Tag verschied, an dem zwei Jahre früher der andere gestorben war.

Ich habe Furcht gehabt, aus meinem Leben dieses Schicksal abzulösen und es in Worten aufzuschreiben, weil ich nicht wußte, ob die Feder zu Ende kam, bevor mir einer auch meine Hand stillstellte. Nun stehn die Worte davon da, was jetzt im dritten Jahr wie ferne Heereszüge durch meine Landschaft zieht, so oft der Tag mir die Gedanken zur Erinnerung überläßt. Es sind noch andere im Leben, die diesen Mißgeschickten nahestanden; es darf mir keiner von ihnen zürnen, daß ich ihr Schicksal niederschrieb, wie sie mir selber nicht zürnen würden, wenn sie noch lebten; auch nicht die Kinder, wenn sie später so Menschliches von ihren Eltern lesen. Denn vor mir liegt ein Blatt, das mir nach ihrem Tod von dem Verlassenen zukam, obwohl es noch für die Lebendige geschrieben war. Das ist nun in den Jahren oftmals in meinen Händen gewesen; und immer mit der gleichen Mahnung an mich, den Überlebenden:

„Mit Rosen
Sie sollen welken dürfen; denn sie sind
unsterblich so wie wir.
Und wie der Duft, der ihrem Kelch entsteigt,
für immer in den dünnen Lüften lebt,
wird unsere Liebe, wenn wir einst gestorben sind,
mit unserm Atem in die Menschheit gehen,
bewegend alles, was nicht fühlen kann."

## Unter dem Mikroskop / von Gerhardt Katsch

Das Leben eines Menschen oder eines Hundes sah man früher als eine Art „Hauch" an, das den an sich toten Körper beseelte. Jetzt hat sich herausgestellt, daß das Leben eines so hochorganisierten Wesens ein höchst kompliziertes Ding ist, ein Sammelbegriff für eine Summe zahlloser, harmonisch zusammenwirkender Vorgänge. Diese Vorgänge lassen sich immer weiter zerlegen und zurückführen auf immer kleinere Vorgänge, und schließlich auf die relativ einfachen Lebensprozesse der Elementarteile eines lebenden Organismus, der Zellen. Man hat darum das Leben eines Tieres mit dem Staatsleben, das Zellleben mit dem Leben des einzelnen Bürgers verglichen. Der Begriff „Leben" bedeutet für den heutigen Biologen meist soviel wie Zellleben, Elementarleben, d. h. die Summe von Eigenschaften, die eine jede lebende Zelle aufweist. So ist es denn klar, daß die Forschung, die das Wesen und die allgemeinen Gesetze des Lebens erkunden will, bei der Zelle beginnen, hier am einfachsten elementaren Organismus das Allgemeine, Wesentliche, hier im Kleinen die großen grundlegenden Gesetze zu erkennen bemüht sein muß.

Reizvoller mag es dem Unkundigen erscheinen, in den weiten Himmelsräumen mit dem Auge umherzuschweifen, als sich gebeugt am Mikroskopiertische ins Kleine und Kleinste zu vertiefen. Und doch ist das Mikroskopieren eine höchst anziehende Beschäftigung, reicher, bunter und mannigfaltiger, als das Beobachten der Gestirne, ja vielleicht als das Umherschweifen in Urwäldern und fernen Weltteilen, das die Forscher einer früheren Periode sich zur Aufgabe machten. Nicht allein wird Gelegenheit geboten, für manches ästhetische Ergötzen für alle, die an Formen, Farben und zierlichen Bewegungen Freude haben; sondern vor allem macht es ein eigentümliches Vergnügen, in diese Kleinwelt mit ihrer Eigenart, ihren Beschränkungen, ihren uns befremdenden Möglichkeiten, mit ihrer Zierlichkeit und ihrem Reichtum sich einzuleben.

Denn es ist wirklich eine ganz andere Welt, in die der wißbegierige Forscher durch den schmalen Lichtspalt des Mikroskops hineinsieht, gleich wie jemand heimlich durch ein Schlüsselloch in Räume blickt, die ihm verschlossen sind. Nicht allein Unterschiede der Größen und Dimensionen bestehen. Es will im Grunde wenig sagen, daß in diesem Mikrokosmos die Räume nicht nach Kilometern, sondern nach tausendstel Millimetern, nach Mikren, gemessen werden. Die ältesten Mikroskopiker sahen freilich in der Kleinheit die wesentlichste Eigentümlichkeit der mikroskopischen Welt. In dem natürlichen Bestreben, gewonnene Anschauungen auch auf neue Verhältnisse zu übertragen, entdeckten sie unter dem Mikroskop eine Art Liliput und bildeten Infusorien mit Menschengesichtern ab. Glücklicherweise sind die einzelligen Lebewesen, deren Bekanntschaft wir durch das

Mikroskop gemacht haben, nicht solche Miniaturausgaben von Menschen und makroskopischen Wesen, denn sonst hätten wir von ihnen noch weniger über das Leben erfahren können, als an den Wesen, die schon das unbewaffnete Auge beobachten kann. Vielleicht wäre es nicht ohne Interesse, eine der für unser Auge sichtbaren analoge Welt aus der Höhe überschauen zu können, wie Gulliver Liliput. Aber unendlich lehrreicher ist es entschieden für uns, daß wir durch das Mikroskop nicht nur kleinere Objekte sehen, sondern einfachere, relativ elementare. Hierin liegt die Bedeutung, die dieses Instrument für die Lebensforschung erlangt hat. Das Mikroskop hat uns gezeigt, daß alle lebenden Organismen, Tiere und Pflanzen aus Zellen aufgebaut sind, und hat uns ermöglicht, die Zelle, das Grundgebilde des Lebens, in leicht veränderter Gestalt überall im Reiche des Lebendigen wiederzufinden und seine Eigenschaften zu studieren. Kaum eine Tatsache ist bedeutsamer für die Entwickelung der modernen Weltanschauung gewesen.

Aber damit ist das Merkwürdige des mikroskopischen Forschens nicht erschöpft. Mancherlei objektive Eigentümlichkeiten und die besondere „Form" der Anschauung, hauptsächlich bedingt durch die Eigenart des optischen Instrumentes, mit dem wir unser Auge bewaffnen, bewirken, daß man mit dem Mikroskop erst von neuem sehen lernen, sich „einsehen" muß, daß nur das durch Erfahrung, Vorstellung, Überlegung unterstützte Auge richtig sehen kann, kurz, daß das mikroskopische Sehen eine Kunst ist. Und diese Eigentümlichkeiten des Mikroskopes und der mikroskopischen Objekte erfordern natürlich besondere Forschungsmethoden, die zum Teil erst im Entstehen sind. Hiervon einiges.

Von den Sinnen, die unsere Beziehungen zur Außenwelt vermitteln, ist der wichtigste, die Bildung unserer Vorstellungen am meisten und vielseitigsten beeinflussende der Gesichtssinn. Wenn wir ein Ding beschreiben wollen, so geben wir vor allem an, wie es aussieht, Form, Farbe und Größe. Und doch sind bei der Vorstellungsbildung die anderen Sinne fast immer in recht wesentlicher Weise beteiligt, obwohl dies sprachlich vielleicht nicht zum Ausdruck gelangt. Besonders das Gefühl kommt sehr in Betracht. Nicht allein wird das richtige, räumliche Sehen erst allmählich durch Parallelerfahrung des Gefühls erlernt, sondern man denke einmal, wie es wäre, wenn wir Begriffe, wie „leicht", „schwer", „hart", „weich", „flüssig", „fest", „spröde", „elastisch" usw. ganz aus unserem Vorstellungskreise ausmerzen müßten. Wir würden Steine für Brot nehmen... Von Geschmack und Geruch, die uns gestatten, ganz gleich aussehende Salze, Getränke usw. zu unterscheiden, will ich gar nicht sprechen. Und nun vergegenwärtige man sich die Welt unter dem Mikroskop. Hier ist das Auge alles. Der Beobachtende ist ausschließlich auf seinen Gesichtssinn angewiesen. Er sieht zarte, zierliche Gebilde — blütengleich, aber sie duften nicht. Er sieht wilde, grausame Kämpfe, beobachtet Werden, Hinsiechen und Vergehen von Lebewesen; aber stumm, ohne den geringsten Laut geht alles vor sich, kein Freuden- und

kein Schmerzensruf wird von unserem groben Ohre vernommen. Infusorien jagen durch einen Wassertropfen, doch sie erzeugen kein Wellengeplätscher. Blutkörperchen drängen und balgen sich in einem engen Haargefäß, wie Menschen oder Fahrzeuge in einer belebten Straße, aber man hört nichts von ihrem Anprall gegeneinander oder gegen die Wände des Gefäßes. Wir erblicken Gebilde, die die gleiche Form haben; vielleicht aber ist das eine dreimal so schwer wie das andere, ist hart und starr, während das andere weich ist. Wir sehen eine Kugel und wissen nicht, ob es eine Luftblase oder ein Wassertropfen ist. Und jenes Tierchen mit seinem dichten Bürstenbesatz kann wie ein stachlichter Igel sein oder sammetweich. Stets soll allein das Auge über den Befund entscheiden. So kommt es, daß man noch heute darüber streitet, ob das Protoplasma fest oder flüssig sei.

Noch zu einem anderen Mißstand führt es, daß der Mikroskopiker so ausschließlich auf sein Auge angewiesen ist. Er wird stets geneigt sein, die Dinge, die er am deutlichsten sieht, auch für die wichtigsten zu halten, wozu im Grunde ja keine Ursache ist. Die Geschichte der Zellentheorie lehrt, wie stets die mit den jeweilig gebräuchlichen Instrumenten und Methoden am besten sichtbaren Zellteile für die bedeutendsten gehalten wurden. Ist nicht ein derartiger Irrtum schon in dem Namen „Zelle" für immer festgelegt! Dieser Name wurde gewählt, weil die Botaniker bei der Beobachtung von Pflanzenzellen am deutlichsten die Zellwände sehen konnten und diese Membranen für lebenswichtige, unerläßliche Zellorgane hielten. Jetzt kennt man schon lange zahllose Zellarten, die membranlos sind, und erklärt die Zellmembran für ein sehr unwesentliches Gebilde. Nur weil er sich sehr eingebürgert hat und aus einer gewissen Pietät wird der alte Name „Zelle" beibehalten.

Und nun ist gar das Sehen selbst ein ganz anderes als in unserer großen Welt. Bekanntlich beobachtet man mit dem Mikroskop fast ausschließlich in der Durchsicht. Nur sehr dünne durchsichtige Gegenstände sind darum der Beobachtung zugänglich, die meisten müssen erst in feine Scheibchen zerschnitten werden. Das ist eine wesentliche Beschränkung, Farbenunterschiede fallen fast ganz weg. Dann aber gibt es kein räumliches Sehen, denn das Mikroskop ist immer nur auf eine Ebene eingestellt. Hieraus entspringt eine ganz bedeutende Schwierigkeit, räumliche Gebilde zu erkennen. Nehmen wir an, es handele sich, die Gestalt eines sehr einfachen Gebildes, das z. B. einem gewöhnlichen Tische gleicht, zu ermitteln. Wir müssen es in dünne Scheibchen schneiden und dann aus dem Umriß zahlreicher Querschnittsbilder die Form des ganzen konstruieren, ein Verfahren, das, wie man gern zugeben wird, höchst unbequem ist und leicht Irrtümer unterlaufen läßt; besonders wenn es sich um komplizierte Gebilde wie eine Drüse mit ihren Säckchen und gewundenen, verästelten Kanälchen, und deren Ausbauschungen und Verjüngerungen handelt.

Noch mancherlei Täuschungen sind möglich. Ein Beispiel für viele: wir be-

trachten einen Wassertropfen aus einem Tümpel. Ein buntes Gewimmel kleinster Lebewesen zeigt sich unserem Auge. Und wir staunen über die Behendigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen. Hastig rudert dort ein kleines Infusor, es sieht aus wie ein kleiner Pantoffel, der rings mit zartesten Härchen besetzt ist. Diese schwingen und flimmern, und dadurch bewegt es sich fort. Kaum bemerkt, ist es schon wieder aus dem Gesichtsfeld entschwunden, um nach kurzem aus einer anderen Ecke wieder rudernd hervorzuschnellen. Dann aber huscht etwas unter dem Mikroskop vorbei, das wir kaum mit dem Auge festhalten können: ein kleines Geißeltierchen, ein dicker Kopf mit einem langen feinen Schwanz, der hin- und herschlägt. Wir können aber nicht leicht entscheiden, ob sich dieser Schwanz oder diese Geißel schlangenartig hin- und herbewegt, oder wie eine Spirale vorwärtsschraubt. Höchst merkwürdig erscheint uns die fabelhafte Geschwindigkeit dieser Kleinwesen. Das kommt aber daher, daß das ganze Gesichtsfeld unter dem Mikroskop, das sie so blitzschnell durcheilen, sehr klein und die Strecken, die wir dort beobachten, nur nach Bruchteilen von Millimetern meßbar sind. Die Geschwindigkeit dieser Infusorien ist in Wirklichkeit eine recht geringe.

Das alles sind einige von den Schwierigkeiten, die die Beurteilung mikroskopischer Bilder bereitet. Zunächst aber kommt es eigentlich darauf an, überhaupt etwas zu sehen, was wirklich dem Lebenden gleicht. Das ist meist gar nicht einfach. Die kleinen einzelligen Infusorien kann man freilich mitsamt dem Wassertropfen, in dem sie leben, unter unser Beobachtungsrohr bringen, und sie direkt lebend betrachten. Sobald es sich aber um Zellen und Gewebe eines mehrzelligen Organismus handelt, wird die Sache schwierig. Wir müssen zum Zweck der Beobachtung kleine Teile aus einem Gewebe herausschneiden. Das lassen sich die Zellen nicht gern gefallen. Ehe man sich's versieht, sind sie tot und sind in ihnen allerlei Strukturveränderungen aufgetreten, die uns ein falsches Bild vortäuschen; das tritt besonders auch nach Behandlung mit verschiedenen Reagentien, deren Anwendung aus anderen Gründen nötig wird, fast immer ein. — Vergleichen wir einmal ein Atom mit einem Ziegelstein. Das soll man im allgemeinen nicht, denn bekanntlich hat man sich ein Atom, was seine Struktur betrifft, am ersten noch mit einem Steinway-Flügel vergleichbar vorzustellen. Aber tun wir es einmal, der Vereinfachung halber. Dann wäre ein Eiweißmolekül wie ein gewaltiger Turmbau zu Babel, riesengroß, zahllose Atome enthaltend, von höchst komplizierter Struktur. Und der geringste Anstoß genügt, es zum Einfallen zu bringen. Nicht gleich fällt es in Nichts zusammen wie ein Kartenhaus, aber hier und dort bröckelt etwas ab, stürzt etwas zusammen oder verlagert sich. Und dann ist es schon nicht mehr dasselbe Gebäude. Wie kleine Anstöße hier oft gewaltige Veränderungen hervorrufen können, wird man ermessen, wenn man bedenkt, wie winzige Dosen von manchen Giften einen ganzen Organismus zerstören können.

Aus vielfachen Gründen wird eine Reagentienbehandlung nötig. Wir wollen Knochengewebe untersuchen. Mit welchem Rasiermesser zerlegen wir es in feine Schnitte? Das Präparat muß also erst entkalkt und schnittfähig gemacht werden. Die meisten Organe sind zu weich zum Schneiden. Man läßt sie gefrieren und kann sie dann schneiden; aber es bilden sich Eiskriställchen darin und treten entstellende Zerreißungen ein. Man trocknet die Organe; das gibt geschrumpfte Zerrbilder. Man härtet mit starkem Alkohol; und es treten störende Eiweißgerinnsel auf. Meist werden die zu untersuchenden Gewebsstücke mit Paraffin durchdränkt und dann von dem Paraffinklotz feine, 5 tausendstel Millimeter dicke Scheibchen geschnitten.

Je nach der Art der Behandlung werden die Strukturverhältnisse in anderer Weise verändert. So kommt es, daß die Forscher lange gestritten haben und noch streiten, ob die typische Protoplasmastruktur netzartig oder wabig oder körnig usw. sei. Jedenfalls gelangt der Mikroskopiker fast nie zur Ansicht von natürlichen Strukturen, alles ist mehr oder weniger Artefakt, und seine Kunst ist es, von den veränderten Verhältnissen auf die zu schließen, die sich im Leben vorfinden — soweit dies eben möglich ist.

Über die Lebensvorgänge der Zellen, wie sie wachsen und eingehen, schwellen und schrumpfen, sich nähren und sich verzehren, sich teilen und sich verbinden, kann man bei Anwendung dieser Methoden natürlich nur dadurch Aufklärung erhalten, daß zufällig auf dem Präparat Zellen in allerlei verschiedenen Entwicklungsstadien fixiert worden sind. Diese reiht man dann wie die einzelnen Bilder einer kinematographischen Aufnahme aneinander und erhält so ein kontinuierliches Bild von ihrem Lebensgange.

Muß nun der Mikroskopiker stets zweifeln, ob das, was er sieht, nicht Kunstprodukt ist und den Verhältnissen, wie sie im Leben herrschen, nicht entspricht, so sieht er überhaupt noch herzlich wenig, selbst an sehr sorgfältig hergestellten Schnitten. Das Zellprotoplasma besteht aus vielen verschiedenen Eiweißsubstanzen, die durch Lichtbrechung und Farbe so wenig verschieden sind, daß unser Auge nicht viel davon erkennt. Durch Geruch und Geschmack kann man sie nicht trennen, noch durch Wägen oder chemische Reaktionen. Da aber hilft die Entdeckung, daß viele Gewebe eine Art Verwandtschaft zu bestimmten Farbstoffen besitzen und sich gierig mit diesen färben, während andere ungefärbt bleiben. Und weiter: selbst innerhalb der Zelle zeigt sich, daß von den verschiedenen Eiweißsubstanzen, aus denen sie aufgebaut ist, die einen zu dieser, die anderen zu jener Farbe Affinität zeigen, sich damit färben und so unterscheiden lassen.

Durch Zufall wurde diese Entdeckung gemacht. Ein englischer Arzt war einmal bei einem Freunde zu Gast. Er bemerkt, daß in dem festlichen Schweinebraten ein roter Knochen steckt und äußert sein Befremden darüber. Darauf erklärt ihm der Gastfreund, seine Schweine hätten alle rote Knochen. Der

Arzt geht der Sache auf den Grund und findet schließlich die Ursache dieser Knochenfärbung darin, daß die betreffenden Schweine Krappabfälle zu fressen bekamen. Mit Hilfe einer aus dieser Beobachtung entwickelten Methode, die noch heut in Brauch ist, hat dann ein Franzose zuerst nachgewiesen, daß die Knochen keine unveränderlichen Gebilde sind, sondern stetig resorbiert und neugebildet werden. Vor fünfzig Jahren entdeckte dann ein Deutscher an einem Präparat, an dem er zum Studium der feinsten Kapillarverästelungen die Gefäße mit einer Karminlösung aufgespritzt hatte, daß in den Gefäßwänden die Kerne der Zellen diese Färbung angenommen hatten, während das Protoplasma der Zellen selbst ungefärbt geblieben war. Auf dieser ersten Entdeckung ist nun eine ganze Methode aufgebaut worden, an deren Vervollkommnung noch stetig gearbeitet wird. Man kennt jetzt eine Reihe von Farbstoffen, die entweder den Kern oder das Protoplasma oder nur bestimmte Strukturen innerhalb des Protoplasmas oder des Kernes intensiver färben, während sie das Übrige durch schwache Färbung zurücktreten lassen. Klar und deutlich treten hier nun Verschiedenheiten hervor, wir können alle Strukturverhältnisse hundertfach deutlicher erkennen und chemische Unterschiede sichtbar machen. Auch bekommt man bei gleichzeitiger Anwendung mehrerer Färbungen sehr zierliche Bilder und staunt über die feine Organisation im Innern der Zelle. — Noch zu anderen Beobachtungen lassen sich Farbstoffe verwerten. Man kann z. B. weiße Blutkörperchen förmlich damit füttern, sehen, wie sie sich an feinste Farbstoffkörperchen heranmachen, sie umfließen und auffressen, so wie diese kleinen Polizisten die Bazillen auffressen, die in unseren Körper einfallen, wenn deren Heer nicht zu mächtig ist.

Wenn man die geschilderten Schwierigkeiten der mikroskopischen Beobachtung und Technik berücksichtigt, wird man nicht erstaunen, daß die Kenntnisse von der Zelle und dem Zellleben noch nicht soweit gediehen sind, wie man es sonst nach jahrelangem, eifrigem Forschen erwarten dürfte. Um in der Erkenntnis vorwärts zu kommen, macht sich jetzt ein Bestreben geltend, noch mehr ins kleine zu dringen, die Methode zu verfeinern, die einzelnen Organe der Zelle genau zu studieren. Freilich: die mikroskopische Vergrößerung läßt sich nicht beliebig verstärken und unsere Instrumente erreichen schon annähernd die nach den Gesetzen der Optik stärkste mögliche Vergrößerung. Man sucht auch das Ultramikroskop nutzbar zu machen. Diese Art des Sehens ist noch umständlicher und hat mit unserem natürlichen Sehen schon nichts mehr zu tun. So stöbert man dem Leben nach ins immer kleinere, sucht es im winzigsten zu finden und zu erkunden, was es sei und wie es entsteht. Ob man es einmal in die Enge treiben wird?

## Franz Ferdinand / Ein Brief

Wien, im Dezember des Jubiläumsjahres.

Wie sehr begreiflich finde ich es, lieber Freund, daß Ihnen manche Dinge, die jetzt in Österreich geschehen, rätselhaft sind. Wären Sie hier im Lande, lebten Sie in dieser Atmosphäre, dann würde Ihnen Ihr Gefühl alle Zusammenhänge geben, die jetzt Ihrem scharfen Geist fehlen.

Denn wir sind hier in einer merkwürdigen Stimmung. Unser Zustand ist, daß wir warten. Schon etliche Jahre warten wir, und je länger es dauert, desto mehr spüren wir es, daß wir nichts anderes mehr tun können. Der Zeiger rückt, die Stunde wird bald schlagen, vielleicht heute schon, vielleicht erst morgen. Wir sehen alle nach der Uhr.

Die eine Epoche, die nun sechzig Jahre lang gedauert hat, ist zu Ende. Wir feiern sie, wir haben rauschende Feste abgehalten, ihr zu Ehren; es war ein Klang von Sonntagsglocken im ganzen Lande, und ein brausendes Jubelsingen: „Gott erhalte, Gott beschütze". Dennoch: wir warten. Und wissen dabei: die alte Epoche ist zu Ende und die neue hat noch nicht angefangen. Was jetzt geschieht, ist immer nur „für einstweilen", ist immer nur etwas Vorläufiges, Zwischenaktsmusik und Zwischenaktsgespräche. Wertvolle Männer verbrauchen sich für dies „einstweilen"; wertvolle Ideen verpuffen. Wir haben eine Vergangenheit, wir haben eine Zukunft, allein wir haben keine Gegenwart.

Es ist ferner unser Zustand, daß wir wissen: der neue Herr kommt. Wir hören ihn schon draußen im Flur und auf der Treppe. Manchmal ist es, als dringe schon seine Stimme zu uns herein; und wenn dann etwas auffallendes im Hause geschieht, glauben wir, der neue Herr habe es befohlen. In allen Ereignissen suchen wir die Spur seines Willens, der uns noch ein Geheimnis ist; in allen Geräuschen das Echo seiner Stimme, die wir noch nicht kennen. Leute gehen umher mit verhaltenen Mienen; versteckt liegt in den Falten dieser Züge unter Bescheidenheit und abwartender Demut das Bewußtsein künftiger Macht. Diese Leute sind glatt, glänzend, still und kalt, wie geladene Flinten . . vor dem Losgehen. Und wir wissen, daß es Seine Leute sind.

Wir denken viel über ihn nach; wie er ist, und wie er dann nachher, wohl sein wird. Vielleicht ist wirklich eine solche Ungeduld in ihm, daß sie sich allen mitteilt. Vielleicht spricht man es nur, und hält's für glaubhaft, weil er ja schon die Mitte der Vierzig überschritten hat. Aber niemand vermag genau zu sagen, wie er ist, noch weniger, wie er sein wird. Er hat die fürstliche Kunst der Habs-

burger, seine Person nicht auszusetzen, hoch und fern zu wandeln. Nur Einer von den Habsburgern besaß diese Kunst nicht, Joseph der Zweite. Der war überlaut in seinem Wesen, exponierte sich, kam in Menschennähe. Dafür war sein Schicksal tragisch, und dafür ist er unvergeßlich geblieben.

Wenn es wahr ist, was in den politischen Salons erzählt wird, dann ist es dem Thronfolger bis jetzt sonderbar genug ergangen. Er wollte, einst zur Macht gelangt, eine neue Richtung einschlagen. Das allgemeine Wahlrecht bringen, von dem er sich große Popularität als Dank erhoffte, und eine ewige Herrschaft der Klerikalen als Erfolg. Er wollte den Baron Beck zum Ministerpräsidenten machen, denn dieser Beamte, der im Halbschatten der Präsidialbureaux den Ruf biegsamer Klugheit besaß, schien ihm der ideale Regierungskünstler für Österreich. Und er wollte der Armee in Conrad von Hötzendorf einen Reformator, einen genialen Feldherrn geben. Er wollte Ährenthal aus Petersburg ins Auswärtige Amt rufen. Der alte Kaiser vernahm alle diese Pläne und gedachte nun für sich selbst zu beweisen, auch in ihm sei noch Lebenskraft genug, solche Zukunftswerke zu unternehmen. Deshalb betrieb er mit jenem Eifer, dessen wir uns ja erinnern, das Wahlrecht; deshalb holte er sich den Baron Beck zum Ministerpräsidenten und verbrauchte den Mann, der für die Zukunft aufgespart schien. Deshalb entließ er den Jugendfreund aus dem Generalstab, und rief den Hötzendorf. Deshalb nahm er den Freiherrn von Ährenthal und der durfte im Jubiläumsjahr vollbringen, was Goluchowski im Sommer des Belgrader Königsmordes an Bosnien und der Herzogewina versäumt hatte. Nun, heißt es, wünsche der Erbe, dem so viel Arbeit abgenommen ward, der Vorgänger solle jetzt auch den Krieg noch auf eigene Rechnung führen.

Solche Geschichten und Meinungen dürfen wir freilich nur als den Niederschlag höfisch-politischer Vorgänge nehmen, die wir nicht kennen. Sind die Scheiben eines Wagens behaucht, dann wissen wir wohl, daß in diesem Wagen Menschen atmen, aber wir sehen ihre Mienen nicht. Wer wollte jetzt auch prophezeien?

Als Franz Joseph die Krone gewann, sagten die Leute, er werde mehr Franz als Joseph sein. Aber er war damals ein Jüngling, fast ein Knabe noch, und ist schließlich weder das eine, noch das andere geworden; eher wohl beides. Richtiger vielleicht, ein neuer und besonderer Monarchen-Typus. Franz Ferdinand wird vielleicht auch einer. Von seinem Antlitz läßt sich so viel nicht ablesen. Er sieht nicht aus wie die Habsburger, die wir seit Kaiser Max und Rudolf kennen, hat weder ein Franzisceisches, noch ein Leopoldinisches, noch ein Theresianisches Gesicht. Sein Antlitz ist wienerisch-militärisch; ungefähr das Antlitz eines Truppenoffiziers, der in der Vorstadt Bescheid weiß, und den sonst keine Neigung in die Kriegsschule drängt. Ein fröhliches und zugleich eigensinniges Gesicht; aber nicht ohne Verborgenheiten, und einige Züge sind da, die sich nicht entziffern lassen.

Sein Temperament war ausfahrend in der Jugend, dann ist er ein guter

Hausvater geworden, der seine Kinder selber pflegt, und fast bürgerlich in kleinem Kreise lebt. Er ist unermeßlich reich; und die Sozialisten haben es ihm angekreidet, daß er ganz unwichtige Rechnungen prüft, seinen Holzknechten kärglichen Taglohn zumißt; daß er ferner einen Burschen, der eine Pferdekette stahl, vor den Richter und ins Gefängnis brachte, obgleich das Entwendete noch nicht fünfzig Pfennige wert war. Aber vielleicht übt er in der eigenen großen Wirtschaft organisatorische Gaben, die er später an höheren Pflichten nützen will und vielleicht ist ihm das Gestohlene gleichgültig gewesen, während sein religiöses Gefühl die Sünde des Diebstahls nicht ohne Strafe dulden konnte.

Männer, die in seiner Umgebung leben, haben ihn gütig gesehen und hart; zuverlässig in seinen Neigungen und dann wieder treulos; einsichtig und dann wieder verrannt; lebhaft interessiert und dann wieder gleichgültig. Ich würde sagen, dies sei habsburgisch, wenn Sie, mein werter Freund, nicht ebenso wie ich, aus Erfahrung wüßten, daß es allgemein fürstliche Eigenschaften sind. Aber die Männer seiner Umgebung finden, wenn sie aufgefordert werden, ihn zu charakterisieren, daß er im Grunde seines Wesens undurchdringlich sei, und dieses darf freilich als ein habsburgischer Zug gelten. Es ist ein Mann, der viel Ehrgeiz in sich angesammelt hat. Wie aber diese Stauung sich löst, wenn einst das Reich und die Herrlichkeit sein werden, das läßt sich kaum ahnen. Er hat viel über Österreich nachgedacht, und manchmal ist es, als habe er die Niederlagen, die wir seit Königgrätz erlitten, nie verwunden, und als brenne er danach, die Erinnerung daran im Buch der Weltgeschichte auszulöschen. Manchmal ist es, als schmerze es ihn, daß die deutsche Kaiserkrone dem katholischen Erzhaus verloren ging, und daß es nun ein Protestant ist, der sie trägt. Er hat, wie jeder Thronerbe, der lange zuschauen muß, viel Kritik geübt. Seine Willenskraft ist in ihren gelegentlichen Anwandlungen beträchtlich, und wir dürfen uns energischer, vielleicht sogar gewaltsamer Unternehmungen versehen. Dennoch: wer möchte prophezeien?

Sie wissen ja, daß die Habsburger eine merkwürdige und recht eigentlich königliche Eigenschaft besitzen; sie können ihre Privatmeinung tief in ihrem Innern verkapseln, können sich dem Zug ihrer Zeit schmiegen, nichts von dem Widerspruch ihrer Seele merken lassen, und nur leise, unter jeder sichtbaren Oberfläche, dem hinrollenden Wagen der Volksentwicklung Bremsen anlegen. Sie wissen auch, daß es bei uns eine kalksburgisch-katholisch-jesuitische Schulung des Geistes gibt, und daß in dieser Schule die feinsten und furchtbarsten Waffen für das politische und soziale Leben geschliffen werden. Waffen, die auch der in seinem Intellekt unbeholfene Beamten-Aristokrat mit schauderhafter Treffsicherheit hantiert. Waffen, die lange Zeit unüberwindlich gewesen sind, die aber noch niemals so siegreich waren, wie eben jetzt.

Wer leben wird, wird sehen. Aber Sie begreifen nun, daß wir in einem Zustand beständig vertagter Entscheidungen uns befinden, daß wir kein Heute

haben, sondern nur ein Gestern und ein Morgen. Ich weiß nicht, ob wir, wie Anno Schmerling, warten können, sicher ist bloß, daß wir warten müssen. Und daß uns die Rücksicht auf den alten Mann viele Diskretion in unserem Warten auferlegt. Das mag Ihnen manches erklären, was jetzt bei uns geschieht, und wie es geschieht. Bis das neue Stück anfängt, gibt es nur Zwischenakts=gespräche. So kann denn auch unsere Unterhaltung wohl nichts Anderes sein.

Leben Sie wohl.

Karl Albrecht.

## Der liebevolle Wandschirm / von Frigga v. Brockdorff



si=Hsü, erbarmende Gnade (so wird Tsi=Hsüs Name im Volke gedeutet), hieß das himmlische Wesen, welches die Geschicke Chinas durch mehr als siebenundvierzig Jahre fast ausschließlich in Händen hielt. Als Beischläferin fünften Ranges des Kaisers Hienfeng wurde sie durch die Geburt eines Thronerben zur Kaiserin=Gemahlin und, den stark angezweifelten Bestimmungen ihres Gemahls zufolge, Regentin nach seinem Tode. Als die Regentschaftsräte sich dieser Ordnung der Dinge widersetzten, stellte man die „drei Individuen", wie es im Urteile hieß, vor Gericht, verurteilte sie und ließ sie mit der Zia=Yan=Tan, der gefürchteten chinesischen Guillotine, oberhalb der Hüften glatt durchschneiden.

Tsi=Hsüs Sohn Tung=Chi soll im Januar 1889 an den Blattern gestorben sein. Andere Gerüchte aber bezeichneten Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifung als Ursachen seines Todes. Er hinterließ eine junge, hübsche Witwe, die in zartesten Liedern verherrlichte Alute, deren Zustand einen nachträglichen Erben erwarten ließ. In diesem Falle wäre Aluté Regentin geworden, und das war gar nicht nach dem Geschmack der „erbarmenden Gnade". In Teehäusern wurde geflüstert, wie ein kleines Pülverchen die junge Mutter hinwegraffte, und wie Tsi=Hsü in roten, mit goldenen Schmetterlingen bestickten Pantöffelchen um Mitternacht nach dem Palaste ihrer Schwester lief, deren Söhnchen Kwang=sü aus dem Schlafe reißen und von einem Stallmeister in das Beratungszimmer des Winterpalais tragen ließ. Dort empfing das weinende Knäblein die Huldigung der Prinzen. Bis zu seinem zwölften Jahre wurde er in den chinesischen Geheimwissenschaften und, wenn man es glauben darf, auch im Englischen unterrichtet; dann schenkte ihm die Kaiserin ein Lebensjahr, ein mandschurischer Onkel ein zweites, und somit war er vierzehn Jahre alt und mündig. Bevor aber Tsi=Hsü ihn mit der künftigen Gattin Jeh=Ho=Na=Lah vermählte, gab sie ihrem Neffen eine Lehrmeisterin der Erotik, die „Fei", welche stets aus den hübschesten Töchtern der Bannerleute gewählt wurde.

1889 erfolgte die Mündigkeitserklärung des Jünglings und Kwang-sü, d. h. „Fortsetzung des Glanzes“, ward nominell Herrscher des blumigen Reiches. Tsi-Hsü ließ sich nun Exregentin nennen, doch in Wirklichkeit blieb sie weiter die Seele der Regierung und leitete sogar, hinter einem Vorhang verborgen, die Sitzungen des Staatsministeriums. Kwang-sü, ein kleiner, schwächlicher, melancholischer Mensch mit einem unverhältnismäßig großen Kopfe, mußte ihr alle fünf Tage den höchst feierlichen Besuch abstatten. Dabei hatte er an den Stufen ihres Thrones niederzuknien, neunmal mit der Stirne den Boden zu berühren (der bekannte Kotau) und sich während der Erledigung von 36 demütigenden Zeremonien in lächerlich servilen Ausdrücken nach ihrem Befinden zu erkundigen. Manchmal gab sie dem Kaiser und der Hofgesellschaft auch Bankette. Dann saß sie vor einem Tischchen mit gelbseidenem Behang, auf dem eine goldene Teetasse und Teekanne stand, in kaiserlichen Zobel gehüllt auf ihrem Throne und ließ sich Ehren und Huldigungen erweisen.

Tsi-Hsü war sehr mißtrauisch. Stets von einer Gesellschaft habgieriger Schranzen umgeben, die vor keiner Schmeichelei, keiner Irreführung zurückschreckten, um sich in den Besitz von Reichtümern und goldenen Phönixen, Pfauenfedern, Mandarinknöpfen und ähnlichen Auszeichnungen zu setzen, bedrängt von Frauenintriguen, Neid, Rebellionen aller Art pflegte sie das chinesische Sprichwort: „Sprich nicht auf der Straße, unter dem Pflaster sind Ohren“, des öfteren im Munde zu führen. In den Räumen und Gängen der „purpurnen Stadt“ spielte sich ein scheues, flüsterndes Leben ab. Palastdiener und Eunuchen glitten lautlos durch seidenumrauschte Säle, stumm lag, von welkenden Blättern bedeckt, der geheimnisvolle Lotossee an der schneeweißen Marmorbrücke, steinern ragten kolossale goldene Löwen wachehaltend in die märchenhafte Stille. Wenn Kaiser oder Kaiserin, um Opfer zu bringen, sich durch Sänften in die Tempel tragen ließen, mußten alle dem Zug Begegnenden den Allerhöchsten Herrschaften den Rücken kehren. Die meist elenden und verwahrlosten Straßen, durch die der Weg ging, wurden dann schnell renoviert, ehe der Zug mit den rot-weiß-blau gekleideten Sänftenträgern kam. Zu Fuße ging Tsi-Hsü außerhalb der „verbotenen Stadt“ niemals. Obgleich sie als tartarische Prinzessin keine „goldenen Lilien“, d. h. verkrüppelte Füße hatte, lebte in ihr doch wie in allen Chinesen eine starke Abneigung gegen körperliche Bewegung. Stundenlang schloß sie sich in ihrem weißseidenen, mit welkenden Lotusblumen bemalten Privattempelchen ein. Träumerisch und lächelnd stand dort mit ihren Rubinenaugen und von Filigranblütenzweigen umgeben die Göttin der Barmherzigkeit — indessen gingen Gerüchte von Mund zu Mund, die der Kaiserin-Witwe die Ermordungen des französischen Konsuls, des Marquis Tsengs und den Tod des Prinzen Chun aufs Konto schrieben.

1894 feierte Tsi-Hsü ihren großen, ihren sechzigsten Geburtstag. Unerhörte

Pracht wurde da um die merkwürdige Frau aufgehäuft, welche so goldgierig gewesen sein soll, daß sie barrenweise ungemünztes Metall in ihren Kammern schichten ließ. Ihrer weisen Staatskunst jedoch verdankte China seine englischen und französischen Konventionen und den preußischen Handelsvertrag, der 1871 auf das Deutsche Reich überging. Drei Rebellionen wurden in ihrer Regierungszeit niedergeworfen, die ungefähr eine Million Köpfe zählende Armee durch in Japan ausgebildete Offiziere instruiert und nach europäischem Muster eine Kriegsflotte geschaffen. 1880 brachte die Vollendung der ersten chinesischen Eisenbahn, 1898 den für China äußerst günstigen Seezollvertrag. Mehr als 500 Porzellanöfen rauchten in den kaiserlichen Faktoreien von Kingehtschin, die Seidenindustrie nahm durch den Export ungeahnten Aufschwung, Kunst und Literatur blühten in den von ihr so sehr geliebten Heldengesängen. Tsi-Hsü sprach selbst ein gewähltes Chinesisch; und ganz sicher hatte Li-Hung-Chang es seiner unvornehmen Ausdrucksweise zu danken, wenn mancher annehmbare Vorschlag zurückgewiesen wurde. Trotzdem verlieh sie diesem ihrem besten Staatsmann die allerhöchste Auszeichnung: scharlachrote Zügel. Unter den von ihr Ausgezeichneten fand sich überhaupt so mancher als Fortschrittsmann geltender Mandarin, wenngleich sie, aus Stolz auf die eigene uralte Kultur des Landes, die allzu phantastischen Reformpläne ihres Neffen verwarf. Kwang-sü wollte dann, im Bunde mit jungchinesischen Reformern, die unbequeme Kaiserin-Witwe gewaltsam nach Mukden bringen lassen, aber General Yulu, dem die Entführung anvertraut war, verriet alles: und so nahm Tsi-Hsü den Kaiser gefangen und nötigte ihn 1898 zu einer Erklärung, die einer Abdankung gleichkam. Sechs junge Literaten wurden enthauptet, Tsi-Hsü ergriff wieder die Zügel der Regierung und bereitete dem Walten der Reformpartei ein blutiges Ende. Um dem Einfluß der Jungchinesen entgegenzuarbeiten, begünstigte sie auch insgeheim die Boxerbewegung, an deren Spitze ihr Geliebter Prinz Tuan stand, den sie auch zum unumschränkten Herrn von Peking, der „dem Himmel gehorchenden Stadt", und zum Mitglied des Tsungli-Yamen machte. Tuan war ein schöner Mann, aber brutal und unwissend. Er hatte die Kaiserin-Witwe ganz in der Gewalt. Unter seiner Herrschaft riß, den Armen gegenüber, eine solche Beamtenwillkür ein, daß die bedrückten Bauersleute zu singen pflegten: „Große Maus, große Maus, unsre Hirse nicht verschmaus!" Ihren Neffen aber, so wurde im Volke erzählt, ließ Tsi-Hsü langsam verhungern; sie soll ihm auch gepulvertes Glas zu schlucken gegeben haben. Bei Audienzen wurde er in den Hintergrund gedrängt, es hieß, er sei krank, werde bald sterben, und die Kaiserin-Witwe habe schon einen Nachfolger für ihn bestimmt. Gelegentlich einer Damengesellschaft stellte sie, die die bezauberndste Liebenswürdigkeit selbst war, ihren Gästen auch den zukünftigen Kaiser vor: Pün-Tschu, den Sohn ihres Liebsten Tuan.

Das Doppelspiel, das sie im Einverständnis mit den Boxern den europäischen Mächten gegenüber spielte, konnte nicht ohne Folgen bleiben. Es kam zu groben Ausschreitungen gegen Missionare, Ausländer und sogar christliche Chinesen, und die Aufrührer rühmten sich dabei sogar der gelben Binde über ihrem Arm, auf der zu lesen stand: „Auf kaiserlichen Befehl". Am 20. Juni 1900 wurde Frh. v. Ketteler ermordet und damit das Zeichen zum Einschreiten der Mächte gegeben. Peking wurde besetzt und Tsi-Hsü flüchtete, im blauen Leinenkittel als Bauernweib verkleidet, am 15. August mit ihrem Neffen nach Singanfu. Kurz vorher ließ sie noch die Lieblingsfrau Kwang-süs erdrosseln und in einen Brunnen werfen.

Dreihundert Jahre hatten die Mandschus in absoluter Monarchie regiert. Stolz stand Tsi-Hsü noch nach Eroberung der Taku-Forts im Beratungssaal und forderte Krieg bis aufs Messer. Als nach demütigendem Friedensschluß die purpurne Stadt ihr wieder die Tore öffnete, war Tsi-Hsüs Tatkraft dahin. Ihre bedeutende Befähigung und ihr starker Arbeitsmut wichen der Grausamkeit des nahenden Alters. Auf weichen Gondeln fuhr sie nun über die spiegelnden Seen des Sommerpalastes. Ihr Blick glitt träumend über die Marmoraltäre, Ehrenbogen und Götzenschreine, an den Galerien, Kiosken und Balkonen vorbei, die ihre galante Grazie einst belebt hatte. Und schließlich schlossen sich ihre Augen und ihre kaiserliche Seele flog, der Vergeltung zitternd, durch die dunkelblauen Seidenvorhänge des Bettes zu Ihm, zu Buddha, dem Höchsten. . Ein chinesisches Sprichwort sagt:

So hoch der Baum auch ist, seine Blätter fallen immer zur Erde.

## Sanin und die erotische Bewegung / von Paul Barchan

I.

Der stille, bescheidene, schlichte Arzybaschew, dem wie kaum einem zweiten Literaten jegliche Reklamesucht und Eitelkeit fernliegt, ist nicht dafür verantwortlich zu machen, daß sein mittelmäßig gemachter Roman „Sanin" (sprich „ßanin") zu so vorlautem Ruhm gelangt ist, zu einem Ruhme, der ein strengeres Urteil provoziert, als das Buch es beanspruchen will, zu einem größern Maßstab, als das Buch es verträgt. Verantwortlich zu machen ist die unverantwortliche russische studentische und sonstige Jugend, die so ein einzig dastehendes Reklametalent besitzt, so ziemlich die einzige Korporation Rußlands, von der der große Erfolg abhängt, die so manchem fadenscheinigen, tendenziösen Stück kolossale Tantiemen erklatscht, so manchem sozialtreuen Buch und dessen gesinnungstüchtigem Autor kurze Unsterblichkeit erschrien hat. Sie besitzt kräftige Hände, eine ebensolche Zunge, ein braves Herz, ihr Geschmack kennt keine Skrupel und

ihr Geist keine Zweifel. Diese Jugend ging so weit, sich für ein Produkt dieses Buches zu halten, und das ist ein Irrtum, der durch schlechtbestellte Herolde nach dem wißbegierigen Europa geschleppt wurde (diese schlechtbestellten Herolde haben schon so manche unsinnige Botschaft dem wißbegierigen Europa verkündet) und der berichtigt werden soll.

In demselben Maße, wie die politisch-soziale Bewegung der Jugend eigensinnig, geradlinnig, blind war, wurde die erotisch-anarchistische Bewegung, die anderthalb Dutzend Monate zählt, eigensinnig, geradlinig, blind. Und mit derselben Überzeugungstreue, mit der die sozial-tendenziöse Literatur, die eben jene Merkmale trug, als alleingültige Poesie abgestempelt worden war, hob man dieses Buch von der Befreiung des eignen Fleisches, dieses Buch, das jene selben Qualitäten zeigte, auf den Schild.

2.

Als die Revolution gleich einer flammenden Wunderblume auf einem nicht genügend gepflügten, nicht genügend gejäteten, nicht genügend bewässerten und nur mit Menschenblut gedüngten Boden aufschoß, um alle Geister, die kühnen und die zagen, zu betäuben, trug sie bereits, verborgen tief in ihrem Schoße, diese Frucht, den Stempel des Sinnentaumels. Das ist so üblich zu solchen Zeiten. Die Gedanken, alle Gedanken wurden frei, die Zeit drängte, und die Gelegenheiten wurden immer häufiger. Bei den unzähligen Meetings in den atembenehmenden Räumen standen die Knaben und Mädchen eng beieinander, Herz an Herz, allzu eng beieinander. Und der schwerhörige Arzybaschew mit der quiekenden Stimme, der dennoch ein feines Ohr für die heimlichere Stimme, für den Unterton seiner Zeit besaß und in der Folge eine genug starke Kehle sich Gehör zu verschaffen, begann (man denkt unwillkürlich an „Hidallah“) schon damals von der Zeit zu träumen, da man diesen ganzen Blütenschwindel los sein wird, die Frucht ausgereift und man herzhaft in den Apfel beißen wird. Und den Blütenschwindel wurde man, nur allzubald, los, die Frucht reifte, nur allzubald, aus, und man biß, nur allzubald, herzhaft in den Apfel. Der Apfel aber erwies sich als wurmstichig.

Die haltlose, leicht ermüdende, sensationsbedürftige Jugend der impressionistischen Revolution warf die Flinte ins Korn und sagte: „so; nun wollen wir uns ausleben“. Es waren eben Gefühle gewesen; und von Gefühlen allein verhungert man. Eine Reihe junger Schriftsteller der realistischen Richtung unternahm es, die im Dunkeln und sonstwo tastende Jugend zu belehren, die benebelten Köpfe zu durchleuchten. Kuprin, Arzybaschew, Kamenski, Mujshel, Lasarewski hatten Nietzsche, Prszybyszewski, Wedekind und sonstiges gerochen und wurden sehr offenherzig. Sie entdeckten den nackten Körper, sie dachten sich bis zum Recht auf die Liebe durch. Aber nur die wenigsten von ihnen haben schreiben gelernt. Diese wenigen sind wohl Kuprin und Kamenski; diese haben Stil. Man

erzählte von den starken Impulsen und Vergewaltigungen; Engros-Vergewaltigungen spielten eine große Rolle. Warum gerade Vergewaltigungen? Was weiß ich? Es nimmt sich wahrscheinlich anarchistischer aus. Auf dieselbe Weise wie das Eigentum durch Expropriationen aus der Welt geschafft werden sollte, sollte wahrscheinlich die Unschuld durch Expropriationen aus der Welt geschafft werden. Gott, wenn das alles, was überwunden wird, auch überwunden worden wäre, wir hätten uns einem sehr sonderbaren, vielleicht kristallenen Leben zugeführt.

Einige andere wieder, Mitglieder eines andern literarischen Kreises von einer andern, raffiniertern Kultur, begannen unentwegt eine Überliebe zu besingen, allerlei Homosexualitäten. Michael Kusjmin, Frau Lyda Sinowjewa-Annibal. Allerlei Andeutungen finden sich bei Feodor Sologub. Und die hatten ihr Publikum.

3.

Was die russische Jugend macht, macht sie nicht halb; aber selten taugt es was. Expansiv, aufschäumend, naiv, stürzt sie sich mit Leib und Seele in eine Bewegung. Und manchmal trägt sie hierbei ihren Leib zu Markte, manchmal ihre Seele. Und oft sind es nur Dummejungenstreiche, denen auch die Alten verfallen, und sie haben einen ethischen und ästhetischen Reiz. Aber auch nur. Derart war der Wyborger Ausflug der ersten Exduma; derart war der faszinierende Moskauer Dezember-Aufstand; derart war der phantasiearme zweite Generalausstand der Revolutionstage und so manche andere Demonstrationen, Offenbarungen.

Als nun die Revolution abzusterben begann und damit die Formen des politischen Lebens, wie Vereinigungen, Zusammenkünfte, Referate, Literatur, Disputationen, die auf die Jugend solch eine anziehende Kraft ausübten und von denen sie nicht lassen wollte, begann man diese Arten auf ein anderes Gebiet zu übertragen, auf das Gebiet des persönlichen Liebeslebens, das auch bis dahin nicht verkümmert war, das man aber nebenbei, unter der Hand, stümperhaft gelebt hatte, und in das nun System hineingebracht werden sollte, das zu einer sozialen Aufgabe hinaufgeschraubt werde.

Die Schuljugend, die kleinen, süßen Mädchen und die noch unreifen, aufschießenden Knaben, die jungen Hähne, die in geistiger Hinsicht vorlauten und vorreifen, die den politischen Kampf mit dem großen Enthusiasmus mitgekämpft hatten und so manche segensreiche Reformen auch im Schulwesen in jenen Tagen sich errungen hatten, wollten auch bei der neuen Bewegung nicht zurückbleiben. Und sie blieben nicht zurück.

Vereinigungen, Zusammenkünfte, Referate, Literatur, Disputationen, und dann die Nutzanwendung.

Wie es nun in solchen Tagen geht, wandte man sich wieder der schönen

Literatur zu und man begann mit der bisher beschimpften „Dekadenten"-Literatur zu kokettieren, den Lyrikern des Moskauer und des Petersburger Kreises, jener exklusiven, empfindsamen Literatur, die doch ziemlich das einzige ist, was gegenwärtig an der Literatur Rußlands ernst zu nehmen ist, den Hof zu machen. Aber, wie es nun einmal üblich, die hübsche Literatur siegte über die schöne. Es erschienen die Realisten mit den tendenziösen Sachen und brachten was neues mit, leckere Bissen, nach denen jetzt der Geschmack stand. Es fiel mit der Zeit zusammen, da die Regierung (dieser Trick ist auch gerade nicht neu) die pornographischen Bilder und Worte zu fördern begann, um den letzten Funken politischer Duselei auszublasen. Und es half.

Um diese Zeit erschienen einige stark erotische Romane und Erzählungen, von denen Arzybaschews „Sanin" die deutlichste Sprache sprach. Da stand alles klipp und klar darin, da waren alle Zweifel gelöst, da waren Schlagworte, Disputationsthemen, man erfuhr, wie man leben soll, worüber man sprechen soll. Es war so wohltuend deutlich und man brauchte keine Begeisterung über unverstandene Schönheiten heucheln. Es fiel wie ein Stein vom Herzen.

Und wenn hier und da solche Geschichten ans Tageslicht kamen, genierte man sich nicht allzusehr. Man hatte Sanin und andere Katechismen, man hatte Statuten, man hatte eine Fahne.

Und die Leiter solcher Liebesschulen machten eine recht erbärmliche Figur. Erfahrene, allzu erfahrene Offiziere, erfahrene, zerfahrene Studenten und sonstige Lebenstaschenspieler, die die praktischen Anleitungen übernommen.

Majestät Leopold, so etwas durften Sie sich nicht entgehen lassen.

## 4.

Ich kann mir nicht helfen, in diesen Vereinigungen, in dieser Proklamierung, in dieser leidenschaftlichen Hingabe an eine Aufgabe im Namen einer Idee, und wenn es auch diesmal keine so opfermütige Handlung betraf wie die revolutionäre Tätigkeit — in diesem Rausch, der die russische Jugend wie in einen somnambulen Zustand versetzte, liegt etwas von einer gegenseitigen Haftung, von einer ethischen Garantie. Ähnlich wie dem Liebesleben der Ehe durch die Proklamierung vor Kirche, Staat und Gesellschaft die erotische Schärfe und Peinlichkeit genommen wird, ähnlich erhält der erotische Sturm und Drang der russischen Jugend durch die kategorischen Ideen und durch das offene Sichbekennen eine gewisse Sanktion.

Ich kann mir nicht helfen, wir und Gott verzeihen so leicht. Wenn man sich freimütig zu einer Sünde bekennt, und uns wenigstens die Freude des Eingeweihtseins gönnt.

Andererseits kann ich mir auch nicht helfen und muß gestehen: Sachen, die erst einer Liga, einer Vereinigung bedürfen, sind nicht sehr lebensfähig. Soviel

gerade nötig war, und auch etwas darüber, hat man stets getan, überall, zu allen Zeiten, in allen Formen, ohne Imperative, ohne Komperative; wo man sich erst vereinigen muß, groß Geschrei erhebt, da steckt noch wenig Wolle dahinter. Das wässerige Gebräu der Idee von der erotischen Forderung reicht nur für einen herzlich kurzen Rausch.

O, wißbegieriges Europa, trauere nicht ob des Verfalls. Laß dir melden: der erotische Hexensabbath geht zu Ende. Und wenn das ganz kleine Mädchen, das dem Treiben ihrer um weniges ältern Schwester (die noch vor so ganz kurzem mit ihr gespielt), mit verständnislosen Kinderaugen zugeschaut, dasselbe Alter erreicht haben wird, wird sie nichts mehr von alledem verstehn, was die jetzige jüngste Generation bewegt und durchwühlt hat.

O, wißbegieriges Europa, mach' kein so ennuiertes, enttäuschtes Gesicht. Noch wird ja immer gesündigt, nicht minder als bei dir daheim.

Was liegt auch daran, daß eine Generation, eine einzige, kurzatmige Generation verpfuscht ist, totalement verpfuscht! Was liegt daran. So viele deren werden noch auferstehen, die das erfüllen, was so viele vorher schon versprochen.

Ja, ich glaube nicht recht an den Sieg des russischen Arms, aber ich glaube mit vollem Glauben an den Sieg des russischen Geistes, des russischen Herzens. Bei Dostojewski, Tolstoi, Tschechow ist das nachzulesen. Bei der Jugend, den Bauern, den Sekten, wie sie leben und wie sie sterben, ist das nachzuprüfen.

Ja, ich glaube an sie.

O, wißbegieriges Europa, glaube mit; zusammen glaubt es sich leichter.

5.

Was den Roman „Sanin" (deutsch bei Georg Müller, München) betrifft, so kann ich mir die Sache bequem machen. Das Buch ist verkomponiert. Es rennen durch das Buch Leute umher, ratlos, unangenehm, störend, die die Idee von der Lebensfreude nicht um ein Käsehoch heben. Der Stil, ja, Arzybaschew hat überhaupt keinen Stil; bald geht er zu Tschechow in die Lehre, zu diesem größten Sprachkünstler der modernen russischen Literatur, läßt sich von dessen anschaulichen, bescheidenen Bildern, von dessen einschmeichelndem Rhythmus inspirieren, doch erfolglos, bald geht er zu Gorki in die Schule, dessen brüske, harte Wendungen ihm imponieren, nur kommen diese bei ihm weniger prägnant heraus und noch weniger geschmackvoll. Der Held Sanin, der Repräsentant der gesunden Weltanschauung (wohl vom lateinischen Stamm ‚san' abgeleitet), der leicht, frei und befreiend wirken sollende Held, ist eigentlich ein patziger, aufdringlicher Bursche, unterscheidet sich durch nichts von den üblichen Romanhelden, vorzüglich von denen Spielhagens und Auerbachs, den in Rußland populärsten Epikern Deutschlands, die bisher beinahe als russische Klassiker angesehen waren. Die Gebärde ist dieselbe, nur die Worte sind andere; moderne, über-untermensch-

liche, maximalistische. Hie und da ein Anklang an Basarow, den anno dazumal modernen Sohn der Väter; oder etwas von den „naturalistischen" Helden Pissemskis. Wie gesagt, ein Potpourri des Heldentums. Dazwischen Mädchenjäger, Eroberer. Das heißt, er erredet sich seine Mädels. Gott, was ist das für ein Lebenskünstler, für eine siegreiche Kraftnatur, der seinem Mädel erst eine lange Vorlesung über den „Körper" und die „Schönheit" und die „Begierde" halten muß, bis er sie unterkriegt. Entweder-oder: hat er wirklich den bestrickenden, freien, jungen Blick, den Nacken und die Arme, von denen der Autor in einemfort singt — dann sollen die in Aktion treten und für ihr Recht sprechen; wenn er aber Theoretiker ist — dann soll er für andere erobern und als Liebesapostel durch das Buch ziehn. Hie raisonnieren, hie agieren ist ein Unding. Dieweil uns denn der Glaube fehlt.

Was die Unmoralität des Buches betrifft, so ist es ein sehr moralisches Buch, so unglaublich hygienisch. Als handle es sich um ein Handbuch der Zuchtwahl. Die Männer (die in Betracht kommenden) haben starke Arme, breite Nacken (o Gelehrte, bietet das Garantien?), die Frauen (die in Betracht kommenden) haben starke Hüften, hohe, feste Busen. Von diesen hohen, festen Busen spricht er so viel, bis man die Sache wirklich satt hat und man sich wie auf einer Ammenausstellung vorkommt. Auch wo er einen ältern, geschwächten großstädtischen Lüstling schildert, weiß er ihm nichts anderes in den Mund und den Sinn zu legen, als eben diese starken Hüften und diese hohen, festen Busen. Sonst wäre also ein Weib durch nichts gesund, begehrenswert. Es ist, wie gesagt, ein sehr moralisches Buch. Und ein sehr naives obendrein. Auch darin: er nennt die Sachen, die Aktionen beim richtigen Namen, oft einem vulgären, bei einem ordinär technischen Namen, er sagt, was man so recht und schlecht „darüber" sagen kann. Für Feldwebel und ausrangierte Zyniker. Populäre Erotik; Fünfundneunzigpfennig-Woche.

So würde ich urteilen, wenn ich mir die Sache bequem machen wollte. Und ich mache es mir bequem. Über Mangel an Tiefe will ich nicht klagen. Das besorgt heutzutage jeder Flegel, jeder Hohlkopf.

Wenn ich aber von den literarischen Qualitäten absehn will (und das tut nicht nur das „Publikum", das tun auch die, die über Mangel an Tiefe klagen), so muß ich dem Buch etwas zugute halten: das ist die wohltuende, gute Gesinnung; eine erquickende, ewig-russische Gesinnung, eine glaubensstarke Naivität.

# Der Kaspar Hauser-Roman/ von Felix Salten

Dieses denkwürdige Buch habe ich mit einer gewissen Befangenheit zur Hand genommen. Da war schon beim Anblick der Titelseite ein sachter Widerstand in mir, und ein Mißtrauen, ob hier nicht wieder einmal ein seltsamer Stoff nur um seiner Seltsamkeit willen ergriffen worden sei, ob hier nicht wieder einmal alle Wege ins Dunkle laufen werden. Bei Wassermann ist es ja oft so gewesen, als liebe er die Verschleierung, als sei er geneigt, mit einer Gestalt, die sich zu einer sichtbaren Höhe nicht heben ließ, in den finstern Abgrund irgendeines Tiefsinns niederzutauchen und zu entschwinden. Man darf immer seines hinreißenden Vortrags sicherer sein, als seiner unbedingten Klarheit, seiner Fülle mehr gewiß, als seiner Ordnung, seiner Phantasie mehr als seiner geschlossenen Komposition. Wie viel Verlockung zur Dunkelheit liegt aber in diesem Kaspar Hauser; wie viel Gelegenheit zum bedeutsam Verwischten und zu verwischter Bedeutung. Wie gering sind ferner die menschlichen Zusammenhänge dieser Gestalt, und wie sehr scheint ihr das allgemein Beziehungsvolle zu mangeln.

Denn hier ist ein Leben, dem kein anderes gleicht, eine Gestalt, die mit keiner anderen menschlichen Gestalt auch nur entfernte Ähnlichkeit hat. Wen immer wir uns aus der Geschichte dieser Erde als den Helden und Träger eines Kunstwerkes denken, von Artaxerxes bis zu Caligula, von Cesare Borgia bis zu Karl von Schweden und Napoleon, sie alle sind doch immer noch im Bereiche menschlicher Wirklichkeit, sind dem Wandel und dem Los der Sterblichen durch tausend Fäden verknüpft; alle Schicksalsvarianten, auch die geringsten und trivialsten, sind in solch einem großen Schicksal mitinbegriffen und darin beschlossen. Aber das Verhängnis des Kaspar Hauser ist kein großes Schicksal; nur ein seltsames, ein einziges, ein noch nie dagewesenes. Keiner, der es vernimmt, fühlt irgendwo, von Furcht und Mitleid ergriffen, sein eigenes Selbst im Sturz dieses Geschehens mit dahinstürzen; keiner fühlt die tröstliche und enthusiasmierende Verwandtschaft, die das Gewöhnliche ans Erlauchte bindet. Keiner sieht mit Schaudern und Entzücken, wie eine erhabene Existenz im hochgeschwungenen Bogen ihrer Tragik die Existenzen des Alltages überspannt. Es gibt keinen Komplex von Menschlichkeiten, die etwa unter das Kaspar Hauser-Schicksal fielen, die von ihm umfaßt, beschattet und beleuchtet würden. Dies ist ein merkwürdiger Einzelfall, während die anderen großen Existenzen wohl in der Gleichform der niedrigen Masse derart sich ausnehmen, aber im Gang der Geschichte keine Einzelfälle sind. Denn wir wissen, daß jedes Jahrhundert sich zu einigen Gipfelmenschen erhebt, das jede Ewigkeitswelle uns solch wundervolle Schicksale heraufspült, in denen man das unsterbliche Lied der ganzen Menschheit klingen hört, wie das Rauschen des Meeres in der Tritonsmuschel. Diese Gestalt jedoch

ist auf dem Gefilde der Menschheit wie ein Meteorstein in der Ackerscholle, beziehungslos und fremd. Diese Begebenheit rollt gleichsam in einer andern Dimension ab, als in der unsern; sie ist außerhalb aller Gesetze. Das Schicksal hat auf Jahrtausende zurück keinen zweiten Einfall gehabt, der diesem gliche; keine zweite Laune, wie diese. Eine Rarität.

Man lasse solche Raritäten in den Chronikbüchern stehen und sie wirken bezaubernd. Der Einsiedler vom Berg Murrone, den sie in der Tiefe des Waldes überraschen, der vor der goldenen Ritterschar in das Dickicht entweicht, weil er ihre kniende Huldigung für Teufelsblendwerk hält, und den sie erst wie ein Wild hetzen und einfangen müssen, um ihn dann mit der Tiara zu krönen; zwei Könige führen das Saumtier am Halfter, auf dem der bebende in seine zottige, schmutzstarrende Kutte gehüllte Mönch den feierlichen Einzug hält. — Der Graf von Moltke, der in sechsspänniger, schwarz ausgeschlagener Trauerkutsche zu seiner Hinrichtung fährt, begleitet vom Troß der Diener und Knechte, die Trauerkleider angelegt haben, brennende Windlichter und das florumhüllte Wappen ihres Herren tragen. — Der Judenknabe Simeon in Prag, der unter dem festlichen Geläute aller Kirchenglocken, eingesegnet von hundert Priestern, bei dem Zulauf des ganzen Volkes und gefolgt von den Magnaten des Landes, zur Gruft bestattet ward. — Kaspar Hauser, der Findling von Nürnberg, der nicht sprechen, nicht schauen, noch hören konnte, der als Zwanzigjähriger erst wie ein Neugeborenes zum Dasein erwachte, erst lernen mußte, seine Sinne zu gebrauchen, der in Anspach ermordet wurde, und von dem sie sagen, er sei ein Fürstensproß und Thronerbe gewesen. — Man lasse solche Raritäten in der Chronik stehen, einfach wie sie sind, und sie erscheinen wundervoll in der seltsamen Verschlungenheit ihrer Lebenslinie, die dem Schicksal in solcher Arabeske nur von ungefähr und nur ein einziges Mal gelang. In der Chronik wirken sie wie die Erweiterung des Daseins vom Wahrscheinlichen zum Märchenhaften. In der Kunst aber sind sie nicht viel mehr als das Absonderliche. Der Traum des Schaffens wird von einem tollgewordenen Alltag überrannt; die Phantasie von der grotesken Verrenkung des Möglichen gelähmt, und der Dichter, dem nichts mehr zu formen, nichts mehr zu ersinnen, nichts mehr zu beschließen übrigbleibt, gerät manchmal in die Versuchung, erklären zu wollen, was durch seine Unerklärbarkeit reizvoll ist; entschleiern zu wollen, wo in der Verschleierung alle Magie des Schicksals sich birgt; und es ist dann mit seiner Mühe, als bringe er ausdorrende Ernüchterung in die blühende Wildnis des Lebens.

Dennoch ist hier ein Kunstwerk gelungen, das man wunderbar nennen darf, weil es über alle Hindernisse seines Stoffes hinweg, über alle Unmöglichkeit seines Gegenstandes hinaus mit solcher Leichtigkeit und Ruhe gelungen ist, und weil es das Unwahrscheinliche seines Entstehens als etwas Selbstverständliches und Einfaches erscheinen läßt. Dieses Buch hat zwei Namen. Es heißt

„Kaspar Hauser" und es heißt „Die Trägheit des Herzens". Vielleicht ist niemals noch ein Doppelname notwendiger, unentbehrlicher und glücklicher gewesen als dieser, der sich mit seinem „oder" auf den ersten Blick wie eine Affektiertheit ausnimmt.

Kaspar Hauser bleibt auch in diesem Werke, wie in der Chronik, das Seltsame, das Nochnichtdagewesene, das Rätselhafte. Seine Wesenheit wird nicht angerührt; nirgendwo vergreift sich der Dichter psychologisierend an dieser Gestalt, und es ist meisterhaft, wie er sich kein einziges Mal hinreißen läßt, sich an ihr zu vergreifen, wie diese Gestalt in seinen Händen ihre Unberührtheit behält, wie sie in ihrem Glanz niemals literarisch befleckt wird, wie sich nirgendwo ein Fingerabdruck des Schriftstellers an ihr findet. Kaspar Hauser bleibt in seiner Existenz beziehungslos und fremd, aber dies alles ist so gewendet, daß gerade die Beziehungslosigkeit und Fremdheit des Kaspar Hauser zu einem tragischen Menschheitszug wird, zu einem allgemeinen, bis auf den heutigen Tag und darüber hinaus in die Zukunft fortwirkenden Erlebnis von brennender Schmerzlichkeit.

Man erwartet es, überredet, erwartet, mit vielen Beweisen überzeugt zu werden, Kaspar Hauser sei kein Schwindler gewesen, sondern wirklich ein beiseite geschaffter, beraubter Fürstensohn. Aber daß dieser Jüngling kein Gaukler mit unaufgeklärten Betrugszwecken war, sondern unerhörter Tücke zum Opfer fiel, ist längst erwiesen, und in diesem Werk ist nicht der leiseste Versuch, für den Kaspar Hauser zu plädieren. Als eine strenge künstlerische Enthaltsamkeit wirkt dieses vollkommene Verzichten auf die Entschleierung dunkler Hofintrigen, die sorgsame Vermeidung jener besonderen Welt, in der das Verhängnis Kaspars geschmiedet und beschlossen wurde. Nur eine funkelnde, problematisch reizvolle Abenteurergestalt schreitet unheilbringend über die Szene; nur eine blutbefleckte Hand greift zuletzt gespenstisch aus dem Dunkeln. Es ist die dichterische Absicht, in dieses Dunkel nicht hineinzuleuchten, die anekdotische Hintergründigkeit des Stoffes nicht auszunützen noch auszumalen. In diesem Dunkel haben die Historiker, die unabhängig genug sind, längst schon sehen gelernt; bei ihnen mag man sich Rat und Aufschluß holen. Der Dichter gibt nur die Kaspar Hauser-Gestalt. Er gibt diesen Jüngling, der in das Leben tritt, ohne daß ein Mensch, ohne daß er selbst es weiß, woher er kam. Er gibt diese seltsam verspätete Kindheit, in der sich die schrittweise lernenden Sinne, und die rasch lernende, rascher noch ahnende Seele zu einem menschlichen Vorgang von unsäglichem Duft, von unnennbarer Reine und erschütternder Schönheit verbinden. Diesen Erwachsenen, der die Erde, die Blumen, den Himmel, den Wald und die Berge nie gesehen hat, der hilflos und von all den vielen kleinen Stützen der Erfahrung und des Wissens entblößt ist, in dem aber die Ungebrochenheit eines Urwesens lebt. Es ist unter Wassermanns Händen eine Gestalt geworden, von der gesagt

werden konnte, daß sie der Goetheschen Mignon gleiche, wie diese ohne Beispiel sei; ohne Bruder, wie diese ohne Schwester. Völlig von einem Reiz umfangen, der nicht definiert werden kann und der ihr allein zugehört. Eine Gestalt, die unvergeßlich ist, und bei deren Anblick sich unser Gemüt von Liebe ergriffen fühlt, weil ihre Anmut wie eine Kostbarkeit erscheint, die der ganzen übrigen Menschheit im Tumult des Daseins lange schon verloren ging.

Wassermann gibt aber neben dieser Gestalt, die allein schon eine Schöpfung von hohem Rang bedeutet, noch ein anderes; er gibt die Trägheit des Herzens. Eine Schar von Menschen umringt den Kaspar Hauser auf seinem kurzen Weg durch die Welt. Rechtschaffene und Schurken, erleuchtete Versteher und Bornierte, leidenschaftlich Gütige und subaltern Gehässige, Alltägliche und Bedeutende; aber sie alle werden an ihm zuschanden, sie alle erlahmen an dem Wunder seiner Existenz, sie alle verkommen und ermatten an dem Unrecht, das er leidet. Die Stärksten unter ihnen sind zu schwach, seine Reinheit zu ertragen, sind zu eng, um die Größe seines Jammers zu fassen. Welch eine geringe Wichtigkeit hat die dynastische Kulissengeschichte gegen die ungeheure Tatsache, daß die Menschheit in ihrem Herzen zu arm und zu träg ist, um den Reichtum eines solchen Schicksals zu empfangen, um von seiner Wucht mit fortgerissen zu werden. Wenn ein Sprengstoff von der feurigen Kraft des Kaspar Hauser-Verbrechens im Sumpf des bürgerlichen Mittelmaßes ersticken und verlöschen konnte, was liegt noch daran, auf diejenigen hinzuweisen, die sich jenes Sumpfes bedienten? Kaspar Hauser ist rein wie ein Cherub, aber das menschliche Herz ist unfähig, einen Cherub zu umfangen. Von solcher Reinheit wendet es sich feige ab, kehrt sich überwältigt und geblendet weg davon, findet Erleichterung und Trost, diese Reinheit zu bezweifeln, sie zu leugnen und zu beschuldigen. Das menschliche Herz vermag es, gegen das kleine alltägliche Unrecht, gegen jenes, das an allen Straßenecken begangen wird, sich zu empören; aber die Atemzüge dieser Empörung versiegen keuchend vor dem großen Unrecht; eine Betäubung geht von dem großen Unrecht aus, und das menschliche Herz wehrt sich auf eine niedrige Weise dagegen, indem es versucht, sich das Unrecht in Recht umzulügen, und an der Lüge seine Scham zu beschwichtigen.

Kaspar Hauser lebt an dem gutmütigen und klugen Lehrer vorüber, der ihm zuerst gegeben wird, vorüber an dem edlen und weisen Freiherrn von Tucher, an dem bornierten schulmeisterlichen Quandt, an dem leidenschaftlich gerechten und genialen Feuerbach, und sie alle sind nicht fähig, seine ungebrochene, kindlich keusche Gegenwart auszuhalten, sie alle wollen ihn irgendwie umformen, zu sich her biegen, wollen ihn handlich machen für sich und fürs Leben, und fallen gelähmt von ihm ab, scheiden ihn aus, wie Fremdstoff. Diese einfache Aufgabe ist zu schwer für die Rechtschaffenheit, zu schwer selbst für die Tücke. Auch das sinnreichste, zur feinsten Subtilität begabte Verbrechen kann den Kaspar Hauser

nicht bewältigen und es ist schließlich Trägheit des Herzens, die zur plumpen Gewalt greift, um ein Wesen zu vernichten, gegen das alle Güte und alle Ränke sich als zu schwächlich erwiesen. Der Ausgang des Kaspar Hauser-Romans ist mit dem Anspacher Mord gegeben; aber Wassermann enthüllt die innerste tragische Notwendigkeit dieser Tat, läßt alle daran mitschuldig werden und hebt sie damit so hoch empor, daß sie zu einem Verschulden und zu einem Schmerz der Menschheit wird.

Ehe Kaspar Hauser unter dem Dolch des Mörders stirbt, ist er in diesem Buche schon ein Vernichteter, ist ein Abgeschiedener, und es sind keine Wege mehr in das Leben für ihn. Die Welt hat den Schuldlosen aufnehmen wollen, aber ihr Boden ist für die Unschuld nicht keimkräftig genug und vermag diese Wurzeln nicht zu halten. Die Welt hat ihn umspinnen, hat ihn sich angleichen, hat ihn nivellieren wollen, aber ihre Schminke haftet nicht an diesen reinen Wangen, und ihre Werkzeuge zerbrechen an dieser Ganzheit. Sie gibt ihn wieder von sich, speit ihn aus, unverdaut, wie der biblische Walfisch den Propheten Jonas. Er ist vereinsamt, fremd, ein Wunder, wie in der Chronik, ein Rätsel, wie dort. Und dies ist die große Leistung Wassermanns: er hat eine neue Gestalt geschaffen und einen neuen Gedanken. Was in der Welt an grauenhaftem Schicksal und an furchtbarem Unrecht geschieht, ihr ertragt es und ihr duldet es, weil ihr nicht fähig seid, auf dem höchsten Gipfel des Empfindens zu wandeln. Es könnte nicht geschehen, wenn ihr es nicht ertragen und nicht dulden würdet. Was in der Welt an Größe des Geistes und der Seele geboren wird, ist einem tragischen Verhängnis von Anfang an geweiht, weil es euch über die Kraft geht, Größe zu ertragen. Es ist die Leistung Wassermanns, daß er den beziehungslosen, fremdartigen Kaspar Hauser an ein ewig Menschliches gebunden hat, daß der Kaspar Hauser jetzt ist, wie eine offene, bis heute unverheilte Wunde des menschlichen Gewissens, und daß man sich bei ihm erinnert, aus wie vielen Wunden der Leib der Menschheit bis auf den heutigen Tag noch blutet. Aus Wunden, die sich niemals schließen werden.

## Impromptu / von Oscar Bie

Das Balalaika-Orchester hat einen Dirigenten, nicht weil das Orchester einen zum Leiten, sondern weil das Publikum einen zum Danken braucht. Im Variété ist es üblich, daß Trapezkünstler oder Balleteusen sich selbst bedanken, aber bei einem anständigen Orchester geht das nicht, die Herren dürfen nicht aufstehn und sich lächelnd verbeugen, sie haben für diesen Zweck einen Dirigenten. Herr Andreeff dankt tadellos. Er gibt auch das Zeichen zum Dacapo. Und so meint

man, einen Konzertgenuß zu haben, während man nur einen deplazierten Wintergartengenuß hat. Es ist psychologisch sehr interessant. Das Orchester spielt auf nationalrussischen Saiteninstrumenten, Typus Balalaika, in der Art der Guitarren, Lauten, Cymbals, vom tiefen, liegenden Instrument bis zu den hohen, die man mit ihren drei Saiten in den Arm nimmt. Es spielt mit einer stupenden virtuosen Meisterschaft. Die ersten Klänge dieses Lautenorchesters berauschen. Man hat die Vorstellung reichgedeckter Tafeln mit Früchten und Burgundersekt. Dann denkt man, so müßten Synagogengesänge begleitet werden, in einem davidischen Harfenchor. Dann glaubt man mittelalterliche Kammermusik zu hören, die Lautenorchester, von denen Prätorius spricht. Aber bald schwindet alle Illusion. Nach einigen russischen Arrangements kommen Lieder von Abt, herzige Lieder mit sentimentalen Augenaufschlägen, und Wiener Tänze mit süßlichem Schmalz und mit Titeln Souvenir . . . Die Balalaika ist europäisiert worden. Der Nationaltanz wurde Brettl, das Nationalkostüm Maskenball. Eine Reisevirtuosität ist an Stelle des Gefühls getreten. Dieses reisende russische Nationalorchester wird vom Zaren protegiert. Es gibt sich konzertmäßig. Es befriedigt abtische Lüste unter dem Deckmantel der Kunst. Nicht Scholanders und Kothes Lautenlieder, aus dem Zimmer in den Saal verpflanzt, sondern Volkstum mit Ölfarbe gestrichen. Der Dirigent dankt und gibt das Dacapo an. Er nimmt die Huldigung entgegen, die er züchtet. Niemals war mir das alles deutlicher.

Der Dirigent ist ein notwendiges Glied des Konzertlebens geworden. Für das Orchester und für das Publikum. Je verzweigter unser Orchesterapparat sich gestaltete, dieses wundervollste Instrument einer vielfarbigen Künstlerschaft, desto mehr strebte er nach einer Spitze, die ihn zusammenfaßt. Das moderne Orchester hat seit drei Menschenaltern den Dirigenten aus sich heraus geboren, aus sich herauswachsen lassen. Seine vielfachen Rhythmen und Farben faßt er zusammen, sie wieder zum Boden leitend. Aber er faßt nicht nur zusammen, sondern er wird langsam auch selber Einer. Der Thron, der ihm angeboten wurde, wird Herrschersitz. Er beginnt zu regieren und zu gestalten, nach eigenem Maß und wohlgefällig unterstützt von der Sehnsucht des Publikums, das vielfältige Hören durch das einfache Sehen eines einzigen pantomimenden Menschen zu quittieren. Die Persönlichkeit stärkt sich. Man verlangt von ihr Originalität und, je öfter sich die aufgeführten Werke wiederholen, desto mehr Nuance. Man vergleicht die Typen der Dirigenten und gradiert sie nach ihren Schattierungen. Sie beseelen nicht nur das Orchester, sie stellen sogar die Seele dar. Das ist aus dem Taktschläger des 18. Jahrhunderts geworden. Es begann mit Habeneck in Paris, hatte eine klassische Zeit in der Wagnergruppe, und fließt heut in die feingespaltene Nuancierung aus.

Die Balalaikaepisode war das interessante Kabarett zu der wahren Weltbühne. Auf ihr steht der Dirigent in seiner großen und reinen Verantwortlichkeit, ein

zentrales und doch unendlich fein variables Vermittlungswerkzeug, zwischen Orchester und Hörertum, am besten zu beobachten, wenn es sich um einen gegebenen Inhalt handelt, um die C-moll-Symphonie, die als Gemeingut so sicher liegt, daß man fast vergißt, daß das Grund und Boden ist, und nur noch Wettbewerbe um Heimstätten ausschreibt. Der Zufall kann es fügen, daß in kurzer Zeit die verschiedensten Spiegelungen der C-moll sich drängen. In den Zeitungen oder Berichten ist davon wenig zu lesen, denn sie sind auf das Neue aus. Aber dies alte lebt stärker als je in den Herzen und seine Bearbeitung macht den eigentümlichen Inhalt des musikalischen Lebens aus. Ein Winter von C-moll-Symphonien ist eine breite Strecke Landes, auf der das rechte Volk sich tummelt. Die C-moll in Berlin ist ein Reich, ein jedes Jahr neu bebautes, bewohntes Reich, von reichster Fülle des Erlebens und wimmelnd von Fragen und Antworten um die Könige herum, satt von Geschichte und verliebt in sein eigenes Dasein. Heut ist der Tag von Nikisch, die Herrschaft des Romantikers, der mit einer weichen Hand die Konturen rundet, die Innenzeichnung karessiert, die großen Momente hervorhebt und auf den Instrumenten zu improvisieren scheint. Den nächsten Tag steht Mottl an der Stelle, das Persönliche tritt zurück, die Wagnertradition herrscht, ohne Seitenblick wird die Musik in ihrem eigenen Dienst erzogen und Leidenschaft und Gesetz auf ein Maß gebracht, zu dem man keine Probe braucht. Jetzt geht es ins Opernhaus. Richard Strauß dirigiert alle Beethovens. Er wagt es, frei und rücksichtslos, er holt das Gerippe des Rhythmus heraus, Beethovens Gerippe, das die Wagnerzeit mit Fleisch bedeckte, die Anatomie des brutalen Rhythmus, der sich vor der Schönheit des Tones ängstigt, der Urgesetze sucht und dabei doch nur seinen Pulsschlägen folgt. Das C-moll-Thema, bei Nikisch und Mottl nach Ton und Takt, wird ein animalischer Krach, die Gebirge der Forzati heben sich riesengroß empor, die Täler des Piano sinken in tiefblauen Schatten, der Vulkan arbeitet und reißt die Erde auseinander, Städte fallen, Felsen stehn für sie, Erinnerungen an Motive fliegen wie Wolkenfetzen durch die Luft. Ja Beethoven ist Rhythmus und, wenn es wahr wäre, daß er nichts als Rhythmus ist, dieser hat ihn herausgeholt. Was ist wahr? Es gibt nur das Lebendige. Die Philharmonie mit Nikisch, die Königliche mit Strauß sind ganz bestimmte Multiplikationen lebendiger Kräfte, die sich gegenseitig erziehen und bilden. Der Konzertmeister der Philharmonie mußte einen weichen Ton haben, die Oboe der Königlichen mußte diesen Kußansatz haben, das wahre Konzert ist eine Hochzeit zueinander stimmender musikalischer Seelen. Aber wir haben auch unsere Eroberer. Oskar Fried ist einer der wenigen romantischen Existenzen, die es in dieser Kunst noch gibt. Sein Leben ist drauf los und seine Kunst nicht minder. Er macht Konzerte mit dem Blüthnerorchester, einer neueren, noch nicht so geübten Körperschaft. Ihr fehlt die Routine, jener undefinierbare Glanz der inneren Übereinstimmung, die Patina, die Resignation

des Einzelnen, eben das Ehegefühl des fundierten Orchesters. Spielen sie die Meistersinger, so hält sie der Ausdruck unsrer gewohnten Tonsprache zusammen, gibt ihnen Feuer und Email. Aber spielen sie Brahms und Beethoven, so steht die Tradition und Schule älterer Stile mit dem Finger drohend vor ihnen. Das reizt den Dirigenten vom Typus Fried. Hier erobert er sich etwas. Vielleicht lieber als mit jedem routinierten Orchester, zwingt er sich mit diesem naiven Körper zusammen, seine Befehle sieht er Kinder werden, seine Wünsche Gestalt bekommen, und wie Nikisch auf einem der sensibelsten Orchester leicht und selbstverständlich zu improvisieren scheint, so drückt er auf dieses lernbegierige Ensemble mit einer letzten Anstrengung seiner Finger, so tief, bis es schmerzt, aber das Blut ist Blut. Plastik ist sein Typus. Ein ähnlicher, wie Gustav Mahler. Er modelliert, kein Maler, ein Bildhauer.

Ich spreche von diesen Dirigenten, nenne ihre Namen, weil man mich so schneller verstehen wird, nicht um ihnen etwas Persönliches nachzusagen. An dieser Stelle spreche ich gern von gewissen geheimen Kräften und Formen des musikalischen Lebens, die sich aus seiner Technik entwickeln und außerhalb des Ressorts wirken. Die Musik steht mehr im Leben und die Probleme sind weitschichtiger. Wenn ich Berlioz' Damnation de Faust wieder höre, so weiß ich wohl, daß es eine Schändung der Literatur ist. Doch diese Entrüstung muß hinter uns liegen. Faust ist Herr Müller und Gretchen Frl. Schulze und sie leben in Ungarn. Die Montecarlo-Oper führte es mit Pracht und Pomp auf, Gregor mit Intimität, Fried im Konzertsaal mit Meschaert und Heß als Mephisto und Faust. Ich saß hinter den Harfen und war nicht entrüstet, sondern lauschte der Poesie des Orchesters und manchen wunderbaren Gängen musikalischer Erfindung, die ich einst, im Stadium der Entrüstung, garnicht gefunden hatte. Wenn dieses Orchester spricht, so schweigen Müller und Schulze, in den Sylphen, in der erhabenen Natur, im Höllenritt, in irgendeinem kleinen Zwischenspiel sind Töne eigener Welten, und im Gretchensolo sind ein paar Takte Berliozscher italienischer Romantik, venezianisches Fenster, ferne Liebesklänge, Seufzer der Nacht, ein Duft von Moschus — es ist genug. Hatte Debussy mehr zu geben, als er beschloß, das Wort bis zur Göttlichkeit zu verehren und den Ton ihm, wie eine Illustration unterzuordnen, selbst ohne die Architektur Wagners, ohne Lied, Motive, Ensemble, Malerei, Charakteristik, nur das solistisch wunderzarte, nonenfarbige, triolenwiegende Orchester unter Stimmen, die Maeterlincks Pelleas und Melisande wörtlich psalmodieren? Er mußte als Intellektueller diesen letzten Angriff tun, alle schönen Sünden der Musik um der Logik willen zu opfern, und daß er es so fein und wohlanständig tat, wird den Geruch seines Opfers den Göttern des Wortes lieblich angehn lassen. Sie werden gesättigt sein und werden einschlafen. Dann wird die Musik langsam aufhorchen, das Köpfchen heben, mit dem blauen Auge blinzeln, auf die Tanzbeine springen und

solche entzückende Dummheiten sagen, daß alle Welt sich freuen wird, bis die strengen Götter des Wortes wieder erwachen.

Erfahrungen und Gedanken aus Konzerten und Theatern, die der Zufall durcheinander mischt. Als ich von der Ochsschen Aufführung des Brahmsschen deutschen Requiems ging, sagte ich: das ist es, ist es ohne Phrase und Problem. Aber ich suchte Probleme, um mich zu nuancieren, mein eigener Dirigent, der ich mir zu sein scheine. Ich ging in das erste der französischen Kammerkonzerte, die serienweise hier veranstaltet werden, jeder Abend ein Komponist von Paris. Gabriel Fauré war an der Reihe: eine Musikmacherei, auch ohne Phrase und Problem, aber auch ohne Inhalt und Empfindung, Töne, wie sie der Zufall durcheinander mischt. Da trat eine Sängerin vor, Ida Reman, und wurde das Leben. Keine von Beruf, eine Amerikanerin, hier und dort lebend, Dame der Gesellschaft, frei und liebenswürdig und natürlich und so voller Kunst und Persönlichkeit im Vortrag, daß der ganze Abend an ihrem Munde hing. Sie sang Verlaines Mandolinenlied, das Fauré nicht schlecht, aber Debussy mit fliegendem Geist komponiert hat, eine Balalaika im Stil des wahren Europäertums. Atmosphäre lag zwischen ihr und dem mondänsten Publikum, das je ein Konzert sah. Sie stand da, in weißen Falten mit dem neuen Überwurf im Schnitt eines Fells, den Schleierschal um die Arme, lehnte die Hand auf den Stuhl, sang die Lieder, die der alte Herr begleitete, und hatte die Welt im Auge, auf der Zunge den Geschmack aller Schönheit und in ihrem Lächeln die reizendste Lösung aller Probleme.

## Thoma-Wedekind-Shaw / von Alfred Kerr

I.

Es war am 9. Dezember. Den 10. Dezember Manuskript an Drugulin gesandt. Ich nahm das Notizbuch, welches die Kritik über Wedekinds, Thomas, Shaws jüngste Vorstellungen enthielt (braunes Schifferbuch, von Chioggia, rauhes Faserpapier mit Wasserzeichen, und der steife braune Deckel ging noch einmal über den anderen Deckel, wie der Verschluß eines Portemonnaies) und zog durch die Winterlandschaft. Jenseits der Havel, zwischen Gatow und Kladow, ich kenne das wie meine Tasche, bei Tag und bei Nacht. Der Erdboden strähnighochgequollen und gefroren, das ging wie gradlinig harte Schnuren die Straße lang. Ich rezitierte meine Kritik. Am Nachmittagsende schien der Vollmond (9. Dezember) in den am Hügelstrom emporsteigenden, alten, großen Wald, an der Havel. In dem lichten Dunkel ging ein Herr denselben Weg.

Schnurrbart aufwärts. Fünfzig. Spessartmütze. (Meine Spessartmütze

dacht ich, ist auch sehr schön.) Er murmelte: „Mein glorreicher Herr Großvater ...“ Und so. Ich rezitierte: „Ein ganzer Sittlichkeitsverein bildet die Kundschaft einer Schnepfe, dies der Grundriß des Schwanks ‚Moral‘ ... Thoma, der Bauernmaler, schafft für alle; Thoma der Satiriker (schrie ich) für die Heutigen ...“ — schrie ich. Oben glitt (vielmehr: stand) etwas mit festbleibenden Flügeln; ich wußte: der rote Milan oder die Gabelweihe, — und ich rezitierte, nicht aufhaltbar. Der andere sprach: „Unser Alliierter von Roßbach ... liegt auf dem Wasser ... Mein Bernhard, der —!“ Eine Leutnantsstimme schnarrte, jetzt schon wie eine späte Hauptmannsstimme. Gesicht gelblich; ermüdet; schnurrbärtig. Er war es. Die Ordensschnalle, mit der er sich beschäftigt hatte, schob er in die Tasche ... und sprach zu mir freundlich-befangen, gewollt-martialisch, im Grunde friedlich (ich dachte: une âme égarée ..) Ich gab mir einen Ruck. Und während ich den Hut durch Strecken des rechten Arms unter einem Winkel von etwa 45 Grad kurz hochnahm und dann unter Krümmung des Arms vor die Mitte des Oberkörpers hielt, rief ich: „Gut' nabend.“ Beim dritten Gut' nabend wurde der Hut nicht vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz senkrecht aufgesetzt, worauf ich die rechte Hand auf mein Gesäß legte, wo ich sie zuvor gehalten hatte. „Lauff; Neßler; Anton von Werner“, sprach er, „so war es bis heute; und jetzt muß sich alles, alles wenden? am Ende meinen Sardanapal absetzen lassen ... Kennen Sie die Gegend?“ „Durch Radfahrten, auch durch Ritte, seit fünfzehn Jahren ... hier entstand eins meiner Gedichte mit dem Anfang:

Herrlich ist's: in Junizeiten,
Wenn die Morgendrossel pfeift,
Derart durch den Wald zu reiten,
Daß der Stiebel Stämme streift ...“

Er sah wagrecht hin. „Der Satiriker Thoma“ — schrie ich — „schafft für die Heutigen, der Bauernmaler Thoma für Alle!“ Der Wind kam von Sacrow. „Was vollends sagt der Block zu dem Satz, der auf Seite 69 steht: ‚Man muß die Leute an ihren Einfluß glauben lassen. Die Hauptsache bleibt, daß sie keinen haben.‘ Ein Tatbestand mit zehn Worten gezeichnet.“ Hinzu fügt' ich aus ernster Machtvollkommenheit: „‚Moral‘ heißt das Stück. Haben Sie mal das Werk eines gallischen Zeichners durchblättert, eines Ferkels, der Name sei nur Forain, nicht erst Rops, — und sind nicht von heiligen Gefühlen durchbebt worden? so, daß man die schielenden Mitglieder eines Moralklubs wirklich einzeln hernehmen und körperverletzen möchte? ... Und warum verbieten sie die Mädel nicht, die flink über die Straße mit gehobenem Rock zum Bäcker rennen?“ ... Er sprach: „Ich bin ja nicht so ... Mein Feld war europäisch ...“

„Ein ganzer Sittlichkeitsverein (fuhr ich fort) bildet die Kundschaft einer

Schnepfe ... Mit einer fast holländischen Unbeirrbarkeit malt es L. Thoma ... Ein leichtwiegendes, nicht sehr gestaltetes Zeitstück — und doch lebendig wandelt alles herum. Zwischentöne gibt es nicht? Sein gutes Recht, er steht im Krieg. Finden Sie nicht, daß man sich vor seiner wandelnden Komik schüttelt?" Er sprach: „— — war europäisch ..."

Kladow lag hinter uns; man schritt über glasfeste Schnüre des Bodens und daneben. Jemand in mir sprach zu ihm: „Politischer Erfolg und Kunstverstand finden sich selten zusammen; Sie durften also, nach den Fakten zu urteilen, bedeutenden Kunstverstand haben" ... Er sprach: „Ich gehe nun viel spazieren. Ich habe jetzt viel Zeit". „Wie angenehm — auch für Sie" ... „Hinabfressen. Ich lasse ausstreuen, daß ich unwohl bin ... Aber noch einmal will ich Kolophonium reden; wenn ich einen gefunden und Bernhard (den —!) weggeschickt ..." „... Nicht zu Herzen nehmen; Schuld haben nicht Sie ... Schuld haben nicht Sie, sondern der berühmte O. von Bismarck, der den Zuschnitt gemacht hat. Er schafft Einrichtungen, die noch bei seinem Leben das ermöglichen; die zehn Jahr nach seinem Tode das ermöglichen! Ein „Schöpfer". Gleich beim Ersten, das nach ihm kommt. Nein, was ein Schöpfer. (Man wende den Fall nicht ins Larmoyant-Kaufmännische, wie der Schriftsteller Maximilian Patriotiwkeles, Bismarcks posthume Klette.) Humorig für meinen Blick ist dieser Verlauf: jemand betont sein Leben hindurch, er sei nur ein Diener — bis einer ihn beim Wort nimmt ... und wegschickt wie einen Diener. Vergeltung für ein Leben, für ein dynastisch-hypokritisches. Vergeltung eines Daseins, das nicht aufrichtig gewesen. Recht geschehn — nach seiner Satzung. Er muß erst weggeschickt werden, um zu äußern: ich habe die Hohenzollern zu groß gemacht. Endlich! Erst nach der Kündigung „begreift man einen gemäßigten Republikaner". Die Revolution in zivilster Form, als welche Sie jetzt hinter sich haben, ist für mich: ein Bismarck-Bankrott. Sie? warum hätten Sie sich nicht ausleben sollen — wenn es der Zuschnitt möglich machte! Jeder von uns hätte das getan; wenn auch erfolgreicher ... Um jedoch aus dem Schifferbuch zu rezitieren: Thoma gehört zu den reklamefreien Aufbesserern unserer Gesamtlage. Einer, der mithilft Luftschächte zu bauen — und dessen Komik enorm ist" ... Er sprach: „Ich bin entschlossen, von jetzt ab sachlich zu sein. Also kein unhöfliches Wort über diesen infamen Rinnstein-Halunken ..."

2.

Ich rezitierte: Wedekind soll sich verändert haben? ich sehe keine Veränderung. Ich sehe weder ein Spießerchen noch eine Betschwester. Ich weiß, daß der Schmerz immer in seinem Werke gewesen ist. Früh singt er einmal: „Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge, wenn ich verkappt in den Himmel ginge! Verschlossen ward mir die Seligkeit, — ich schliche mich ein im Schelmen-

kleid." Dramatisch kommen Schmerz und Schwäche zuerst in „So ist das Leben" zu Tage. Das ist der Einschnitt — nicht „Musik". In Hidalla brüllte die ganze Qual eines Abseitigen. Also: ist es was Neues, wenn er geprügelte Menschheitsretter darstellt, Idealistenschlemihle? mögen sie jetzt Gregers Lindekuh heißen oder Bouterwek, — in „Musik" und in „Oaha". Sein Feld sind die komischen Gekreuzigten.

Gekreuzigt (schrie ich) ist die Musikschülerin Klara, sonst Hühnerwadel geheißen. Der Gesangspädagoge schwängert sie; einmal, noch einmal. Sie leidet in der Verlängerten Käferstraße. Sie läßt sich die Frucht abtreiben. Sie macht was Tausende tun. Auf der Kippe zum Tod. Sie kommt ins Gefängnis. Und nachher tut sie „es" doch wieder, mit dem Gesangspädagogen. Was Tausende nicht lassen können. Kriegt ein Kind; das stirbt; sie will es halten; sie ist zerbrochen, futsch, kaput, ein Haufen Unglück, ein ehemaliger Mensch; eine kaum Werdende — schon Gewesene... und mit alledem reif zur Komik für die Welt... Meine Teuren, ist hier nicht die gradlinige Tragik eines wahren Dichters, der den Stier bei den Hörnern packt? und in dem ein Tolstoi pathosfrei neben einem Lachpillendreher seltenen Ranges steht? Ein Daseinsdurchblicker. Der hat sich zu seinem Nachteil verändert? Ich sehe nichts davon...

Aber ich weiß, daß eine Szene wie Baden und Absterben des Kindes; wie die Ankunft der Mama, der Frau Oberst Hühnerwadel, welche den (schuldlosen) Lindekuh sogleich der Schwängerung bezichtigt: daß eine solche Szene nicht oft vorhanden ist in der dramatischen Literatur... Etwas vom Lebenswahnsinn blickt heraus. Nein; Wedekinds Werke sind nicht schwächer geworden: bloß ihr Eindruck auf euch. Warum? Auch darum, weil er in Berlin gelebt hat... Er sagte mir eines Abends: er wisse, welchen Schaden er sich tue durch das In-die-Nähe-ziehen; auf Berlin könne man von wo anders Eindruck machen... Er hat recht. Er ist nicht kleiner geworden...

Auch in dem Haßwerk „Oaha" nicht. Es kann mir den ernsten Kämpferwert der Simplicissimusleute nicht herabsetzen. Mir nicht. Aber ich lass' ihn selig werden. Ich dulde, daß er seine Privatrache mit Komik stillt. Fast hätt' ich gesagt: mit acherontischer Komik. Lang verstohlene Wasser brechen wie eine Sturzflut heraus. „Oaha" ist als Werk des Literatenhasses im Vergleich zur Literatensatire von Arno Holz gespensterhaft groß. Schlaff am Schluß, wie vieles bei Wedekind... und kein Drama: aber warum auch? es ist zu seinem Rachvergnügen gedichtet...

Brandes betont am Shakespeare zuletzt eine Ära der Menschenfeindschaft. Sie wird mit inneren Gründen erklärt. Sie läßt sich auch mit äußeren erklären, scheint mir. Wer sechsunddreißig Dramen geschrieben; somit (das Glück des Empfangens besonders gerechnet und beiseitegelassen) am Hirn masturbiert hat: der wird eine Naturellerschütterung davongetragen haben. Nicht eine Welt-

anschauung bricht hier durch: sondern ... eine Nervenveränderung. Nietzsche räumt ein, er habe nach Schlafmitteln am nächsten Vormittag jedesmal gehaßt. Wer will feststellen, ob Wedekinds Haß in einem früheren physischen Zeitpunkt so heulend vorgebrochen wäre? Ist hier eine Tat Wedekinds ... oder ein Los Wedekinds? (Insofern er sich Befriedigung verschafft hat, ist es eine Tat ... Insofern seine Reizung ihn zur Tat zwang, ist es ein Los. Ecco.)

3.

Sacrower Fähre. Ein Wagen mit zwei Gäulen drauf. Wir fuhren mit hinüber; zwischen dünnen Schollen. „Hören Sie maa", sprach er, „was sind das eigentlich für Menschen —? Ich bin entschlossen, von jetzt ab sachlich zu sein. Kein Wort vom Rinnstein über meine Lippen. Aber Sie haben vorhin den ‚Moral'-Autor vom Simplizissimus gefeiert, und jetzt sprechen Sie so von dem, der den Simplizissimus zerfleischt? Was für Menschen — und was sind Sie für einer?" Wir stiegen bei ersterbendem Kettenrattern an Land — gingen auf glasfest gefrorenen Schnüren der schmalen Uferstraße. Nebenan wohnte Friedrich Leopold, der — glaub ich — zu Pferde Treppen hinaufreitet. Und so.

„Für mich" (rezitiert' ich) „bestehn diese Autoren gesondert. Mögen sie einander bekämpfen. Auch Bernard Shaw, der unsterbliche Dichter des unsterblichen ‚Arztes am Scheideweg' würde den Wedekind mit seiner Musikschülerin verhöhnen; er würde den Wedekind für seine Verhöhnung des Witzes, in ‚Oaha', hassen. Wedekind selber haßt sich, denn er selber macht Witze; Wedekind selber gibt ein Simplizissimusbild von den Simplizissimusbildnern. Doch ich (rezitiert' ich) umfasse sie alle drei ... und weiß doch: mein Kurs, verzeihen Sie, meiner ist der richtige.

Shaw gibt (schrie ich) in dieser hohen Komödie neuer Tage, während er einen Künstler leben und sterben läßt, einen Rinnsteinmenschen, — der aber niemandem schadet, sondern Glanz verbreitet, bloß fünf Ärzte wirrmacht, eine Frau tief beseligt und als ein Trost für uns vorbeizieht, erhebend und lachend und wundersam dahingeht — Shaw gibt in diesem unvergleichbaren Stück etwas, das „Religion" enthält, indem es Religion überflüssig macht; es bricht die Schrecken des Todes; erlegt, zerschlägt, zerfegt die Qual der Trauer um Scheidende; verhundertfacht das Glück an der Schönheit ... Leichter, strahlender wandeln wir. Indem an die Stelle der Glaubensgründer für Rassen und Erdteile und Menschheiten die häufigeren Spezialisten für bessere kleine Menschenschwärme treten ... und G. Bernard Shaw ein solcher ist ... Ein fortreißender (sang ich nach dem Jungfernsee zu) der eine Weile führend bleiben wird ... Drei, die einander bekämpfen, — ich umfasse sie alle drei" ...

„Und ich keinen. — Spezialisten für bessere kleine Menschenschwärme ... Zu

Beginn war Christus auch so was . . . Wollen Sie sagen . . . daß ich, daß wir morsche Heiden in dieser Welt sind . . .?"

„. . . indem an die Stelle (sang ich) der Glaubensgründer für Rassen und Erdteile und Menschheiten die häufigeren Spezialisten für bessere kleine Menschenschwärme treten . . ."

— „Sachlich bleiben . . . Aber drei unbegabte Burschen . . . Hören Sie maa . . . Ich war an die Tete gestellt . . . Und das gibt es neben uns be — (wie Zeitungsschreiber sagen) berührungslos . . . Einflußreichster — und Fremdester . . . Morsche Heiden . . . Sind Sie —? Stillgestanden!!"

Er holte mich dann ein. Nach einer Viertelstunde waren wir an der Glienicker Brücke. Die Anfangslichter von Potsdam glänzten schwach.

Er schritt unerkannt weiter. Gewollt-martialisch, befangen, im Grunde friedlich. Une âme égarée . . .

Ich dachte: tragisch kann ich nichts daran finden — und fuhr fort: Thoma behandelt wundervoll Zeitpolitisches. Wedekind behandelt: seine Sache. Shaw behandelt . . . unsre Sache.

Ein ganzer Sittlichkeitsverein (rezitiert' ich) bildet die Kundschaft einer Schnepfe . . .

Heiden . . . Apostel schicken Manuskripte zu Drugulin . . . Erlegt, zerschlägt, zerfegt die Qual der Trauer um Scheidende. Verhundertfacht das Glück an der Schönheit . . .

Ein ganzer Sittlichkeitsverein bildet . . .

## Chronik: Zwischenaktspolitik/ von Junius

Waren die zweitägigen Verfassungsdebatten im Deutschen Reichstag nötig, um zu verraten, daß Deutschland arm ist an politischen Temperamenten und an politischen Intelligenzen großen Stiles? Es wurde viel, aber darum nicht schlecht gesprochen. Die Männer im Reichstag sind wirklich nicht dümmer als der Durchschnitt der Besserwisser draußen; die Argumente für jede mögliche Phase der innerpolitischen Entwicklung stehen heute jedem des Lesens Kundigen in jeder möglichen Kombination zur Verfügung, so daß man schon ein Genie der Dummheit sein müßte, um aus dem Allgemeinbesitz nicht ein paar passende Stücke herausgreifen zu können: trotzdem schlug die Stimmung des gespannt horchenden Publikums in Verstimmung um. Manche hatten sich, naiv genug, nach den Entrüstungsstürmen der Vorwochen mehr versprochen, etwa den sofortigen Übergang aus dem persönlichen ins parlamentarische Regime. Spotteten der Revolution in Krähwinkel und wußten nicht (Krähwinkler!), daß wir in einem machtvoll organisierten Be-

amten- und Militärstaat leben und die Bourgeoisie gestern noch unpolitisch, daß heißt: nationalliberal war. Viele aber hatten gehofft, daß in der Not der Zeiten das Genie des providentiellen Retters wachgerüttelt werden würde, ein Mann von der zündenden Beredsamkeit eines Mirabeau, die den Atem raubt und die Trägheit zur Schande stempelt, oder der eisernen Willensgewalt eines Cromwell, der bis zum vierzigsten Lebensjahr ungenannt und ungekannt sein Landjunkerdasein fristete. Der aber kam nicht. Die Richtung der Wünsche, der brennend heißen Bedürfnisse, ist gegeben; nur der geniale Wille des Mannes, der sie in dem einzig möglichen Sinne einer verfassungsmäßigen Objektivierung des Mehrheitswillens soll kristallisieren helfen, kündet sich nicht an. Noch nicht. Unsre klügsten Männer auf der ehrlich konstitutionellen Linken sind leider allzuklug: sie lassen immer wieder die Vernunft reden, die kalte Verständigkeit, verlieren sich in historische Rückblicke und sprechen Abhandlungen über die Schwierigkeiten, den Druck unsres Scheinkonstitutionalismus zu lindern: wodurch gerade der Wille der Wähler draußen, statt aufgepeitscht zu werden, gelähmt wird. Der einzige Mensch, dessen Wille seit Bismarcks Sturz wenigstens dämonisch glänzte und blendete, dessen Politik tatsächlich eine starke Realität war, ist der Kaiser; und der hat sich, nach dem Willensbeschluß der ganzen Nation, in Zukunft zu bescheiden. Nun ist die Bahn frei, — frei für einen Volksmann, komme er aus dem Volke oder aus den Höhen für das Volk, wie der Freiherr vom Stein. Ein solcher Mann hätte nicht für die Klüglinge im Hause gesprochen, deren Reden doch selten mehr waren als das Echo kluger Leitartikel, sondern zu dem beklommen horchenden Volk da draußen: zu ihm, dessen Vertreter im hohen Hause als Gefangene ihres doktrinären Sozialismus (an den sie innerlich längst nicht mehr glauben) und ihres doktrinären Republikanismus sitzen und das Gedankenerbe großer sozialer Denker durch endlose Wiederholungen schänden. So kann nur eine Partei handeln, die keine Hoffnung hat, je mehrheitbildend zu werden. Heute eine verbrecherische Schwäche; eine feige Flucht vor der politischen Verantwortung. Hat nicht ihr Karl Marx selber gelehrt, daß die Geschichte, so wenig wie die Natur, Sprünge macht? und zieht nicht Bebel vor, unter Eduard VII. als unter König Clémenceau zu atmen? So sind diese Volksvertreter all in ihrem pharisäischen Rechtsbewußtsein Volksverräter und brandmarken das Mühen des aus seinem natürlichen Schwerpunkt verrückten Liberalismus als Farce und hintertreiben, so lange sie an der grotesken Budgetverweigerung aus Prinzip festhalten, die Bildung eines konstitutionellen Blocks, — des einzigen, der die Intelligenz und die Masse heute für sich hätte. Dabei brüsten sich die deutschen Sozialdemokraten, mit dem Programm der französischen Marxisten zu sprechen, das Wahlrecht verwandelt zu haben de moyen de duperie qu'il a été jusqu'ici en instrument d'émancipation — aus einem Mittel der Prellerei, was es bisher war, in ein Werkzeug der Befreiung!

Warten wir also. Bisher war alles nur Präludium, Zwischenaktsmusik. Die Wunde schwärt weiter. Nach der Kaiserkrisis kommt die Kanzlerkrisis: sie ist es, die uns an das Dickicht der Verfassungskämpfe näher heranbringen wird. Sie wird dem Bestehenden . . schon nicht mehr fest Stehenden, weil in sich Schwankenden, an sich Zweifelnden . . viel gefährlicher werden als die Kaiserkrisis. Am Kaisertum soll die Würde alles, die Person politisch indifferent sein; am Kanzleramt ist die Person unvergleichlich mehr als das Amt. Solange des Kaisers politische Autorität, sein persönliches Prestige ausreichte, den Kanzler zu decken, durfte ein unbewährter General oder ein welker, abgewirtschafteter Greis an das Steuer des Staatsschiffs kommandiert werden. Hinfort aber, wenn erst die monarchische Initiative hinter dem dreifachen Panzer der Geheimkabinette still geworden und vor der gröbsten Kritik geborgen sein wird, werden sie auf die Eingebungen ihres Genies vertrauen, von dem selbstgeschaffenen Prestige leben müssen, um Volk und Reichstag und Bundesrat ihren Willen aufzuzwingen: eine unter den neuen Verhältnissen kaum erfüllbare Aufgabe. Denn das hieße, ohne einen Bismarck und einen Wilhelm I. zu den verfassungsmäßigen Zuständen unter dem ersten Kanzler zurückkehren. So wird inzwischen . . Zwischenaktspolitik gemacht. Aber bald wird sich der Vorhang von neuem heben und wehe! wenn die Bühne dann noch immer von dem gleichen Froschmäusekrieg der gestaltungsohnmächtigen Parteien erfüllt ist wie jetzt.

Freiherr Alois von Lexa-Ährenthal, der Held unzähliger Zeitungsartikel, durchlebt schwere Stunden. Zuerst, als er die Signatarmächte des Berliner Vertrages vor die vollendete Tatsache der verfassungsrechtlichen Eingliederung Bosniens und der Herzegowina in die habsburgische Monarchie stellte, war's ein Bismarck en miniature, der kühn die Gelegenheit nutzte. Das ewige Besitzrecht war durch die dreißigjährige glänzende Verwaltung ersessen; und die Umwälzung in Konstantinopel, die in allen Balkanköpfen den Emanzipationsteufel weckte und in den okkupierten Ländern das stets glimmende Feuer der großserbischen Bewegung anfachte, trieb zur Tat. Der Statusquo wurde ja nicht geändert; und für die Verletzung der platonischen türkischen Oberlehnsherrschaft (ohne jede Steuerleistung) dünkte die Rückgabe des Sandschaks Novipasar eine fast überreiche Entschädigung. Bismarck hat wiederholt hervorgehoben, daß die hinter dem Rücken Deutschlands im Januar 1877 abgeschlossene Konvention von Reichstadt, abgeschlossen um die Neutralität Österreichs im russisch-türkischen Kriege zu sichern, die Grundlage für den österreichischen Besitz von Bosnien und der Herzegowina ist. Die promenade militaire nach Konstantinopel schlug fehl; der Friede von San Stefano kam, auf Disraelis Betreiben, nicht zur Ausführung; russisches Blut war geflossen, um die nationalen Fragmente der Balkanslawen zu befreien, aber diese entwickelten sich nach

dem Gesetz der eigenen Schwere und Österreich durfte ohne jedes Opfer jene zukunftreichen Balkanländer angliedern, die an Flächeninhalt Böhmen nahekommen und nun, mit Dalmatien vereint, den Zugang an der Adria hatten. Ihre Bevölkerungsdichte wächst stark und von der Natur haben sie das Gnadengeschenk der Üppigkeit und des Bodenreichtums (Eisen, Braunkohle) erhalten. Die herrlichen Waldungen, an 50 % des Bodens, sind das Entzücken der Jäger, die die Leipziger Pelzmesse reich beschicken. Mais, Gerste, Tabak werden ausgeführt, der Schafbestand ist der dichteste in Europa, und die Bodenschätze unter der Erde locken zu industriellen Unternehmungen. So recht warm konnte den Russen nicht werden im Rückblick auf diesen beträchtlichen Macht- und Kulturzuwachs seines alten Balkanrivalen, während dieser Interessengegensatz mit einer der Hauptbestimmungsgründe für Österreich war, an die Seite des Siegers von Königgrätz und in den Dreibund zu treten. Damals rüstete sich Rußland auf den Krieg mit „Europa".

Es kam anders. Die ungeheueren Kräfteverschiebungen unter den Weltmächten, die seither eingetreten sind, haben auch die alten Orientierungen über den Haufen geworfen. Für Rußland ist ein Offensivkrieg in absehbarer Zeit unmöglich; aber sein panslavistischer Chauvinismus ist so wenig ausgestorben wie sein territorialer Ehrgeiz, der im nahen Osten für die Niederlagen in Ostasien Entschädigung sucht. Der Mürzsteger Vertrag mit Österreich sollte die beiderseitigen Anteile an der türkischen Erbschaft regeln, die beiderseitigen Begehrlichkeiten gestalten helfen; daß die Annexion des Balkanlandes an der Save, Bosna und Drina (dem Grenzfluß gegen Serbien) neben den Eisenbahnen au delà de la Mitrowiza dabei in Rechnung gestellt wurde, ist sicher. Wieder aber verschob die plötzliche Etablierung der Jungtürken am Goldenen Horn das Konzept; und für die meisten Mächte des europäischen Konzerts war es nur rätlich, zunächst Gewehr bei Fuß die unmittelbaren Folgen der seltsamen türkischen Wiedergeburt anzuschauen. Schon das ungeheuere westmächtliche Gläubigerinteresse heischte die zuwartende Stellung, Frankreichs Milliarden wie Deutschlands starke wirtschaftliche Hoffnungen. England fühlt sich, besonders das von Liberalen regierte, als den berufenen Schutzpatron aller konstitutionellen Emanzipationen, in Konstantinopel wie in Teheran — nur nicht in Indien; wobei das ideologische Moment des Interesses durch das materielle der in Aussicht gestellten Türkenanleihe und der Belebung des Levantehandels die solideste Stütze erhielt. Und darum mußte England, das seine kaum übersehbar vielfältigen Interessen in allen Weltteilen durch Verträge zu schützen und zu fördern sucht, den Vertragsbruch durch Österreich-Ungarn als eine gröbliche Diskreditierung seines diplomatischen Verfahrens empfinden. Weit schwerer getroffen aber war Italien, das heute, wirtschaftlich und militärisch, doch eine ganz andere Stellung hat als zur Zeit des Berliner Kongresses, eine andere auch als bei seiner Aufnahme in den Dreibund. Keine Bündnispolitik kann Italias Augen

vom Trentino und von Dalmatien (wo Italienisch die Geschäftssprache ist) abkehren, keine Überredungskunst das natürliche Gefühl des Italieners ersticken, das die Adria als italienischen Binnensee oder mare clausum mit heißer Liebe umfängt: Otranto ist nur 75 Kilometer vom albanischen Ufer entfernt. Und über die römisch-katholischen Albanesen, deren Priester im Kollegium der Propaganda in Rom ausgebildet werden, hat Italien das Protektorat. Die Ostküste des Balkans scheint sein natürliches Ausdehnungsgebiet: es kann keine einseitige Liquidation der Türkei dulden. So ballen sich die verschiedenartigsten Widerstände gegen Österreich-Ungarn zusammen, das doch nichts anderes getan hat, als einen faktischen Zustand in einen staatsrechtlichen zu verwandeln, und nun sich wehrt, sein Verhalten einer Konferenz zur nachträglichen Begutachtung vorzulegen.

Da Rußland nicht kriegsbereit und ein Bund der Balkanstaaten (ein entscheidender Faktor!) noch weit im Felde ist, wird auch diese Wolke vorüberziehen: denn Deutschland hält Österreich die Treue und bremst die italienische Furie. Die Konferenz wird statthaben, aber ohne große Bitternisse für die habsburgische Monarchie verlaufen. Die Türkei wird mit Gold abgefunden werden (wonach das geheimbündlerisch organisierte Exekutivkomitee gar sehr lechzt), — aber womit werden die Wunden Serbiens und Montenegros geheilt werden? Die großserbische Bewegung scheint ungefährlich. Die Bosniaken sind zwar fast ausschließlich rein serbischer Abstammung, wenn auch ihr Adel dem Islam angehört; aber zu Opfern für den großserbischen Gedanken sind sie offenbar sehr wenig bereit, sie ziehen die westeuropäischen Regierungsmethoden ihrer jetzigen Regenten der Belgrader Lotterwirtschaft vor. Es soll in Serbien freilich anders werden; aber wenn der große Erzreichtum des Landes ausgebeutet und die Landwirtschaft rationalisiert werden sollen, muß den Serben ein bequemer Bahnzugang zur Adria und dem montenegrinischen Antivari geschaffen werden. Sollte es der Konferenz unmöglich sein, die paar Fetzen Landes dem unglücklich eingeschnürten Königreich zuzuweisen, wodurch die Bahn auf eigenem Terrain das Meer erreichen könnte? Auch Deutschland hat alles Interesse daran, Serbien von Österreich-Ungarn verspeisen oder erdrosseln zu lassen. Im übrigen: was ist uns Bosnien? Wir tragen schwer genug daran, in diesem Augenblick um der Bundestreue willen unsere türkischen Hoffnungen einsargen zu müssen, und hätten die Pflicht, Österreich-Ungarn zum äußersten Entgegenkommen gegen die feindlichen Konferenzmächte zu zwingen, wenn nicht .. die Verhältnisse in diesem von inneren Gegensätzen zerwühlten Lande einen viel mächtigeren Zwang zur Mäßigung übten. Der Boykott österreichischer Waren im türkischen Balkan — ein wirtschaftlicher Boykott von einem Umfang und einer Wirksamkeit, wie er als Mittel im politischen Kampfe seit Napoleons Kontinentalsperre gegen England bisher unbekannt war —, die Kritik der Annexion gerade durch die slavischen Völker der Monarchie, die Verselbständigungsmanie

der Magyaren, die durchaus eine eigene Notenbank in Budapest gründen wollen und dadurch die Wirtschaftseinheit und Valuta der Monarchie bedrohen, die Deutschenhetze, kurz: dieser ganze Komplex von Beklemmungen macht die Wiener Regierung mürbe und läßt keine rechte Freude an Ährenthals energischer Aktion aufkommen. Nun wird dem Helden von gestern politisches Augenmaß abgesprochen..

Noch im Sommer 1907 galt zwischen Amerika und Japan der Kampf auf Leben und Tod als unvermeidlich. Wir Europäer zitterten bei dem Gedanken an diesen zoologischen Krieg, an dessen Ausgang das Schicksal unserer Rasse, unserer Kulturform, unserer „heiligsten Güter" zu hängen schien. Der rassenpolitische Boykott der amerikanischen Waren in China 1904, den die Japaner glänzend zu nützen verstanden, der japanischen Abc-Schützen in kalifornischen Schulen, die Pöbelausschreitungen gegen japanische Kulis in Kanada, die Fahrt der amerikanischen Flotte nach dem Pacific, die in England verstimmend jubelnde Aufnahme dieser Flotte im eigensinnig weißen Australien, das sich dem Anprall der gelben Flut wehrlos ausgesetzt glaubt, seit Mutter Britannia ihre Schlachtflotten gegen den deutschen Emporkömmling im Nordmeer konzentriert, dann die fortgesetzten Weckrufe des Friedensfürsten Roosevelt, die Flotte für Offensivzwecke auszubauen, die kaum zähmbare Bereitschaft des Senats in Washington, durch Sondergesetz die Asiateneinwanderung generell zu regeln, andererseits die vielbesprochene Fruchtbarkeit der japanischen Rasse, ihr Ausdehnungsdrang, ihre von je auf die Westküste der Union und die pacifische Inselwelt gerichtete Begehrlichkeit, ihr glänzend erprobter kriegerischer Heroismus: alles dieses ließ nur eine Deutung zu. Freilich wußte man auch, daß Japan völlig erschöpft und nicht einmal imstande ist, die Errungenschaften des letzten Krieges, die Mandschurei und Korea, wirtschaftlich auszubeuten; daß das verbündete Albion für einen Krieg gegen den Tochterstaat nie Geld geben würde, und die Vereinigten Staaten allen Grund haben, zu warten, bis die Flotte ausgebaut und der Panamakanal fertig sein werden. Immerhin, etwas wie Gewitterschwüle lag über dem fernen Osten. Und nun sollen aus den Rivalen Freunde, Bundesgenossen werden? Was man das japanisch-amerikanische Abkommen (agreement) nennt, ändert natürlich nichts an den elementaren Ursachen der Gegnerschaften: es schafft nur einen modus vivendi, — ohne gesetzgeberische Sanktion, ohne die tiefwurzelnde Überzeugung auf absehbare Zeit überwiegender Interessengemeinsamkeit. Über die tiefer liegenden Differenzpunkte, wie die Einwandererfrage, gleitet man hinweg; jeder Versuch, sie in Worte zu fassen, verschärft das Gegensatzgefühl. Das Bedeutsame (aber keineswegs Überraschende) dieses Abkommens liegt in der Erklärung, für die Integrität Chinas und die offene Tür gemeinschaftlich einzutreten, also das ungeheuere pacifische Gebiet vorläufig ... als gemeinsame Schirmherren zu beschützen. Ein weltgeschichtliches Datum. Darf England noch immer singen: Britannia rules the waves?

***

# Anmerkungen

## Für den Luxus

Gehört nicht „Luxus" zu den klangreichsten Lauten, die wir lallen können? Das feierlich-dunkle U, zweimal wiederholt und je von einem energischen Zischer begrenzt, gemahnt an die gleißenden Erzgänge im tiefen Erdinnern; und die ganze Lautgruppe wird durch das leise Vibrato des Anfangs-L verheißungsvoll eingeleitet. Ein passenderes Lautsymbol für Menschenherrlichkeit scheint kaum denkbar.

Und doch wird gegen die unerschöpfliche Summe von Freuden und Genüssen und Möglichkeiten der Lebenserhöhung und Daseinssteigerung, die dieser Begriff mit seiner adligen Klangseele umfängt, ein heiliger Kreuzzug gepredigt . . gepredigt vor versammeltem Thing von den repräsentativen Männern Deutschlands, wie um die unerschöpfliche Summe von Nachlässigkeiten, Kurzsichtigkeiten, Schwäche und Talentlosigkeit zu decken, die ihr Regentengeschick beleuchten, und den Fängen der selbstverschuldeten Misere sich zu entwinden.

Armer, verleumdeter Luxus!

Einen teuflischen Verführer schalt man dich, eine Ausgeburt des Fürsten der Finsternis, der durch glitzernden Tand und Flitter die deutsche Menschheit (die durch jene Repräsentanten so herrlich betreute) in die Lasterhöhlen der Mammonspriester verlocke. Und als man Luzifer so anklagen hörte, frei nach dem Katechismus der falschen Nazarener, wurde aus dem breiigen Parteigemengsel plötzlich ein einig Volk von Brüdern.

Aber, jedes Kind weiß es, Luzifer heißt auch und zu allererst Lichtbringer und Morgenstern; und Luxus bedeutet ursprünglich das Glänzen, Leuchten, Lichtausstrahlen. So stand am Anfang menschlicher Kultur und Gesittung nicht die Sünde, sondern der Überschuß, der Überfluß, das Überschwellen von Kräften. Entwicklung zur Kultur bedeutet Entwicklung zum Überfluß, zum Luxus. Erziehung bedeutet Entwicklung der Überschußkräfte über die Schranken der Notdurft hinaus. Luxus bedeutet die Ornamentik am Leben, nicht nur im materiellen Bereich: denn es gibt auch einen Reichtum, einen Luxus an Ideen und Begriffen, an Vorstellungsarabesken und Schnörkeln, den man hegt uud pflegt, nicht weil er Nutzen stiftet, sondern weil er innerlich wärmt. Ein Leben ohne Luxus in beiderlei Sinn ist ein Leben ohne Ornamentik. Und ein Leben ohne Ornamentik ist ein Leben ohne Sinne und Sonne.

Der soziale Aufstieg des Einzelnen bedeutet nicht nur den Aufstieg zu höheren sittlichen Würden und Werten, zu höherer Bedeutung in der und für die Gemeinschaft, er ist fast immer zugleich verbunden mit dem Einfühlen in die *sinnlichen Überschußformen des Lebens*: die jeweiligen Formen des Luxus. Auch mit ihnen muß man umgehen, zu ihnen ein inneres Verhältnis gewinnen wollen, sonst existiert man nur als Hälfte. Human sein aber heißt: ganz sein. Wenn also ein Volk wie das deutsche, durch seine politisch-ökonomische Zwangslage mehrere Jahrhunderte hindurch auf die Befriedigung der Notdurft beschränkt war, den leidenschaftlichen Expansionsdurst seiner Seele mit geistigen und immateriellen Werten, mit Philosophie und Literatur fast ausschließlich stillte und auf dem sinnlichen Kulturgebiet mit kümmerlichen Surrogaten sich behalf: so machte es aus der Not eine Tugend. Und wenn es jetzt, mitten in heißer glücklicherweise aber ertragreicher Arbeit, im Begriff ist, sich auch eine Kultur für die Sinne zu schaffen, so ists beinahe lästerlich, ihm dieses Trachten als Besessenheit vom Luxusteufel vergällen zu wollen.

Vor hundert Jahren freilich war es anders.

Ein Staatshaus in Trümmern. Unentwickelte Produktivkräfte im deutschen Land und im deutschen Menschen. Millionen polizeistaatlich geknebelter Seelen, neben Engländern und Franzosen als ungelenke Fragmente herlaufend. Alle seelischen Überschüsse nach innen gedrängt, überquellend von Begriffsdichtung, Musik, Lyrik und der romantischen Sehnsucht nach früheren Herrlichkeiten, nach den goldenen Käfigen des animalischen Lebens. Und obendrein ein Überfluß an Baumeistern unvergleichlicher drei- und vierdimensionaler Reichtümer, wie wenn es gälte, ein ganzes Volk zu Heroen oder Asketen zu erziehen. Aber von Götterspeise dieser Art allein kann ein Volk nicht leben: es will, es muß diesseitig sein. Neben Fichte, den asketisch strengen Tugendrichter, tritt Goethe, der nach einer Kultur der Sinne lechzt, die feinen westländischen Geselligkeitsformen bewundert und, je älter er wird, desto entschiedener die Gestaltung des äußeren — nicht äußerlichen — Lebens dem ewigen Graben in den Tiefen des Gemüts vorzieht. Und 1908? Goethe, der stilvolle Realist, hat gesiegt; nicht, was die Vollendung, sondern was die Entwicklungstendenzen der deutschen Seele betrifft. Daß die ersten Anfänge von Luxus und Sinnesverfeinerung in Lebenssitten, Künsten, Kunstgewerben bis hinab in den Zuschnitt der dem Alltag dienenden Einrichtungen sichtbar werden, ist doch nicht der rechte Anlaß, den echten Luxus zu schmähen. Die ungeheuere Güterhäufung und die wirtschaftliche Expansion sind nun an sich schon nicht sinnlos, sie sind ja auch Zeichen von Kraft und Tugend; und nimmt man dazu die großartige Genossenschaftsbewegung unserer Tage, die Berufsgliederung, die Massenorganisationen, so ist die Klage über sittlichen Verfall ein Vorurteil von Einäugigen: keine Zeit vielleicht ist sittlicher gewesen. Aber das allein genügt nicht; das Leben wäre trotzdem arm ohne die luxuries of life, ohne die schönen Lebensformen, die im schwellenden Überfluß, im materiellen Reichtum ihren Boden haben.

Freilich, es gibt Luxus und Luxus. Auch von dem, der mit Pöbelgeschmack, Protzentum, Schmutzerei und Völlerei verkoppelt und von ästhetischer Einfachheit der Lebensführung weltenfern ist, ist in Deutschland schon genug vorhanden; er ist hauptsächlich in den „führenden" Kreisen zu finden. Aber den meinte man nur nebenher; man zielte auf das erwachende Bedürfnis der gebildeten Mittelschichten nach den hygienischen Behaglichkeiten in Haus und Hof, nach geschmackvoller Kleidung, nach guten Reproduktionen und schön gedruckten und gebundenen Büchern, nach Muße für Sport und Freude, nach Ästhetisierung und Hygienisierung der Städte, — nach den Dingen, die natürlich viel Geld kosten, aber hohe, unentbehrliche Lebenswerte neben und zur Ergänzung der Arbeit darstellen. Es gibt keine produktivere Geldanlage als diese; daß sie heute von der Masse und ihren Gemeinschaften, den Kommunen voran, gesucht wird, ist das Novum. Früher, in der Renaissance und im Rokoko, war der Luxus zum großen Teil ein bal masqué der arbeitsentwöhnten Schicht genießender Drohnen oder ungebildeter Gelderwerber. Heute wurzelt er in unserem hygienisch organisierten Verfeinerungstrieb. Heute ist er die triebhafte Forderung von Arbeitsmenschen. Auch der Luxus hat sich versittlicht. Nur sehen die berufsmäßigen Bußprediger das nicht.

S. Saenger

## Leistikow

Die Nachlaßausstellung Walter Leistikows, die bei Cassirer einen ungewöhnlich starken Besuch zur Folge hat, ist nicht dasselbe wie eine umfassende Gedächtnisausstellung. Sie bringt nicht in charakteristischer Weise die allmähliche Entfaltung des Künstlers zur Anschauung, sie gibt nur zufällig zusammengekommene Werke, deren einigendes Band ist, daß sie noch der Fa-

milie angehören. Sowohl das fehlt der Ausstellung, daß sie von Leistikows Malerei nicht alle Phasen der Entwicklung deutlich werden läßt, als auch, daß sie für die dekorativen Ideen, die eine Zeitlang den Künstler erfüllt haben, keine Belege gibt. Wir sehen die Stühle und Tapisserien nicht, die nach Entwürfen des Malers angefertigt wurden; auch nicht die dekorativen stilisierten Malereien, mit welchen er eine Zeitlang sich beschäftigte und die ihm von manchem seiner Freunde vorgeworfen worden sind. So ist das Bild, das wir von Leistikow in dieser Ausstellung erhalten, nicht das seines Lebens, sondern das seiner letzten Jahre, ein Ergebnis, das vielleicht zu bekannt ist, als daß es den Kunstfreund jetzt von neuem zu interessieren vermöchte. Um so mehr ist das Publikum interessiert, bis zu dem der Ruhm Leistikows seit mehreren Jahren seinen Weg gefunden hat.

Hier wird man nun eine Parenthese zu machen haben: Leistikow gehört nicht zu den Künstlern, die überhaupt eine Zeit nötig gehabt haben, um die Trennung zwischen sich und dem Volke aufzuheben; er war keiner von denen, die der Distanz, welche durch den Tod oder den Ruhm oder die Vereinigung dieser beiden Mächte geschaffen wird, bedürfen, um gewürdigt zu werden. Vielmehr von selbst drängte sich sein Wirken auf, es gefiel jedermann, mußte gefallen.

Unvorhergesehen an Leistikow ist nicht sein Erfolg bei der Menge — er hätte in der Tat am Lehrter Bahnhof seine Grunewaldbilder ausstellen können —, sondern seine Wirkung auf die Sezessionskünstler ist unvorhergesehen. Die paradoxen Eindrücke häufen sich im übrigen. Denn nicht nur war es auffällig, daß Bilder von sanfter Gegenständlichkeit, wie er sie malte, bei einer Korporation berühmt geworden sind, die sonst ihren Ehrgeiz darauf richtete, die Kunst um der Methode willen zu pflegen, außerdem wirkt es auch parador, daß Leistikow, der in seinen Bildwirkungen vielfach altertümlich ist, in seinen Gedanken ganz bei dem Neuen geweilt hat, ein energischer Radikaler war, nichts von der Lehrter Bahnhofgesellschaft wissen wollte und die Berliner Sezession ganz eigentlich gegründet hat. Die Lösung dieses Widerspruchs findet man gleichsam in seinem Gesichte. Der Kopf Leistikows war wie von einem Architekten gezeichnet, er hatte — bei aller Feinheit — strenge, etwas mathematische Linien... Leistikow war eben von Haus aus eine Theoretikernatur. Er erfaßte das geniale Neue, darum wurde er ein so begeisterter Anwalt aller verkannten modernen Kunst (und Literatur): aus dieser Mathematik erklären sich seine organisatorischen Talente; aus ihr erklärt sich aber auch das Wesentliche von Leistikows eigener Kunst. Denn was ist ihr Wesentliches anders als daß er bei den Landschaften, die er malte, sozusagen das Gerippe durch organisierende Akzente bloßlegte . . . Er bewies bei seinen Landschaften mehr eine kaltblütige Auffassung des in ihnen Notwendigen, des zu Leistenden, als eine ganz warm hervorbrechende Empfindung. Man sieht Liniengefüge bei ihm, und nicht alle Linien sind ganz zur Kunst geschmolzen. Was Leistikows Bilder rettet, ist aber, daß ihre Motive ein solches Nichthervorkommen des Empfindens gestatten, die Grunewald-Szenerie mit ihrem kargen Reize wendet sich an Menschen, in denen etwas spröde geblieben ist und die sich nicht enthusiastisch-leidenschaftlich auszudrücken lieben. Sie gefällt nur Menschen, die sich von der Suada der Natur bei Wasserfällen, pompösen Sonnenuntergängen am Meer, dramatisch zusammengeballten Wolken im Dupré-Charakter abwenden . . . So ist in Leistikows Werken aus dem Grunewald eine Einheit es Stils, die ihnen etwas Gesundes gibt.

M a l e r i s c h mutete Leistikow seine Freunde in der Sezession schwerlich an. Dafür war er ihnen gewiß nicht reich genug in seinen Mitteln, es fehlte ihm sozusagen an Materie in seinen Bildern, er war nicht wollüstig in dicker Farbe, nicht blond genug

im Ton, um ihnen, auch in bezug auf seine Malerei an sich, zu gefallen; — seine Farbe war oft schwärzlich oder etwas arm, und in den Wolken war Leistikow manchmal wattig. Es gelingen ihm aber manchmal wundervolle Lösungen von Motiven. Er gab manche Themen mustergültig wieder, bei aller Knappheit. Im Pinselstrich war er, der niemals im künstlerischen Sinne „skizzierte", bei manchen Bildern flüchtig, über das Motiv hinhastend, aber berauschend sicher; der Maler hatte etwas von dem Verfahren des Journalisten... Bewundernswert war er wegen des vollständig Machefreien, Arrangementlosen seiner Werke. Sie hatten etwas Natürlichgeborenes — unter diesen sezessionistischen Bildern, von welchen leider zu viele von Ästheten stammen!

Leistikow war in der Sezession einer von den Künstlern, die nur das ihnen Natürliche geschaffen haben. Seine Bilder haben das Merkmal, daß sie von den Künstlern wenig auf Artistisches angesehen werden. Fast gleichmäßig werden sie vom Publikum und von den Künstlern betrachtet. Einer späteren Zeit wird vielleicht Leistikow nicht als ein großer Landschaftsmaler unserer Epoche erscheinen, man wird nicht seine Bravour oder seinen Kolorismus sehr rühmen, aber man wird vor seinen Bildern verstehen, welches der landschaftliche Geschmack in der norddeutschen Tiefebene in unserer Zeit war.

Leistikow war der Träger des landschaftlichen Geschmacks im jetzigen Norddeutschland. Er war auch dann oft glücklich, wenn er von rein landschaftlicher Neigung ausgehend bis an die Tore des Mystizismus streifte. (Wie in dem Bilde „die verschlossene Pforte" in einer der letzten Jahresausstellungen der Sezession.) Das „Journalistische", von dem oben die Rede gewesen ist, war auch hier, es bestand darin, daß der Künstler — mit einem Gran von Oberflächlichkeit — das Thema angeregt hatte, ohne es zu erschöpfen. Auch in den Stilbildern seiner ersten Zeit war er etwas wie ein Journalist für den Stil gewesen, in dem er sich damals bewegte. Mit diesem Zug hängt freilich auch die außerordentliche Ergiebigkeit Leistikows zusammen. Er hat sehr zahlreiche Motive glücklich angeregt und verwendet. Seine Begabung hielt aus, war standhaft und zäh und immer neuer Eroberungen von Motiven fähig. Wertvoll wie seine Sicherheit im Pinselstrich — da denn niemals seine Bilder gequält erschienen — war Leistikows große Ausdauer im Produzieren. Dieser Maler mit seinem gebrechlichen Körper erschien ganz Wille, er war ein Held in der Ausnützung seiner Kraft bis zum Letzten, Äußersten.

Emil Heilbut

## Der kommende Kampf

Die Australier haben die schlesische Schafzucht vernichtet. Wie haben sie das angefangen? Sind sie in Kriegsschiffen die Oder hinaufgefahren, und haben sie Breslau in Brand geschossen? Ach nein! Sie haben den schlesischen Rittergutsbesitzern um hohen Preis Zuchtwidder abgekauft und konnten dann, weil sie wohlfeile Weiden haben, die Wolle ihrer veredelten Schafe wohlfeiler verkaufen als die Schlesier. Ihrerseits werden sie jetzt von der argentinischen Konkurrenz bedroht. Das ist der Krieg von heute. Herr Francisco Schmidt erntet (nach Dettmann: Brasiliens Aufschwung) 150000 Sack Kaffee im Jahre (ganz Afrika 180000 Sack). Wie hat er sich diese Position errungen? Hat er mit deutschen Bataillonen ein Stück Brasilien erobert? Ach nein! Er hat gleich andern Kaufleuten im Auslande sein Glück versucht und hat sich emporgearbeitet. Eroberungen in andrer Form werden in Zukunft kaum noch möglich sein. Damit ist eine Seite der großen Umwälzung angedeutet, die den Kriegsflottencraze zum Atavismus stempelt. Zwar haben in letzter Zeit nicht bloß Volkswirtschaftler, sondern auch englische Staatsmänner wie Churchill noch eine andere Seite hervorgehoben: daß Eng-

land und Deutschland im Welthandel die besten Kunden für einander sind, doch eine vollständige Beschreibung der Umwälzung, wie ich sie versucht habe, wagt man nicht: die könnte den Rüstungseifer lähmen. Die deutschen Rüstungsinteressenten sind bekannt. Eher ist es den Engländern zu verzeihen, wenn sie sich gegen die Anerkennung dessen, was ist, noch sträuben. Sie sagen sich: dem homo sapiens ist jede Dummheit zuzutrauen. Auch die, daß er, wenn er Flotten hat, ohne jeden vernünftigen Grund und Zweck unsrer Insel die Brotzufuhr sperrt (in dieser Gefahr, gleich einer belagerten Stadt ausgehungert zu werden, schwebt kein zweites Volk). Zudem kündigt nicht mehr zu bewältigende Arbeitslosigkeit wieder einmal das nahe Ende der Periode an, wo ein Volk sein Dasein auf Exportindustrie gründen konnte. So ist man denn drüben nervös geworden, was auch die unfairness der englischen Diplomatie in den Orientwirren entschuldigt. Eine vernünftige internationale Weltpolitik würde die Anerkennung der folgenden Wirklichkeiten zur Grundlage haben. Ein Krieg zwischen den Kulturstaaten könnte — abgesehen davon, daß er eine abscheuliche Barbarei wäre — alle Beteiligten ohne Ausnahme nur schädigen. Ihre Interessenkonflikte liegen ausschließlich in den Gebieten der Barbaren und Halbbarbaren. Diese stehen jenen, den aktiven Völkern, als passive gegenüber; sie sind unvermögend, ihre und ihres Bodens Kräfte selbst zu entwickeln, sind darum — nicht in roher Weise auszubeuten, was unwirtschaftlich wäre, sondern — zum Wohle beider Teile wirtschaftlich zu leiten. Zu diesen passiven Völkern gehören offenbar auch die Russen. Anstatt durch unsinnige und verheerende Kriege, sind diese Bepflanzungsgebiete, wie wir sie nennen wollen, auf dem Wege friedlicher Vereinbarung unter die Kulturgroßmächte zu verteilen. Den Deutschen (die österreichischen selbstverständlich eingeschlossen) fällt natürlich das ihnen benachbarte Gebiet zu, das den europäischen Osten und den asiatischen Westen umfaßt. Die aktiveren unter den kleinen Slavenvölkern: Polen, Tschechen, Bulgaren, sind als Gehilfen zu verwenden und als solche zu behandeln.

Weil private und Standesinteressen die Anerkennung dieser Wirklichkeiten verhindern (wobei sich die den Drahtziehern willig folgenden Massen zu Mitschuldigen machen, so daß, indem die Völker selbst noch nicht wissen, was sie wollen, niemand das Recht hat, die Diplomaten wegen ihrer angeblich schlechten Politik zu schelten), müht man sich mit unhaltbaren Gruppierungen ab. Die unnatürlichste ist die Verbrüderung der Westmächte mit Rußland. Doch läßt sich gerade Reval aus der Not des Augenblicks wohl verstehen. Man würde sich weniger darüber gewundert haben, wenn man The coming struggle in Eastern Asia by B. L. Putnam Weale (London, Macmillan & Co., 1908) studiert hätte. Die sehr aktiven Japs nützen zwar die Europäer aus, streben aber eifrig danach, sich von fremder Hilfe unabhängig zu machen, und nicht bloß ihre alten Lehrmeister, sondern auch die europäischen Waren und Kapitalien auszuschließen, und zwar nicht nur aus Japan, sondern auch aus Korea, aus der Mandschurei, aus ganz Ostasien, soweit sie dieses ihrem Einfluß zu unterwerfen vermögen. Haben sie auf ein Gebiet die Hand gelegt, so ist es für europäische Unternehmer verloren, wie Weale mit einer Reihe von Maßregeln der japanischen Regierung und von Vorkommnissen beweist. Dagegen machen die Russen Ostsibiriens ganz gern mit Ausländern Geschäfte, auf die sich einzulassen vorläufig allerdings die Unsicherheit der Lage bedenklich erscheinen läßt. Darum wünscht der Verfasser Klärung durch Wiederaufnahme des nur abgebrochenen, nicht beendigten Krieges. Dieser Ausgang könne bei gehöriger Vorbereitung nicht zweifelhaft sein: Rußland werde mit seiner Übermacht Japan erdrücken. Dieses Erdrücken sei geradezu notwendig, weil sonst Europa in Gefahr stehe, von den stetig wachsenden

Menschenmassen Asiens erdrückt zu werden; für arische Massenentwicklung böten doch nur noch Rußland und Amerika Raum. Das englisch-japanische Bündnis gelte in Ostasien so wenig wie in Europa — der Dreibund. — Es wäre ungerecht, das Buch ein Tendenzwerk zu nennen. Es hat seinen bedeutenden stofflichen Wert, weil der Verfasser Japan, Ostsibirien, die Mandschurei und China aus eigener Anschauung kennt und auf Grund dieser wie eines reichen Urkundenmaterials beschreibt, auch die Geschichte des Krieges durch wertvolle Beiträge, besonders in Beziehung auf die Verproviantierung der russischen Armee, ergänzt. Und seine Vorliebe für die Russen entspringt augenscheinlich nicht bloß dem kommerziellen Interesse, sondern hauptsächlich der natürlichen Rasseempfindung, die ihm die Japaner unsympathisch macht. Doch die großartigen Leistungen, die er den Russen nachrühmt: gewaltige Bahnbauten und Stadtanlagen (die rühmlichste ist Gospidal Gorodok in Charbin mit mustergültigen Lazaretteinrichtungen), erklären sich daraus, daß die russischen Machthaber über unerschöpfliche Menschenmassen und reichliche Geldmittel unumschränkt verfügen. Daß trotzdem die Russen den passiven Völkern beizuzählen sind, keine Initiative, Ausdauer wohl im Leiden, nicht aber in der Arbeit haben und in ihrer Leitungsbedürftigkeit den Kindern gleichen, dafür enthält gerade seine Darstellung schlagende Beweise. Zieht er doch selbst aus solchen Wahrnehmungen den Schluß, daß Rußland nicht anders als autokratisch regiert werden könne. Was von alledem für die augenblicklichen englischen Nöte in Betracht kommt, ist nur dieses, daß Japan das ostasiatische Ausbeutungsgebiet in höherem Grade zu sperren droht als Rußland, kein Wunder also, daß man die zugänglichere der beiden Mächte, die dort gebieten, durch diplomatische Anfreundung bei guter Laune zu erhalten sucht.

Karl Jentsch

## Das Hohe Lied

Es ist recht lange her, daß **Sudermann** sich mit der stillen Tätigkeit des Romanschreibens befaßt hat, und von seinen früheren Sachen sind mir allenfalls die Titel im Gedächtnis geblieben. Da gab es also nichts mehr nachzutragen, und es geschah mit einem gewissen Wohlwollen, mit dem Wunsche, Frieden zu halten, daß ich mich an diesen neuen Band heranmachte. (J. G. Cotta, Stuttgart.) Die Kritik wird des ewigen Widerspruchs schließlich auch müde, sie sehnt sich nach einer Gelegenheit der Anerkennung, wenn es auch nur in ihrem eigenen Interesse wäre, um sich wieder einmal im Loben zu üben, um in ihrem Vokabular die feineren Worte der Bestätigung und Zustimmung, die so gern und so selten gebrauchten, zu entrosten und putzen. Schließlich hat der Mann doch Talent, ein Schriftstellergeblüt, ein natürliches Temperament der Routine, eine Art Schmiß, eine Art Handfertigkeit oder Jongliertunst oder Gymnastik, und das Pech der letzten Jahre, sagt man sich, muß ihn doch wohl stiller, reifer, vielleicht auch einsamer und stolzer gemacht haben. So mied er den Schauplatz seiner sensationellen Erfolge und Mißerfolge, um den Kopf von der narkotischen Erregung des Premierenhazards frei zu bekommen, um mit klarer Sorgfalt, mit genauerer Buchführung, mit gewissenhafterer Schätzung die Bilanz des Lebensinhalts zu bewerten. Dieses günstige Vorurteil hat sich auch bei der ersten Begegnung mit dem neuen Roman noch erhalten können. Wie der Kapellmeister Kilian Czepanek von Weib und Kind auf Nimmerwiedersehen wegläuft nur mit Hinterlassung der Partitur zu einem Hohen Lied, das wird mit einer gewissen Erzählerlaune, mit einer anständigen Leichtigkeit gefingert. Die schöne weiche, bildsame Lilly macht einige Versprechungen, als ob sie richtig würde existieren können. Sudermann hat sie so lecker gemacht, daß jeder Leser anbeißen muß, und er sorgt für die Erregung

unseres Appetites nicht schlechter als etwa Wildenbruch, unser sinnlichster Erzähler — auf dem Papier. Auch Wilhelm Raabe mischt einige Töne hinein. Die alte Säuferin, der Lilly die Leihbibliothek führen muß, bezieht vielleicht von ihm die Neigung zu starken Getränken und zu krauser Spruchweisheit. Das erste Bedenken gibt mir der schwindsüchtige junge Lehrer, der von Italien und der Renaissance schwärmt. Sudermann hat seinen Burckhardt gelesen, aber er war es nicht wert, wenn er ihn mit so schmalzigen Banalitäten wiedergibt. Und nun ist es bald mit meinem Entgegenkommen aus, das sich im Gewissen nicht leicht genug machen kann, um mit dem Flachrennen einer wildgewordenen Romanphantasie gleichen Schritt zu halten. Lilly heiratet einen alten Obersten, den sie mit einem jungen Leutnant betrügt, wird als geschiedene Frau von einem Zinkgußfabrikanten ausgehalten, und der heiratet sie schließlich, nachdem sie sich einige Male weggeworfen, eine echte Leidenschaft durchlebt und sich beinahe ertränkt hat. Statt ihrer schönen Person, mit der der Leser zu seinem Ergötzen so vielseitig verkehren durfte, warf sie aber nur das Manuskript des Hohen Liedes ins Wasser. Was als symbolische Handlung aufgefaßt den Untergang ihrer Illusionen, ihrer seelischen Heiligtümer bedeutet. Das kommt ja nun alles vor, und es läßt sich gegen die äußere Wahrscheinlichkeit der Vorgänge billigerweise nichts einwenden. Aber wie diese Entwicklung sich motiviert, so ohne alle Vertiefung, ohne Glaubwürdigkeit, ohne Lebenssinn, sogar ohne Weltverstand, wie sie sich von Phrase zu Phrase schwingt, vom Trapez Mumpitz zum Trapez Kitsch, das kann die liebe Geduld nicht ertragen. Dazu gehört die erotische Neugier eines Sekundaners, der noch Andachten vor Korsettläden feiert, oder die schwärmerische Vorstellung eines Feldwebels von der eleganten Welt oder die literarische Disposition eines Stammgastes von Wintergarten und Metropol. Beweisen kann ich mein Urteil nicht, muß mich also mit der Versicherung an Eidesstatt begnügen, daß mir kein Satz, keine Zeile, kein Wort, kein Gedanke, kein Einfall begegnet ist, der mich auch nur mit einem Schatten von Nachdenklichkeit aufgehalten hätte. Ich lese sehr viele Romane, aber wenn ich die von Hauptmanns- und Pastorenwitwen ausnehme, die immer vier unmündige Kinder damit ernähren, wenn ich nur an die vielen jungen Leute denke, die etwas zu sagen oder zu stammeln oder zu schwärmen oder zu heulen haben: ich lese in dieser fortgeschrittenen Zeit doch selten einen, der nicht einmal einen Schimmer, eine Farbe, eine Geste des Lebens erhascht. Hier aber hat sich sogar der Zufall geweigert. Und wer mir nicht glaubt, der soll verdammt sein, dieses Buch zu lesen, aber bis zur letzten Seite. Es sind sechshundertfünfunddreißig.

Arthur Eloesser

## Kellermanns neuer Roman

Wäre Kellermann nach „Ingeborg" gestorben und lebten wir nicht in dieser Zeit, in der die Toten wie die Lebendigen wirklich schon etwas allzu hurtig vom Fleck kommen wollen, viele weiße Ehrenjungfrauen hätten den Sarg auf ihre zarten Schultern gehoben und in leisem Trauermarsch zur Unsterblichkeit befördert. Sicherlich wäre auch das Fräulein dabeigewesen, das ich einmal in Wien gesehen habe, sie ging ganz rasch über die Ringstraße, „Ingeborg" im Arm, „Ingeborg" eng an die Brust gepreßt, mit einer liebreizenden und innigen Geberde, in der sich noch das Kind verriet, das vor ein paar Jahren seine Puppe spazieren führte, und schon die Mutter zu ahnen war, die ein paar Jahre später ihr Kind herumtragen wird. — Den jungen Mädchen, die sich im Wahne wiegten, „Ingeborg" sei ein Buch, ausschließlich zum Gebrauche der weißen Satinseelen geschaffen, wird manches gar nicht behagen wollen im neuen Werk ihres Poeten, denn es ist darin

streckenweis von Totschlag, Wucher und Not, von den Tausenden schreckenhaften und albernen Grausamkeiten des engen Lebens die Rede. Auch sieht man einen jungen Menschen unter vielem Herzleid bemüht, die Welt ein wenig einzurenken, die Menschen ein wenig zu erlösen. Fräulein ist diese Betätigung nicht sehr sympathisch. Warum nicht lieber — —?

Nun, es gelingt ihm nicht, selbstverständlich. Und am Ende steht er, der Tor, wie jener andre Hidalgo der Einbildungskraft, als ein armer erlahmter Don Quixote des Herzens, mit zerbrochenem Speer auf dem Hügel und starrt verduzt ins Abendrot hinein. Was ist sein Tagewerk gewesen? Ein verkrüppeltes Kind ist heiter, das gelbliche Zwergengesicht von einem glückseligen Lächeln verschönt, gestorben, ein Geizhals hat seine Hand aufgetan, ein paar erstarrte Herzen sind geschmeidig geworden. Ist das genug für einen Roman, der anhebt wie dieser hier? Ein starkes Netz aus Leidenschaften, Notwendigkeiten, hinüber und herüber zuckenden Trieben zwischen gar nicht zusammengehörenden Menschen einer kleinen Gemeinde wird aufgezeigt und zwar so, daß jede Masche dieses Netzes eine Schlinge, einen Fallstrick vorstellt. Man errät ja: ein Wort wie „der Tor" bedeutet, an die Spitze eines Buches gestellt, schon an sich eine Kritik der sittlichen Welt, in der wir leben, wie etwa der Titel „der Idiot" eine Kritik der mehr intellektuellen Zusammenhänge innerhalb der Gesellschaft verspricht — und hält. Die Schwäche dieses neuen Buches von Kellermann ist, daß die Torheit seines Toren, in die Wagschale geworfen, nicht schwer genug erscheint, um die große feindliche Vernunft dieser Welt aufzuwiegen und darum auf ihren Besitzer zurückschnellt, vielmehr aus der Welt zurückfließt in ihn, in einer so gewaltigen Strömung, daß sie ihn fast sprengt und er sich lyrisch entladen muß, um nicht zu ertrinken im eigenen Blut.

Die Jungfräulein horchen auf! Vergebliche Hoffnung; aus diesem Buche tönt nicht mehr die sehnsüchtige Stimme des Fürsten Axel, nicht die des Dichters Bluthaupt und auch der Gesang des Vogels Killi-hiwi aus dem betörenden „Yester und Li" wird im „Toren" nicht mehr vernommen. Es ist eine Lyrik besonderer Art, die seine Seiten färbt. Wohl wendet sie sich, wie jede Inbrunst der Dichter, in die Höhe zu den Gestirnen, doch sie bezieht diese nicht auf sich, sondern forscht weiter, über sie hinweg, nach den Gesetzen, um dort vielleicht Ursache und Erklärung all des Rätselhaften und Schmerzenden zu finden, was hier unten mit uns geschieht. Aber zeigt mir den Dichter unter uns Heutigen, der einen solch tiefen, in Schauder gefaßten Blick in die kundgewordene, irrsinnige Verworrenheit des Daseins getan hat und dennoch in so träumerischer Andacht das Lob der unversieglichen Güte im Menschen verkündet, in solcher Reinheit, Unschuld und Süße wie Kellermann. Zeigt mir den Dichter und sein Werk; ich will es lesen und mit dem „Toren" vergleichen.

Arthur Holitscher

## Kim

Es ist eine höchst sonderbare, fremde Welt; diese indischen Landstraßen, auf denen geruht und gewandert, gekocht und Nachtquartier gehalten, gefeilscht und betrogen und hilfreiche Hand geboten wird; wo Vertreter aller Nationalitäten, Religionen, Sekten und Kasten einander begegnen und aufeinander angewiesen sind; diese Spelunken indischer Städte, in denen der eingeborene Magier geheime und vielleicht nicht wirkungslose Künste übt, die Dirne mit Spionen Mordanschläge betreibt; diese erhabene, reine und jungfräuliche Firnensphäre des Himalaya. Überall Wege und Wanderer. Und den Wegen ist kein Ziel, den Wanderern kein Geleitschein gegeben.

Kim („Kim." Roman von Rudyard Kipling. Vita. Deutsches Verlagshaus)

ist indischer Straßenjunge. Seine Mutter war eine Eingeborene, sein Vater Rottenführer in einem englischen Regiment und ging in den Wonnen des Opiumrausches zugrunde. Der Junge wächst auf, und niemand hat seiner acht. Tagsüber wird herumgelungert, nachts gibt es diskrete, mitunter auch gefährliche Dienste zu verrichten, und damit werden ein paar Silbermünzen verdient. Kim begibt sich mit einem tibetanischen Lama auf die Wanderschaft. Kim trifft mit dem Regiment zusammen, in dem sein Vater diente, und wird für den englischen Spionagedienst ausgebildet. Erneute Wanderschaft und fragwürdige Einkehr; der Mord lauert am Wege; der Spion hilft dem Spion aus der Klemme; Verrat und Hilfe; Bergespässe und — der Fluß.

Scheinbar ist doch nichts Sonderbares um diese sonderbare Welt. Wer die englische Literatur nur einigermaßen kennt, der weiß es, daß der Abenteurer- und Kolonialroman dort drüben zum eisernen Bestande gehören. Es war ein Mann mit Namen Defoe, der zeugte viele Söhne. Cooper starb schließlich auch nicht, ohne eine zahlreiche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Der exotischen Schilderung gab Stevenson das ehrliche, Rider Haggard das spekulative Märchenkolorit. In der englischen Literaturgeschichte stand also das Kapitel offen, in das man den Namen Rudyard Kiplings nur hineinzuschreiben brauchte.

Das Merkwürdige an Kiplings sonderbarer Welt ist, daß sie vertraut anmutet, vertrauter beinahe als die Alltäglichkeit. Daß gerade der moderne und in der Verbannung lebende Mensch in ihr eine Heimat findet.

Das gegensätzliche und verästelte Spiel der vielfachen Empfindungen von Sensation bis zu Quietismus ist in Kiplings „Kim".

Es gibt eine durchaus innerliche Sensation, und der Wortwiderspruch will nichts besagen. Es gibt seelisches Abenteurertum. Das kann unter Umständen nur eben in einem nicht erwiderten Händedruck oder in einem verräterischen Blick bestehen; es mag aber ebensowohl dazu führen, das eigene Leben übermutstoll in die Schanze zu schlagen. Bei Kipling ist letzteres der Fall, aber das Abenteurertum ist darum nicht minder seelischer Natur. In Kim und den meisten Gestalten dieses Buches ist ein ungeheurer Lebensdrang. Es ist mit dem Leben aber ähnlich wie mit dem Atmen. Das Atmen als Wollust zu empfinden, muß man sich die Kehle zuschnüren lassen; das Leben auszukosten, muß man mit Todesgefahren spielen. Dies Verlangen ist beständig in Kim, das ist es, was ihn ganz charakterisiert. Er tritt damit in eine lange Verwandtenreihe Kiplingscher Gestalten. Der „Humor der Starken" ist in ihm.

Kim ist ein Begleiter beigegeben, und das ist eben jener tibetanische Lama. Ein alter Mann, der die Weisheit der „Lehre" in sich verwirklicht hat, den Irdisches kaum noch zu bewegen vermag. Sein Auge blickt weit, Nächstliegendes sieht er nicht. Er ist ganz Kind geblieben, oder wieder dazu geworden. Seine Wanderschaft gilt dem heiligen Flusse, den der „Erhabene" während seines Erdenwallens gesegnet hat. Niemand weiß, wo sich dieser Fluß befindet; nur daß ein Bad in seinen Fluten von jedem Erdenfehle reinigt, das ist bekannt.

Stand nicht am Anfang der Menschheitsgeschichte das Märchen von dem Garten mit den goldenen Früchten? Diese goldenen Früchte, in aller Rastlosigkeit des Daseins innig ersehnt, werden hier gefunden. Der Fluß ladet zum Bade. Das ist das Ende von Kiplings Roman, daß das heilige Wasser, an das außer dem Lama kein Verständiger glaubt, seine Wunder gewirkt hat. Auch an Kim, dem indischen Straßenjungen, dem Spion im englischen Geheimdienst, der am lautesten darüber lacht. Es ist Friede geworden. Der „Humor der Starken" aber bleibt daneben in aller Kraft bestehen.

Kipling ist Charakteristiker, wie wenige. Doch ist nicht die Lebendigkeit der Gestalten das Wesentliche an diesem Buch der Aben-

teuer und des Friedens, sondern das Spiel der Beziehungen zwischen ihnen. Wie es nicht die Sensation und nicht den Quietismus, sondern die eigentümliche Durchdringung beider galt.

Kim, der Knabe, muß den greisen Lama in seine väterliche Obhut nehmen. Für ihn lügt und betrügt er nach Herzenslust. Gelegentlich belügt und betrügt er ihn selbst. Dann wieder leidet er unrecht von ihm, und schweigt. Jetzt lacht er über ihn, jetzt möchte er ihm in Demut die Füße küssen. Und der Lama liebt Kim mit der Zärtlichkeit des alten Mannes, der nie Sohneshand in seiner Hand gehalten. Hängt an ihm mit der mystischen Hingabe des Heiligen, der da wähnt, dies Kind sei ihm von überirdischen Mächten zum Begleiter ausersehen. Schätzt ihn mit der Blindheit des Toren, der einen Stein von der Straße aufgegriffen hat, und einen Edelstein zu halten wähnt. Liebt ihn in der steten Furcht, ihn allzusehr zu lieben, weil solches erdenwärts zieht. In dem Verhältnis dieser beiden Menschen zueinander spielt bereits Ironie und tiefste Seelensehnsucht durcheinander, und überall ist's so. Mit einer Deutungskraft ohnegleichen ist in die vielfältigen und widersprechenden Beziehungen von Mensch zu Mensch hineingeleuchtet.

Ein Abenteurerroman. Hier aber und nur hier, im leisen und zarten Spiel der Herzensneigungen und der Seelenstimmungen liegt — bei allen gewalttätigen und bewegten Vorgängen — die eigentliche Handlung des Romans. Darum darf ein Fluß den Abschluß der Erzählung bilden, der gefunden wird und den es gewiß nicht gibt.

Es besteht eine innere Verwandtschaft zwischen diesem Buche und Gorkis „Nachtasyl". Die Beziehung ist aber nicht in der Eigenart der Dichter, sondern in dem seelischen Verlangen unserer Zeit.

Dies ist das Abenteurertum, in dem man ganz daheim ist. Als befände man sich auf der Wanderschaft in irgendwelcher Ferne. Es dunkelt, und man ist allein, und vor sich am Grabenrande sieht man eine unheimliche Gestalt. Und man muß vorwärts. Und da man vor ihm steht, reißt der Kerl die Fiedel an die Backe und spielt eine Melodie, die — ja, die man irgendwie im Traum gehört, oder selber komponiert, oder als Kind in der Violinstunde von dem Fräulein mit den sehr blauen Augen gelernt hat.

Ernst Heilborn

## Puppen

Die meisten sind Spielzeug.

Man gibt sie den Mädchen, diesen ganz jungen Frauen, deren unbewußt erlernte Zärtlichkeiten sich dabei in Liebkosungen verwandeln. Sie bereiten sie vor, Mütter zu werden — bis das tropfenweise, glasweise angesammelte, tausendmal befahrene Meer von Zärtlichkeiten seine Sturzwellen über das Herz einer Geliebten sendet.

... Die Puppen sind die ersten Geschöpfe, die kleine Frauen wie Erwachsene an die Brust drücken. Die sie beherrschen wollen. Denen sie schmeicheln. Für die sie denken und wünschen.

Die Puppe entzündet und nährt ein Feuer um ihr menschliches Gesicht von Porzellan, dem das Feuer seine Glut nicht mitteilen kann. Es bleibt zu Hause und wandelt ein Jahrzehnt im wachsenden, sich dehnenden Körper, es wärmt leise, wie eine innere Sonne, das Blut. Mit der Puppe beginnt das liebende Fieber einer Frau. Und eines Tages gebiert sie die Puppe. Sie ist von ihrer Kindheit erlöst. Man sagt von ihr, daß sie reif ist... Das liebende Fieber wird zu einer bloßen Färbung des Charakters.

Die Puppe ist wieder ein Spielzeug geworden — für das Lebendige, das Kind. Welch köstlicher Kreislauf!

Die Puppen haben ihre Märtyrer und Visionäre. Jener Meister des vieux Sèvres, der an seinen Puppen starb, war ursprünglich wohl nur ein Sammler gewesen; aber

als er alt wurde, kam Inbrunst in seinen klugen Fetischismus. Ich erzähle seine Geschichte.

Schon in seiner Jugend pflegte der Künstler von seinen Geliebten vollendete Porzellanmodelle herzustellen, und zwar benutzte er dazu die erste Zeit seiner Verliebtheit. Beim vierten oder fünften Zusammensein war die Arbeit vollendet. Er ließ für die Puppe eine Miniaturkopie des Kleides fertigen, worin die Freundin am schönsten war. Dann stellte er sein Werk in ein Zimmer, das er nie betrat und vergaß es. Er liebte die Frau, solange er konnte. Aber wenn er merkte, daß ihr Zauber hinter den Tagen zurückblieb und in seiner Erinnerung stärker als in ihrer Gegenwart lebte, holte er die Puppe hervor und stellte sie in sein Atelier. Er sah dem Kampfe zwischen der vollendeten Vision der Geliebten und ihrer armen Fleischlichkeit zu, bis die Lebende in ihm gestorben war. Aus der Melancholie des Nevermore stieg strahlend wie ein Heiligenbild der Fetisch eines kurzen Glücks. Trotzdem schien es ihm beständig, weil über allen sterblichen Abenteuern der schimmernde Chor seiner Puppen nie an Glanz und Schimmer verlor.

Er wurde älter. Es kam der Tag, wo zum letztenmal eine Frau ihrem vollendeten Abbild besiegt den Rücken kehrte.

Als er nun darauf angewiesen war, ein Drittel seines Lebens mit Puppen zu verbringen, verfiel er einem heimlichen Laster, von dem er sich gewaltsam erlöste. Zuerst hatte er stille, heitere Nächte mit der einen oder andern seiner vollkommenen Geliebten verbracht. Er schloß sich mit ihr ein, entzündete alle Lichter und setzte sich in eine Ecke des Zimmers. Auf dem runden Tisch in der Mitte, der erhöht war, stand die Puppe; er sah sie in allen Spiegeln . . . Manchmal durchschritt er die ganze, lange Zimmerflucht, wo die Puppen auf Tischen und Kaminen und immer vor Spiegeln umherstanden. Ein Rauschen begleitete ihn, worin der gedämpfte, in Stille verwehende Lärm aller Liebesstunden war und Lachen, das wie das Flattern einer Fahne klang, und Worte, die wie ein Duft aufstiegen und lange schmelzend alle Gegenstände durchdrangen. Er streifte Umarmungen, spürte die liebkosenden Hände, und trunken von Glück, fast strauchelnd, nahm er die Parade seiner Geliebten ab.

Aber dann starben auch die Puppen eine nach der andern. Er half sich, indem er sie entkleidete und ihre Körper streichelte. Sie entschwanden ihm nur um so schneller. Alle glichen einander; sie verschwammen in einer weißen, teigigen Masse. Er mußte sie wieder anziehn, um sie zu erkennen, nur die Kleider erinnerten ihn noch . . . Schließlich baute er kleine Spiegelsäle, die er mit einem Heer von Leuchtern umgab. In diese strahlenden Sarkophage stellte er das Abbild der Frau, die er zurückrufen wollte, und unternahm mit Hilfe von Stimulantien die gequälten Himmelfahrten, die ihn immer mehr entrückten. Sein Diener fand ihn tot, zerknittert und wie einen Harlekin über den Sessel lehnend, vor dem kleinen Spiegelsaal, worin eine Puppe zwischen den zuckenden Schatten der letzten Kerzen lächelte.

Puppen sind Götzen.

. . . Das kann jeden überkommen: nachts in seinem Zimmer, am Schreibtisch, wenn er so müde und glühend ist, daß er ein Gefühl hat, als ob sein Schädel phosphoreszierte. Er verfällt in einen gelinden Starrkrampf und ist nahe daran, Stimmen zu hören; um ihn entsteht ein luftleerer Raum, der ihn von allem abschließt, was sein Halt und sein Mut war. Er ist dem Leben entwachsen, fast tot . . . In den Schauern dieser Vereinsamung, die exaltiertes Leben und perverse Unwirklichkeit ist, entdeckt er seine mystische Verwandtschaft mit einer Puppe, die er einmal in der Ecke eines großen Zimmers lehnen sah. Sie saß lauernd mit ungeordneten Kleidern und ausgestreckten Beinen, aufreizend und böse wie ein Idol . . . Täglich entstehen so Götzen. Vor der braunen Fleischlichkeit einer Brasi-

lianerin, die ich in einer Puppenausstellung bei Friedmann und Weber sah, dachte ich an Jeanne Duval, den Götzen, der Charles Baudelaire getötet hat. Die Kälte ihrer Wollust schüttelte ihn wie eine eisige Ekstase. Sie war eine braune duftende Puppe, die ihn mit menschlichen Gebärden in den tödlichen Abgrund zog, worin er in verzehrenden, trostlosen Zuckungen das Bewußtsein verlor . . .

Puppen können zu bösen Ideologien verführen. Für manche sind sie ein saturnisches Schicksal. Eine zärtliche oder blutrünstige Phantasie erschafft eine Puppenwelt, die sie mit einer wilden Atmosphäre von Wollust und Grausamkeit ladet. Sie sieht in Menschen die Glieder, die Gebärden der Puppe. Die Puppe sammelt in ihren toten Zügen, in ihrer Bekleidung alle Reize, alle Gewalten des Lebendigen. Und es entstehen Kulte, wo Schändungen, Morde und Blasphemien mit der hingebendsten Betreuung eines Geliebten abwechseln.

Puppen sind die Götzen, die harmlosen und die gefährlichen, einer raffinierten Kultur.

René Schickele

## Die Visitenkarte

Ein galantes Jahrhundert hat die Visitenkarte erfunden. Ihre Geburtsstunde fällt mit der Allonge-Perrücke zusammen. Ein Kardinal von Frankreich soll zuerst den Gedanken gehabt haben, seinen Namen auf ein Kärtchen in Verbindung mit einer allegorischen Zeichnung stechen zu lassen. Wahrscheinlich bildeten die Exlibris die hohe Ahnenschaft der Visitenkarte, die als jüngere Form sich von dem Buch lossagte und nach einer langen Vergangenheit in mittelalterlichen Klostermauern ein trotz aller Etikette weltlich-lockeres, höfisch-artiges, geistreich-pikantes Dasein führte, ganz wie die Kardinäle selber. Daß der Kardinal herzige Amoretten auf seine Namenskarte drucken ließ, war ein Beweis, daß der Kirchenfürst die verbindliche Lebensart kannte und zu leben wußte.

Wie alles in dem frohen Frankreich, war auch diese Sitte auf die feine Grazie gestellt und wollte nicht mehr bedeuten, als ein zierliches Kompliment, eine galante Huldigung, vielleicht gelegentlich auch eine verliebte Zeichensprache. Und weil schließlich in Europa jeder wie Gott in Frankreich leben wollte, ahmte die ganze damalige internationale Gesellschaft die neue Sitte nach, nicht zuletzt der Bürger, die messieurs jourdains aller Länder.

Auch in der seligen Urgroßmutterzeit wollte ungeachtet der devoten Gebärde jeder als eine kleine Persönlichkeit gelten und dies in irgend einer harmlosen Extravaganz bezeugen. Der Zuckerbäcker empfahl seinen Gugelhupf in Apoll, die Musen und Freundschaftstempel in idealen Landschaften bildeten das äußere zeichnerische Requisit, damit er bei passender Gelegenheit seine Erzeugnisse den großgünstigen Herrschaften offerierte. Der Apotheker zum roten Krebs führte in seinen Empfehlungskarten antike Architektur, und der Ofensetzer schrieb seinen Namen unter Verzierungen von Kränzen und Blumenfestons. Der ganze griechische Götterhimmel mußte herhalten, um die kleinbürgerliche Gesellschaft bei ihren persönlichen Anläßen zu allegorisieren. Seitdem man aber aufgehört hat auf Sonntagsspaziergängen den reich mit Perlen bestickten Tabaksbeutel vorn an der Brust zu tragen und die silberbeschlagene lange Pfeife wie ein Szepter zu führen, kam auch die spielerige Form der Visitenkarte in Verfall. Vielleicht ist es schade darum.

Man kann die Auffassung vertreten, daß die graphisch interessante Visitenkarte von einst ein Persönliches aussagen wollte und bestimmt war, als Andenken aufbewahrt zu werden und in diesem Zeichen die Erinnerung an den Geber einzuschließen.

Ach, diese süße Verlogenheit des seligen Vormärz! War das ein Schwelgen in Liebe und Freundschaft! War das ein un-

verfrorenes Drauflosslügen, eine ewige Grimasse von Sympathie und Zärtlichkeit, eine liebenswerte Heuchelei, längst durchschaut und stets aufs neue geübt. Sentimentalität über und über! Und wie sehnt sich diese heutige Welt nach ihr zurück! So unbezwinglich ist diese Sehnsucht, da sie jede Gebärde nachzuahmen versucht, sich frisiert, kleidet, wohnlich einrichtet nach dem Schema jener Tage. Neobiedermeier und kein Ende! Und so wurde der Plunder vorjähriger Moden aus Urgroßmutters Inventar bis auf die letzten Toilettengeheimnisse durchwühlt, von neuem versucht, und ach, von neuem als unzulänglich befunden (was man sich aber nicht einzugestehen wagt).

Die versuchte und fehlgeschlagene Reform unserer Visitenkarte gehört zu diesem Kapitel. Sie sollte von ihrer Unscheinbarkeit erlöst und wieder zu einem persönlichen Ereignis gestempelt werden. Ein Preisausschreiben sollte die neuen Ideen an den Tag bringen. Wir haben das Ergebnis durch die Zeitschriften-Illustrationen kürzlich kennen gelernt. Vieux jeu! Dieselbe süßlich fade Allegorie, dieselben abgeschmackten Festons, dieselben stereotypen Amoretten wie vor hundert Jahren, das ist die Reform? Danke schön. Wer sich mit einer solchen Visitenkarte bei mir anmeldet, wird nicht hereingelassen. Ich will nicht angesteckt sein von jener Krankheit des Jahrhunderts, die Sentimentalität heißt. Ich will nicht von meiner Urgroßmutter besucht sein. Laßt die Toten ruhen.

Und wenn Sie, meine Herrschaften, das alte Zeug nachahmen, dann sind Sie schon halb gestorben. Unsere unpersönliche Visitenkarte mit einfachem klarem Druck, wenn sie typographisch halbwegs gelungen ist, ist mir hundertmal lieber, als dieser Eklektizismus müder, schwächlicher Menschen. Warum sollten wir uns nicht auch über eine bizarre Visitenkarte freuen? Jede Bizarrerie ist erlaubt, einst die feinste Blüte der Kultur. Wer sie aber bei den Großmüttern sucht, erlebt sie nie. Nur den Verfall erleben wir solcherart, den Verfall des Bizarren, der schöpferischen Laune, der geistreichen Improvisation.

J. A. Lux

## Die neue Schrift

Wir hätten Rundfragen machen können. Wie gefällt Euch unsere Schrift, findet Ihr sie deutlich oder undeutlich, zu viel oder zu wenig künstlerisch? Findet Ihr unsere Artikel gut verteilt, sind sie zu lang oder zu kurz, zu viel oder zu wenig? Wie findet Ihr das Papier? Wie denkt Ihr über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Literatur? Seid Ihr des trockenen Tones satt oder sehnt Ihr Euch nach ihm? Welche Weltanschauung habt Ihr? Seid Ihr unpolitisch? Was ist Euch die Historie? Läßt sich Kultur machen? Hat der Kaiser sein Recht verloren? Seid Ihr für Messing- oder Holzbettstellen? Wir hätten die Antworten gesammelt, und in einer von Liebenswürdigkeit, Angst, Schauspielerei und Klugheit zerfließenden Ansprache an den Leser das Wahlresultat mitgeteilt. Aber wir fragten nicht, sondern beobachteten; appellierten nicht, sondern handelten. Die neue Schrift bringt Klarheit, und Klarheit die scharfe neue Disposition. Klarheit und Rhythmus in dem wundervollen Chaos unserer Zeit. Wir beginnen hoffnungsvoll das Werk mit der ewigen Himmelsnahrung, gehen tapfer zur Chronik der Zeitgeschichte über, schließen vergnügt mit dem Dessert der kleinen Anmerkungen, wir lesen ruhiger, werden zufriedner, empfinden Bildung als Heiterkeit, Sinnlichkeit als Kunst, lassen alle Quartale binden und danken Gott, daß wir leben.

Oscar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin    Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Politische Reife/ von Ferdinand Tönnies



Für eine — vorweggenommene — historische Beurteilung kann es keinem Zweifel unterliegen: wenn die Vorgänge, die zur Reichstagssitzung vom 10. November 1908 führten, keine großen innerpolitischen Folgen und Wirkungen haben werden, so wird damit der Beweis einer beklagenswerten politischen Unreife des deutschen Volkes gegeben sein. Wenigstens der von ihm nach der bestehenden Wahlkreiseinteilung gewählten Vertretung! Denn für eine politisch reife Volksvertretung mußte es feststehen: der Augenblick zum entschiedenen, scharf-bestimmten, klar-energischen Handeln war da! Der Augenblick — d. h. nicht allein die offenbare Notwendigkeit, sondern auch die wundervolle, wenn auch durch die peinlichsten Umstände bedingte Gunst der Stunde, der Kairos, den die Griechen mit der Stirnlocke abbildeten; wurde sie angefaßt, so winkte die fast erhabene Gewißheit des Erfolges. Wenn diese Gunst und Notwendigkeit verkannt werden, wenn sie wieder einmal ein ihnen nicht gewachsenes Geschlecht finden, so möchte man diesem zurufen:

„Was du dem Augenblicke abgeschlagen
Bringt kein Jahrhundert dir zurück!"

Wie manchmal hängt das Schicksal eines einzelnen davon ab, daß er zu rechter Zeit Erkenntnis und Willen habe, daß er sich als reif erweise, als ein fertiger Mann — auch eine Nation muß als ein Mann zu handeln wissen, nicht nur mit den Waffen von Eisen, sondern auch mit den Waffen vom Geiste.

Einmütig war die Nation, von einem Gefühle erfüllt, mit unbeschreiblicher Gewalt trat die öffentliche Meinung zutage: ein Schulbeispiel, um ihr Wesen und ihre Bedeutung zu verstehen. Einmütig mußte also die Tat geschehen — kann vielleicht noch geschehen? —; welche Tat? Die Tat, die dem Deutschen Reiche eine wirkliche und solide Verfassung gibt — ein verantliches kollegialisches Reichs-Ministerium, und einen Reichstag, der nach Möglichkeit die höchste und reifste politische Intelligenz der Nation zum Ausdruck und zur Geltung bringe! Denn es handelt sich darum, daß die politische Entwicklung mit der sozialen Entwicklung Schritt halte, daß sie den gegebenen Tatsachen angepaßt werde.

Es handelt sich nicht, oder doch nur nebenher, um das Bleiben oder Abgehen des leitenden Staatsmannes, der in ein so trübes Verhängnis hineingesponnen wurde — ob sich selbst hineingesponnen hat? Es mag bedeutende Gründe geben, den tüchtigen Diplomaten in diesem Moment nicht fallen zu lassen, ja, es würde gerade dies wiederum politische Unreife dartun, den Mann fallen zu lassen, das System stehen zu lassen. Ernenne also der Kaiser aus allerhöchster

Gnade und Weisheit einen neuen Reichskanzler! Einen Mann vielleicht, den niemand kennt, der als seinen Ruhmestitel verkünden darf, daß er ein unbeschriebenes Blatt Papier sei, daß man ihm also nichts vorwerfen könne und ihn zufrieden lassen solle. Und dann wundere man sich nochmals, wenn der Monarch die Politik nach seinen Einsichten und Absichten zu leiten fortfährt! —

Politische Reife ist der Zustand, worin die Mitglieder eines Gemeinwesens einen Willen haben, und die sittliche Kraft, sich selbst zu regieren; mithin auch die Energie, ihren Willen gegen Widerstände durchzusetzen. Das ist eine sehr schwere Aufgabe, zumal wenn diese Mitglieder eine durch Klassenkämpfe zerklüftete, durch Parteihader zerrissene Gesellschaft darstellen. Eben darin muß sich die politische Reife bewähren, daß Männer genug vorhanden sind, die trotz dieser Kämpfe, über ihr Bereich hinaus, die Idee des Staates, als das gemeinsame Interesse, erkennen und erheben, die, wenn auch im Geiste einer Partei, doch im Sinne des Ganzen den Staat zu verwalten wissen: denn gerade durch das Wesen des Staates ist jeder Gedanke einer Herrschaft, und gar einer persönlichen Herrschaft, ausgeschlossen. Die Erfüllung mit der Staatsvorstellung ist also das Kennzeichen der politischen Reife. Sie hat sich bei uns im Deutschen Reiche bisher nicht zu entwickeln vermocht. Der starke Menschenverächter, der Deutschland „in den Sattel" gesetzt hat und erklärte: „reiten wird es schon können", hat nichts dazu getan, uns reiten zu lehren. Er hat sogar dem Pferde Blöcke an die Beine gebunden.

Die Anhänger Bismarcks waren darüber einig und verkündeten laut, daß das Deutsche Reich für eine parlamentarische Regierung die politische Reife nicht besitze. Sie begünstigten die Fortdauer, ja die Fortpflanzung des absolutistischen Wesens in dem hegemonischen Zentralstaate; sie nannten die Ohnmacht der Parlamente Konstitutionalismus. Man gab uns zu verstehen: für England möge die Parlamentsherrschaft wohl passen. England habe eben die politische Reife dafür. Wodurch England sie erworben habe, wurde damals nicht gern erörtert. Es hat sie erworben dadurch, daß es sie sich zugetraut hat. Nur dadurch kann sie erworben werden. C'est en forgeant qu'on devient forgeron. Der Reiter muß seinem Gaul die Sporen geben, der Gaul muß aber auch einen flotten, unbehinderten Schritt haben. Die Methoden des Lernens sind heute freilich andere, als sie ehemals waren. Wir gebrauchen vor allem Vermehrung und Vertiefung der theoretischen Erkenntnis, des politischen Wissens. Von unten auf muß es gepflegt werden. Die Volksschulen bedürfen des staatsbürgerlichen Elementarunterrichts. Vollends die höheren Schulen müssen über unsere Reichs-, Staats-, Gemeindeverfassungen zukünftige Leiter der öffentlichen Angelegenheiten besser informieren, als über die Gesetzgebung des Lykurg; über unsere Gegensätze und Streitfragen lieber, als über die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern, so interessant und lehrreich diese

auch sind. Der Wißbegierige wird sich durch Lektüre rasch ins Altertum zurückversetzen, und es um so besser verstehen, wenn er vom eigenen Staatswesen mehr als eine Ahnung hat. Die Kenntnis des Gegenwärtigen gehört zu den Lebensbedürfnissen; die der Vergangenheit ist Sache eines edlen Luxus. Endlich auf den Hochschulen kommt die staatswissenschaftliche Erziehung nicht in wirklich zeitgemäßer Weise zur Geltung. Die Kenntnisse selbst der angehenden Verwaltungsbeamten gehen selten tief. Freilich, sie haben ja Gelegenheit zu lernen, wenngleich nur die Volkswirtschaftslehre, deren altes System gestürzt, aber noch nicht durch einen Neubau dauerhaft ersetzt wurde, intensiv gelehrt zu werden pflegt, und „Gesellschaftswissenschaften" noch nicht einmal der akademischen Anerkennung gewürdigt werden; allgemeine Staatslehre wird selten vorgetragen, Statistik nur gestreift. Immerhin — wenigstens an den größten Universitäten wird alles geboten, überwältigende Fülle von Material; aber der Massenbetrieb ist dem Geiste nicht immer förderlich. Die Vorlesung, oft sogar das Unterhaltungskolleg — in Berlin wohl als Radaukolleg charakterisiert — steht zu sehr im Vordergrunde, es ergeben sich wohl „Anregungen", aber wenig befruchtende, die Persönlichkeit ergreifende, in ihren Tiefen fördernde Lehre; um politische Reife gedeihen zu lassen, müßte eine philosophische Behandlung der Probleme in ganz anderem Ansehen stehen, als es im allgemeinen der Fall ist; sie scheint eher vermieden zu werden. Wo fände heute Fichte sein Publikum? —

Es mag mit Recht gesagt werden, daß die Erkenntnis der sozialen und politischen Probleme bei anderen Nationen noch weniger als bei uns gepflegt werde. Sie wird aber teilweise ersetzt durch das lebhaftere politische Interesse und man muß auch sagen, durch schärfere politische Instinkte. Wir Deutsche sind nicht nur an die Bevormundung gewöhnt, sondern auch gewohnt, sie uns gefallen zu lassen. Überkühn in Spekulationen (auch geschäftlichen) und technischen Versuchen, sind wir überängstlich in politischen Neuerungen.

Freilich es gibt politische Reife von sehr verschiedener Art. Auch das amerikanische Volk ist politisch unreif; es würde sonst die greuelvolle Korruption seiner Berufspolitiker in Staats- und besonders in Stadtverwaltungen, nicht ertragen und dulden. Diesem gemischten Kolonialvolke fehlt die historische Vernunft. Wir haben eher ein Zuviel an historischer Vernunft. Wir nehmen die Dinge (oft aus Unkenntnis ihrer rohen Zusammenhänge) zu schwer, die Amerikaner nehmen sie zu leicht. Wir können uns von der Idee nicht losmachen, die Romantik und Reaktion sorgfältig angebaut haben, als ob den politischen Angelegenheiten etwas Übernatürliches anhafte; der Yankee betrachtet sie als ein Geschäft wie jedes andere. Er geht mit der Politik um, wie ein wilder ungezogener Knabe; wir wie ein alter Knabe, der sein Leben in Dienstbarkeit zugebracht hat, und sich vor der Freiheit fürchtet, weil sie ihm zu ungewohnt ist; weil er das Gefühl hat, daß sie ihm nicht anstehe, daß er nichts damit anzufangen ver-

stehen werde. So sehnte sich mancher alte Kossäte und Häusler in die Erbuntertänigkeit oder „Leibeigenschaft" zurück, weil sein Herr da für ihn gedacht und gesorgt hatte. Es war recht eigentlich zu den Deutschen gesagt, wenn Kant noch in seinen späten Tagen bekannte, er könne sich in einen Ausdruck nicht finden, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen: „ein gewisses Volk sei zur Freiheit nicht reif"; man könne doch zur Freiheit nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden sei. Halten doch unsere klugen Männer das preußische Volk noch nicht einmal zu so vieler politischer Freiheit reif, als im allgemeinen Wahlrecht enthalten ist; denn was man ihm bisher gewährt hat, ist ein Ausdruck seiner politischen Unfreiheit. Man könnte von der großen Menge, selbst wenn sie viel besser gebildet und auch in Rechten und Pflichten des Staatsbürgertums unterrichtet wäre, nicht ein reifes politisches Urteil erwarten; wenn wir aber dem gemeinen Manne vorenthalten, seinen Gefühlen, der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, gesetzmäßigen Ausdruck zu geben, so geben wir auch dadurch Zeugnis, daß es mit unserer eigenen politischen Reife nicht weit her ist.

Politische Reife folgt politischer Blüte. Man darf wohl sagen, daß die deutsche Nation, nachdem sie eben eine Staatsnation geworden ist, während der letzten zwei Menschenalter in Blüte gestanden hat. Nicht alle Blütenträume reifen. Mit bittern Enttäuschungen sind wir reich gesegnet worden. Wir harrten der Früchte, anstatt sie zu pflegen und an die Sonne zu bringen. Höchste Zeit ist es geworden, daß wir uns bewußt werden im Herbste zu leben; daß wir uns sammeln, uns auf schwerere Zeiten vorbereiten. In unseren eigenen Seelen müssen die Früchte gereift sein, die wir genießen wollen. Sollen wir zu hoffen wagen? trotz der neuen Enttäuschungen, die hinter der gegenwärtigen Krise zu lauern scheinen? Wird die notwendige Reichsfinanzreform ohne gründliche Verfassungsreformen gelingen? Der unbefangene Beobachter, der Hoffnungen von sich ferne hält, darf mit einem hohen Grade von Gewißheit voraussagen, daß sie nur zum Scheine und oberflächlich gelingen kann; daß dem Mangel eines energischen Willens der Mangel eines sicheren und heilsamen Weges entsprechen wird.

# Geschäftsideale / von Karl Scheffler

Als ein Zeichen mehr, daß dem Lebenden das Vertrauen zur Sittlichkeit des menschlichen Tätigkeitstriebes erschüttert worden ist, muß man die immer wiederkehrenden Diskussionen über die „Würde der Arbeit" betrachten. Denn man theoretisiert nur über Dinge, die man nicht mehr oder noch nicht hat. Regungen eines schlechten sozialen Gewissens sind es, wenn von den Einen mit selbstgerechter Moral der sittliche Adel schlechterdings jeder wirtschaftlichen Tätigkeit proklamiert und wenn von Anderen mit einer literarischen Grimasse von der Niedrigkeit der Arbeit gesprochen wird. Es ist durchaus charakteristisch, daß es Friedrich Nietzsche war, ein Mann, dessen bis zum Heroischen reichende Sensibilität sich für jede Schwäche, Krankhaftigkeit und Niedrigkeit seiner Zeit schuldig glaubte und sich der Fehler der Allgemeinheit schämte, wie man sich sonst nur persönlichen Fehls schämt, der das Wort von der Unwürde der Arbeit zuerst wie eine Brandrakete ins Lager des materialistisch entartenden Bildungsphilisteriums schleuderte. Ihn leitete ein grimmiges Verantwortlichkeitsgefühl und es fällt nicht ihm eigentlich zur Last, wenn ewig jugendliche Literaten an dem echten Mut dieses Unbedingten ihren kleinen Bourgeoismut nun entzünden und schrill über den Markt krähen, Arbeit schände. Nietzsches paradox verallgemeinerndes Wort trifft dennoch Alle, denen die Arbeit nur ein lästiges Mittel zum Genuß ist, eine Not und eine Form der Sklaverei; und es trifft im gewissen Sinne die ganze Zeit, weil Menschen mit solch einer niederen Auffassung ihrer Tätigkeit heute eine kompakte Majorität bilden.

Die Arbeit kann ihrem Wesen nach beides sein: edel und würdelos; sie enthält, wie jede Naturkraft, Elemente des Erhabenen und Gemeinen. „Es gibt einen brutalen Mammonsdienst und eine gottähnliche Arbeit." Alle Tätigkeit ist einmal um des Erwerbs willen da, als Waffe der Notdurft im Kampf ums Dasein; und sie ist zum andern das einzige Mittel, um den der Menschheit eingeborenen Idealtrieben sinnliche Wirklichkeit zu geben. Sie ist ohne höhere Würde, insofern sie nichts tut als die nackte Existenz zu sichern; aber sie strebt auf den untersten Stufen gleich auch schon über das unbedingt Notwendige hinaus, weil sich der Mensch mit ihrer Hilfe erst zum Gefühl seines Selbst bringt. Selbstgefühl aber ist Ziel und Zweck alles Daseins, weil entwicklungsfähiges Leben nur ist, wo das Individuum sich selbst fühlt und in sich die Welt. Auch in der Arbeit also knüpft die Natur an das materiell Notwendige die geistige Idee. In den beiden Polen: Notdurft und höheres Selbstgefühl hängt die moralische Welt der Arbeit. Sie beide zugleich zu berühren, ist das Höchste. Denn wenn die Arbeit nur um des Lohnes oder Erfolges willen gemein ist, so wird die ausschließlich um des Ideals willen geübte Tätigkeit leicht zu einem

nutzlosen, unsachlichen, selbstrügerischen Spiel. Es ist nicht zu befürchten, daß diese letzte Art der Arbeit jemals zu einer sozialen Gefahr werden könnte; um so drohender ist immer aber die Gefahr gegenwärtig, daß der Erhaltungstrieb in materialistischer Tätigkeit beharrt und degeneriert.

Eben jetzt ist diese Gefahr wieder riesengroß geworden. Niemals war es nötiger, den Deutschen an die sittliche Natur der Arbeit zu erinnern als heute, wo die ungeheure materielle Arbeitsleistung der Nation die idealen Endziele immer mehr verbaut. Denn wird für den Gelehrten, den Künstler, den Staatsmann die Notwendigkeit höherer Arbeitsideen immer zugestanden, so zeigt sich in unsern Tagen überall doch ein verdrossener Widerstand, wenn derselbe Grundsatz auf die Arbeit der reinen Erwerbsberufe angewandt wird. Und eben diese sind es doch, die unserer Zeit das Gepräge geben. Der Kaufmann, der Arbeiter meinen, es sei schon eine rühmenswerte Arbeitsethik, daß sie überhaupt tätig sind und sich von früh bis spät mühen und plagen. Glauben es um so mehr, als es sogar gelehrte Stimmen von Gewicht gibt, die in dem wirtschaftlichen Wechselspiel von Angebot und Nachfrage die Ideen des ethischen Idealismus ausgeschaltet wissen wollen und darin nichts sehen als Versuche, die reine Kausalität der konkurrierenden Erwerbskräfte zu verwirren, die an nichts glauben als an das Mechanische des volkswirtschaftlichen Energiespiels.

In welcher Weise das Volk selbst instinktiv, aus einem Gefühl der Selbsterhaltung, die ideale Forderung stellt, das wird deutlich, wenn man sein Verhalten verschiedenartigen Berufen gegenüber betrachtet. Die Grade von Achtung, die es gewissen Ständen und Berufen in ihren Vertretern erweist, sind sehr feine Zeichen seiner ethischen Unterscheidungskraft. So sehr das Volk in Urteilen irrt, die vom Bewußtsein, vom vergleichenden Verstand gefällt werden, so sicher geht es, wenn es, Instinktregungen folgend, Sympathie- und Antipathiegefühle bekundet. Es tut nichts zur Sache, daß diese Gefühle auf Schritt und Tritt mit groben und falschen Urteilen vermischt sind; denn sie beweisen in all ihrer Relativität doch immer die Gegenwart eines synthetischen Ahnens und eines ethischen Lebensgefühls. Darum konnte das Sprichwort entstehen, daß die Stimme des Volkes die Stimme Gottes ist.

Eine solche spontane Instinktäußerung ist es, daß die kaufmännischen Erwerbsberufe heute nicht eben hoch eingeschätzt werden. Der Arzt, der Geistliche, der Richter oder Offizier kann versichert sein, daß man ihm mit Hochachtung, ja mit Ehrerbietung entgegenkommt, solange er sich der Standesehre, die ihn persönlich verklärt, nicht unwert zeigt. Beim Kaufmann aber, beim Fabrikanten und mehr noch beim Händler, ist es umgekehrt. Man betrachtet sie zuerst, ihres Berufes wegen, mit weniger Respekt und nur der wiederholt bewiesene persönliche Wert erringt ihnen die Schätzung, die jene Anderen schon a priori ihres Standes wegen genießen. Die Gründe dieser Volksurteile sind nur bedingt in der Achtung

vor dem höheren Wissen der Studierten begründet; sie sind vielmehr Ergebnisse ethischer Differenzierung. Es gab Zeiten, wo der Arzt, der Söldner geringer geschätzt wurden als der Kaufherr. Was das Volk damals und heute mit oft wundervoller Richtigkeit gewürdigt hat, sind die idealen Motive des Handelns. Auch der Arzt, der Richter und der Offizier wählen ihren Beruf, um die Existenz zu sichern; darüber hinaus aber fordert der Beruf von ihnen die Hingabe an eine Idee. Der Beruf des Offiziers ist es, für sein Land zu kämpfen und sich dafür töten zu lassen. Er mag sein wie er will, ein Spieler oder Mitgiftjäger: man wird ihm viel verzeihen, wenn er die Berufsehre nicht verletzt, die vor allem unbedingten Mut von ihm fordert. Vom Arzt weiß Jeder, daß die Standesehre ihn zwingt, am Bett seiner Kranken jeder Lebensgefahr zu trotzen; vom Richter verlangt man Mißachtung aller persönlichen Vorteile zugunsten der Rechtsidee und nimmt bis zum Beweis des Gegenteils an, daß er lieber zugrunde geht, als daß er ein Urteil fälscht. Und beim Geistlichen setzt man voraus, daß er gegebenenfalls für seine Lehren alles aufzuopfern bereit wäre. Dem Mann der Wissenschaft wird von seiner Berufsehre befohlen, voraussetzungslos die Wahrheit zu erforschen; und der Künstler hat der ihm eingeborenen Idee der Schönheit zu dienen, und sollte er darüber in Not und Elend geraten. Was das Volk in diesen Berufen ehrt, ist also die Opferfreudigkeit, die Uneigennützigkeit, die Hingabe an sittliche Energien der Menschennatur, die tätige Menschenliebe: das in der Selbstlosigkeit erst recht erstarkende Selbstgefühl. Ein Mitglied dieser Berufe wird am ehesten dann verachtet, wenn er sein Geschäft „kaufmännisch" betreibt. Das will sagen: vom Kaufmann setzt man heute stillschweigend voraus, daß ihm seine Berufsehre Uneigennützigkeit und Idealität nicht diktiert und daß er nur, oder doch fast nur des eigenen materiellen Gewinns wegen arbeitet. Sicher würde der Kaufmannsstand noch geehrt werden wie zuweilen in früheren Zeiten, wenn die Standesehre auch von ihm selbstlosen Dienst für die Allgemeinheit heischte und wenn er solchem Verlangen nachkäme. Heute fordert von ihm das Berufsgefühl aber kaum mehr als Respekt von den geschriebenen Gesetzen; er folgt einem Ehrenkodex, der manche höchst moralische Bestimmung enthalten mag, der aber nicht eine einzige ideale Forderung aufgestellt hat. Es gilt allgemein als unbestreitbar, daß der Kaufmann keinen andern Zweck vor Augen hat als den, sich zu bereichern und immer nur seinen äußern Vorteil wahrzunehmen. Die Handlungsweise Eines, der anders verfährt, wird gerade in Berufskreisen als „unkaufmännisch" bezeichnet. Und diesen Mangel an idealen Berufsideen brandmarkt das Volk, indem es dem ganzen Stande die Ehrerbietung versagt.

Fragt nun der Kaufmann, der diese Tatsachen selbst dann zugeben muß, wenn er die hier gegebene Erklärung für falsch hält, wie er denn von Berufs wegen Idealität bekunden könne, so kann ihm eine Antwort Ruskins vorge-

halten werden, dessen Gedankengängen auch die oben gegebene Argumentation folgt: „Die Aufgabe des Kaufmanns ist es, für die Bedürfnisse der Nation zu sorgen. Es ist ebensowenig seine Lebensaufgabe, aus dieser Funktion seinen eigenen Nutzen zu ziehen, als es die des Geistlichen ist, sein Gehalt zu beziehen. Dieses Stipendium ist eine ihm gebührende und notwendige Beigabe, aber keineswegs, wenn er ein wahrer Seelsorger ist, der Zweck seines Lebens, ebensowenig, wie das Honorar für einen wahren Arzt der Zweck seines Lebens ist. Und ebensowenig soll der Gewinn für einen wahren Kaufmann der Zweck seines Lebens sein. Alle drei haben, ohne Rücksicht auf Lohn, wenn sie echte Menschen sind, eine Arbeit zu verrichten — um jeden Preis, ja selbst für das Gegenteil von Belohnung, indem der Geistliche zu lehren, der Arzt zu heilen, der Kaufmann für unsere Lebensbedürfnisse zu sorgen hat. Das heißt: er muß von Grund aus die Eigenschaften Dessen, womit er handelt, sowie die Mittel, wie es erzeugt und herbeigeschafft wird, kennen; und er muß seine ganze Vernunft und Energie aufwenden, um es möglichst gut herzustellen oder es in vollkommen gutem Zustande herbeizuschaffen und zu möglichst billigem Preise dort, wo man seiner am meisten bedarf, zu verteilen."

Diesen Gedanken kann sich der Kaufmann nur entziehen, wenn er die Geltung der Sittlichkeit für das soziale Leben leugnet. Das wagt er nicht. Meistens gerät er in Verlegenheit, wenn man ihn auf ideale Möglichkeiten seiner Arbeit hinweist, bis er die Zumutung dann polternd, mit Gründen kaufmännischer Allerweltslogik zurückweist. Außerhalb seiner Berufsarbeit, im Kreise seiner Familie ist dieser selbe Mann durchaus selbstlos und aufopfernd; der Allgemeinheit gegenüber aber benimmt er sich nach Grundsätzen eines fatalistisch begriffenen, rücksichtslos geführten Erhaltungskampfes. Doch wundert er sich dann und schilt über Vorurteile, wenn andere Berufe dem seinen gesellschaftlich vorgezogen werden. Dem ganzen Kampf unserer Tage zwischen den Moralanschauungen des Händlers und des Mannes der Wissenschaft, des Kaufmanns und Offiziers, des Handlungsgehilfen und Studenten, allen den seltsamen Kastensonderungen der Berufe bei völlig freier Berufswahl liegen tiefe Divergenzen von sittlichen Lebensanschauungen und Lebensformen zugrunde. Und wenn diese Gegensätze sich in jüngster Zeit hier und dort mehr auszugleichen scheinen, so geschieht es leider nur, weil auch die akademischen Berufe sich mehr und mehr dem „kaufmännischen" Geist öffnen, weil auch in ihnen langsam die alte Berufsethik zerbröckelt. Es wäre ein besserer Ausgleich, wenn der moderne Kaufmann seine Berufsauffassung ideal erhöhte und sich gleichberechtigt neben den Arzt, den Offizier, den Richter stellte. Und dazu wäre er imstande, wenn freie bürgerliche Selbstachtung ihn in jedem Fall anhielte, den äußeren Beruf immer nur aus innerer Berufung abzuleiten, nur nach charaktervollen Überzeugungen Plan und Ausführung der Geschäfte zu betreiben und in seinem

Handeln durchaus starken Arbeitspassionen zu folgen. Wäre es so allgemein, daß der Kaufmann immer auch bewußt ein Kulturinteresse vertritt, während er sein persönliches Interesse wahrnimmt, wie es allgemein ist, daß es ihm gleichgültig ist, ob er mit Schuhwichse, Preßkohlen, Elektrizität oder Architektur handelt, so würde sich aus seinem Tun ganz von selbst eine neue, zeitgemäße Berufsehre entwickeln.

Diese Frage, ob es dem Kaufmann in absehbarer Zeit gelingen wird, seine Arbeit zu idealisieren, wird aber entscheidend für die Kultur unseres Volkes sein, weil die Zeit ganz ein Säkulum kaufmännischer Tatkraft ist und jeder Beruf mehr oder weniger in den Strudel des wirtschaftlichen Unternehmungstriebes gezogen wird. Und weil in dieser Entwicklung zum Merkantilismus obendrein Notwendigkeit ist, und weder das Individuum noch das Volk den international wirksamen Zeitmächten entgegentreten können. Die fortschreitende Industrialisierung ist ein Schicksal, ist eine historische Konsequenz, die Menschenwille nicht aufhalten kann; und weder die Großstadt noch die Entwicklung des Weltverkehrs sind Willkürprodukte. Sogar die allgemeine sittliche Indifferenz der mit ungeheurer Anstrengung Arbeitenden läßt sich in einer Zeit, wo Alle mit Allen zu handeln, zu feilschen und sich zu unterbieten gezwungen sind, bequem genug erklären. Der bis zum Schrecklichen gesteigerte Kampf ums Dasein läßt zu höheren Bestrebungen ja nicht Freiheit. Jeder Einzelne hat genug zu tun, sich nur zu erhalten; das bloße Dasein ist so schwer geworden, daß schon seltener Opfermut dazu gehört, neben dem drohenden Murren der Tagesstimmen noch die helleren Töne schöner Idealität nur zu hören. Im Gebraus des unendlich vielfältig gewordenen Lebens befällt den um die nackte Notdurft, um die Sicherung des schon Erreichten Ringenden eine heftige Lebensangst und er steht vor den Aufgaben höherer Ethik als Schwächling da. Des lebendig Idealen ist aber nur die des Sieges gewisse Kühnheit, ist allein der frohe Lebensmut fähig. Es läßt sich darum logisch beweisen, warum die Mehrzahl der Heutigen des Idealen unfähig sind, es ihrer Determination nach sein müssen und daß diese Epoche materieller Wertanhäufung wahrscheinlich erst überwunden sein muß, bevor sich die Allgemeinheit auf das Geistige und Sittliche wieder neu besinnen kann. Ein solcher Beweis aber, und sei er unwiderleglich, geht uns hier nichts an. Er soll uns gelten bis gestern, bis heute, bis zu dieser Stunde; aber nicht eine Minute darüber. Ohne Vorbehalt wird die offenbare und die verborgene, die historische und soziale Kausalität der Verhältnisse, in denen wir leben, zugegeben; nichts soll vertuscht, nichts gefärbt werden. Aber auf Grund der unausweichbaren Wirklichkeiten soll doch ohne Zaudern die Frage ausgesprochen werden, ob wir fernerhin Sklaven dieser Verhältnisse sein wollen oder Herrscher darüber, ob unser Gehorsam knechtisch und gemein sein soll oder frei und gestaltend und ob das Materielle der Zeit stärker bleiben muß

als unsere sittliche Selbstbestimmungskraft. Diese Aufsätze wollen nicht historisch erklären, sondern ethisch propagieren. Ja, sie fürchten es selbst nicht, wenn sie mit einem heute sehr verrufenen Wort gekennzeichnet und moralische Abhandlungen genannt werden. Wie es an der Zeit wäre, diesem der Lächerlichkeit ausgelieferten Wort seine Würde zurückzugeben, so wäre es ebenfalls Zeit zur Einsicht, daß man auch als Moralist eine Art von Volkswirtschaftslehre geben, auch als Ethiker auf die „ehernen Gesetze" von Angebot und Nachfrage wirken kann.

Betrachten wir die Arbeit unserer Epoche, so mag der Geist oft wohl verweilen in staunender Bewunderung. Was keiner Zeit möglich schien, das erfüllt die unsere, den Lebenden gelingt, worum die Vergangenheit sich vergebens gemüht hat, und was den Ahnen als Utopie vorschwebte, das wird heute wie etwas Selbstverständliches zur Tat. Die sozialen Erneuerungen eines revolutionären Jahrhunderts, die allgemeine Demokratisierung und die politischen und wirtschaftlichen Entwickelungen haben unser Leben in verwirrender Weise vielfältig gemacht. Große Scharen primitiver Menschen, mit rücksichtslosen Willensinstinkten, sind aus den Niederungen des Volkslebens emporgestiegen, Anteil am Lebensgenuß fordernd, an alten Schranken und ehrwürdigen Grenzzäunen ungeduldig rüttelnd und sich wahren und künstlichen Bedürfnissen gleich leidenschaftlich hingebend. Notwendiges und Überflüssiges wird mit rastlosem Fleiß ersonnen und produziert, damit nur alle Hände zu tun, alle Mäuler zu essen haben. In bewunderungswürdiger Weise hat sich die Zeit der Aufgabe, die sich drängenden Scharen von Produzenten und Konsumenten, den ganzen Arbeitsmarkt wirtschaftlich zu organisieren, gewachsen gezeigt. Das unendlich komplizierte moderne Wirtschaftsleben funktioniert, wenn man nur das Mechanische betrachtet, exakt wie eine gut berechnete Maschinerie. Wie mit bewußtem Scharfsinn sehen wir die Kräfte verteilt, die Interessen balanciert, die Leidenschaften hier angestachelt und dort eingedämmt, und mit scheinbarer Weisheit wird eine Art von harter Gerechtigkeit geübt. Künstlerisch geistreich fast muten die Ergebnisse der konsequenten Arbeitsteilung an, in dem Riesenverkehr der Massen untereinander liegt eine Stimmung monumentaler Epik, die Leistungen der wirtschaftlich dienenden Wissenschaften erfüllen mit Bewunderung, und täglich werden, ohne jede Renommage, Taten der Technik vollbracht, deren Schilderung früher schon märchenhaft geklungen hätte. Die Summe von Arbeit, die jeder Einzelne, die selbst der Schwache zu leisten hat, ist ein Äußerstes; dafür stehen Jedermann aber auch alle Genüsse und Genußmittel fast zur Verfügung, insofern das Geld der eigentliche Wertmesser aller Dinge geworden ist. Alles wird mehr und mehr zum Kaufwert; das Wenige aber, das nicht durch Arbeit und Reichtum erworben werden kann — im wesentlichen Güter der Tradition —, das wird von der neuen demokratischen Logik

ständlich als überlebt oder schädlich gebrandmarkt, so daß dem rücksichtslos sich Emporkämpfenden in seinen Kreisen wenigstens ärgerliche Beschämung erspart bleibt. Es ist eine Zeit, alles in allem, die große Worte und mächtige epische Lebensempfindungen rechtfertigt und deren groteske Monumentalität etwas wie Ehrfurcht einzuflößen imstande ist.

Und doch sind die Menschen dieser mächtig emporschwellenden Zeit nicht glücklich. Sie sind vielmehr traurig, verdrossen und unendlich sehnsüchtig; zur selben Zeit, wo die Arbeitsleistung ins Erstaunliche wächst, mehren sich täglich die Rufe nach schöner Kultur. Aus dem Zentrum der raffiniert vervielfältigten Zivilisation heraus erschallen leidenschaftliche Schreie nach lebendiger Schönheit, nach neuer Idealität und erziehender Sittlichkeit, nach Haltung gebender Form und charaktervoller Beschränkung. Allerorten weist eine empörte Kritik darauf hin, wie die Seele inmitten der Fülle materieller Güter hungert, wie es uns an einer eigenen umfassenden Kunst fehlt, wo doch die Kunstformen aller Zeiten von der kaufmännischen Spekulation vor uns ausgeschüttet werden, wie wir ohne Religion sind, während alle religiösen und philosophischen Systeme vor uns zur Wahl ausgebreitet sind. Immer deutlicher wird es, daß die Arbeit dieser Epoche bei aller Riesenhaftigkeit und Monumentalität im wesentlichen nur materiell begriffen wird, daß das Augenmerk immer nur aufs Sichtbare, Wägbare, Nützliche und Zweckvolle gerichtet ist, daß die Zeit groß ist in Allem, was vom Fleiß, von der Rastlosigkeit, dem Intellektualismus und der Einseitigkeit getan werden kann, klein und würdelos aber in Allem, was Phantasie, Güte, tiefes Gefühl, stolze Selbstbeschränkung, Persönlichkeit und synthetischen Sinn erfordert. Es zeigt sich dem aus dem Gedränge Zurücktretenden, daß wir eine erstaunliche, nuancenreiche und kraftvolle Zivilisation haben, aber nicht Kultur. Denn diese kann nur sein, wo das Materielle — alles Materielle — sich dem Geistigen unlöslich verbunden hat, nicht aber dort, wo der sinnvollen Arbeit die Würde, der Unternehmungslust die Herrschergebärde, der Organisationskraft die höhere soziale Bestimmung fehlt und wo um eines Nichts willen ungeheurer Aufwand vertan wird.

Eine für unsere Zeit typische Unternehmererscheinung hat Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" geschildert, dort wo er von dem selbstzufriedenen Fabrikanten der „Revalenta arabica" spricht, der ein Riesenunternehmen auf eine offenbar schwindelhafte Idee gründet, Tausenden Arbeitsgelegenheiten schafft, nur mit Hilfe eines dummen Bluffs und viele Existenzen an eine Arbeitsidee kettet, die nicht nur inhaltslos, sondern für die Allgemeinheit geradezu schädlich ist. Man kann nicht einwenden, das sei eine Ausnahme. Denn dagegen wäre zu fragen, ob ein solches Unternehmen in unserer Zeit der Nährmittelfabrikation, der Herstellung immer neuer kosmetischer Mittel, von kunstindustriellem Schund, von übelster Spekulationsarchitektur, verfälschten Nahrungsmitteln oder verlogener Markt=

literatur, als Ausnahme empfunden wird. Blickt man nicht vielmehr bewundernd auf den Mann, der es gut versteht, die Dumpfheit der Menge auszunutzen, der reiche Arbeitsmöglichkeiten aus dem Nichts hervorzuschaffen versteht? Nennt man nicht gerade ihn einen „tüchtigen Kaufmann"? Und trägt nicht unsere ganze Güterproduktion fast einen Zug wenigstens von dem unbedenklichen Materialismus, von der Ideallosigkeit, die in diesem Beispiel gezeichnet ist? Die großen und kleinen Fabriken oder Handelshäuser, deren Arbeit in der Tat kulturfördernde Ideen zugrunde liegen, sind in ihrer Isoliertheit leicht zu erkennen. Sie bilden eine Sezession. Im allgemeinen pflegen Fabrikanten und Händler unter der Peitsche der Konkurrenz einander in allem zu unter- und zu überbieten: in Quantität, Variabilität, Schnelligkeit und Wohlfeilheit; nur in den Fragen des idealen Selbstgefühls wird ein Wettstreit nicht versucht. Wir haben Riesenfabriken, in denen bewunderungswürdige Maschinen hergestellt werden; aber diese Wunderwerke menschlicher Intelligenz dienen dann sehr oft dazu, eben jene schwindelhaften Künstlichkeiten erstaunlich rationell herzustellen, etwas schmachvoll Häßliches mit subtilster Präzision anzufertigen, oder sie helfen das Leben zwar in unendlicher Weise komplizieren, ohne es aber eigentlich zu bereichern. Immer noch steht die Maschine unter der Herrschaft eines Wollens, das kleiner ist als die ihr innewohnenden Möglichkeiten. Wir sehen, wie von der Kunstindustrie eine unendliche Fülle von Stoffen, Tapeten, Metallgeräten, Keramiken, Holzarbeiten, Stuckornamenten, Bijouterien, Bucheinbänden und andern Dingen fabriziert wird, deren Handwerkswert gering, deren Kunstwert deprimierend ist. Es gibt eine ausgedehnte Exportindustrie, die viele tausende von Arbeitskräften beschäftigt und in deren Machtgebieten freie Deutsche des zwanzigsten Jahrhunderts ihre ganze Kraft hergeben müssen, damit amerikanische Mestizen und afrikanische Negerweiber mit blümchenbunt bedruckten Kattunfetzen beglückt werden, damit Südseeinsulaner und Ostasiaten auf deutschem Markt renaissancelich verzierte Petroleumlampen wohlfeil kaufen können. Es werden in der Großstadt immer neue Theater gegründet, die Hunderten eine Existenz schaffen und wo es doch nur eines Blickes auf den Spielplan bedarf, um die Überzeugung hervorzurufen, daß in ihnen die Volksmoral und der gute Geschmack schändlich prostituiert werden. Und wir brauchen nur das moderne Zeitungswesen zu betrachten, um zu sehen, wie selbst auf diesen Gebieten geistiger Arbeit die zehrende, aber kaum anders als materiell mehrende Industriemoral Geltung hat.

So leben wir in einer Zeit, deren emsiger Intellektualismus, deren fatalistische Arbeitsenergie staunen machen und zugleich doch inmitten einer grauenhaften Schwindelkultur. Daß die Bürger dieser Zeit die Relativität und halbe Unsittlichkeit ihrer Tätigkeit nicht zugeben mögen, ist nur konsequent, denn sie müßten sich selbst sonst ja verneinen. „Um zu handeln und tätig sein zu können, muß eben jeder Mensch seine Beschäftigung für wichtig, für ersprießlich halten; daher

es kommt, daß jeder Mensch, in welcher Lage er sich auch befinden mag, sich immer eine Ansicht vom Leben und Treiben der Menschen bilden wird, daß seine Beschäftigung ihm als bedeutend erscheinen muß". Da das Gewissen aber doch immer leiser oder lauter das kategorische „du sollst" flüstert, so wird diese Handlung der Selbsterhaltung zu einer entsittlichenden Lüge. Arbeiter, die sich nur wie Maschinenteile im wirtschaftlichen Daseinskampf automatisch bewegen, reden sich gewaltsam ein, sie handelten aus idealer Überzeugung. Jeden Fabrikanten, jeden Händler, mögen sie den ärgsten Schund auch fabrizieren und vertreiben, findet man mit „heiligen Überzeugungen" vor seinen Waren aufgepflanzt; und da der Teufel ein guter Logiker ist, lassen sich immer auch Gründe finden, um zu beweisen, was bewiesen werden soll. Dieser die Erkenntnis des Besseren hemmende Selbstbetrug ist die natürliche Folge schlechter, ideelloser Arbeit. Er vermauert uns die Zukunft, nachdem er die Gegenwart verdorben hat. Wir sehen die Arbeit, die bestimmt ist, den Menschen höchstes Lebensgefühl zu vermitteln, zu einer schrecklichen Volksverderberin werden. Oder der Arbeiter haßt seine Tätigkeit in der Fabrik, in der Werkstatt, in der Schreibstunde, haßt jede Arbeit, die er dem „Kapitalisten" leisten muß. Jeder Gedanke ist auf die wenigen Feierabendstunden gerichtet. Sie umschließen für den modernen Sklaven die Welt eigentlichen Daseins. Finde er es nun in rohen und ungesunden Genüssen, in einem weltfremden Feierabendidealismus, in leidenschaftlicher Beschäftigung mit politischen Utopien oder in schöngeistigen Liebhabereien. Der Geschäftsmann geht mürrisch, verdrossen, mißtrauisch und nervös an seine Geschäfte und häuft ideenlos Geld auf Geld; er kennt keine andere Genugtuung als die täuschende Repräsentation, sei es im Hause als Gastgeber, im Restaurant als geehrter Kunde oder in der Öffentlichkeit als Einer, der dazu gehört. Auch er muß seine Passionen außerhalb des Geschäftes befriedigen, weil er es in der Arbeit nicht kann. Man betrachte überall im Geschäftsleben die raubtierartigen Masken der im Kampf ums Dasein Siegreichen, die freudlosen, abgearbeiteten Gesichter der Dienenden, die verzweifelten Züge der Jünglinge, den frivolen Leichtsinn in den Mienen der zu erschöpfender, niederer Arbeit gezwungenen Mädchen. Wie ein Fluch liegt die Arbeit auf dem ganzen Volke. In den beiden Gegensätzen reich und arm gipfeln alle Wünsche und alle Furcht, alle Freuden und Leiden. Die Arbeit ist nur noch Mittel, der Armut zu entgehen. Wie kann sich der Mensch aber noch selbst achten, wenn er seine Arbeit nicht mehr achtet! Und wenn er sich nicht mehr selbst achtet, wie könnte er da der Verzweiflung, dem rohen Materialismus sich dann noch entziehen!

Schlechte Arbeit zerstört die Traditionen, gute Arbeit knüpft sie immer neu. Ein Geschäft, dem eine rechte Idee zugrunde liegt, erhält sich durch Generationen; eine Gründung aber, die nur eine Zeitkonjunktur zu augenblicklichem Profit nutzen will, hat ausgelebt, wenn die Konjunktur vorbei ist. Da unsere

Zeit eben diesen Augenblicksspekulationen gehört, erleben wir täglich Neugründungen, während der soliden alten Geschäfte täglich weniger werden. Wenn ein gewisses Kapital angehäuft ist, setzen sich die Geschäftsleute träge zur Ruhe; sie arbeiten nicht mehr für die Nation, sondern lassen diese vielmehr für den Zins ihres Kapitals sorgen. Immer seltener wird es, daß der Sohn vom Vater auch dessen Arbeit übernimmt und es sterben allmählich die stolzen Kaufherrendynastien aus, in denen sich die Arbeitstraditionen durch viele Geschlechter vererbten. Nur der Mangel sittlich idealer Berufsauffassung ist schuld hieran. Denn ausdauern tut nur das Geistige, das im tieferen Sinne sozial Notwendige. Und dieses ist immer auch das Vorteilhaftere. Es mag nicht gleich so hohe Gewinne abwerfen wie die Augenblicksspekulationen; aber es ist auch weniger dem Risiko ausgesetzt und den Schwankungen des Marktes. Denn ehrliche und tüchtige Arbeit hat ihre Ressourcen in den bleibenden Bedürfnissen des Volkes. Sie trägt und erhebt Den, der sich ihr hingibt.

Nicht philiströse Beschränkung ist gemeint, wenn in dieser Weise von den sittlichen Arbeitsideen des Volkes gesprochen wird, sondern im Gegenteil eine Erhöhung über das jetzige Niveau noch, mit Hilfe phantasievoll denkender Willenskraft. Nicht dem John Gabriel Borkmann gilt der Fluch, sondern den Gelderraffern, die im Grunde feig und unproduktiv sind. Auch der Wille zur Macht ist eine Tugend, ist es zuweilen dann noch, wenn er das Gesetzbuch nicht allzu ängstlich respektiert. Machtwille: das ist die Tugend selbst in einem frühen Stadium, auf einer Morgenstufe. Der Unternehmer, der diesem Willen folgt, der, für sich selbst bedürfnislos, eine gewaltige Macht in seiner Hand zu vereinigen strebt, mit Herrschergelüsten eine Herrschertätigkeit entfaltet und sein ganzes Volk in gewisser Weise revolutioniert und aufrüttelt, hat immer auch Tugenden des großen Kaufmanns. In ihm ist gestaltende Leidenschaft, er ist Künstler, sozialer Bildner, er dichtet mittels des Kapitals und ist ein Kulturführer so gut wie der Entdecker oder wie der siegreiche Feldherr. Ein höherer Charakter ist er, weil er sich einer großen Produktionsidee fanatisch opfert; und er ist im besseren Sinne selbstlos, auch wenn er viele Millionen für sich selbst anhäuft. Denn darauf allein kommt alles an: ob der Kaufmann seine Arbeit aus materialistisch rechnendem Egoismus verrichtet oder aus sachlich gerichteter Passion. Die Arbeitspassion ist schlechterdings immer kulturfördernd, möge sie dem ersten Blick auch rücksichtslos und unideal erscheinen. Es ist ein Kunstgriff der Natur, daß der Mensch sich mit höchster Leidenschaft nur für das Gute, das Starke, für das allgemein irgendwie Nützliche entflammen kann. Darum ist es immer Idealität, was den Kaufmann zu einem Pionier der Kulturentwickelung und Kulturausbreitung macht.

Wir sind im heutigen Deutschland nicht eigentlich arm an Persönlichkeiten, die ihre kaufmännische Arbeit in diesem Sinne als Passion betreiben, und ihren

äußeren Beruf zu einem inneren machen. Ja, es ist sogar sehr deutlich in den kaufmännischen Erwerbsberufen eine Bewegung wahrnehmbar, die etwa den neuen Entwickelungstrieben unserer Kunst entspricht. Diese Bewegung geht immer aber noch von einzelnen Persönlichkeiten aus, nicht von allgemein sich erneuernden ethischen Berufsgesetzen. Die sozial so wichtige, überraschend großartige Entwickelung der Warenhäuser ist vorläufig noch das Werk Weniger; und wir verdanken es der Begeisterungsfähigkeit Einzelner, daß das neu emporblühende deutsche Kunstgewerbe sich merkantilisch zu organisieren und den deutschen Markt einheimischer Produktion zurückzugewinnen beginnt. Rechnet man alle Künstler, Schriftsteller oder sonstwie kulturell Interessierten ab, so bleiben in dem heftigen Kampfe der Kunstindustrie, der sich eben jetzt vor unsern Augen abspielt, als kaufmännische Vertreter der neuen kunstwirtschaftlichen Energien, nur wenige Firmen übrig. Sie freilich beherrschen in gewisser Weise den Markt; wodurch dann einmal mehr bewiesen wird, wie sehr auch eine Arbeit, die geistige Bedürfnisse des Volkes verantwortungsfroh zu befriedigen strebt, die äußere Position stärkt. Wer könnte verkennen, wieviel Gutes mit solcher Pionierarbeit schon eingeleitet worden ist und wer möchte nicht die Hoffnung pflegen, daß die Arbeit solcher sittlich überzeugten Kaufleute nichts ist als das Symptom einer Massengesundung! Ich kenne sehr wohl den Standpunkt, von wo aus man, ohne eine einzige Phrase zu machen, mit hoher Bewunderung von den Leistungen des deutschen Handels sprechen kann — sprechen muß. Braucht man doch auch Namen wie Krupp oder Schichau nur zu nennen, um den Ruhm deutschen Unternehmergenies zu künden; es bedarf nur des Hinweises auf unsere das Ausland beherrschende chemische Industrie und auf die Güte deutscher Maschinen. Wo nur die mechanische Leistungsfähigkeit betrachtet wird, wäre in hohen Tönen von unserer Textilindustrie zu sprechen und von der erstaunlichen Entwickelung der Baugewerbe. Wir besitzen eine Reihe von Verlegern, die in ihren Verlagen kein Buch erscheinen lassen würden, von dessen literarischem Wert, von dessen nützlicher Wirkung sie nicht überzeugt sind, die ihre Bücher nicht auf den Markt hinaus lassen, ohne ihnen ein solides, ästhetisch reinliches und künstlerisch edles Gewand zu geben und denen die deutsche Literatur Bedeutendes verdankt, weil sie mittelbar die geistigen Arbeiter lebendig anzuregen und in Bewegung zu setzen wissen. Auch was sie leisten, ist eine ideale Kulturarbeit aus Passion, aus innerem Beruf. Sie nützen nicht die Schwächen des Publikums, sondern wenden sich an seine guten Instinkte und erziehen es, wo weniger Gewissenhafte es verderben. Wir haben Banken, die in einer stillen aber machtvollen Weise eine Ostmarkenpolitik treiben, woneben die politischen Kuren der Regierung nichtssagend erscheinen; und in unserer Arbeiterschaft begegnen wir Tausenden, die geistige Elemente selbst in ihrer schlichten Arbeit zu finden und sich daran emporzubilden wissen. Wo früher der Kaufmann der Pionier im Raum war und die

Kulturgüter an ferne Küsten brachte, da kann man heute nach allen Seiten auf Unternehmer und Händler weisen, die als Pioniere in der Zeit dastehen, und dem Volke die Bedürfnisse von morgen und übermorgen abzulauschen suchen. Sie sind ohne Zweifel da, wirken ringsumher das Gute, Neue, Schöne und zuweilen selbst das Große. Aber die höhere Idee ist wie gesagt immer doch nur an die Arbeit einzelner und im Verhältnis weniger Persönlichkeiten geknüpft. „Nur" muß man sagen, weil das Prinzip in diesem Fall unendlich wichtiger ist als die Persönlichkeit. Denn das soziale Leben soll nicht vom Zufall abhängig sein, sondern soll einer festen Norm gehorchen. Wo Grundsätze in voller Lebendigkeit herrschen, da machen sie auch aus dem indifferenten Charakter in gewisser Weise eine Persönlichkeit. Prinzipien der Berufsehre können ein ganzes Volk charaktervoll und genialisch machen.

Und welche Summe niederer Erwerbsinstinkte steht dieser wahren merkantilischen Kulturarbeit doch gegenüber! Immer wieder hört man es resigniert sagen: „ich allein kann nicht gegen den Strom schwimmen". Bei unendlicher Tätigkeit ist die große Mehrzahl eigentlich passiv. Und ist in ihrer Passivität, in ihrer Einsamkeit, inmitten des tausendfältigen Gewimmels, sehnsüchtig doch nach Aktivität. Man hat die Sorgen der Arbeit und nicht ihre Wonnen. Schillers Glocke läutet nur ganz selten einmal so, daß das ganze Volk es hört. Und doch ist in diesem Volke die Arbeitsidealität nur mißleitet und unterdrückt, nicht aber verschwunden. Was die allgemeine Arbeitssehnsucht möchte, und wie sie nach der großen Idee hungert, darüber belehrte uns vor kurzem ja erst der elementare Temperamentsausbruch, als das erste lenkbare Luftschiff in majestätischer Ruhe den alten Rhein hinunter flog, begrüßt vom ergriffenen Jubel Hunderttausender, von Flaggen und Böllern, begleitet vom Segenswunsch des ganzen, plötzlich auch innerlich einigen, deutschen Volkes. Die ganze Nation richtete glänzende Blicke zum Himmel hinauf, froh das Auge einmal von seelentötender Arbeit erheben und im helleren Lichte baden zu können.

Der Erscheinungen, die das Problematische des modernen Geschäftsfleißes illustrieren, sind so viele, daß nur ein paar Hinweise gegeben werden können, wohin das Auge eben fällt. So müßte, ausführlicher als es im Vorübergehen geschehen kann, von der Presse gesprochen werden. Von dieser Großmacht, deren Einflußsphäre gewaltig, deren Wirkungsmöglichkeiten unabsehbar sind, die eine ungeheure Gewalt gebrauchen kann, wie's ihr gefällt und die sich zur Hälfte immer — ach, mehr noch als zur Hälfte! — der sittlichen Forderung verschließt, um sich äußeren Mächten: dem Kapital, den Parteien, der Regierung knechtisch hinzugeben, die schmeichelt, wo sie erziehen sollte, ohne Besinnen zu den Mitteln der halben und ganzen Lüge, der Verleumdung oder des Totschweigens greift, wenn dem Geschäft materielle Schädigung droht und die die Wahrheit immer nur halb und immer irgendwie gefärbt gibt. Es ist von den

Pseudoidealismen des immer dem nächsten Profit nachrennenden, auf Gedeih und Verderb wirtschaftenden Kapitals zu sprechen, das gewissenlos uns die Städte verbaut, bis ihre scheusälige Häßlichkeit Ekel einflößt, das Wohnbedürfnis der Massen rücksichtslos spekulativ ausnützt, immer nur von heute bis morgen denkt, die Gesundheit der Nation mißachtet und das reinlich ästhetische Empfinden in barbarischer Weise überall mißhandelt. Das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist zu betrachten und wie der natürliche Interessengegensatz Beider niemals mehr durch gemeinsame Arbeitsfreude gemildert wird; wie eine schreckliche Ernte vielmehr ringsumher aufsprießt, weil immer nur der Haß und die profitgierigen Machtgefühle die Aussaat besorgen. Es ist darauf hinzuweisen, wie die Staatsregierung ohnmächtig ist gegenüber dieser wilden Jagd nach dem Erwerb und wie von ihr um so dreister und lauter Hilfe gefordert wird, je weniger die Fordernden willens sind, dem Staate im höheren Sinne zu dienen. Und es könnte von einer ganzen Moral materialistischer Schwäche gesprochen werden, die eine ewige Kriegsfurcht mit armen Phrasen zu verklären sucht und einen unnatürlich übertriebenen Nachdruck auf die Grundsätze von Treu und Glauben zu legen gezwungen ist, weil in einer Zeit, wo die Erwerbsschwierigkeiten Alle zu Feiglingen machen, die Eigentumsvergehen vom Gesetz im Verhältnis zu anderen Verbrechen, unnatürlich streng bestraft werden müssen. Aber es wäre ein Buch zu schreiben, wenn die charakteristischen Entartungsmerkmale nur registriert werden sollten.

Wie ernst dieser Arbeitsmaterialismus zu nehmen ist, beweist die Erfahrung, daß ein übler kaufmännischer Geist auch die akademischen Berufe mehr und mehr zu infizieren beginnt. Mit Recht spricht man zum Beispiel von einer Amerikanisierung unserer Universitäten. Die Jünglinge fragen sich heute nur selten noch, wenn sie die Fakultät wählen, ob sie den Beruf des Arztes aus einer inneren Leidenschaft zum Heile ergreifen, ob sie Richter werden wollen aus Liebe zur Gerechtigkeit und Geistliche aus wirklich lebendiger Frömmigkeit; sie sehen weniger auf ihre Talente und Neigungen als vielmehr darauf, welches Studium ihnen, bei einem gewissen Aufwand von Studiengeldern und mit Rücksicht auf ihre äußern Umstände am schnellsten, am sichersten oder am reichlichsten ein Einkommen sichert, welches die beste Karriere verbürgt. Ein Student aus wohlhabender Familie, der aus innerem Trieb Philologie studiert, muß den Einwurf hören: „das hätten Sie doch nicht nötig, Sie könnten doch Jurist werden.“

„Brot ist das einzig Universelle
unserer Universitäten. —
Das reimt sich nicht, ist aber doch wahr,
und wer's nicht glaubt, dem wird's mit der Zeit klar“.

Diese Glosse Hoffmanns von Fallersleben ist heute dem Zweifel ganz entrückt. Der wirtschaftliche Erhaltungskampf ist mit grausamer Härte auch innerhalb

der von Natur edlen akademischen Berufe entbrannt und hat auch dort, in demselben Maße wie er um sich griff, die lebendige Standesidealität und Berufsethik zersetzt. Es kommt, da alle Berufe überfüllt sind, zu der lächerlichsten Arbeitsteilung; Keiner vermag bald mehr das Ganze zu übersehen, Jeder hält Teile in der Hand, ohne ein geistiges Band darum schlingen zu können. Auch der Mann der Wissenschaft wird zum mechanischen Arbeiter. Man lese nach was Schopenhauer schon von Denen sagte, die nicht für ihren gelehrten Beruf leben, sondern von ihm. Und man blicke gleich dann auch auf das Gebiet der Kunst hinüber, wo ganz ähnliche Verhältnisse herrschen, wo wir eine staatliche Dressur von Beamten sehen, die nie nach Talent und Neigung, sondern nur nach den Examina, nach gesellschaftlicher Stellung und nach prüfbaren Beamtentugenden fragt. Da dieses materialistische Treiben unter den Augen und unter Assistenz des Staates vor sich geht, so ist die Kunst in höchst offizieller Weise kaufmännisch entartet. Derselbe Irrtum, der den Kaufmann verführt, von Arbeitsidealität zu reden, wenn er staunend das Anwachsen der statistischen Zahlenreihen und die riesige Ausdehnung der Arbeitsgebiete sieht, läßt Künstler und Gelehrte die Quantität fortgesetzt mit der Qualität verwechseln und annehmen, wir hätten große Kunst und wahre Kultur, weil überall, in jedem Winkel unserer demokratischen Zivilisation, Kunst- und Kultursplitter wie Schutt umherliegen.

Da bei solchem Tun das tiefere Selbstgefühl, das sich an der Berufsehre kräftigt, zugrunde geht, muß notwendig ein neues, ein äußerlich unterscheidendes Selbstgefühl entstehen. Während darum das demokratische Zeitalter sich ängstlich bemüht zeigt, die trennenden sozialen Schranken niederzulegen und den Arbeitsmarkt Allen gleichmäßig zu öffnen, werden zu gleicher Zeit neue Schranken unverdrossen aufgerichtet. Die Vertreter verschiedener Berufe dünken sich einander überlegen und blicken hochmütig aufeinander herab. Der Jurist schätzt den Philologen gering, der Gardekavallerieoffizier den Artillerieleutnant, der Korpsstudent den Burschenschafter, der Kaufmann den Handwerker und der Handwerksgehilfe den ungelernten Arbeiter. Es ist im Volke noch genau die Summe von Aristokratismus enthalten wie zur Zeit zünftlerischer Beschränkung; nur äußert sich jetzt als zersetzendes Vorurteil, was früher organisierend und produktiv wirkte. Vom Berufsvorurteil, das sich auf den Fundamenten materieller Vorteile erhebt, bis zum Besitzvorurteil ist es dann nur ein Schritt. Das Geld, das Eigentum und die damit verbundene Macht wird zum Wertmesser des gesellschaftlichen Ansehens. König ist allein noch der materielle Erfolg. Darum strebt denn Jedermann nach Reichtum, so fürchtet Jeder denn die Armut wie eine Schande. Oder man sucht doch den Schein der Wohlhabenheit. Niemand mag mehr Sparsamkeit üben, weil sie nur Dem leicht fällt, der Ideale hat, Dem aber unerträglich schwer, der sich auf Genüsse angewiesen sieht, die bar

erkauft sein wollen. Es fehlt das sittliche Selbstbewußtsein, das dem Armen das Geld nicht als höchstes Gut erscheinen, das dem Reichen seine Güter nur als relativ empfinden läßt. Der arme Schatzgräber unserer Tage keucht bei seiner unheimlichen Dunkelarbeit in Not und Gier: „Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Gut!“ Aber ihm erscheint nie der schöne Knabe mit dem „Glanz der vollen Schale“. Wenn es noch die Besten wären, denen es gelingt, reich und damit mächtig zu werden! Aber im Wirbel des Materialismus kann es natürlich nur den Materialistischen gelingen, den Emsigen, Klugen, Phantasielosen und Unbedenklichen, ganz selten aber nur den Denkern und Erfindern, den Phantasievollen und Gerechten. Die Rasse wird durch diese Art der Auslese vielleicht gescheiter, genauer und methodischer im Denken, aber sie verdummt in einer beschämenden Weise in allem, was Gefühl und synthetischen Sinn erfordert. Und dies ist dann die Erklärung dafür, weshalb wir den stupidesten Dilettantismus in Politik und Kunst, in allen Dingen, die Universalismus fordern, herrschen sehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Zeiterscheinungen im Geiste Derer, die sich besonders schmerzlich davon berührt fühlen, Reaktionen hervorgerufen haben. Dem Überdruß Sensibeler verdanken wir darum manchen Weltverbesserungsplan, manche Zukunftsprophezeiung. Immer wieder werden Grundrisse für Zukunftsstaaten entworfen, Vorschläge für Gartenstädte gemacht oder sonstige Utopien ersonnen. Doch sind das alles mehr oder weniger Ideen schwächlicher Romantik, die die Dinge sieht, wie der Wunsch es will, nicht wie die Wirklichkeit es als möglich zeigt. Nicht auf die Verneinung der Zeit- und Lebensenergien darf eine Kritik des Bestehenden hinauslaufen, sondern nur auf eine Bejahung über den jetzigen Übergangszustand hinaus. Nicht Verarmung darf das Ergebnis der notwendigen sittlichen Vertiefung sein, sondern eine innere Bereicherung, die auch zu einer äußeren zu werden vermag. Vertiefung kann niemals hemmend wirken. Sie vereinfacht freilich; aber nur weil sie das an sich Verwandte zusammenfaßt und Kraftvergeudung vermeidet, weil sie an Intensität gewinnt, was an Mannigfaltigkeit verloren gehen sollte. Als Ziel einer konsequenten Ethisierung des Erwerbsgeistes schweben mir Gewohnheiten altväterischer Enge ganz gewiß nicht vor, sondern — um einige Punkte als Beispiele nur zu berühren — eine momumentale Vollendung des Großstadtgedankens in dem Sinne, daß die als latente Notwendigkeiten und Möglichkeiten darin liegenden Wohn-, Arbeits- und Verkehrsideen von den jetzigen Mischelementen befreit und in voller Klarheit zum Ausdruck gebracht werden; eine viel kühnere, im großen kaufmännischen Stil diktatorisch durchgeführte Kolonialpolitik; eine machtvolle Entwicklung des Genossenschaftswesens, das, an Stelle der Herrschaft der unpersönlichen Aktie, das sittliche Wollen demokratisch frei sich Vereinigender, freiwillig einer gemeinsamen Arbeitsidee sich Unterwerfender setzt; und ein groß

organisiertes, ganz modernes Zunftwesen, das den Einzelnen persönlich erst wahrhaft frei macht, während es ihm streng die Berufsehre diktiert. Nicht ein Gedanke soll zur Utopie hinüberschweifen, mit keinem Schritt braucht der Boden des historisch Gewordenen verlassen zu werden. Aber die große soziale Umgestaltung kann nur kommen, wenn die Menschen in ihrer Mehrzahl sich entschließen, nur noch Arbeit zu leisten, die sie achten und lieben können. Der Mensch ist das Wesentliche; solange er sich nicht veredelt, nutzt kein von außen kommender Beglückungsversuch. Ihm Veredelungsmöglichkeit zuzutrauen, ist aber keine Utopie, weil in jede Seele von der Natur der Keim des Edlen und und Vernünftigen gelegt ist. Ja in jede Seele ist sogar ein stilles Bedürfnis nach Arbeitsidealität gelegt. Und eben darum, weil der Drang zum Vollkommenen allgemein ist, müssen die Fragen einer Ethisierung der Arbeit Gegenstand volkswirtschaftlicher Betrachtungen sein. Das Rechtsgefühl und dessen Ausdruck, das Gesetzbuch, werden von den herrschenden Arbeitsideen determiniert; unter den Einflüssen der Arbeitsidealität steht die innere und äußere Politik; sie stellt den Bürger über den Beamten und macht den rechten Kaufherrn dem Manne der Wissenschaft gleich; sie stärkt Handwerk und Kunst, macht den Lohnarbeiter intelligent und frei und erzeugt eine neue bürgerliche Aristokratie. In allen Verhältnissen wirkt sie das lebendig Konservative.

Und Jedermann ist dieser höheren Arbeitsideen fähig; denn es gibt keinen Menschen, der nicht für eine bestimmte Tätigkeit mit bestimmten Anlagen und Neigungen geboren wäre. „Ein Volk von Genies" sind die Deutschen schwärmend genannt worden. Nie waren sie es weniger als heute; denn das Wort kann nur wahr werden, wenn Jeder seine Arbeit so verrichten lernt, daß er in einem Punkte wenigstens Meister genannt zu werden verdient. Das ist aber nur möglich, wenn er mit Arbeitsgenossen ein höheres Ziel gemein hat. Wir brauchen nicht sowohl Ringe von Fabrikanten und Händlern, worin immer nur vom Minimalpreis und von Händlerverdienst die Rede ist, nicht kümmerliche Zwangsinnungen und zufällige Berufsverbände, sondern freie und mächtige Gilden, die über die Arbeitsehre ihrer Mitglieder wachen, mittels der Gewalt von Berufskonventionen Ehren verleihen und strafen können, mit einem Verruf das unwürdige Mitglied schärfer treffen als es heute das Strafgesetz kann und dem würdigen das Standesgefühl zu edelster Produktivität entflammen. Nicht immer neue wirtschaftliche Freiheiten brauchen die Lebenden, sondern vor allem jetzt selbstgewählte soziale Beschränkung. Selbsthilfe tut not, die so zu organisieren weiß, daß der Berufsverband als eine geschlossene, sich selbst durch Konventionen regierende Macht im Staate dasteht. Dem ungeheuren, höherer Ideen aber so sehr bedürftigen Tätigkeitsdrang unserer Tage muß man ins Gedächtnis rufen, wodurch Immermanns nach der Natur gezeichneter

„Hofschulze" seinem bäuerlichen Stande etwas wie eine regierende Gewalt zu verleihen wußte und in welcher Art er von dem Einen, worüber er sich zum Herren gemacht hatte, weise aufs Ganze schloß: „Wenn nun da draußen sich auch Jedermann lernte auf sich verlassen, und stellte sich zusammen mit seinesgleichen, der Bürger mit dem Bürger, der Kaufmann mit dem Kaufmann, der Gelehrte mit dem Gelehrten, und auch der Edelmann mit dem Edelmann, und machten ihre Sachen mehrenteils untereinander ab, ohne die Herren von der Schreiberei draußen, so müßte es eine ganz herrliche und kostbare Wirtschaft geben. Denn die Menschen wären dann nicht immer wie die dummen Kinder, die immer schreien: Vater! Mutter! wenn sie einen Augenblick allein sind, sondern gleichsam ein Fürst wäre Jeder bei sich zu Hause und mit seinesgleichen. Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentate und ein Herr sondergleichen, denn er wäre der König über vielmalhunderttausend Fürsten." —

Selbst ein kühler Kopf wie Wilhelm Roscher läßt das ganze System seiner nationalökonomischen Betrachtungen in der Versicherung gipfeln, daß „noch kein religiös und sittlich tüchtiges Volk, so lange es die höchsten Güter bewahrte, aber *freilich auch nur solange nicht*, verfallen ist". Und das eben hat sich der Deutsche dieser Zeit zu fragen: ob er im merkantilischen Wettbewerb um die Arbeits- und Warenmärkte der Welt von seinen höchsten Gütern schon Unersetzliches geopfert hat. Die nächsten Jahrzehnte müssen die Antwort bringen. Das Vertrauen zum gesunden Selbsterhaltungsinstinkt unseres Volkes hofft, daß diese Schicksalsfrage wird verneint werden müssen. Und geschehe es auch erst nach einem schrecklichen, männermordenden Krieg, daß uns die Göttin der Schlacht, sei es nach Siegen oder nach Niederlagen, mit dem unverwelklichen Kranze höherer Gesittung wieder krönt.

# Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)

## Der Schuster Hinnerke

Des Großherzogs zweiter Sohn trat öffentlich zum ersten Male hervor, als er getauft wurde. Diese Feierlichkeit erregte im Lande die ganze Teilnahme, die man allen Geschehnissen innerhalb der hohen Familie entgegenzubringen pflegte. Sie fand statt, nachdem man mehrere Wochen lang über die Art ihrer Anordnung hin und her gesprochen und gelesen hatte, ward abgehalten in der Hofkirche durch den Oberkirchenratspräsidenten D. Wislizenus, mit aller Umständlichkeit und öffentlich insofern, als das Oberhofmarschallamt Einladungen dazu auf höchsten Befehl in alle Gesellschaftsklassen hatte ergehen lassen.

Herr von Bühl zu Bühl, ein höfischer Ritualist von höchster Umsicht und Akribie, überwachte in großer Uniform und mit Hilfe von zwei Zeremonienmeistern den ganzen verwickelten Vorgang: die Versammlung der fürstlichen Gäste in den Schönen Zimmern, den feierlichen Zug, in welchem sich sich, geführt von Pagen und Kammerherren, über die Treppe Heinrichs des Üppigen und durch einen gedeckten Gang in die Kirche begaben, den Zutritt des Publikums bis zu demjenigen der höchsten Herrschaften, die Verteilung der Plätze, die Wahrung aller äußeren Gebräuche während der religiösen Handlung selbst, die Reihenfolge und Rangordnung bei der Gratulation, die sich unmittelbar an den vollendeten Gottesdienst schloß ... Er atmete abgerissen, schwänzelte, hob seinen Stab, lächelte leidenschaftlich und verbeugte sich, indem er rückwärts ging.

Die Hofkirche war mit Pflanzen und Draperien ausgestattet. Neben den Vertretern des Hof- und Landadels und des hohen und niederen Beamtentums füllten Handeltreibende, Landleute und schlichte Handwerker erhobenen Herzens das Gestühl. Aber vorn am Altar saßen im Halbkreise auf rotsamtenen Armstühlen die Anverwandten des Täuflings, fremde Hoheiten als Paten und betraute Vertreter solcher, die selbst nicht gekommen waren. Vor sechs Jahren, bei des Erbgroßherzogs Taufe, war die Versammlung nicht glänzender gewesen. Denn bei Albrechts Zartheit, bei des Großherzogs vorgerückten Jahren, bei dem Mangel an Grimmburger Agnaten galt die Person des zweitgeborenen Prinzen sogleich als wichtige Gewähr für die Zukunft der Dynastie ... Der kleine Albrecht nahm an der Feier nicht teil; mit einer Unpäßlichkeit lag er im Bette, die nach Generalarzt Eschrichs Erklärung nervöser Natur war.

D. Wislizenus predigte über ein Schriftwort, das der Großherzog selbst bestimmt hatte. Der „Eilbote", ein schwatzhaft abgefaßtes hauptstädtisches Journal, hatte genau zu berichten gewußt, wie der Großherzog sich eines Tages ganz

persönlich aus dem selten betretenen Büchersaal die enorme, mit Metallspangen verschlossene Hausbibel geholt, sich damit in seinem Kabinett eingeschlossen, wohl eine Stunde darin gesucht, schließlich das erwählte Wort mit seinem Taschenbleistift auf ein Blatt Papier exzerpiert, es „Johann Albrecht" unterzeichnet und dem Hofprediger übersandt habe. D. Wislizenus behandelte es motivisch und sozusagen auf musikalische Art. Er wandte es hin und her, wies es in verschiedener Beleuchtung auf und erschöpfte es in allen Beziehungen; er ließ es mit säuselnder Stimme und mit der ganzen Kraft seiner Brust ertönen, und während es zu Beginn seiner Kunstleistung, leise und sinnend ausgesprochen, nur ein dünnes, fast körperloses Thema gewesen war, erschien es am Schluß, als er es der Menge zum letztenmal vorführte, reich instrumentiert, voll ausgedeutet und tief belebt. Dann ging er zum eigentlichen Taufakt über, und er nahm ihn ausführlich vor, sichtbar für Alle und unter Betonung jeder Einzelheit.

An diesem Tage also repräsentierte der Prinz zum erstenmal, und daß er im Vordergrunde der Handlung stand, fand Ausdruck schon darin, daß er zuletzt und in Abstand von aller Welt auf dem Schauplatze eintraf. Langsam erschien er, unter Vorantritt des Herrn von Bühl, auf den Armen der Oberhofmeisterin Freifrau von Schulenburg-Tressen, und Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er schlief, in seinen Spitzen, seinen Schleifen und seiner weißen Seide. Das eine seiner Händchen war zufällig verdeckt. Er erfreute, rührte und gefiel ungemein. Mittelpunkt des Ganzen und Gegenstand jeder Aufmerksamkeit, verhielt er sich ruhig, persönlich anspruchslos und naturgemäß noch völlig duldend. Sein Verdienst war, daß er nicht störte, nicht eingriff, nicht widerstand, sondern, zweifellos aus eingeborener Vertrautheit, sich still der Form überließ, die um ihn waltete, ihn trug, ihn heute noch jeder eigenen Anspannung überhob . . .

Häufig, an bestimmten Punkten der Zeremonie, wechselten die Arme, in denen er ruhte. Freifrau von Schulenburg überreichte ihn mit Verneigung seiner Tante Katharina, die mit strengem Gesichtsausdruck ein neuerlich umgearbeitetes lila gefärbtes Seidenkleid trug und mit Kronjuwelen frisiert war. Sie legte ihn, als der Augenblick kam, feierlich in die Arme Dorotheas, seiner Mutter, die ihn, hoch und schön, mit einem Lächeln ihres stolzen und lieblichen Mundes, eine gemessene Weile den Segnungen darbot und ihn dann weitergab. Ein paar Minuten lang hielt ihn eine Cousine, ein elf- oder zwölfjähriges Kind mit blonder Lockenfrisur, stockdünnen Beinchen, bloßen, fröstelnden Ärmchen und einer breiten rotseidenen Schärpe, die hinten in kolossaler Schleife von ihrem weißen Kleidchen abstand. Ihr spitzes Gesichtchen war ängstlich dem Zeremoniemeister zugewandt . . .

Vorübergehend erwachte der Prinz; aber die flimmernden Flämmchen der Altarkerzen und eine farbige Säule durchsonnten Staubes blendeten ihn, so daß er die Augen wieder schloß. Und da keine Gedanken, sondern nur sanfte, gegen-

standslose Träume in seinem Kopfe waren, da er auch im Augenblick keinerlei Schmerz empfand, so schlief er sofort wieder ein.

Er erhielt eine Menge Namen, während er schlief; aber die Hauptnamen waren: Klaus Heinrich.

Und er schlief, in seinem Bettchen mit Goldleisten und blauseidener Gardine, noch fort, während ihm zu Ehren im Marmorsaale Familientafel und im Rittersaale Tafel für die übrigen Taufgäste stattfand.

Die Zeitungen besprachen sein erstes Auftreten; sie schilderten sein Äußeres und seine Toilette, sie stellten fest, daß er sich wahrhaft prinzlich benommen habe und kleideten die rührende und erhebende Wirkung in Worte, die seine Erscheinung ausgeübt hatte. Dann hörte die Öffentlichkeit längere Zeit wenig von ihm und er nichts von ihr.

Er wußte noch nichts, begriff noch nichts, nichts ahnte ihm von der Schwierigkeit, Gefährlichkeit und Strenge des Lebens, das ihm vorgeschrieben war; seine Lebensäußerungen ließen nicht die Vermutung zu, daß er sich in irgendeinem Gegensatz zur großen Menge fühle. Sein kleines Dasein war ein verantwortungsloser, von außen sorgfältig geleiteter Traum, der sich auf einem schwer übersichtlichen Schauplatze abspielte; und dieser Schauplatz war von überaus zahlreichen und farbigen Erscheinungen, statierenden und agierenden, bevölkert, flüchtig auftauchenden und solchen, die beharrten.

Unter den beharrenden waren die Eltern fern, recht fern und nicht vollkommen deutlich. Sie waren seine Eltern, das war gewiß, und sie waren erhaben und freundlich. Nahten sie sich, so war der Eindruck dieser, als ob alles Übrige nach beiden Seiten zurückweiche und eine Gasse der Ehrfurcht bildete, durch die sie zu ihm schritten, um ihm einen Augenblick Zärtlichkeit zu erweisen . . . Am nächsten und deutlichsten waren zwei Frauen mit weißen Hauben und Schürzen, zwei vollkommen gute, reine und liebevolle Wesen augenscheinlich, die seinen kleinen Leib auf jede Art pflegten und sich sehr um sein Weinen kümmerte. . . Ein naher Teilnehmer am Leben war auch Albrecht, sein Bruder; aber er war ernst, ablehnend und weit vorgeschritten.

Als Klaus Heinrich zwei Jahre alt war, fand nochmals Geburt auf Grimmburg statt, und eine Prinzessin kam zur Welt. Sechsunddreißig Schüsse wurden ihr zugemessen, weil sie weiblichen Geschlechts war, und in der Taufe ward sie Ditlinde genannt. Das war Klaus Heinrichs Schwester, und daß sie erschien, war ein Glück für ihn. Sie war anfangs befremdend klein und verletzlich, aber bald ward sie ihm gleich, holte ihn ein und war bei ihm den ganzen Tag. Mit ihr lebte er, mit ihr schaute, erfuhr, begriff er, im Zwiegefühl mit ihr empfing er die gemeinsame Welt.

Es war eine Welt, es waren Erfahrungen, danach angetan, nachdenklich zu stimmen. Wo sie im Winter wohnten, war das Alte Schloß. Wo sie im

Sommer wohnten, am Fluß, in der Kühle, im Duft der violetten Hecken, zwischen denen weiße Statuen standen, war Hollerbrunn, die Sommerresidenz. Auf dem Wege dorthin, oder wenn sonst Papa oder Mama sie mit sich in einen der braunlackierten Wagen mit der kleinen goldenen Krone am Schlage nahmen, standen die übrigen Menschen, riefen und grüßten; denn Papa war Fürst und Herr über das Land, und folglich waren sie selbst ein Prinz und eine Prinzessin, — bestätigtermaßen durchaus in demselben Sinne, in welchem die Prinzen und Prinzessinnen in den französischen Märchen es waren, die Madame aus der Schweiz ihnen vorlas. Dies war des Verweilens wert und ohne Frage ein Sonderfall. Wenn andere Kinder die Märchen hörten, so blickten sie auf die Prinzen, von denen sie handelten, notwendig aus großem Abstand und wie auf festliche Wesen, deren Rang eine Verherrlichung der Wirklichkeit war und mit denen sich zu beschäftigen ihnen zweifellos eine Verschönerung der Gedanken und Erhebung über den Wochentag bedeutete. Aber Klaus Heinrich und Ditlind blickten auf jene Gestalten als auf ihresgleichen und in gelassener Ebenbürtigkeit, sie atmeten dieselbe Luft wie sie, sie wohnten in einem Schlosse gleich ihnen, sie standen mit ihnen auf brüderlichem Fuße und erhoben sich nicht über das Wirkliche, wenn sie lauschend eins mit ihnen wurden. Lebten sie also beständig und immerdar auf jener Höhe, zu welcher andere nur aufstiegen, wenn sie Märchen hörten? Madame aus der Schweiz hätte es ihrem ganzen Verhalten gemäß nicht leugnen können, wenn die Frage in Worte zu bringen gewesen wäre.

Madame aus der Schweiz war eine calvinistische Pfarrerswitwe, die für sie beide da war, während jedes von ihnen zwei besondere Kammerfrauen hatte. Madame war ganz schwarz und weiß: ihr Häubchen war weiß und schwarz ihr Kleid, weiß war ihr Antlitz mit der ebenfalls weißen Warze auf einer Wange und schwarzweiß gemischt ihr metallisch glattes Haar. Sie war sehr genau und leicht zu entsetzen. Sie blickte zu Gott empor und schlug ihre weißen Hände zusammen bei Dingen, die ohne Gefahr und dennoch unzulässig waren. Aber ihr stillstes und schwerstes Zuchtmittel für ernste Fälle war dies, daß sie die Kinder „traurig ansah“ . . . man hatte sich vergessen. Von einem bestimmten Tage an begann sie, auf eine Weisung hin, Klaus Heinrich und Ditlind „Großherzogliche Hoheit“ zu nennen und war nun noch leichter entsetzt . . .

Jedoch Albrecht hieß „Königliche Hoheit“. — Tante Katharinens Kinder gehörten nicht zum Mannesstamm der Familie, wie sich erwies, und waren also von minderer Bedeutung. Aber Albrecht war Erbgroßherzog und Thronfolger, womit nicht schlecht übereinstimmte, daß er so blaß und abweisend schien und viel im Bette lag. Er trug österreichische Joppen mit Klappentaschen und Rückenzug. Er hatte einen nach hinten ausladenden Schädel mit schmalen

Schläfen und ein längliches kluges Gesicht. Sehr klein noch hatte er eine schwere Krankheit zu bestehen gehabt, gelegentlich welcher, nach Generalarzt Eschrichs Behauptung, sein Herz vorübergehend „auf die rechte Seite gewandert" war. Auf jeden Fall hatte er den Tod von Angesicht zu Angesicht gesehen, und das mochte die scheue Würde, die ihm eigen war, wohl sehr verstärkt haben. Er schien von äußerster Zurückhaltung, kalt aus Befangenheit und stolz aus Mangel und Anmut. Er lispelte ein wenig und errötete dann darüber, da er sich scharf in Obacht hielt. Seine Schulterblätter waren ein wenig ungleichmäßig gestellt. Sein eines Auge war mit einer Schwäche behaftet, und so bediente er sich beim Anfertigen seiner Aufgaben einer Brille, die dazu beitrug, ihn alt und klug zu machen ... Unverbrüchlich hielt sich an Albrechts linker Seite sein Erzieher, der Doktor Veit, ein Mann mit hängendem, lehmfarbenen Schnurrbart, hohlen Wangen und blassen, unnatürlich erweiterten Augen. Zu jeder Stunde war Doktor Veit in Schwarz gekleidet, indem er ein Buch, zwischen dessen Blättern sein Zeigefinger steckte, an seinem Oberschenkel herniederhängen ließ.

Klaus Heinrich fühlte sich von Albrecht gering geschätzt, und er sah ein, daß es nicht nur wegen seiner Rückständigkeit an Jahren so war. Er selbst war weichmütig und zu Tränen geneigt, das war seine Natur. Er weinte, wenn man ihn „traurig ansah", und als er sich an einer Ecke des großen Spieltisches die Stirn so stieß, daß es blutete, klagte er laut aus Mitleid mit seiner Stirn. Aber Albrecht hatte den Tod gesehen und weinte doch unter keiner Bedingung. Er schob ein wenig seine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen sog, — das war alles. Er war vornehm. Madame aus der Schweiz wies in Frage des comme il faut ausdrücklich auf ihn als Muster hin. Nie hätte er sich mit den prächtig aufgeschirrten Zierleuten, die zum Schlosse gehörten und nicht eigentlich Männer und Menschen, sondern Lakaien waren, in ein Gespräch eingelassen, wie Klaus Heinrich es damals in unbewachten Augenblicken zuweilen tat. Denn Albrecht war nicht neugierig. Seine Augen blickten einsam und ohne Verlangen, die Welt zu sich einzulassen. Klaus Heinrich dagegen plauderte mit den Lakaien aus diesem Verlangen und aus einem drängenden, wenn auch vielleicht gefährlichen und ungehörigen Wunsche, sein Herz berühren zu lassen von dem, was etwa jenseits der Grenzen war. Aber die Lakaien, die alten und jungen, an den Türen, auf den Korridoren und in den Durchgangszimmern, mit ihren sandfarbenen Gamaschen und braunen Fräcken, auf deren rötlich-goldenen Tressen sich viele Male die kleine Krone vom Wagenschlag wiederholte, — sie machten die Kniee fest, wenn Klaus Heinrich mit ihnen plauderte, legten die großen Hände an die Nähte ihrer dicken Sammethosen, ließen sich dabei ein wenig zu ihm herab, daß die Fangschnüre ihnen von den Schultern baumelten, und gaben leere, geziemende Antworten, an denen

die Anrede „Großherzogliche Hoheit" das Gewichtigste war und zu denen sie lächelten, mit einem mitleidig behutsamen Ausdruck, als wollten sie sagen: „Du Reiner, Du Feiner!" . . . Zuweilen, wenn es sich möglich machte, unternahm Klaus Heinrich Forschungszüge in unbewohnte Gegenden des Schlosses, mit Ditlind, seiner Schwester, als sie groß genug war.

Damals hatte er Unterricht bei Schulrat Dröge, Rektor der städtischen Schulen, der zu seinem ersten Lehrer bestellt war. Schulrat Dröge war sachlich von Natur. Sein Zeigefinger, faltig von trockener Haut und geschmückt mit einem goldenen Siegelring ohne Stein, verfolgte die gedruckten Zeilen, wenn Klaus Heinrich las, und rückte nicht eher von der Stelle, als bis das Wort gelesen war. Er kam in Gehrock und weißer Weste, das Band eines untergeordneten Ordens im Knopfloch, und in breiten, blankgewichsten Stiefeln, deren Schäfte naturfarben waren. Er trug einen ergrauten, kegelförmigen Bart, und aus seinen großen und flachen Ohren wuchs graues Gestrüpp. Sein braunes Haar war in Form von aufwärtsstrebenden Spitzen in die Schläfen gebürstet und scharf gescheitelt, so daß man deutlich die gelbliche, trockene Kopfhaut sah, die porös war wie Stramin. Aber hinten und an den Seiten kam unter dem festen, braunen Haar dünnes, graues hervor. Er neigte den Kopf ein wenig gegen den Lakaien, der ihm die Tür zu dem großen, getäfelten Schulzimmer öffnete, wo Klaus Heinrich ihn erwartete. Jedoch gegen Klaus Heinrich verbeugte er sich, nicht im Hereinkommen und obenhin, sondern ausdrücklich und mit Überlegung, indem er vor ihn hintrat und wartete, daß sein erlauchter Schüler ihm die Hand reichte. Das tat Klaus Heinrich, und daß er es beide Male, bei der Begrüßung sowohl wie beim Abschied, in hübscher, gewinnender und gerundeter Weise tat, so, wie er gesehen hatte, daß sein Vater den Herren die Hand reichte, die darauf warteten, das schien ihm wichtiger und wesentlicher, als aller Unterricht, der dazwischen lag.

Als Schulrat Dröge unzähligemal gekommen und gegangen war, hatte Klaus Heinrich unvermerkt allerlei Anwendbares gelernt, fand sich wider Erwarten und Absicht zu Hause in den Fächern des Lesens, Schreibens und Rechnens und wußte auf Verlangen die Ortschaften des Großherzogtums ziemlich lückenlos aufzuzählen. Aber es war, wie erwähnt, nicht eigentlich dies, was ihm nötig und wesentlich schien. Zuweilen, wenn er beim Unterricht unachtsam war, ermahnte der Schulrat ihn mit dem Hinweis auf seinen hohen Beruf. „Ihr hoher Beruf verpflichtet Sie . . ." sagte er, oder: „Sie schulden es Ihrem hohen Beruf . . ." Was war sein Beruf und worin bestand die Höhe desselben? Warum lächelten die Lakaien „Du Reiner, Du Feiner" und warum war Madame so heftig entsetzt, wenn er sich in Rede und Tun nur ein wenig fahren ließ? Er blickte um sich in seinem Gesichtskreis, und zuweilen, wenn er fest und lange hinsah und seinen Blick in das innere Wesen der Erscheinungen einzu-

dringen zwang, fühlte er eine Ahnung von dem „Eigentlichen" in sich aufsteigen, um das es sich für ihn handelte.

Er stand in einem Saal, der zu den Schönen Zimmern gehörte, dem Silbersaal, worin, wie er wußte, sein Vater, der Großherzog, feierliche Gruppenempfänge vornahm, — er war gelegentlich allein in den leeren Raum getreten und sah ihn sich an.

Es war Winter und kalt, seine kleinen Schuhe spiegelten sich in dem glasig hellen, durch gelbliche Einlagen in große Vierecke geteilten Parkett, das sich wie eine Eisfläche vor ihm ausbreitete. Die Decke, mit versilbertem Arabeskenwerk überzogen, war so hoch, daß eine lange, lange Metallstange nötig war, um den vielarmigen, dicht mit hohen, weißen Kerzen besteckten silbernen Kronleuchter in der Mitte der ganzen Weite schweben zu lassen. Silbern gerahmte Felder mit blassen Malereien zogen sich unterhalb der Decke hin. Die Wände, von silbernen Leisten eingefaßt, waren mit weißer, hier und da gelbfleckiger und eingerissener Seide bekleidet. Eine Art monumentalen Baldachins, auf zwei starken silbernen Säulen ruhend und vorn mit einer zweimal gerafften Silbergirlande geschmückt, von dessen Höhe das Bildnis einer toten, gepuderten Vorfahrin inmitten einer nachgeahmten Hermelin-Draperie herniederblickte, gliederte den Kaminraum vom Ganzen ab. Breite, versilberte, mit weißer, zerschlissener Seide bespannte Armstühle umgaben dort hinten die kalte Feuerstelle. An den Seitenwänden, einander gegenüber ragten enorme, silbern gerahmte Spiegel empor, deren Glas blinde Flecken zeigte und auf deren breiten, weißen Marmorkonsolen Armleuchter standen, je rechts zwei und links zwei, die niedrigen vor den höhern, mit langen, weißen Kerzen besteckt, wie die Wandleuchter rings umher, wie die vier silbernen Schaft-Kandelaber in den Ecken. Vor den weiten Fenstern zur Rechten, die auf den Albrechtsplatz blickten und auf deren äußeren Bänken Kissen von Schnee lagen, fielen weißseidene Vorhänge, gelbfleckig, mit silbernen Schnüren gerafft und mit Spitzen unterlegt, schwer und reichlich auf das Parkett hinab. In der Mitte des Raums, unter dem Kronleuchter, stand ein Tisch von mäßiger Größe, dessen Untersatz wie ein knorriger silberner Baumstumpf war und dessen achteckige Platte aus milchiger Perlmutter bestand, — stand unnütz und ohne Stühle dort, bestimmt und geeignet höchstens dazu, dir als Halt und Stützpunkt zu dienen, wenn die Lakaien die Flügeltür öffneten und diejenigen einließen, die in Gala auf eine festlich gemessene Weile vor dich traten . . .

Klaus Heinrich sah in den Saal, und deutlich sah er, daß nichts hier von der Sachlichkeit wußte, die Schulrat Dröge trotz seiner Verbeugungen ihm auferlegte. Hier herrschte Sonntag und Feierernst, ganz ähnlich wie in der Kirche, wo des Schulrats Forderungen gleichfalls verfehlt gewesen wären. Strenger und leerer Prunk herrschte hier und ein förmliches Gleichmaß der Anordnung, das rein von Zweck und Bequemlichkeit sich selbstgenügsam darstellte . . . ein

hoher und angespannter Dienst, ohne Zweifel, der weit entfernt schien, leicht und behaglich zu sein, der dich auf Haltung und Zucht und beherrschte Entsagung verpflichtete, doch dessen Gegenstand ohne Namen war. Und es war kalt in dem silbernen Kerzensaal, wie in dem der Schneekönigin, wo die Herzen der Kinder erstarren.

Klaus Heinrich ging über die spiegelnde Fläche und stellte sich an den Tisch in der Mitte. Er stützte die rechte Hand leicht auf die Perlmutter-Platte und stemmte die linke so in die Hüfte, daß sie weit hinten, fast schon im Rücken saß und von vorn nicht sichtbar war; denn sie war unschön: bräunlich und runzlig und hatte mit der rechten im Wachstum nicht Schritt gehalten. Er ließ sich auf einem Beine ruhen, stellte das andere ein wenig vor und hielt den Blick auf die silbernen Ornamente der Tür gerichtet. Es war kein Standort zum Träumen und nicht die Haltung dazu; und dennoch träumte er.

Er sah seinen Vater und sah ihn an, wie den Saal, um zu begreifen. Er sah den matten Hochmut seiner blauen Augen, die Furchen, die stolz und grämlich von den Flügeln seiner Nase in den Bart verliefen und die manchmal von einem Überdruß, einer Langenweile vertieft und nachgezogen wurden . . . Man durfte ihn nicht anreden, nicht freierdings sich ihm nähern und ungefragt das Wort an ihn richten — auch die Kinder nicht, es verbot sich, es war gefährlich. Er antwortete wohl, doch fremd und kalt, und eine Ratlosigkeit entstand auf seinem Gesicht, eine kurze Verstörung, für die Klaus Heinrich ein tiefes Verständnis empfand.

Papa redete an und entließ; so war er's gewohnt. Er hielt Sprechcour zu Beginn des Hofballs und zum Schluß des Diners, mit dem der Winter begann. Er ging mit Mama durch die Zimmer und Säle, in denen die Hofrangklassen versammelt waren, ging durch den Marmorsaal und die Schönen Zimmer, durch die Bildergalerie, den Rittersaal, den Saal der zwölf Monate, den Audienzsaal und Tanzsaal, ging nicht nur in einer bestimmten Richtung, sondern auch auf einer bestimmten Bahn, die der eilfertige Herr von Bühl ihm freihielt, und richtete Worte an Herren und Damen. An wen er sich wandte, der bog in Verbeugung aus, ließ einen Abstand von blankem Parkett zwischen sich und Papa und antwortete maßvoll und glücklich bewegt. Dann grüßte Papa über den Abstand hinweg, aus der Sicherheit sorgfältiger Vorschriften, die die Bewegungen der anderen beschränkten und seine Haltung begünstigten, grüßte lächelnd und leicht und wandte sich weiter. Lächelnd und leicht . . . Gewiß, gewiß, Klaus Heinrich verstand sie wohl, die Ratlosigkeit, die einen Augenblick Papas Miene verstörte, wenn man ungestüm genug war, ihn geradeswegs anzureden, — verstand sie und fühlte sie ängstlich mit! Irgend etwas, ein Zartes, Gefährdetes, war dann verletzt, worin so sehr unser Wesen beruhte, daß wir hilflos standen, wenn man es roh durchbrach. Und es war dennoch dies selbe

Etwas, was unsere Augen matt machte und uns so tiefe Furchen der Langeweile grub . . .

Klaus Heinrich stand und sah, — er sah seine Mutter und ihre Schönheit, die weit und breit berühmt und gepriesen war. Er sah sie aufrecht en robe de cérémonie, vor ihrem großen, von Kerzen erhellten Spiegel; denn zuweilen, bei Festlichkeiten, durfte er anwesend sein, wenn der Hoffriseur und die Kammerfrauen die letzte Hand an ihre Toilette legten. Auch Herr von Knobelsdorff war anwesend, wenn Mama mit Juwelen aus dem Kronschatz geschmückt wurde, hielt Aufsicht und notierte die Steine, die zur Verwendung gelangten. Die Fältchen an seinen Augen spielten, und er brachte Mama mit drolligen Redewendungen zum Lachen, so daß sich die wundervollen kleinen Gruben in ihren weichen Wangen bildeten. Aber es war ein Lachen voll Kunst und Gnade, und sie sah in den Spiegel dabei, als übte sie sich.

Einiges slavische Blut floß in ihren Adern, wie man sagte, und daher hatten ihre tiefblauen Augen einen so süßen Glanz, wie die Nacht ihres duftenden Haares so schwarz. Klaus Heinrich war ihr ähnlich, hörte er sagen, insofern auch er stahlblaue Augen zu dunkeln Haaren hatte, während Albrecht und Ditlind blond waren, wie Papa gewesen war, bevor er ergraute. Aber er war weit entfernt, schön zu sein, seiner breiten Wangenknochen und vor allem seiner linken Hand wegen, die Mama ihn anhielt, auf geschickte Art zu verbergen, in der Seitentasche seiner Jacke, auf dem Rücken, oder vorn in der Brust, — ihn anhielt, gerade dann, wenn er aus zärtlichen Antriebe sie mit beiden Armen umschlingen wollte. Ihr Blick war kalt, wenn sie ihn aufforderte, auf seine Hand zu achten.

Er sah sie wie auf dem Bilde im Marmorsaal: in schillernder Seidenrobe mit Spitzenhang und hohen Handschuhen, die unter den gepufften Ärmeln nur einen Streifen ihres elfenbeinfarbenen Oberarmes sehen ließen, ein Diadem in der Nacht ihres Haares, hoch aufgerichtet die herrliche Gestalt, ein Lächeln kühler Vollkommenheit um die wunderbar herben Lippen, — und hinter ihr schlug ein Pfau mit metallisch blau blinkendem Hals sein hoffärtiges Rad. So weich war ihr Gesicht, aber die Schönheit machte es streng, und man konnte wohl sehen, daß auch ihr Herz streng war und auf nichts als ihre Schönheit bedacht. Sie schlief viel am Tage, wenn Ball oder Cercle bevorstand, und aß nur Eidotter, um sich nicht zu beschweren. Dann strahlte sie abends an Papas Arm auf der vorgeschriebenen Bahn durch die Säle, — graue Würdenträger erröteten, wenn sie ihrer Ansprache teilhaftig wurden und der „Eilbote" schrieb, daß Ihre Königliche Hoheit nicht nur nach ihrem erhabenen Rang die Königin des Festes gewesen sei. Ja, sie wirkte Glück, indem sie sich zeigte, bei Hofe sowohl wie draußen in den Straßen oder nachmittags im Stadtgarten, zu Pferd oder zu Wagen, — und die Wangen der Leute färbten sich höher. Blumen

und Lebehochs und alle Herzen flogen ihr zu, und die „Hoch" riefen, meinten sich selbst damit, wie man deutlich sah, und riefen freudig aus, daß sie selbst hoch lebten und an hohe Dinge glaubten in diesem Augenblick. Aber Klaus Heinrich wußte wohl, daß Mama lange, sorgfältige Stunden an ihrer Schönheit gearbeitet hatte, daß ihr Lächeln und Grüßen voller Übung und Absicht war und daß ihr eigenes Herz nicht hochschlug, keineswegs, für nichts und für niemanden.

Liebte sie irgendwen, zum Beispiel ihn selbst, Klaus Heinrich, der ihr doch ähnlich war? Ach, doch, das tat sie wohl dennoch, so weit sie Zeit dazu hatte und dann selbst, wenn sie ihn mit kühlen Worten an seine Hand erinnerte. Aber es schien, daß sie Ausdruck und Zeichen ihrer Zärtlichkeit für solche Gelegenheiten sparte, wo Zuschauer zugegen waren, die sich daran erbauen konnten. Klaus Heinrich und Ditlind kamen nicht oft mit ihrer Mutter in Berührung, zumal sie nicht wie seit einiger Zeit Albrecht, der Thronfolger, an der elterlichen Tafel teilnahmen, sondern mit Madame aus der Schweiz gesondert speisten; und wenn sie, was einmal der Woche geschah, in Mamas Wohnräume zu Besuch berufen wurden, so verlief solch Beisammensein ohne Gefühlswallungen unter gelassenen Fragen und artigen Antworten, während es sich im ganzen darum handelte, wie man auf ansprechende Art mit einer Teetasse voll Milch in einem Fauteuil säße. Aber bei den Konzerten, die jeden zweiten Donnerstag unter dem Namen „Donnerstage der Großherzogin" im Marmorsaal stattfanden und so angeordnet waren, daß die Hofgesellschaft an kleinen Tischen mit goldenen Beinen und roten Sammetdecken saß, während der Kammersänger Schramm vom Hoftheater mit Musikbegleitung so mächtig sang, daß die Adern auf seiner kahlen Stirne schwollen, — bei den Konzerten durfte Klaus Heinrich und Ditlind zuweilen festlich gekleidet eine Nummer und Pause lang im Saale sein, und dann zeigte Mama, daß sie sie lieb habe, zeigte es ihnen und allen so innig und ausdrucksvoll, daß kein Zweifel blieb. Sie nahm sie zu sich an den Tisch, dem sie vorsaß und hieß sie mit glücklichem Lächeln, sich zu ihren Seiten zu stellen, lehnte sich ihre Wangen an Schulter und Brust, sah ihnen mit weichem, beseeltem Blick in die Augen und küßte sie beide auf Stirn und Mund. Aber die Damen neigten die Köpfe zur Seite und blinzelten rasch mit verklärter Miene, indes die Herren langsam nickten und sich in die Schnurrbärte bissen, um auf männliche Art ihre Ergriffenheit zu bemeistern . . . Ja, das war schön, und die Kinder fühlten sich beteiligt an dieser Wirkung, die alles übertraf, was Kammersänger Schramm mit seinen seligsten Tönen erzielte, und schmiegten sich stolz an Mama. Denn Klaus Heinrich wenigstens sah ein, daß es uns dem Wesen der Dinge gemäß nicht anstand, einfach zu fühlen und damit glücklich zu sein, sondern daß es uns zukam, unsere Zärtlichkeit im Saale anschaulich zu machen und auszustellen, damit die Herzen der Gäste schwöllen.

Zuweilen bekamen auch die Leute draußen in Stadt und Park zu sehen, daß Mama uns lieb hatte. Denn während Albrecht am frühen Morgen mit dem Großherzog ausfuhr oder ritt — obgleich er so schlecht zu Pferde saß — so hatten Klaus Heinrich und Ditlind von Zeit zu Zeit und abwechselnd Mama auf ihren Spazierfahrten zu begleiten, die im Frühjahr und Herbst nachmittags um die Promenadezeit stattfanden, in Gegenwart der Freifrau von Schulenburg-Tressen. Klaus Heinrich war ein wenig erregt und fieberhaft von diesen Spazierfahrten, mit denen schlechterdings kein Vergnügen, sondern im Gegenteil viel Mühe und Anstrengung verbunden war. Denn gleich, wenn zwischen den präsentierenden Grenadieren der offene Wagen das Löwenportal am Albrechtsplatze verließ, so stand viel Volks dort versammelt, das die Ausfahrt erwartet hatte, Männer, Frauen und Kinder, die riefen und gierig schauten; und es galt sich zusammenzunehmen und anmutig standzuhalten, zu lächeln, die linke Hand zu verbergen und so mit dem Hute zu grüßen, daß es Freude im Volke hervorrief. Das ging so fort auf der Fahrt durch die Stadt und im Grünen. Die anderen Fuhrwerke mußten wohl Abstand nehmen von unserem, die Schutzmänner hielten darauf. Jedoch die Fußgänger standen am Wegessaum, die Damen ließen sich knixend nieder, die Herren hielten den Hut am Schenkel und blickten von unten mit Augen voll Andacht und dringlicher Neugier, — und dies war Klaus Heinrichs Einsicht: daß alle da waren, um eben da zu sein und zu schauen, indes er da war, um sich zu zeigen und geschaut zu werden; und das war das weitaus Schwerere. Er hielt seine linke Hand in der Paletottasche und lächelte, wie Mama es wünschte, während er fühlte, daß seine Wangen in Hitze standen. Aber der „Eilbote" schrieb, daß die Wangen unseres kleinen Herzogs wie Rosen gewesen seien vor Wohlbefinden.

Klaus Heinrich war dreizehn Jahre alt, als er an dem einsamen Perlmuttertischchen inmitten des kalten Silbersaales stand und das Eigentliche zu ergründen suchte, um das es sich für ihn handelte. Und wie er die Erscheinungen innig durchdrang: den leeren, zerschlissenen Stolz der Gemächer, der über Zweck und Behagen war, die Symmetrie der weißen Kerzen, in welcher ein hoher und angespannter Dienst, eine beherrschte Entsagung ausgedrückt schien, die kurze Verstörung auf seines Vaters Gesicht, wenn man ihn freihin ansprach, die kühl und streng gepflegte Schönheit seiner Mutter, die sich lächelnd der Begeisterung darstellte, die andachtsvollen und dringlich neugierigen Blicke der Leute draußen — da ergriff ihn eine Ahnung, eine ungefähre und wortlose Erkenntnis dessen, was seine Angelegenheit war. Aber zur selben Zeit kam ihn ein Grauen an, ein Schauder vor dieser Art von Bestimmung, eine Angst vor seinem „hohen Beruf", so stark, daß er sich wandte und beide Hände vor seine Augen warf, beide, die kleine runzliche linke auch, und an dem einsamen Tischchen niedersank und weinte, weinte vor Mitleid mit sich und seinem Herzen, bis man kam und

zu Gott emporblickte und die Hände zusammenschlug und fragte und ihn wegführte . . . Er gab an, daß er Furcht gehabt, und das war die Wahrheit.

Er hatte nichts gewußt, nichts begriffen, nichts geahnt von der Schwierigkeit und Strenge des Lebens, das ihm vorgeschrieben war; er war lustig gewesen, hatte sich sorglos fahren lassen und viel Anlaß zum Entsetzen gegeben. Aber früh mehrten sich die Eindrücke, die es ihm unmöglich machten, sich der wahren Sachlage zu verschließen. In der nördlichen Vorstadt, unweit des Quellengartens, war eine neue Straße entstanden; man eröffnete ihm, daß sie auf Magistratsbeschluß den Namen „Klaus Heinrich-Straße" erhalten habe. Gelegentlich einer Ausfahrt sprach seine Mutter mit ihm beim Kunsthändler vor; es galt einen Einkauf. Der Lakai wartete am Schlage, Publikum sammelte sich an, der Kunsthändler eiferte beglückt, — das war nichts Neues. Aber Klaus Heinrich bemerkte zum erstenmal seine Photographie im Schaufenster. Sie hing neben denen von Künstlern und großen Männern, hochgestirnten Männern, deren Augen aus einer berühmten Einsamkeit blickten.

Man war im ganzen zufrieden mit ihm. Er nahm zu an Haltung, und ein gefaßter Anstand kam in sein Wesen, unter dem Druck seiner Berufenheit. Aber das Seltsame war, daß zu gleicher Zeit sein Verlangen wuchs: diese schweifende Wißbegier, die zu befriedigen Schulrat Dröge der Mann nicht war, und die ihn getrieben hatte, mit den Lakaien zu plaudern. Er tat das nicht mehr; es führte zu nichts. Sie lächelten „Du Reiner, du Feiner", sie bestärkten ihn durch eben dieses Lächeln in der dunklen Vermutung, daß seine Welt der symmetrisch aufgesteckten Kerzen in einem unwissenden Gegensatz zur übrigen Welt dort draußen stehe, aber sie halfen ihm garnicht. Er sah sich um auf den Spazierfahrten, auf den Gängen, die er mit Ditlind und Madame aus der Schweiz, gefolgt von einem Lakaien, durch den Stadtgarten unternahm. Er fühlte: wenn alle einig gegen ihn waren, um zu schauen, indes er einzeln und herausgehoben war, um geschaut zu werden, so war er also ohne Teil an ihrem Treiben und Sein. Er begriff ahnungsweise, daß sie mutmaßlich nicht immer so waren, wie er sie sah, wenn sie standen und grüßten mit frommen Augen, daß wohl seine Reinheit und Feinheit es sein mußte, die ihre Augen fromm machte, und daß es ihnen ging, wie den Kindern, wenn sie von Märchenprinzen hörten und so eine Verschönerung der Gedanken und Erhebung über den Wochentag erfuhren. Aber er wußte nicht, wie sie unverschönt und unerhoben am Wochentage blickten und waren, — sein „hoher Beruf" enthielt es ihm vor, und es war wohl also ein gefährlicher und ungehöriger Wunsch, sein Herz berühren zu lassen von Dingen, die seine Hoheit ihm vorenthielt. Er wünschte es dennoch, wünschte es aus einer Eifersucht und jener schweifenden Wißbegier, die ihn zuweilen trieb, Forschungszüge in unbewohnte Gegenden des Alten Schlosses zu unternehmen, mit Ditlind, seiner Schwester, wenn es sich machen ließ.

Sie nannten es „Stöbern", und der Reiz des „Stöberns" war groß; denn es war schwer, mit dem Grundriß und Aufbau des alten Schlosses vertraut zu werden, und jedesmal, wenn sie weit genug ins Entlegene vordrangen, fanden sie Stuben, Gelasse und öde Säle auf, die sie noch nie betreten hatten, oder doch seltsame Umwege zu bekannten Räumen. Aber einmal bei solchem Streifen hatten sie eine Begegnung, stieß ihnen ein Abenteuer zu, das, äußerlich unscheinbar, Klaus Heinrichs Seele doch mächtig ergriff und belehrte.

Gelegenheit bot sich. Während Madame aus der Schweiz sich in Urlaub zum Nachmittagsgottesdienst befand, hatten sie bei der Großherzogin in Gesellschaft zweier Ehrendamen ihre Milch aus Teetassen getrunken, waren entlassen und angewiesen worden, Hand in Hand in die unfernen Kinderzimmer zu ihren Beschäftigungen zurückzukehren. Er bedürfe keines Geleites; Klaus Heinrich sei groß genug, Ditlinden zu führen. Das war er; und auf dem Korridor sagte er:

„Ja, Ditlind, wir wollen nun allerdings in die Kinderzimmer zurückkehren, aber es ist nicht nötig, weißt du, daß wir es auf dem kürzesten, langweiligsten Wege tun. Wir wollen zuerst ein bischen stöbern. Wenn man eine Treppe höher steigt und den Gang verfolgt, bis die Gewölbe anfangen, so ist da hinten ein Saal mit Pfeilern. Und wenn man von dem Saal mit den Pfeilern die Wendeltreppe hinaufklettert, die hinter der einen Tür ist, dann kommt man in ein Zimmer mit hölzerner Decke, wo eine Menge sonderbare Sachen herumliegen. Aber was hinter diesem Zimmer kommt, das weiß ich noch nicht, und das wollen wir auskundschaften. Nun gehen wir also."

„Ja, gehen wir," sagte Ditlinde, „aber nicht zu weit, Klaus Heinrich, und nicht, wo es zu staubig ist, denn auf meinem Kleide sieht man alles."

Sie trug ein Kleidchen aus dunkelrotem Sammet, mit Atlas von derselben Farbe besetzt. Sie hatte damals Grübchen in den Ellenbogen und goldblankes Haar, das sich in Locken gleich Widderhörnern um ihre Ohren legte. Später wurde sie aschblond und mager. Auch sie hatte die breiten, ein wenig zu hoch sitzenden Wangenknochen ihres Vaters und Volkes, aber sie waren zart gebildet, so daß sie der Feinheit ihres herzförmigen Gesichtchens keinen Abbruch taten. Aber bei ihm waren sie kräftig und ausgeprägt, so daß sie seine stahlfarbenen Augen ein wenig zu bedrängen, zu verengern und ihren Schnitt in die Länge zu ziehen schienen. Sein dunkles Haar war seitwärts glatt gescheitelt, an den Schläfen mit Genauigkeit rechtwinklig beschnitten und schräg aus der Stirn hinweggebürstet. Er trug eine offene Jacke mit hoch geschlossener Weste und weißem Fallkragen. In seiner Rechten hielt er Ditlindens Händchen, aber sein linker Arm hing dünn und zu kurz mit seiner bräunlichen, runzlichen und unentwickelten Hand von der Schulter hinab. Er war froh, sie sorglos hängen lassen zu dürfen und nicht geschickt verbergen zu müssen; denn niemand war da,

der schaute und verschönt und erhoben sein wollte, und er selbst durfte schauen und forschen für sein eigenes Herz.

So gingen sie und stöberten wie sie Lust hatten. Ruhe herrschte in den Korridoren, und sie sahen kaum von fern einen Lakaien. Sie stiegen eine Treppe höher und verfolgten den Gang, bis die Gewölbe begannen und sie also in dem Teil des Schlosses waren, der aus den Zeiten Johanns des Gewalttätigen und Heinrichs des Bußfertigen stammte, wie Klaus Heinrich wußte und erklärte. Sie kamen in den Saal mit den Pfeilern, und Klaus Heinrich pfiff dort mehrere Töne schnell nacheinander, weil die ersten noch hallten, wenn der letzte kam, und so ein heller Akkord unter den Kreuzbogen schwebte. Sie kletterten tastend und manchmal auf Händen und Füßen die steinerne Wendeltreppe hinan, die hinter einer der schweren Türen mündete, und kamen in das Zimmer mit der hölzernen Decke, wo sich mehrere seltsame Gegenstände befanden. Es gab dort einige täppisch große, zerbrochene Flinten mit dick verrosteten Schlössern, die wohl zu schlecht fürs Museum gewesen waren, und einen Thronsessel außer Dienst mit zerrissenem roten Sammetpolster, kurzen, weit geschwungenen Löwenbeinen und schwebenden Kinderchen oberhalb der Rückenlehne, die eine Krone trugen. Dann aber war da ein arg verbogenes und verstaubtes, käfigartiges und gräßlich anmutendes Ding, das sie lange und sehr beschäftigte. Trog sie nicht alles, so war es eine Rattenfalle, denn man erkannte die eiserne Spitze, woran der Speck zu befestigen war, und furchtbar zu denken, wie hinter dem großen und widrig bissigen Tier die Klapptür niedergefallen war ... Ja, das nahm Zeit in Anspruch, und als sie sich von der Falle aufrichteten, waren ihre Gesichter erhitzt, und ihre Kleider starrten von Rost und Staub. Klaus Heinrich klopfte sie beide ab, aber das machte nicht vieles gut, denn seine Hände waren ebenfalls grau. Und plötzlich sahen sie, daß die Dämmerung vorgeschritten war. Sie mußten rasch umkehren, Ditlinde bestand ängstlich darauf; es war zu spät geworden, noch weiter vorzudringen.

„Das ist unendlich schade," sagte Klaus Heinrich. „Wer weiß, was wir noch entdeckt hätten und wann wir wieder Gelegenheit zum Stöbern bekommen, Ditlinde!" Aber er folgte der Schwester doch, und sie sputeten sich, die Wendeltreppe wieder zurückzulegen, durchquerten den Pfeilersaal, und traten hinaus in den Bogengang, um eilig und Hand in Hand den Heimweg aufzunehmen.

So wanderten sie eine Strecke; aber Klaus Heinrich schüttelte den Kopf, denn ihm schien, als sei dies der Weg nicht, den sie gekommen waren. Sie wanderten weiter; aber mehrere Anzeichen bewiesen, daß sie die Richtung verfehlt hatten. Diese steinerne Bank mit den Greifenköpfen war hier vorhin nicht gestanden. Dies spitze Fenster ging auf den westlichen, tiefer gelegenen Stadtteil statt auf den inneren Hof mit dem Rosenstock. Sie gingen irr, es half nichts, das fortzuleugnen; sie hatten vielleicht den Saal mit den Pfeilern durch

einen falschen Ausgang verlassen und hatten sich jedenfalls gründlich verlaufen.

Sie gingen ein Stückchen zurück, aber ihre Unruhe litt den Rückschritt nicht lange, und so machten sie wiederum Kehrt, und zogen es vor, bei dem einmal eingeschlagenen Weg aufs Geratewohl zu beharren. Sie gingen in dumpfer, eingeschlossener Luft, und große, ungestört ausgearbeitete Spinngewebe breiteten sich in den Winkeln aus; sie gingen in Sorge, und Ditlinde zumal war reuevoll und dem Weinen nah. Man werde ihr Ausbleiben bemerken, sie traurig ansehen, vielleicht gar dem Großherzog Meldung machen; sie würden niemals den Weg finden, vergessen werden und Hungers sterben. Und wo eine Rattenfalle sei, Klaus Heinrich, da seien auch Ratten ... Klaus Heinrich tröstete sie. Es gelte einzig, die Stelle zu finden, wo an der Wand die Harnische und gekreuzten Fahnen hingen; von diesem Punkte an sei er der Richtung sicher. Und plötzlich — sie hatten eben ein Knie des Wendelganges zurückgelassen — plötzlich geschah etwas. Sie schraken zusammen.

Was sie hörten, war mehr, als der Widerhall ihrer eigenen Schritte; es waren andere, fremde, schwerer, als ihre, sie kamen ihnen bald rasch, bald zögernd entgegen und waren von einem Schnaufen und Brummen begleitet, das ihnen das Blut erstarren ließ. Ditlind machte Miene, davonzulaufen vor Schrecken; aber Klaus Heinrich gab ihre Hand nicht frei, und sie standen mit weiten Augen und ließen kommen, was kam.

Es war ein Mann, der im Halbdunkel sichtbar wurde, und ruhig betrachtet war seine Erscheinung nicht grauenerregend. Er war gedrungen von Körperbau und gekleidet wie ein Veteran im Festzuge. Er trug einen Gehrock von altfränkischem Schnitt, einen wollenen Schal um den Hals und eine Medaille auf der Brust. Er hielt in der einen Hand einen geschweiften Zylinderhut und in der anderen die beinerne Krücke seines knotig gerollten Regenschirms, den er im Gehen taktmäßig auf die Fliesen stieß. Sein spärliches graues Haar war von dem einen Ohr aufwärts in verklebten Strähnen über seinen Schädel gestrichen. Er hatte bogenförmige, schwarze Augenbrauen und einen gelblich-weißen Bart, der ihm wuchs wie dem Großherzog, schwere Oberlider und blaue, wässrige Augen mit Säcken aus welker Haut darunter; er hatte die landesüblichen Wangenknochen, und die Falten seines gewölbten Gesichtes waren wie Risse. Ganz nahe herangekommen, schien er die Geschwister zu erkennen, denn er stellte sich gegen die Außenwand des Ganges, machte gleichsam Front und fing an, eine Anzahl Verbeugungen auszuführen, dergestalt, daß er seinen ganzen Körper von den Fußballen an mehrmals kurz und ruckhaft nach vorn fallen ließ, wobei er seinem Mund einen biederen Ausdruck gab und seinen Zylinderhut, die Öffnung nach oben, vor sich hielt. Klaus Heinrich gedachte, mit einer Kopfneigung an ihm vorüberzugehen, aber betroffen blieb er dennoch stehn, denn der Veteran begann zu sprechen.

„Um Vergebung!" stieß er tief und plötzlich hervor und fuhr dann gemächlicher fort: „Suche ausdrücklich um Vergebung nach bei den jungen Herrschaften! Aber würden die jungen Herrschaften es wohl für ungut nehmen, wenn ich ihnen die Bitte unterbreitete, mir gefälligst den nächsten Weg nach dem nächsten Ausgang bekanntzugeben? Es braucht nicht gerade das Albrechtstor zu sein, — gar nicht mal nötig, daß es das Albrechtstor ist. Aber irgendein Ausgang aus dem Schloß, wenn ich so frei sein darf, das Ersuchen an die jungen Herrschaften zu richten ..."

Klaus Heinrich hatte seine linke Hand in die Hüfte gestemmt, weit hinten, so daß sie fast schon im Rücken saß, und sah zu Boden. Man hatte einfach das Wort an ihn gerichtet, hatte ihn geradeswegs und in unbehilflicher Form zur Rede gestellt; er dachte an seinen Vater und zog die Brauen zusammen. Er arbeitete hastig an der Frage, wie er sich in dieser fehlerhaften und unordentlichen Lage zu verhalten habe. Albrecht hätte seinen kleinen Mund gemacht, hätte mit seiner kurzen, gerundeten Unterlippe ein wenig an der oberen gesogen und wäre schweigend weitergegangen, — soviel war sicher. Aber warum stöberte man, wenn man an dem ersten ernsthaften Abenteuer steif und gekränkt vorübergehen wollte? Und der Mann war rechtschaffen und führte sicher nichts Böses im Schilde, das sah Klaus Heinrich, als er sich zwang, die Augen aufzuschlagen. Er sagte einfach:

„Gehen Sie mit uns, das ist das Beste. Ich will Ihnen gerne zeigen, wo sie abbiegen müssen, damit Sie zu einem Ausgang kommen." Und sie gingen.

„Danke!" sagte der Mann. „Danke aufrichtig für alle Freundlichkeit! Hätte wahrhaftigen Gott nicht gedacht, daß ich eines Tages nochmal mit den jungen Herrschaften im Alten Schloß herumspazieren würde. Aber so geht es, und nach all meinem Ärger ... Denn ich hab mich geärgert, mächtig geärgert, das bleibt wahr und bestehen ... nach all meinem Ärger hab ich nun doch noch diese Ehre und dieses Vergnügen".

Klaus Heinrich wünschte sehr zu fragen, was der Grund von soviel Ärger gewesen sei; aber der Veteran fuhr schon fort (und stapfte taktmäßig dabei seinen Regenschirm auf die Fliesen):

„Und ich hab die jungen Herrschaften auch gleich erkannt, trotzdem es ein bischen dunkel ist hier in den Gängen, denn ich hab sie doch manches liebe Mal in der Kalesche gesehn und mich immer gefreut, denn ich hab selbst so'n Paar Würmer zu Haus, will sagen, meine sind Würmer, meine ... und der Junge heißt auch Klaus Heinrich."

„Gerade wie ich?" sagte Klaus Heinrich aus unmittelbarem Vergnügen ... „Das ist ein hübscher Zufall!"

„Nö, Zufall? Nach Ihnen!" sagte der Mann. „Das ist denn doch wohl kein Zufall nicht, wo er doch ausgesprochen nach Ihnen so heißt, denn er ist ein

paar Monat jünger, als Sie, und da giebt es viele in Stadt und Land, die auch so heißen, und alle nach Ihnen. Nö, Zufall kann man doch das wohl nicht nennen . . ."

Klaus Heinrich verbarg seine Hand und schwieg.

„Ja, gleich erkannt", sagte der Mann. „Und hab mir gedacht: Gottlob, dacht' ich, und das nenn' ich Glück im Unglück, und die werden dir aus der Falle helfen, worein du alter Tölpel getappt bist, und kannst wohl lachen, dacht' ich, denn hier ist schon mancher herumgestolpert, den die Kujone auf den Leim geführt haben und der's so gut nicht getroffen hat . . ."

Kujone? Dachte Klaus Heinrich . . . Und auf den Leim? Er blickte starr geradeaus, er wagte nicht zu fragen. Eine Furcht, eine Hoffnung kam ihn an . . . Er sagte ganz leise:

„Man hat Sie . . . auf den Leim geführt?"

„An der Nase!" sagte der Veteran. „An der Nase haben sie mich geführt, die Hallunken, und das mit Glanz! Aber das kann ich den jungen Herrschaften sagen, so jung Sie sind, aber das wird Ihnen gut tun, zu wissen, daß es eine große Verderbnis ist hier mit den Leuten. Da kommt man und liefert mit allem Respekt seine Arbeit ein . . . Ja, Gott soll mich bewahren!" rief er plötzlich und schlug sich mit seinem Hut vor die Stirn. „Ich hab mich den Herrschaften wohl noch nicht mal präsentiert und bekannt gegeben? — Hinnerke!" sagte er. „Schuhmachermeister Hinnerke, Hoflieferant, gedient und ausgezeichnet". Und er wies mit dem Zeigefinger seiner großen, rauhen und gelblich gefleckten Hand auf die Medaille an seiner Brust. „Die Sache ist so, daß Königliche Hoheit der Herr Papa die Gnade gehabt hat, ein Paar Stiefel bei mir zu bestellen, Schaftstiefel, Reitstiefel, mit Sporenkäppchen und in Lackleder von prima Qualität. Die mach' ich denn, ich hab sie ganz allein gemacht mit aller Akkuratesse, und heut' sind sie fertig und blitzten nur so. Sollst selbst gehen, sag' ich zu mir . . . ich hab einen Jungen, der austrägt, aber ich sage zu mir: Sollst selbst gehen, es ist für den Herrn Großherzog. Und zieh' mich denn an und nehm' meine Stiefel und gehe aufs Schloß. ‚Schön!' sagen gleich unten die Lakaien und wollen sie mir abnehmen. ‚Nein!' sag' ich, denn ich trau' ihnen nicht. Ich hab meine Aufträge und meinen Hoftitel für mein Renommee, will ich den Herrschaften sagen, und nicht weil ich die Kammerlakaien bezahle. Aber die Bursche sind verwöhnt mit Trinkgeldern von den Lieferanten und wollen bloß was von mir für die Besorgung. ‚Nein', sag' ich, denn ich bin nicht für Durchstecherei und schleichendes Wesen, ‚ich will sie persönlich einliefern, und wenn ich sie nicht dem Herrn Großherzog selber geben kann, so will ich sie Herrn Kammerdiener Prahl geben'. Sie giften sich, aber sie sagen: ‚Dann müssen Sie da hinauf gehen!' Und ich gehe da hinauf. Da oben sind wieder welche, und sagen ‚Schön'! und wollen die Stiefel besorgen, aber ich verlange nach

Prahl und bleibe dabei. Sie sagen: ‚Er trinkt Kaffee', aber ich bin fest und sage, dann will ich warten, bis er ausgetrunken hat. Und indem ich das sage, wer kommt vorbei in seinen Schnallenschuhen? Kammerdiener Prahl. Und sieht mich denn, und ich gebe ihm die Stiefel mit ein paar angemessenen Worten, und er sagt ‚Schön!' und sagt noch eigens: ‚Hübsch sind sie!' und nickt mir zu und trägt sie weg. Nu bin ich ruhig, denn Prahl, auf den is Verlaß, und nu will ich gehen. ‚Hö!' ruft Einer. ‚Herr Hinnerke! Sie gehen ja falsch!' ‚Verdammt!' sag ich, und kehre um und gehe nach der andern Seite. Aber das war das Dümmste, was ich tun konnte, denn sie hatten mich in den April geschickt, und ich gehe, wohin ich nicht will. Ich gehe ein Stück und treffe wieder so Einen und frage ihn nach dem Albrechtstor. Aber er merkt gleich, was los ist und sagt: ‚Dann gehen Sie man erst die Treppe hinauf und dann immer nach links und dann wieder hinunter, dann schneiden Sie ein großes Stück ab!' Und ich habe Vertrauen zu seiner Freundschaft und tue, wie er sagt und verbiestere mich mehr und mehr und komme aus aller Kontenanz. Da merke ich, daß es nicht meine Schuld ist, sondern die von den Spitzbuben, und mir fällt ein, daß ich gehört habe, daß sie das oft so machen mit Lieferanten, die ihnen kein Trinkgeld geben, und lassen sie herumirren, daß sie schwitzen. Und der Ärger macht mich blind und dumm und komme in Gegenden, wo keine Seele mehr atmet und weiß nicht ein und nicht aus und graule mich ordentlich. Und schließlich treff ich die jungen Herrschaften. Ja, so ist es mir gegangen mit meinen Stiefeln!" schloß Schuster Hinnerke und wischte sich die Stirn mit dem Handrücken.

Klaus Heinrich preßte Ditlindens Hand. Sein Herz pochte so stark, daß er ganz und gar vergaß, seine linke zu verbergen. Das war es. Das war etwas davon, ein wenig, ein Zug! Sicher, das war von den Dingen, die sein „hoher Beruf" ihm vorenthielt, war von dem Treiben der Leute wie sie unverschönt und am Alltag waren! Die Lakaien . . . Er schwieg, er fand kein einziges Wort.

„Da schweigen sie nun", sagte der Schuster, „die jungen Herrschaften!" Und seine biedere Stimme war ganz bewegt. „Ich hätte es ihnen wohl gar nicht erzählen sollen, weil es ihre Sache nicht ist, so was schlechtes zu erfahren. Aber dann denk' ich doch wieder", sagte er, legte den Kopf auf die Seite und schnippte mit den Fingern in der Luft, „daß es nicht schaden kann, daß es ihnen gar nicht schaden kann für künftig und späterhin . . ."

„Die Lakaien . . ." sagte Klaus Heinrich und nahm einen Anlauf . . . „Die sind wohl schlimm? Ich kann es mir lebhaft vorstellen . . ."

„Schlimm?" sagte der Schuster. „Nichtswürdig sind sie. Das ist das Wort für sie. Wissen Sie, wozu sie fähig sind? Sie halten die Waren zurück, wenn sie nicht genug Trinkgeld bekommen, halten sie zurück, wenn der Lieferant sie in aller Pünktlichkeit zur bestimmten Zeit übersendet, und geben sie mit großer Verspätung ab, damit den Lieferanten die Schuld trifft, und er dasteht als

pflichtvergessen in den Augen der höchsten Herrschaften, und ihm die Aufträge entzogen werden. Das tun sie ohne Skrupeln, und es ist ganz bekannt in der Stadt . . ."

„Ja, das ist arg!" sagte Klaus Heinrich. Er lauschte, lauschte. Er wußte noch kaum, wie sehr erschüttert er war. „Sie tun wohl noch mehr?" sagte er... „Ich glaube bestimmt, daß sie noch mehr tun in dieser Art."

„Und ob!" sagte der Mann und lachte. „Nein, die lassen es nicht fehlen, will ich den jungen Herrschaften sagen, die betätigen sich in mancher Hinsicht. Da ist zum Beispiel der Spaß mit dem Türenöffnen . . . Das machen sie so. Jemand wird zur Audienz zugelassen beim Herrn Papa, unserm gnädigsten Großherzog, und nehmen Sie an, daß er ein Neuling ist und noch nie bei Hofe war. Und kommt denn im Frack und hat Frost und Hitze, denn es ist ja natürlich keine Kleinigkeit, zum erstenmal vor der königlichen Hoheit zu stehen. Und die Lakaien lächeln über ihn, weil sie hier zu Hause sind, und buchsieren ihn ins Vorzimmer, und er weiß nicht, wie ihm geschieht, und vergißt denn auch richtig, den Lakaien Trinkgeld zu geben. Aber dann kommt sein Augenblick, und der Herr Adjutant sagt seinen Namen, und die Lakaien machen die Flügeltür auf und lassen ihn in das Zimmer hinein, wo der Herr Großherzog warten. Da steht denn der Neuling und macht Reverenz und sagt seine Antworten, und der Herr Großherzog in seiner Güte gibt ihm die Hand, und nu is er entlassen und geht rückwärts und denkt, die Flügeltür soll hinter ihm aufgehen, wie man es ihm bestimmt versprochen hat. Aber sie geht nicht auf, sag' ich den jungen Herrschaften, denn die Lakaien sind giftig auf ihn, weil sie kein Trinkgeld bekommen haben, und rühren keinen Finger da draußen. Aber er darf sich nicht umdrehen, das darf er beileibe nicht, weil er dem Herrn Großherzog seinen Rücken nicht zeigen darf, das wäre ein großer Verstoß und eine Beleidigung für den hohen Herrn. Und sucht denn hinter sich mit der Hand nach dem Türgriff und findet ihn nicht und kriegt das Zappeln und springt an der Tür herum und hat er schließlich durch Gottes Erbarmen den Griff, so is es 'ne altmodsche Klinke, und er versteht sich nich drauf und fingert und renkt sich den Arm aus und rackert sich ab und verneigt sich zwischendurch aus Verzweiflung, bis der gnädigste Herr ihn womöglich zuletzt mit eigener Hand hinauslassen muß. Ja, das ist das mit dem Türöffnen! Aber das ist noch garnichts, und nun will ich den jungen Herrschaften . . ."

Sie hatten im Sprechen und Lauschen des Weges kaum acht gehabt, hatten Treppen zurückgelegt und befanden sich im Erdgeschoß, unweit des Albrechtstores. Eiermann, ein Kammerlakai der Großherzogin, kam ihnen entgegen. Er trug einen violetten Frack und Backenbartstreifen. Er war ausgesandt, Ihre großherzoglichen Hoheiten zu suchen. Er schüttelte schon von weitem in lebhaftem Bedauern den Kopf und machte einen trichterförmigen

Mund dazu. Aber als er den Schuster Hinnerke gewahrte, der mit den Kindern ging und seinen Regenschirm vor sich herstieß, versagten alle Muskeln seines Gesichtes, und es ward schlaff und dumm.

Es blieb kaum Zeit zu Dank und Abschied, so rasch wußte Eiermann den Meister von den Kindern zu trennen und zu entfernen. Und unter schlimmen Ankündigungen geleitete er Ihre großherzoglichen Hoheiten in deren Zimmer hinauf, zu Madame aus der Schweiz.

Man blickte zu Gott empor und schlug die Hände zusammen bezüglich ihres Ausbleibens und des Zustandes ihrer Kleider. Das Schlimmste geschah: Man „sah sie traurig an". Aber Klaus Heinrich brachte nur das Notdürftigste an Zerknirschung zustande. Er dachte: Die Lakaien ... „Du Reiner, du Feiner," lächelten sie, denn sie nahmen Geld und ließen die Lieferanten auf den Korridoren irren, wenn sie keines bekamen, hielten die Waren zurück, damit den Lieferanten die Schuld träfe, und öffneten nicht die Flügeltür, so daß der Audienzhabende zappeln mußte. Das war im Schloß, und wie mochte es draußen sein? Draußen unter den Leuten, die so fromm und fremd auf ihn schauten, wenn er grüßend vorüberfuhr? ... Aber wie unterfing sich der Mann, es ihm zu sagen? Nicht ein einziges Mal hatte er ihn Großherzogliche Hoheit genannt, hatte ihm Gewalt angetan und seine Reinheit und Feinheit gröblich verletzt. Und warum war es gleichwohl so seltsam süß, das von den Lakaien zu hören? Warum schlug sein Herz mit solcher entsetzter Freude, da etwas von den wilden und frechen Dingen es berührte, deren Seine Hoheit nicht teilhaft war?

## Doktor Überbein

Klaus Heinrich verlebte drei Knabenjahre gemeinsam mit Altersgenossen aus dem Hof- und Landadel der Monarchie in einem Internat, einer Art erlauchten Konvikts, das Hausminister von Knobelsdorff seinethalben auf Jagdschloß „Fasanerie" begründet und eingerichtet hatte.

Seit hundert Jahren im Kronbesitz, gab Schloß „Fasanerie" dem ersten Aufenthaltspunkt einer von der Residenz gen Norden-Westen führenden Staatsbahnlinie seinen Namen und hatte ihn seinerseits von einem unweit in Wiese und Busch gelegenen „zahmen" Fasanengehege, das die Liebhaberei eines früheren Landesherrn gewesen war. Das Schloß, ein einstöckiges, kastenartiges Landhaus mit einem von Blitzableitern überragten Schindeldach, stand mit Remise und Stallgebäude hart am Saume ausgebreiteter Nadelwaldungen. Eine Reihe bejahrter Linden in Front, blickte es über ein weites, in fernem, blauendem Bogen vom Walde umgrenztes und von Pfaden durchkreuztes Wiesengelände hin, auf dem sich gewalzte Spielplätze und Hürden zum Hindernisreiten abzeichneten. Dem Schlosse schräg gegenüber war ein Wirtshaus, ein Bier- und Kaffeegarten mit hohen Bäumen gelegen, den ein bedächtiger Mann namens Stavenüter

in Pacht hatte und der an Sommersonntagen von Ausflüglern, besonders Radfahrern, aus der Hauptstadt bevölkert war. Den Zöglingen der „Fasanerie" war der Besuch des Wirtsgartens nur unter Aufsicht eines Lehrers erlaubt.

Es waren ihrer fünf, außer Klaus Heinrich: ein Trümmerhauff, ein Gumplach, ein Platow, ein Prenzlau und ein Wehrzahn. Sie wurden in der Gegend „die Fasanen" genannt. Ein ziemlich ausgedienter Landauer aus dem Hofbestande, ein Gig, ein Schlitten und einige Reitpferde standen ihnen zur Verfügung, und wenn zur Winterszeit ein Teil der Wiesen überschwemmt und gefroren war, so bot sich Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Es gab einen Koch, zwei Kammermädchen, einen Kutscher und zwei Lakaien auf Schloß „Fasanerie", von denen der eine zur Not gleichfalls zu fahren verstand.

Gymnasialprofessor Kürtchen, ein kleiner, mißtrauischer und reizbarer Junggeselle von komödiantischen Formen und einer altfränkischen Ritterlichkeit, leitete das Konvikt. Er trug einen gestutzten, ergrauten Schnurrbart, eine Goldbrille vor seinen unruhigen braunen Augen und im Freien stets einen in den Nacken gerückten Zylinderhut. Er ging mit vorgestrecktem Unterleib, indem er seine kleinen Fäuste nach Art eines Dauerläufers zu beiden Seiten seines Bäuchleins hielt. Er behandelte Klaus Heinrich mit einem selbstgefälligen Takt, war aber voller Verdacht gegen den Adelshochmut seiner übrigen Zöglinge und geriet in die Wut eines Katers, wenn er Geringschätzung seines Bürgertums witterte. Auf Spaziergängen liebte er es, wenn Leute in der Nähe waren, stehen zu bleiben, seine Schüler in dichter Gruppe um sich zu versammeln und ihnen mit dem Stock im Sande zeichnend, irgend etwas zu demonstrieren. Frau Amelung, eine stark nach Hoffmannstropfen duftende Hauptmannswitwe, welche die Schüssel der Anstalt führte, nannte er „gnädige Dame" und wußte sich etwas mit dieser Art Kenntnis des feinen Tones.

Ein noch jugendlicher Hilfslehrer mit Doktorgrad stand dem Professor Kürtchen zur Seite — ein aufgeräumter, tätigkeitsfroher und redegewandt schwadronierender, dabei schwärmerisch gesinnter Mensch, der Klaus Heinrichs Denkart und Selbstempfindung vielleicht mehr, als gut war, beeinflußte. Auch ein Turnmeister namens Zotte war gewonnen worden. Nebenbei bemerkt hieß der Hilfslehrer Überbein, mit Vornamen Raoul. Was sonst an Lehrern noch nötig war, kam jeden Tag mit der Eisenbahn aus der Hauptstadt.

Klaus Heinrich bemerkte mit Einverständnis, daß in sachlicher Beziehung die Ansprüche, die man an ihn stellte, sich rasch verminderten. Schulrat Dröges faltiger Zeigefinger haftete nicht mehr an den Zeilen, er hatte das Seine getan; und während der Unterrichtsstunden sowohl wie bei Korrektur der schriftlichen Arbeiten nahm Professor Kürtchen ausgiebig Gelegenheit, seinen Takt zu erweisen. Ganz kurze Zeit nach Begründung des Internates bat er eines Tages — es war nach dem Gabelfrühstück in dem hochfenstrigen Speisesaal zu ebener

Erde — Klaus Heinrich zu sich hinauf in sein Studierzimmer und äußerte wörtlich: „Es ist gegen das allgemeine Interesse, daß Großherzogliche Hoheit während unserer gemeinsamen wissenschaftlichen Übungen zur Beantwortung von Fragen herangezogen werden, die Ihnen im Augenblick unwillkommen sind. Andererseits ist es wünschenswert, daß Großherzogliche Hoheit sich stets durch Handerheben zur Antwort melden. Ich bitte Großherzogliche Hoheit daher, zu meiner Orientierung, bei unwillkommenen Fragen den Arm in ganzer Länge auszustrecken, bei solchen aber, zu deren Lösung aufgefordert zu werden Ihnen angenehm wäre, ihn nur halbwegs und im rechten Winkel zu erheben." Was Doktor Hutzelbein betraf, so erfüllte er den Schulsaal mit einer schallenden Gesprächigkeit, deren Frohsinn das Gegenständliche unter sich ließ, ohne es aus den Augen zu lassen. Er hatte mit Klaus Heinrich keinerlei Vereinbarung getroffen, sondern befragte ihn, wann es ihm einfiel, mit freier Freundlichkeit, ohne daß eine Verlegenheit daraus entstand. Und Klaus Heinrichs wenig sachdienliche Antworten schienen Doktor Überbein zu entzücken, ihn zu einer heiteren Begeisterung hinzureißen. „Ohoho!" rief er und legte lachend den Kopf hintüber . . . „O Klaus Heinrich! O Prinzenblut! O Ew. Ahnungslosigkeit! Des Lebens rauhe Problematik fand Sie unvorbereitet! Nun denn, mir umgetriebenem Manne steht es an, sie zu entwirren." Und er gab selbst die Antwort; rief keinen anderen mehr auf, wenn Klaus Heinrich falsch geantwortet hatte. — Die Unterrichtsweise der übrigen Lehrer trug einen anspruchslos vortragenden Charakter. Und Turnlehrer Zotte hatte von hoher Stelle die Weisung, die körperlichen Exerzitien mit aller Rücksicht auf Klaus Heinrichs linke Hand zu leiten, — so zwar, daß nicht einmal des Prinzen eigene oder der andern Knaben Aufmerksamkeit unnötigerweise auf den kleinen Fehler gelenkt werde. Die Leibesübungen beschränkten sich also auf Laufspiele, und in der Reitstunde, die gleichfalls Herr Zotte erteilte, war alle Verwegenheit ausgeschlossen.

Klaus Heinrichs Verhältnis zu den fünf Kameraden war nicht innig zu nennen, es wollte zu eigentlicher Vertrautheit nicht gedeihen. Er stand für sich, war niemals einer von ihnen, ging schlechterdings in ihrer Anzahl nicht auf. Sie waren fünf, und er war einer; der Prinz, die Fünfe und die Lehrer, das war die Anstalt. — Mehreres stand einer unbefangenen Freundschaft entgegen. Die Fünf waren Klaus Heinrichs wegen da, sie waren zur Gefährtschaft mit ihm befohlen, sie wurden in der Stunde nicht mehr gefragt, wenn er falsch geantwortet hatte, sie hatten sich bei Ritt und Spiel seiner Körperbeschaffenheit anzupassen. Sie fanden sich auf den Vorzug der Lebensgemeinschaft mit ihm bis zum Überdruß hingewiesen. Ein paar von ihnen, die jungen von Gumplach, von Platow und von Wehrzahn, minder begüterte Landjunker, standen die ganze Zeit unter dem Eindruck des beglückten Stolzes, den ihre Eltern an den Tag gelegt hatten, als die Einladung des Hausministeriums ihnen zugegangen war,

der Glückwünsche, die man ihnen von allen Seiten dargebracht hatte. Graf Prenzlau andererseits, jener Dicke, Rothaarige, Sommersprossige mit der atemlosen Sprechweise und dem Vornamen Bogumil, war ein Sproß der reichsten und adligsten Grundbesitzerfamilie des Landes, verwöhnt und voll Selbstgefühl. Er wußte genau, daß die Seinen die Aufforderung des Barons von Knobelsdorff nicht wohl hatten ausschlagen können, daß sie ihnen aber durchaus keine Himmelsgnade bedeutet hatte, und daß er, Graf Bogumil, auf den Gütern seines Vaters weit besser und standesgemäßer hätte leben können, als auf Schloß „Fasanerie". Er fand die Reitpferde schlecht, den Landauer schäbig, den Gig in der Bauart veraltet; er murrte heimlich über das Essen. Dagobert Graf Trümmerhauff, ein windhundähnlicher und feiner Knabe, dessen Rede ein Säuseln war, hielt zu ihm in allen Stücken.

Sie hatten ein Wort miteinander, das voll von dem Ausdruck ihres mäklichen und aristokratischen Wesens war, und das sie mit einer schneidenden Kehlstimme gern und häufig verwandten: „Schweinerei". Es war eine Schweinerei, sich lose Kragen ans Hemd zu knüpfen. Es war eine Schweinerei, im gewöhnlichen Sacco-Anzug Lawn-Tennis zu spielen. Aber Klaus Heinrich fühlte sich nicht zur Pflege dieses Wortes geboren. Er hatte bisher überhaupt nicht gewußt, daß es Hemden mit angenähten Kragen gab und daß man soviele Anzüge auf einmal besitzen könne wie Bogumil Prenzlau. Er hätte gern „Schweinerei" gesagt, aber ihm fiel ein, daß er zur selben Stunde gestopfte Strümpfe trug. Er fand sich unelegant neben Prenzlau und plump im Vergleich mit Trümmerhauff. Trümmerhauff war edel wie ein Tier. Er hatte eine lange, spitze Nase mit messerscharfem Rücken und weiten, vibrierenden, dünnwandigen Nüstern, bläuliche Adern an seinen zarten Schläfen und winzige Ohren ohne Läppchen. Aus seinen weiten, farbigen Manschetten, die mit goldenen Kettenknöpfen geschlossen waren, kamen erlesene Damenhände mit gewölbten Nägeln hervor, und das Gelenk der einen war mit einem goldenen Armband geschmückt. Er säuselte mit halbgeschlossenen Augen... Nein, es war klar, daß Klaus Heinrich mit Trümmerhauff an Vornehmheit nicht wetteifern konnte. Seine rechte Hand war ziemlich breit, er hatte Backenknochen wie alles Volk, und geradezu stämmig kam er sich vor an Dagoberts Seite. Wohl möglich, daß Albrecht es besser verstanden hätte, mit den Fasanen „Schweinerei" zu sagen. Er seinerseits war kein Aristokrat, war keiner, deutliche Tatsachen sprachen dagegen. Wie war es mit seinem Namen? Klaus Heinrich, so hießen die Schustersöhne im Land, und Herrn Stavenüters Kinder dort drüben, die die Finger zum Schneuzen gebrauchten, wurden wie er, wie seine Eltern, sein Bruder genannt. Aber die Adligen hießen Bogumil und Dagobert . . . Klaus Heinrich stand einzeln und allein unter den Fünfen.

Er schloß dennoch eine Freundschaft auf Schloß „Fasanerie", und es war die mit Doktor Überbein, dem Hilfslehrer. Raoul Überbein war kein schöner

Mann. Er hatte einen roten Bart und eine grünlich-weiße Gesichtsfarbe zu wasserblauen Augen, spärliches rotes Haar und überaus häßliche, abstehende und nach oben spitz zulaufende Ohren. Aber seine Hände waren klein und zart. Er benutzte ausschließlich weiße Kravatten, was seiner Erscheinung etwas Festliches verlieh, obgleich seine Garderobe dürftig war. Er trug im Freien einen Lodenmantel und beim Reiten — denn Doktor Überbein ritt, und zwar vortrefflich — einen strapazierten Gehrock, dessen Schöße er mit Sicherheitsnadeln umlegte, enge, geknöpfte Hosen und einen hohen Hut.

Worin bestand der Zauber, den er auf Klaus Heinrich ausübte? Dieser Zauber war mehrfach zusammengesetzt. Man lebte noch nicht lange miteinander, als unter den „Fasanen" das Gerücht in Umlauf kam, der Hilfslehrer habe vor Jahr und Tag mit genauer Not ein Kind aus einem Moor oder Sumpf gezogen und befinde sich im Besitz der Rettungsmedaille. Das war ein Eindruck. Später erfuhr man noch mehr aus Doktor Überbeins Leben, und auch Klaus Heinrich erfuhr davon. Es hieß, er sei dunkler Herkunft, sei vaterlos. Seine Mutter sei eine Schauspielerin gewesen, die ihn gegen Entgelt von armen Leuten an Kindesstatt habe annehmen lassen, und ehemals habe er Hunger gelitten, woher die grünliche Färbung seines Gesichtes rühre. Das waren Dinge, die sich der Einsicht, ja dem Nachdenken verschlossen, wilde, unzugängliche Dinge, auf welche übrigens Doktor Uberbein zuweilen selber anspielte, zum Beispiel, wenn die adeligen Knaben, denen sein dunkler Ursprung im Sinne saß, sich etwa anmaßend und unziemlich gegen ihn betrugen. „Nesthäkchen und Muttersöhnchen!" sagte er dann in lautem Unmut. „Ich lasse mir lange genug den Wind um die Nase wehen, um Bescheidenheit von euch Herrchen verlangen zu dürfen!" — Auch dies, daß Doktor Überbein sich den Wind hatte um die Nase wehen lassen, verfehlte nicht seine Wirkung auf Klaus Heinrich. Aber das eigentlich Reizvolle an des Doktors Person war die Art seines direkten Verhaltens gegen Klaus Heinrich, der Ton, in dem er vom ersten Tage an mit ihm verkehrte, und der ihn von allen anderen Menschen strikt unterschied. Er wußte nichts von der steifen Verschlossenheit der Lakaien, von Madames bleichem Entsetzen, von Schulrat Dröges sachlichen Verbeugungen oder von Professor Kürtchens selbstgefälliger Rücksichtnahme; er wußte gar nichts von dem fremden, frommen und dennoch zudringlichen Wesen, mit dem die Leute draußen auf Klaus Heinrich blickten. Während der ersten Tage nach Zusammentritt des Konviktes verhielt er sich schweigsam, beschränkte sich auf Beobachtung. Dann aber näherte er sich dem Prinzen mit einem lächelnden und lauten Freimut, einer frischen, väterlichen Kameradschaftlichkeit, wie Klaus Heinrich sie niemals gekannt hatte. Sie verstörte ihn anfangs, er blickte erschreckt in des Doktors grünliches Gesicht. Aber diese Verwirrung wirkte auf jenen nicht zurück, schüchterte ihn keineswegs ein; sie bestärkte ihn in seiner herzlich schwadronierenden Unbefangenheit, und

nicht lange, so war Klaus Heinrich erwärmt und gewonnen. Denn in Doktor Überbeins Art lag nichts Gemeines, nichts Niederreißendes, nicht einmal etwas Absichtliches und Erzieherisches. Es lag darin die Überlegenheit eines Mannes, der sich den Wind hatte um die Nase wehen lassen, und zugleich eine zarte und freie Huldigung für Klaus Heinrichs anderes Sein und Wesen; Liebe und Anerkennung lag darin, nebst dem fröhlichen Antrag eines Bündnisses zwischen ihren beiden Wesensarten. Er nannte ihn ein paarmal „Hoheit", dann einfach „Prinz", dann ganz einfach „Klaus Heinrich". Und dabei blieb es.

Sie hielten die Tête, der Doktor auf seinem breiten Schecken links von Klaus Heinrich auf seinem gutgesinnten Fuchs, wenn die „Fasanen" spazieren ritten, — trabten im Schnee oder Blätterfall durch Frühjahrsschmelze oder Sommersbrüten den Waldsaum entlang, über Land, durch die Dörfer, und Doktor Überbein erzählte von seinem Leben. Raoul Überbein, wie das klang, nicht wahr? Geschmackvoll war wesentlich anders! Ja, Überbein war der Name seiner Adoptiveltern gewesen, armer, alternder Leutchen aus der unteren Bankbeamtensphäre, und er führte ihn nach Recht und Spruch. Aber daß er Raoul genannt werde, darin hatte die einzige Bestimmung und Vorschrift seiner Frau Mutter bestanden, als sie die Abfindungssumme nebst seiner fatalen kleinen Person den Leutchen eingehändigt hatte, — eine sentimentale Bestimmung offenbar, eine Bestimmung der Pietät. Sehr möglich wenigstens, daß sein rechter und eigentlicher Vater Raoul geheißen hatte, und hoffentlich hatte sein Nachname in schönem Einklang damit gestanden. Übrigens war es eine ziemlich leichtsinnige Handlungsweise seiner Pflegeeltern gewesen, ein Kind anzunehmen, denn „ein gewisser" Schmalhans war Küchenmeister gewesen bei Überbeins, und wahrscheinlich hatten sie nur aus einer dringenden Notlage nach der Abfindungssumme gegriffen. Nur die dürftigste Schulbildung war dem Knaben zuteil geworden, aber er hatte sich die Freiheit genommen, zu zeigen, wer er war, hatte sich ein bischen hervorgetan, und da er gern Lehrer werden wollte, so waren ihm aus einem öffentlichen Fonds die Mittel zur Seminarausbildung bewilligt worden. Nun, er hatte das Seminar absolviert, nicht ohne Auszeichnung übrigens, denn es war ihm drauf angekommen, und dann hatte man ihn als Volksschullehrer angestellt, mit einem kolossalen Gehalt, wovon er noch hie und da aus Erkenntlichkeit seine ehrlichen Pflegeeltern unterstützt hatte, bis sie beinahe gleichzeitig gestorben waren. Wohl ihnen! Da hatte er gestanden, allein in der Welt, ein Malheur von Geburt und arm wie ein Spatz und von Gott begabt mit einer grünlichen Fratze nebst Hundsohren, um sich einzuschmeicheln. Freundliche Bedingungen, nicht wahr? Aber solche Bedingungen, das waren die guten Bedingungen, — ein für allemal, so verhielt es sich. Eine elende Jugend, Einsamkeit und Ausgeschlossenheit vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, ein ausschließliches und strenges Auf

die Leistung gestellt sein, — man setzte kein Fett an dabei, man ward innerlich sehnig, man kannte kein Behagen und überflügelte diesen und jenen. Welche Begünstigung der Fähigkeiten, wenn man kalt und klar auf sie angewiesen war! Welch Vorteil vor denen, die „es nicht nötig", in dem Grade „nicht nötig hatten"! Vor den Leuten, die sich des Morgens eine Zigarre anzündeten ... Zu jener Zeit, am Krankenbett einer seines ungewaschenen kleinen Schüler, in einer Stube, wo es nicht gerade nach Frühlingsblüten roch, hatte Raoul Überbein die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, — etliche Jahre älter, als er, aber in ähnlicher Lage und ebenfalls ein Malheur von Geburt, insofern er ein Jude war. Klaus Heinrich kannte ihn, — doch, man konnte sagen, daß er ihn bei intimer Gelegenheit kennen gelernt hatte. Sammet war sein Name, Medicinae Doktor; er war durch Zufall auf der Grimmburg zugegen gewesen, als Klaus Heinrich geboren wurde, und hatte sich ein paar Jahre danach in der Hauptstadt als Kinderarzt aufgetan. Nun, das war Überbeins Freund, war es heute noch, und damals hatten sie manches gute Gespräch über Schicksal und Strammheit miteinander gehabt. Verdammt noch mal, sie hatten sich den Wind um die Nase wehen lassen, einer wie der andere. Überbein angehend, so dachte er mit ernster Freude an die Zeit zurück, da er Volksschullehrer gewesen war. Seine Tätigkeit hatte sich nicht ganz und gar auf das Klassenzimmer beschränkt, er hatte sich den Spaß gemacht, sich auch persönlich und menschlich ein bischen um seine kleinen Strolche zu kümmern, ihnen in ihr Heim, ihr zuweilen nicht sehr idyllisches Familienleben nachzugehen, und dabei verfehlte man nicht, allerlei Einblicke zu tun. Wahrhaftig, wenn er vordem des Lebens schmallippiges Antlitz noch nicht gekannt hatte, so hatte er damals Gelegenheit gehabt, hineinzusehen. Übrigens hatte er nicht aufgehört, für sich selbst zu arbeiten, hatte fetten Bürgerkindern Privatstunden erteilt und sich den Leibgurt enger gezogen, um sich Bücher kaufen zu können, — hatte die langen, stillen und freien Nächte benutzt, um zu studieren. Und eines Tages hatte er mit außerordentlicher Genehmigung die Staatsprüfung abgelegt, hatte nebenbei promoviert und war zur Lateinschule übergegangen. Eigentlich hatte es ihm leid getan, seine kleinen Strolche zu verlassen; aber so war sein Weg gewesen. Und dann hatte es sich gefügt, daß man ihn zum Hilfslehrer auf Schloß „Fasanerie" erkoren hatte, wiewohl er doch ein Malheur von Geburt war ...

So erzählte Doktor Überbein, und Klaus Heinrich wurde von Freundschaft erfüllt, während er ihm zuhörte. Er teilte seine Geringschätzung derer, die „es nicht nötig hatten" und sich des Morgens eine Zigarre anzündeten, Furcht und Freude bewegten ihn bei dem, was Überbein in seiner lustig bramarbasierenden Art über den „Wind", die „Einblicke" und über des Lebens schmallippiges Antlitz verlauten ließ, und mit einer persönlichen Teilnahme verfolgte er seine glücklose und tapfere Laufbahn von der Abfindungssumme bis zur Anstellung

als Gymnasiallehrer. Ihm war, als sei er auf irgendeine allgemeine Weise befähigt, sich an einem Gespräch über Schicksal und Strammheit zu beteiligen. Er fühlte eine Weichheit, das Erlebnis seiner eigenen fünfzehn Jahre geriet in Bewegung, ein Drang nach eigener Mitteilung und Hingabe kam ihn an, und er versuchte, auch seinerseits von sich zu erzählen. Aber das Merkwürdige war, daß Doktor Überbein dem Einhalt tat, sich solcher Absicht aufs entschiedenste widersetzte. „Nein, nein, Klaus Heinrich," sagte er, „halt und Punktum. Nur keine Unmittelbarkeiten, wenn ich bitten darf! Nicht als ob ich nicht wüßte, daß Sie mir allerlei zu erzählen hätten ... Ich habe es gewußt, als ich Ihnen einen halben Tag lang zugeschaut hatte. Aber Sie mißverstehen mich völlig, wenn Sie glauben, daß ich Sie dazu verleiten möchte, an meinem Halse zu weinen. Erstens würden Sie es über kurz oder lang bereuen. Aber zweitens kommen Ihnen die Freuden des traulichen Geständnisses überhaupt nicht zu ... Sehen Sie, ich darf schwatzen. Was bin ich? Ein Hilfslehrer. Kein ganz alltäglicher, meinetwegen, aber doch nichts darüber hinaus. Ein sehr bestimmbares Einzelwesen. Aber Sie? Was sind Sie? Das ist schwieriger ... Sagen wir: ein Inbegriff, eine Art Ideal. Ein Gefäß. Eine sinnbildliche Existenz, Klaus Heinrich, und damit eine formale Existenz. Aber Form und Unmittelbarkeit, — wissen Sie noch nicht, daß sich das ausschließt? Es schließt sich aus. Sie haben kein Recht auf unmittelbare Vertraulichkeit, und wenn Sie's versuchten damit, so würden Sie selber erfahren, daß sie Ihnen nicht taugt, würden sie als unzulänglich und abgeschmackt erfinden. Ich muß Sie zur Haltung ermahnen, Klaus Heinrich ..."

Klaus Heinrich salutierte lächelnd mit der Reitpeitsche. Und lächelnd ritten sie weiter.

Ein ander Mal sagte Doktor Überbein beiläufig: „Die Popularität ist keine sehr gründliche, aber eine großartige und umfassende Art der Vertraulichkeit." Mehr sagte er nicht hierüber.

Zuweilen im Sommer, in der großen Unterrichtspause am Vormittag, saßen sie miteinander in dem leeren Wirtsgarten, — promenierten in irgendwelchem Gespräch über das Wiesenland, auf dem die „Fasanen" sich tummelten, und improvisierten einen Aufenthalt mit Limonade in Herrn Stavenüters Anwesen. Herr Stavenüter wischte freudig den rohen Tisch und brachte persönlich die Limonade. Man mußte den Glaskugel-Pfropfen durch den Flaschenhals stoßen „Reine Ware!" sagte Herr Stavenüter. „Das Bekömmlichste von Allem. Kein Gesudel, Großherzogliche Hoheit und Sie, Herr Doktor, sondern gezuckerte Natursäfte und mit dem besten Gewissen zu empfehlen!" Dann hieß er seine Kinder singen, dem Besuch zu Ehren. Sie waren zu dritt, zwei Mädchen und ein Knabe, und konnten dreistimmig singen. Sie standen in einiger Entfernung unter dem grünen Blätterdach der Kastanienbäume und sangen Volkslieder,

indem sie sich mit den Fingern schneuzten. Einmal sangen sie ein Lied mit dem Anfang: „Menschen, Menschen sind wir alle", und Doktor Überbein gab durch Zwischenbemerkungen sein Mißfallen an dieser Nummer des Programms zu erkennen. „Ein faules Lied," sagte er und beugte sich seitwärts zu Klaus Heinrich. „So recht ein ordinäres Lied. Ein bequemes Lied, Klaus Heinrich, es muß Ihnen nicht sehr zusagen". Später, als die Kinder nicht mehr sangen, kam er nochmals auf dieses Lied zurück und bezeichnete es geradezu als „schlampig". „Wir sind alle, alle Menschen", wiederholte er, — „Gott erbarme sich, ja, zweifelsohne. Aber vielleicht darf man demgegenüber daran erinnern, daß die Bemerkenswerteren unter uns immerhin die sein mögen, die Veranlassung geben, diese Wahrheit besonders zu betonen . . . Sehen Sie," sagte er, indem er sich zurücklehnte, ein Bein über das andere schlug und seinen roten Bart von unten, von der Kehle aus streichelte, „sehen Sie, Klaus Heinrich, ein Mann von etwelchem geistigen Bedürfnis wird sich nicht enthalten können, in dieser platten Welt das Außerordentliche zu suchen und es zu lieben, wo und wie es irgend erscheint, — er muß sich ärgern an solchem schlampigen Lied, an solcher schafsgemütlichen Wegleugnung des Sonderfalles, des hohen und des elenden und desjenigen, der beides zugleich ist . . . Rede ich fürs Haus? Unsinn! Ich bin nur ein Hilfslehrer. Aber Gott mag wissen, was mir im Blute spukt, — ich finde keine Genugtuung darin, zu betonen, daß wir im Grunde alle nur Hilfslehrer sind. Ich liebe das Ungewöhnliche in jeder Gestalt und in jedem Sinne, ich liebe die mit der Würde der Ausnahme im Herzen, die Gezeichneten, die als Fremdlinge Kenntlichen, all die, bei deren Anblick das Volk dumme Gesichter macht, — ich wünsche ihnen die Liebe zu ihrem Schicksal und ich wünsche nicht, daß sie sich's mit der liederlichen und lauwarmen Wahrheit bequem machen, die wir da eben dreistimmig zu hören bekommen haben . . . Warum bin ich Ihr Lehrer geworden, Klaus Heinrich? Ich bin ein Zigeuner, ein strebsamer meinetwegen, aber doch ein geborener Zigeuner. Meine Vorbestimmtheit zum Fürstenknecht ist nicht sonderlich einleuchtend. Warum bin ich mit aufrichtigem Vergnügen dem Rufe gefolgt, als er an mich erging, in Ansehung meiner Strebsamkeit und obwohl ich doch ein Malheur von Geburt bin? Weil ich in Ihrer Daseinsform, Klaus Heinrich, die sichtbarste, ausdrücklichste, bestgehütete Form des Außerordentlichen auf Erden sehe. Ich bin Ihr Lehrer geworden, weil ich Ihr Schicksal in Ihnen lebendig erhalten möchte. Abgeschlossenheit, Etikette, Verpflichtung, Strammheit, Haltung, Form, — wer darin lebt, sollte kein Recht auf Verachtung haben? Er sollte sich auf Menschlichkeit und Gemütlichkeit verweisen lassen? Nein, kommen Sie, wir wollen gehen, Klaus Heinrich, wenn es Ihnen angenehm ist. Es sind taktlose Bälge, diese kleinen Stavenüters." — Klaus Heinrich lachte; er schenkte den Kindern ein wenig von seinem Taschengeld, und sie gingen.

„Ja, ja," sagte Doktor Überbein auf einem gemeinschaftlichen Waldspazier-

gang zu Klaus Heinrich — es hatte sich einiger Abstand zwischen ihnen und den fünf „Fasanen" hergestellt — „heutzutage muß das Verehrungsbedürfnis des Geistes sich bescheiden. Wo ist Größe? Ja Prosit! Aber von aller eigentlichen Größe und Sendung abgesehen, so gibt es immer noch das, was ich Hoheit nenne, erlesene und schwermütig isolierte Lebensformen, denen man sich gefälligst mit der zartesten Teilnahme zu nahen hat. Übrigens ist die Größe stark, sie trägt Kanonenstiefel, sie hat die Ritterdienste des Geistes nicht nötig. Aber die Hoheit ist rührend, — sie ist, hol' mich der Teufel, das Rührendste, was es auf Erden gibt."

Einigemal im Jahr fuhr die „Fasanerie" in die Residenz, um den Aufführungen klassischer Opern und Dramen im großherzoglichen Hoftheater beizuwohnen; besonders Klaus Heinrichs Geburtstag wurde mit solchem Theaterbesuch begangen. Er saß dann in ruhiger Haltung auf seinem geschweiften Armstuhl an der Plüschbrüstung einer rot ausgeschlagenen Proszeniums-Hofloge, deren Dach auf den Köpfen zweier weiblicher Skulpturen mit gekreuzten Händen und leeren, strengen Gesichtern ruhte, und sah seinen Kollegen, den Prinzen zu, deren Schicksal sich auf der Bühne erfüllte, während er zugleich den Operngläsern standhielt, die sich von Zeit zu Zeit, auch während des Spiels, aus dem Publikum auf ihn richteten. Professor Kürtchen saß zu seiner Linken und Doktor Überbein mit den „Fasanen" in einer Nebenloge. Einst hörte man so die „Zauberflöte", und auf dem Heimweg nach Station „Fasanerie", in dem Abteil erster Klasse, brachte Doktor Überbein das ganze Konvikt zum Lachen, indem er nachahmte, wie Sänger sprechen, wenn ihre Rolle sie nötigt, in den Prosa-Dialog überzugehen. „Er ist ein Prinz!" sagte er salbungsvoll und entgegnete sich selbst in einem ziehenden und singenden Pastorenton: „Er ist mehr als das; er ist ein Mensch!" Selbst Professor Kürtchen amüsierte sich so sehr, daß er meckerte. Aber am nächsten Tage, gelegentlich einer Privat-Repetition in Klaus Heinrichs Bücherzimmer mit dem runden Mahagoni-Tisch, der geweißten Decke und dem griechischen Torso auf dem Kachelofen, wiederholte Doktor Überbein seine Parodie und sagte dann: „Großer Gott, das war einmal neu zu seiner Zeit, war eine Botschaft, eine verblüffende Wahrheit! . . . Es gibt Paradoxe, die so lange auf dem Kopfe gestanden haben, daß man sie auf die Füße stellen muß, um wieder etwas leidlich Verwegenes daraus zu machen. ‚Er ist ein Mensch . . . Er ist mehr als das', — das ist nachgerade kühner, es ist schöner, es ist sogar wahrer . . . Das Umgekehrte ist bloße Humanität; aber ich bin von Herzen nicht sehr für Humanität, ich rede mit dem größten Vergnügen wegwerfend davon. Man muß in irgendeinem Sinne zu denen gehören, von welchen das Volk spricht: ‚Es sind schließlich auch Menschen' — oder man ist langweilig wie ein Hilfslehrer. Ich kann den allgemeinen, gemütlichen Ausgleich von Konflikten und Distanzen nicht aufrichtig wünschen, Gott helfe mir, so bin ich veranlagt, und die Figur des principe uomo ist mir, deutlich gesagt, ein

Gräuel. Ich hoffe nicht, daß sie ihnen sonderlich zusagt, Klaus Heinrich? ... Sehen Sie, es hat zu allen Zeiten Fürsten und Außerordentliche gegeben, die ihr Dasein der Ausnahme mit Leichtigkeit führten, einfältig unbewußt ihrer Würde oder sie derb verleugnend und fähig, mit den Bürgern in Hemdärmeln Kegel zu schieben, ohne eine qualvolle Verzerrung ihres Innersten zu erfahren. Aber sie sind wenig beträchtlich, wie zuletzt alles unbeträchtlich ist, was des Geistes ermangelt. Denn der Geist, Klaus Heinrich, der Geist ist der Hofmeister, der unerbittlich auf Würde dringt, ja die Würde erst eigentlich schafft, er ist der Erzfeind und vornehme Gegner aller humanen Gemütlichkeit. ‚Mehr, als das?' Nein! Repräsentieren, für viele stehen, indem man sich darstellt, der erhöhte und zuchtvolle Ausdruck einer Menge sein, — Repräsentieren ist selbstverständlich mehr und höher, als einfach Sein, Klaus Heinrich, — darum nennt man Sie Hoheit ..."

So räsonierte Doktor Überbein, laut, herzlich und wortgewandt, und was er sagte, beeinflußte Klaus Heinrichs Denkart und Selbstempfindung vielleicht mehr, als gut war. Der Prinz war damals fünfzehn, sechzehn Jahre alt und also recht wohl fähig, solcherlei Ideen — wenn auch nicht wirklich aufzufassen, doch nach ihrem Wesensgehalt gleichsam aufzusaugen. Das Entscheidende war, daß Doktor Überbeins Lehren und Expektorationen durch seine Persönlichkeit so ungemein unterstützt wurden. Wenn Schulrat Dröge, der sich gegen die Lakaien verneigte, Klaus Heinrich an seinen „hohen Beruf" gemahnt hatte, so war das nicht mehr, als eine übernommene Redensart gewesen, mit dem Zweck, seinen sachlichen Forderungen Nachdruck zu verleihen und eigentlich ohne inneren Sinn. Aber wenn Doktor Überbein, der ein Malheur von Geburt war, wie er sagte, und ein grünliches Gesicht hatte, weil er ehemals Hunger gelitten, wenn dieser Mann, der ein Kind aus einem Moor oder Sumpf gezogen, Einblicke getan und sich in jeder Weise den Wind hatte um die Nase wehen lassen, wenn er, der sich nicht nur nicht vor den Lakaien verbeugte, sondern sie gelegentlich sogar mit schallender Stimme anschrie, und der Klaus Heinrich selbst am dritten Tage, ohne um Erlaubnis zu fragen, ganz unumwunden bei Vornamen genannt hatte, — wenn er mit einem väterlichen Lächeln erklärte, daß Klaus Heinrich „auf der Menschheit Höhen wandle" (diese Wendung gebrauchte er gern), so war das etwas Freies und neu Empfundenes, was sozusagen Widerklang in der Tiefe hatte. Lauschte Klaus Heinrich den lauten und aufgeräumten Erzählungen des Doktors von seinem Leben, von „des Lebens schmallippigem Antlitz", so war ihm zumute wie ehemals, wenn er mit Ditlind, seiner Schwester, gestöbert hatte; und daß Der, welcher so zu erzählen wußte, daß dieser „umgetriebene Mann", wie er sich selber nannte, sich nicht fremd und fromm gegen ihn verhielt, wie die anderen, sondern ihn, unbeschadet einer freien und freudigen Huldigung, als Kameraden im Schicksal und in der Strammheit behandelte, das erwärmte

Klaus Heinrichs Herz zu unaussprechlicher Dankbarkeit und machte den Zauber aus, der ihn dem Hilfslehrer auf immer verband ...

Kurz nach seinem sechzehnten Geburtstag (Albrecht, der Erbgroßherzog, befand sich schon damals seiner Gesundheit wegen im Süden), ward der Prinz gemeinsam mit den fünf „Fasanen" in der Hofkirche eingesegnet, — der „Eilbote" brachte den Bericht, ohne eine Sensation daraus zu machen. Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus kontrapunktierte mit einem Bibelmotiv, das wiederum der Großherzog ausgewählt hatte, und Klaus Heinrich ward bei dieser Gelegenheit zum Leutnant ernannt, obgleich er von militärischen Angelegenheiten auch nicht das Geringste verstand ... Alle Sachlichkeit entwich mehr und mehr aus seinem Dasein. Und so war denn auch der zeremonielle Vorgang der Einsegnung ohne einschneidende Bedeutung, und der Prinz kehrte gleich danach ruhig nach Schloß „Fasanerie" zurück, um sein Leben im Kreise der Lehrer und Mitzöglinge ohne Veränderung fortzuführen.

Erst ein Jahr später verließ er sein altmodisch schlichtes Schülerzimmer mit dem Torso auf dem Kachelofen, — das Konvikt löste sich auf, und während die fünf adeligen Genossen ins Kadettenkorps übertraten, nahm Klaus Heinrich wieder im Alten Schlosse Wohnung, um, einer Vereinbarung gemäß, die Herr von Knobelsdorff mit dem Großherzog getroffen hatte, ein Jahr lang die oberste Gymnasialklasse in der Residenz zu besuchen. Das war eine wohlerwogene und populäre Maßregel, die aber in sachlicher Hinsicht nicht vieles änderte. Professor Kürtchen war auf seinen Posten an der öffentlichen Lehranstalt zurückgekehrt, er unterrichtete Klaus Heinrich nach wie vor in mehreren Fächern und war in der Klasse noch eifriger, als im Internat, darauf bedacht, seinen Takt zu bekunden. Auch erwies sich, daß er von jener Übereinkunft, welche die beiden Arfen des Prinzen, sich zur Antwort zu melden, betraf, die übrigen Lehrer in Kenntnis gesetzt hatte. Doktor Überbein angehend, der gleichfalls an das Gymnasium zurückgekehrt war, so war er in seiner ungewöhnlichen Laufbahn noch nicht so weit vorgerückt, um in der obersten Klasse zu unterrichten. Aber auf Klaus Heinrichs lebhaften, ja inständigen Wunsch, den er dem Großherzog ohne direkte Anrede und sozusagen auf dem Dienstwege, durch den wohlwollenden Herrn von Knobelsdorff, unterbreitet hatte, war der Hilfslehrer zum Repetenten und Leiter der häuslichen Studien bestellt worden, kam täglich aufs Schloß, schrie die Lakaien an und hatte auch jetzt Gelegenheit, mit seinen burschikosen und schwärmerischen Reden auf den Prinzen zu wirken.

Vielleicht war es zu einem Teil diesem fortdauernden Einfluß zuzuschreiben, wenn Klaus Heinrichs Beziehungen zu den jungen Leuten, mit denen er die zerschnitzte Schulbank teilte, noch lockerer und entfernter blieben, als sein Verhältnis zu den Fünfen auf Schloß „Fasanerie", und wenn so der populäre Zweck dieses Jahres verfehlt wurde. Die Pausen, die zur Sommers- und Winterszeit von allen Schülern auf dem geräumigen, mit Fliesen ausgelegten Vorhofe verbracht wurden, boten Gelegenheit zur Pflege der Kameradschaft. Allein diese

Pausen, der großen Menge zur Erholung bestimmt, brachten für Klaus Heinrich erst die eigentliche, seinem Leben eigentümliche Anstrengung mit sich. Er war selbstverständlich, wenigstens im ersten Viertel des Jahres, auf dem Schulhofe der Gegenstand allgemeinen Schauens, — nichts Leichtes für ihn, in Ansehung der Tatsache, daß hier die Umgebung ihm jede äußere Erhöhung und Stütze versagte und er sich auf demselben Pflaster mit denen zu bewegen hatte, die einig gegen ihn waren, um zu schauen. Die kleinen Jungen, voll kindlicher Verantwortungslosigkeit, verharrten ganz nahe in selbstvergessenen Stellungen und gafften, indes die größeren mit erweiterten Augen um ihn schweiften und von der Seite oder von unten blickten ... Das ließ im Laufe der Zeit wohl ein wenig nach, aber auch dann — mochte nun wer immer schuld daran sein, Klaus Heinrich oder die Menge — auch später wollte die Kameradschaft so rechte Fortschritte nicht machen. Man sah den Prinzen zur Rechten des Direktors oder des Lehrers, welcher die Aufsicht führte, gefolgt und umstrichen von Neugierigen, auf dem Hofe hin und her spazieren. Man sah ihn auch wohl, am Standort seiner Klasse, mit seinen Mitschülern plaudern. Ein liebenswürdiger Anblick! Er lehnte dort, halb sitzend, an dem schrägen Vorsprung der glasierten Ziegelmauer, die Füße gekreuzt, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt, die achtzehn oder zwanzig Kameraden in losem Halbkreise vor sich. Er sprach mit einem von ihnen, der ein wenig hervor, ihm nahe getreten war und ihm, vorgeneigt, unter lauter kurzen kleinen Verbeugungen antwortete. Beide lächelten; man lächelte stets, wenn man mit Klaus Heinrich sprach. Er fragte zum Beispiel:

„Haben Sie den deutschen Aufsatz für nächsten Dienstag schon fertig?"

„Nein, Großherzogliche Hoheit, noch nicht ganz, ich habe den Schluß noch nicht."

„Es ist ein schwieriges Thema. Ich weiß noch gar nicht, was ich schreiben soll."

„O, Großherzogliche Hoheit werden schon wissen ..."

„Nein, es ist schwer. — — Sie haben ja eine Eins in der arithmetischen Klassenarbeit?"

„Ja, Großherzogliche Hoheit, ich habe Glück gehabt."

„Nein, das ist Verdienst. Ich werde nie etwas davon verstehen!"

Bewegung der Heiterkeit und des Beifalls im Halbkreise. Klaus Heinrich wandte sich an einen anderen Mitschüler, und der erste trat schnell zurück. Jedem war fühlbar, daß es sich bei alldem nicht um den Aufsatz noch um die arithmetische Arbeit handelte, sondern um das Gespräch als Vorgang und Handlung, um Haltung und Ton, das Vor- und Zurücktreten, die glückliche Abwicklung einer zarten, kühlen, und über die Dinge erhabenen Angelegenheit. Vielleicht rührte von diesem Bewußtsein das Lächeln auf den Gesichtern her.

Zuweilen, wenn er den losen Halbkreis vor sich hatte, sagte Klaus Heinrich etwas wie:

„Professor Nicolovius sieht fast wie ein Uhu aus."

Dann war der Jubel groß unter den Kameraden. Sie spannten ab auf dies Zeichen, sie schlugen über die Stränge, sie machten „Ho, ho, ho!" im Chor ihrer soeben männlich gewordenen Stimmen, und einer erklärte bei solcher Gelegenheit, Klaus Heinrich sei ein „famoses Haus". Aber Klaus Heinrich sagte nicht oft solche Dinge, sagte sie nur dann, wenn er das Lächeln auf den Gesichtern erlahmen und schal werden, einen Überdruß, ja, eine Ungeduld sich der Mienen bemächtigen sah, sagte sie zur Erfrischung und blickte halb neugierig, halb erschrocken in den kurzen Übermut, den er damit entfesselte.

Anselm Schickedanz war es nicht gewesen, der ihn ein „famoses Haus" genannt hatte, und doch hatte Klaus Heinrich gerade seinetwegen den Vergleich zwischen Professor Nicolovius und einem Uhu gezogen. Anselm Schickedanz hatte zwar ebenfalls gelacht über diesen freien Scherz, aber nicht eigentlich in beifälligem Sinne, sondern mit einer Betonung, welche ausdrückte: „Du lieber Gott!" Er war ein Brauner mit schmalen Hüften, der auf der ganzen Schule im Ruf eines verfluchten Kerles stand. Der Ton war vorzüglich dieses Jahr in der obersten Gymnasialklasse. Die Verpflichtung, die für alle darin lag, den Klassendienst zusammen mit Klaus Heinrich zu tun, war den jungen Leuten von verschiedenen Seiten hinlänglich zum Bewußtsein gebracht worden, und Klaus Heinrich war nicht derjenige, der sie veranlaßt hätte, diese Verpflichtung außer acht zu lassen. Aber daß Anselm Schickedanz ein verfluchter Kerl sei, das war ihm dennoch wiederholt zu Ohren gekommen, und wenn Klaus Heinrich ihn ansah, so war er mit einer Art Freudigkeit bereit, es aufs Hörensagen zu glauben, obgleich es ihm dunkel und verschlossen war, wie jener zu seinem Ruhm gelangt sein mochte. Unter der Hand erkundigte er sich mehrmals, klopfte an wie von ungefähr und suchte bei einem oder dem anderen etwas über Schickedanzens Verfluchtheit in Erfahrung zu bringen. Er erfuhr nichts Bestimmtes. Aber die Antworten, gehässige und lobpreisende, erfüllten ihn mit der Ahnung einer tollen Liebenswürdigkeit, einer unerlaubt herrlichen Menschlichkeit, die hier für aller Augen vorhanden sei, außer für seine, — und diese Ahnung war wie ein Schmerz. Jemand sagte in Hinsicht auf Anselm Schickedanz geradezu:

„Ja, Großherzogliche Hoheit, den sollten Großherzogliche Hoheit sehen, wenn Sie nicht dabei sind!"

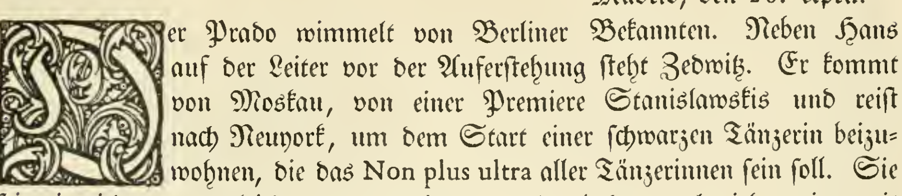
Nie würde Klaus Heinrich ihn sehen, wenn er nicht dabei war, nie ihm nahe kommen, niemals ihn kennen lernen. Er betrachtete ihn verstohlen, wenn jener mit den anderen im Halbkreise vor ihm stand, lächelnd und zusammengenommen wie Alle. Man nahm sich zusammen Klaus Heinrich gegenüber, sein eigenes Wesen war schuld daran, er wußte es wohl, und nie würde er sehen, wie Schickedanz war, sich benahm, wenn er sich behaglich gehen ließ. Das war wie Eifersucht, war wie ein leise brennendes Bedauern . . .

(Fortsetzung folgt)

# Aus einem spanischen Tagebuch/ von Julius Meier-Graefe

(Fortsetzung)

Madrid, den 28. April.

er Prado wimmelt von Berliner Bekannten. Neben Hans auf der Leiter vor der Auferstehung steht Zedwitz. Er kommt von Moskau, von einer Premiere Stanislawskis und reist nach Neuyork, um dem Start einer schwarzen Tänzerin beizuwohnen, die das Non plus ultra aller Tänzerinnen sein soll. Sie sei mit nichts zu vergleichen, weder mit der, noch mit der, noch viel weniger mit der. Der Rhythmus der Negerseele. Die Jahrhunderte oder Jahrtausende lang aufgespeicherte animalische Kraft einer von Kunst ungeschwächten Rasse äußert sich in einem Phänomen von bestialischer Schönheit. Zedwitz wundert sich über meine Enttäuschung vor Velasquez. Er habe nie etwas anderes in Velasquez gesehn, als einen eleganten Photographen vor Erfindung der Photographie, und er verstehe nicht, wie man über Goya überhaupt nur noch diskutieren könne. Der wirkliche spanische Maler sei überhaupt noch nicht bekannt, der wirklich als Repräsentant spanischer Art gelten könne, im Gegensatz zu Greco, der doch Grieche sei. Auf meine Frage, wer es sei, gibt er lächelnd zur Antwort, er würde mir den Mann morgen vorstellen, er wohne in Madrid und heiße so und so. Ich kann den Namen nicht verstehen, da er ihn sehr schnell und spanisch mit dem Z-Laut ausspricht. Man könne sich, ohne mit dem Mann zu sprechen, kein Bild von seiner Kunst machen. Da ich spanisch nicht verstehe, ist mir also diese Überraschung versagt. Zedwitz hofft uns nach seiner Rückkehr aus Neuyork in fünf Wochen in San Sebastian zu treffen. Er ist sehr eilig, da er noch wer weiß was alles in Madrid zu besorgen hat.

Den Tee nehmen wir wieder bei Cossio. Das nette Häuschen Cossios enthält eine vom Staat unabhängige Ecole libre, für die Cossio mit Leidenschaft tätig ist. Er macht uns mit den anderen Lehrern bekannt. Famose Köpfe. Die Richtung der Schule ohne Tendenztreterei radikal. Mir stehen die Haare zu Berge. Bei uns würden solche Leute einfach eingesperrt werden. Hier haben sie, außer der Stellung an ihrer eigenen Privatschule, Lehrstühle an der Universität, und bekommen vom Staat Reisebörsen, um sich draußen umzusehen.

Auch Kunstgeschichte wird in der freien Schule getrieben. Cossio führt schon die Kinder von 8—10 Jahren in den Prado und zeigt ihnen die Bilder. Als Literatur: Don Quichotte, Homer, Shakespeare.

Madrid, den 1. Mai.

Beim Kultusminister gewesen, um meine Empfehlungen abzugeben und Einführung für die Provinzmuseen zu erhalten. Ich hatte mich auf drei Stunden Antichambrieren eingerichtet und mir einen Roman mitgenommen. Die Sache war binnen fünf Minuten erledigt. Der Mann sehr simpel und gefällig. Er

verbat sich sogar den Exzellenztitel. Von Kunst versteht er nicht mehr als bei uns ein Kultusminister.

Unsere Frauen haben Erlebnisse. In einer Nebenstraße der Alcala begegnet May drei Studenten. Sie werfen die Bücher, die sie unter dem Arm haben, vor sie auf die Straße und bitten sie, darüber hinwegzugehen. May, obwohl sie kein Wort Spanisch spricht, versteht die Geste und tut ihnen den Willen mit der Grazie einer Königin, rettet sich aber dann schleunigst in einen Antiquitätenladen. C'était bête, car c'étaient de vrais cavaliers! — Jeanne wird kurz vor dem Prado von einem stürmischen Jüngling angesprochen: „Selbst, wenn du mich mit der Pistole totschießt, gehe ich mit dir!" — Jeanne ver-versteht in ihrer Angst nur Pistole und kommt halbtot in den Prado zu mir. Dort erklärt sie, es wäre ein ganz harmloser Mensch gewesen und übersetzt mir den ganzen Satz. Am nächsten Tag bietet ihr jemand an, mit ihr bis ans Ende der Welt zu gehen. Immer per du.

Sie findet das reizend, May auch. — Na, meine ich, wenn das mal ein Berliner riskierte. — Große Entrüstung. Das sei ganz etwas anderes. Ich glaube, sie haben recht.

Toledo, den 4. Mai.

Toledo liegt hoch, man denkt an Orvieto. Aber diese Beziehung ist äußerlich. Toledo profitiert glücklicher von seiner Lage. Wenn man einmal in Orvieto oben ist, meint man in einem sicher gelegenen Käfig zu sein. Die Expedition per Drahtseilbahn vom Bahnhof steil hinauf vergrößert noch diese Empfindung. Toledo liegt auf dem Berge, aber der Blick steigt leichter ins Tal, und dieses Tal ist undenkbar in einem anderen Lande. Schon auf dem Wege von Madrid hierher hatte ich das Gefühl, diese kahle, ausgebrannte Ebene, aus der zuweilen ohne jede Veranlassung phantastische Felsen aufsteigen, könnte nur die Heimat des Cervantes sein. Schwarz hoben sich von dem weiten Horizont die wenigen Leute ab, die landeinwärts gingen, die Frauen doppelt ernst in ihrer schwarzen Kleidung. Das Unabsehbare ihres Weges gab ihnen tragikomisches Gepräge. Auch hier in Toledo ist Cervantes oft gewesen, eine seiner Geschichten hat hier gespielt, aber unsereiner spürt nichts mehr davon. Es liegt ein anderer Geist über dieser wunderbaren Stadt. Er ist dem Grotesken des Don Quichott nicht fremd, aber erhebt sich darüber. Dieses Groteske ist nur ein Teil davon. Die Schönheit liegt versteckter, ist viel fremdartiger, wunderbarer noch, mächtiger und zugleich zierlicher als der kosmische Humor des großen Dichters. Riesen-bollwerke, zu denen man in vielen Windungen langsam hinaufsteigt, wie zu einem verwunschenen Schloß umarmen die Stadt. Man schreitet durch mäch-tige Tore, über Brücken, die Viadukten ähnlich in einem gewaltigen Bogen das ganze, plötzlich verengte Tal überdachen. Man kommt sich winzig vor, und findet, wenn man angelangt ist, genau eine der Winzigkeit angepaßte Kulisse,

um sich behaglich zu fühlen. Ein Gewimmel von hundert Gassen und Gäßchen, die tausende von Winkeln geben, mit hohen Häusern. Man brauchte nicht auf Schritt und Tritt an den Häusern die säulengeschmückten Portale zu finden, die sich heute wie einst, als sie gebaut wurden, diskret in die Fläche verlieren, brauchte nicht überall in stille Höfe, wo die Kacheln blinken und die Ampeln mit freundlichem Grün hängen, zu blicken, um sich in der Vergangenheit fern von der Welt zu fühlen. Die Stille allein genügt für den Eindruck, diese unglaubliche Ruhe, ohne Wagen, ohne Ausschreier, ohne Drehorgel, mit Menschen, die auf Stoffsohlen gehen. Hört man wirklich mal ein paar Kinder die Gasse hinunterlaufen, so schallt es wie zwischen toten Felsen, und jedes Wort klingt unnatürlich laut, wie die Stimme des Predigers in der Kirche. Es ist die echte Stadt für May. Ihre Augen werden immer größer. Merkwürdig, wie sie, seitdem wir in Spanien sind, aus sich herausgeht. In Berlin ist sie fast immer krank. Die geringste Anstrengung wird ihr zuviel. Hier läuft sie den ganzen Tag mit uns herum und wird immer lebhafter. Sie kroch mit uns in der Casa del Greco bis in die tiefsten Keller, die Vega hat ausgraben lassen, und war, obwohl in der unterirdischen Synagoge absolut nichts zu sehen war, wie vom Bändel los. Die Dunkelheit allein schien ihr zu genügen. Jeanne geht es gerade umgekehrt. Die Hitze und der Wechsel zwischen der starken Sonne und der Kühle in den Kirchen macht sie marode. Heut bleibt sie zu Hause in unseren stillen gemütlichen Zimmern. Ich beneide sie fast. Diese Stille macht die Arbeitslust bedenklich lebendig. Ich möchte hier Monate bleiben und glaube, man könnte hier gute Dinge schaffen, brauchte deshalb gar nicht viel zu sehen. Vielleicht ist die Einbildung noch stärker als die Realität Toledos. Freilich haben wir schon so viel gesehen. Wir waren im Dom.

Cossio und der Marquis Vega sind mit uns hier. So haben wir vortreffliche Führer. Cossio ist in beständiger Ekstase.

Toledo, den 6. Mai.

Greco ist wohl das größte Erlebnis, das unsereinem blühen konnte. Es ist notwendig einzig, vollkommen anderer Art, als alle bisher gewonnenen künstlerischen Eindrücke. Nicht, weil Greco so groß ist, sondern weil er neu ist. Mit Rembrandt, Rubens, Michelangelo, mit allen anderen Großen der Geschichte wächst man auf. Man sieht Goethe mit zwölf Jahren, mit zwanzig, mit vierzig. Langsam vertieft sich unsere Meinung. Wir tun fast nichts dazu. Unbemerkt strömen aus der zur Gewohnheit gewordenen Berührung mit den Großen die Quellen in unserem Innern, und wir sehen kaum, wie die Menge wächst, weil wir dabei stehen. Nie wird uns der unvermittelte Eindruck eines dieser Heroen zuteil. Niemand weiß, wann er das erstemal von Beethoven gehört hat, und man erinnert sich so wenig an den ersten Eindruck Raffaels wie

an die ersten Worte, die man als Kind gelernt hat. Es kann passieren, daß man einen Sienesen entdeckt, meinetwegen ganz Siena, oder einen Deutschen, der 1830 nicht akademisch, nicht Nazarener, nicht dieses oder jenes war, sondern um 10 Jahre, oder 20, oder 30 seiner Nation vorantrabte, meinetwegen eine ganze deutsche Schule. Erfreulich und ersprießlich, aber schließlich nicht gerade wunderbar. Es hing soundso zusammen, es war möglich. Auch erlebt man Zeitgenossen. Es ist sehr schön, neben sich Menschen zu fühlen, die arbeiten, aus der Fratze unserer Epoche ein Gesicht zu machen. Man sieht sich manchmal an, nickt sich zu, schwärmt und predigt, gewinnt Mut, wenn es glückt, bedauert, wenn es nicht glückt, wundert sich, oder wundert sich nicht. Alle diese Erregungen sind verhältnismäßig winzig, nicht weil die Erreger klein sind, sondern weil die Distanz fehlt. Wir könnten neben einem Shakespeare leben, ohne uns etwas Besonderes dabei zu denken.

Greco aber kommt wie der Blitz. In dem Moment, wo die großen Erlebnisse, ich will nicht sagen, zu Ende, aber eingetroffen sind. Es ist alles Wesentliche, so glaubt man, in der Kammer, und es kann sich jetzt nur noch, so bildete man sich ein, um das Aufräumen handeln. Allenfalls werden noch Kleinigkeiten erwartet, Ergänzungen, Nachzügler, Mitläufer, Kroppzeug. Da kommt er und schlägt wie eine Bombe ein. Man hat, seitdem man lange Hosen trägt, mit drei Erdteilen gerechnet. Michelangelo, Rubens, Rembrandt. Jetzt ist ein vierter da. Keine Insel, die verloren im Ozean schwimmt, keine Halbinsel, die an einem der Festländer angewachsen ist. Ein richtiger, neuer, gewaltiger Erdteil, von derselben Bedeutung wie die drei anderen, auf denen seit soundsoviel hundert Jahren soundsoviel Millionen Menschen leben, die sich freuen und sich sehnen, Menschen wie du und ich, die keine Ahnung von diesem Gestirn in ihrer Nähe haben.

Nun heißt es, nachholen, geliebte Zeitgenossen! nachholen so fix wie möglich, was dreihundert Jahre mit soundsoviel Millionen Menschen versäumt haben. Ich sah mal von der Spitze des Eiffelturms, wie ein Ballon während irgend eines Volksfestes auf dem Marsfeld platzte und rapide auf die Erde fiel, und tausende von schwarzen Punkten, die Menschen waren, zu der Stelle hinkrochen. Es war ein teils erfreulicher, teils widerlicher Anblick.

Es ist zu komisch, wie man, noch mitten im Sehen begriffen, noch ganz verblüfft von dem Eindruck, der erst im Werden ist, schon versucht, zu analysieren. Es gibt bei diesem Fall ganz neue Lüste, die noch gar nicht von seiner spezifischen Art, sondern nur von seiner Aktualität herkommen. Wir möchten diesen Menschen, von dem wir noch nicht ein Drittel des Werkes gesehen haben, schon heute durchschauen. Nicht aus Erkenntnisdrang, sondern weil man die Kraft loswerden muß, man würde allenfalls auch Nüsse knacken, wenn das mit Greco irgendwie zusammenhinge. Vorher sehnte ich mich nach Tätigkeit, weil ich

nichts zu tun hatte, jetzt weil ich etwas Unabsehbares zu tun habe. Hans ist fein heraus. Er kopiert. Früher wäre ihm Kopieren wie Nüsseknacken erschienen, er hat noch nie in seinem Leben kopiert, war naiv genug, das Kopieren, wie er mir mal sagte, stupide zu finden. Item, ich analysiere. Es wäre natürlich sehr viel besser, ich ließe es bleiben, da es nur Unsinn sein kann. Aber schließlich, Hansens Kopie wird vermutlich auch miserabel. Man hat gut reden: erst mal sehen. Meine Kammer ist bis auf das letzte Plätzchen besetzt, und ich soll ruhig zusehen, wie immer noch mehr hineingestopft wird. Vega wartet schon unten. In einer halben Stunde soll ich hinunterkommen. Dann geht's wieder weiter, in ein Hospital, wo wieder, ich weiß nicht, wieviel hängen. Und wenn ich nicht mit Vega gehe, komme ich womöglich nie dazu. Kein Mensch kann ohne einen Eingeborenen die Grecos von Toledo finden. Mir ist manchmal, als müßte ich platzen, wie der Ballon auf dem Marsfeld.

Also analysieren wir. Wo kommt er her? Aus Kreta. Wann ist er geboren? — Das weiß man nicht. Nun ungefähr. Es steht fest, daß er eine Generation vor Rubens, zwei Generationen vor Rembrandt auf die Welt kam. Hier ergeben sich gleich verschiedene höchst belangreiche Parenthesen. Ich hätte darauf geschworen, es wäre umgekehrt, er wäre mindestens ein paar Tage nach Rubens geboren. Es sieht genau so aus, als ob er Rubens gesehen hätte. Die malerische Transfiguration Michelangelos, die man bisher Rubens zuschrieb — passons — das sind alles später zu erledigende Fragen. Daß er ungefähr starb, als Rembrandt geboren wurde, unglaublich! Der religiöse Mythus Rembrandts, den man isoliert glaubte — Später! später!

Vega klopft an die Thür. Er hat immer ein vergnügtes, stilles Gesicht. Ich weiß nicht, ob ich froh bin, wieder hinauszukommen, oder einen Choleraanfall vorschützen soll. Vega bittet mich noch eine halbe Stunde zu warten, da er einen Gang habe. Noch eine halbe Stunde, himmlisch! In einer halben Stunde analysiere ich ganz Toledo zu Brei. Jeanne schläft, als ob sie in Berlin wäre. Nun ja, warum soll sie nicht! Es ist kindisch, sich über unveränderliche Begebenheiten zu ärgern. Bis der Tee kommt, werde ich zum Fenster hinaussehen. Wir haben ja sogar einen Balkon. Diese Straßen sind so recht geeignet, einem den Schädel zuzunageln. Sehr praktisch für Verschwörungen und dergleichen, aber für einen Menschen, der Luft braucht ... Luft! Luft! Luft!

Greco war Schüler Tizians und begann wie ein rechter Venezianer. Ein paar Bilder der venezianischen Zeit sind in Paris. Von Toledo aus wandte er sich gegen Venedig. Schon in dem Espolio, noch mehr in dem Begräbnis. Das Riesenbild im Escurial, das wir später sehen werden, muß diese Reaktion auf Venedig irgendwie bestätigen. In dem Begräbnis ist er ganz nordisch. Schon ein Rätsel. Man konstatiert das wie ein beiläufiges Datum. Das Begräbnis ist undenkbar von einem Venezianer. Wer im Norden könnte es gemalt

haben? Franz Hals etwa? Niemals. Es ist viel straffer als Hals, ohne die Halssche Derbheit. Und wann hätte Hals je solchen Reichtum besessen! Man ahnt schon noch den Venezianer. Ein Zusammenziehen aller Instinkte der Venezianer, zumal aller ins Dekorative flutenden Instinkte. Darauf, als hätte er Anlauf genommen, der Sprung in die Sphäre der großen Pradobilder. Das Venezianische kommt wieder mehr vor, aber vollkommen verändert, nicht zu vergleichen mit den Bildern der Frühzeit. Aus den tänzelnd illuminierenden Lichtern der Frühbilder in der Art der Tempelaustreibung Beruetes sind gewaltige Flammen geworden. Das ist so venezianisch, wie der reife Rembrandt holländisch ist. Die Flammen haben das Plastische, das in dem Begräbnis steckt, gelöst, und trotzdem spiegelt ihre lodernde Farbenglut etwas von der gewaltigen Stabilität des größten Plastikers, Michelangelo. Michelangelo hatte er schon, als er die frühe Auferstehung malte. Wie anders hat er ihn, als die zweite entstand! Die zweite ist das spiritualisierte jüngste Gericht Michelangelos, ein gebändigtes Chaos. Beziehung zu Rubens. Auch Rubens hat mit Venedig Michelangelo aufzulösen gesucht, aber unterband sich nicht die Dekoration. Der Ton liegt bei ihm weniger auf dem Mysterium Michelangelos, mehr auf einem durch Michelangelo entfachten Kraftsymbol, das sich ins Weite erstreckt. Greco malt Riesenbilder, wie Rubens seine Skizzen, und zwingt die überschäumende Dekorationslust in das Bild zurück. Die Auferstehung ist dekorativer als der ganze Medici-Saal in Paris, und dieses Dekorative erreicht einen Ausdruck der Empfindung von der Konzentration Rembrandts. Man wird Greco immer nur neben Rembrandt stellen können, obwohl er Rubens ähnlicher sieht.

Ob er in der Casa Grecos, die Vega mit Liebe bereitet, gewohnt hat? Es ist äußerst wahrscheinlich, da es feststeht, daß die Familie hier hauste und er in der nächsten Kirche begraben liegt. Im ehemaligen Judenviertel, beinahe wie Rembrandt. Gleich dahinter die Synagoge mit den prachtvollen Ornamenten, nicht weit davon Santa Maria la blanca, der weiße Schmuckkasten mit den krausen Kapitälen. Man kann sich Greco hier sehr gut denken. Von dem Hause ging sein Blick auf das romantische Tal. Ein paar Schritte, und er sah die geliebte Brücke, deren prachtvoller Bogen so viele der Landschaften ziert. Aber ob er hier wohnte oder nicht, ist herzlich gleichgültig. Jemehr ich von dem Mann sehe, desto weniger interessiert mich das Detail seines Lebens. Man wird nie soviel erfahren, um ihn psychologisch erklären zu können, und die Einzelheit kann nur verwirren. Ja, wenn ich bei der Unterhaltung mit Pacheco hätte dabei sein können! und selbst das würde mich nicht aufklären, denn vermutlich hielt Greco den gesinnungstüchtigen Streber zum Narren. Vermutlich hielt er alle Leute zu Narren, und es war selbst den Vornehmsten nicht immer leicht, in ihn zu dringen. Er gab sich als Philister, war der Obrigkeit ergeben und ging pünktlich zur Kirche. Ein Bourgeois à la Cézanne, der gern Wörter wie:

„Vortrefflich", „Überaus lobenswert", „Allergehorsamster Diener" brauchte und unter Umständen kein Spanisch verstand. Sehr reinlich, korrekt, gravitätisch, ein wenig unter dem Pantoffel der Gattin und zerstreut wie ein deutscher Professor der alten Zeit. Kamen aber gewisse Leute wie der Griechenfreund Covarrubias, so konnte er, wenn Gattin und Kinder zu Bette waren, ein ganz anderes Gesicht aufstecken. Dann kam sein Steckenpferd zum Vorschein. Er glaubte an die Zukunft Griechenlands und sprach davon wie Przybyszewski von den Polen. Man konnte es für Blague halten und ließ sich deshalb die unbändige Verachtung von allem, was nicht griechisch war, gefallen. Die Spanier standen nach seiner Meinung noch unter den Italienern, die er als proletarische Vorstädtler Athens behandelte. Es waren aufgeblasene Wichtigtuer, gerade gut genug, von den Engländern gefressen zu werden. Wies man ihn dann auf die Kleinheit des Landes, so schoben sich die Brauen noch höher und die Augen schienen aus den Höhlen zu treten. Was kam es auf klein oder groß an! Wenn Spanien längst nicht mehr mitzählte, wenn von dem ganzen Hokuspokus ebensowenig übriggeblieben sein würde wie von der Armada, würde Griechenland immer noch die Weltmacht sein, von anderer Güte als das Kaiserreich des Deutschen, eine Macht, gegen die Kaiser und Soldaten, Armada, Geld und Tod und Teufel nichts vermöchten. Und dieser Macht würde Spanien in vier- oder fünfhundert Jahren das einzige Ansehen verdanken, insofern als der letzte Grieche, Theotocopuli, aus Kreta gebürtig, genannt El Greco, die Gnade gehabt habe, in Spanien einige Bilder zu malen. In solchen Stunden pflegte er nur Griechisch zu reden, und der gelehrte Covarrubias hörte mit Wonne zu und notierte sich die besonders gelungenen Wendungen.

Cordoba, 11. Mai.

Ich komme in der Moschee zu keinem rechten Bilde. Der Eindruck ist natürlich da, aber ich weiß nicht, wohin damit, und es fehlt die Lust, darüber nachzudenken. Man ist durch unsere Begriffe von Architektur zu diszipliniert, um einem Bau gerecht zu werden, an dem die Architektur das Geringste ist. Die so und soviel hundert Säulen geben Menge, nicht Masse. Allenfalls ein Labyrinth, beunruhigend. Es fehlt ganz und gar die lebendige Kraft der Materie, das Vervielfachende verständiger Verhältnisse. Die Bedeutung der Säulen wird durch die Bogen aufgehoben. Die weißroten Streifen der Bogen, an sich sehr hübsch, geben die Illusion flatternder Zelte, allen Vorstellungen vom Steinhaften diametral entgegensetzt. Und die unter Karl V. geschaffenen Gewölbe der Decken passen dazu wie die Faust aufs Auge. Wo man sie bereits weggenommen, und die alten flachen Holzdecken wieder hergestellt hat, sieht es besser aus. Der zweite Mihrab, sehr prächtig und, wenn man ihn wieder auf seine Säulen gestellt haben wird, sicher ein schönes Exempel dieser Filigran-Architektur.

Die Mosaiken an sich sehr prunkvoll. An sich ist alles wunderschön, aber die Verwendung verstimmt. Die Art ist für Buchschmuck geeignet. Die Koran-Nische süßes Zuckerwerk. Tausend und eine Nacht, wie man sich als Kind mit gutem Magen die Sache denkt. Man müßte alles essen können. Von der Fassade hat man schon mehrere Portale freigelegt. Alles sehr reizend und zierlich, aber nur, wenn man zwei Schritt davorsteht. Die weibliche Seite des Orientes, nichts von Ägypten.

Schöner als die ganze Moschee die alte Brücke und der Fluß mit den verfallenen arabischen Mühlen.

Sevilla, 13. Mai.

Sevilla ist die Stadt der Gitter und der Gitter-Empfindungen. Nimmt man das Gitter weg, so sieht vieles recht banal und prosaisch aus. Die Frauen nicht weniger als die Dinge. Aber man gewöhnt sich daran, alles durch ein Netz zu sehen, und macht sich künstliche Gitter, wo die wirklichen fehlen. Der Dom ist das Monument Sevillas. Wenn man nichts in den Straßen fände, würde der Dom noch übergenug des Zaubers haben, der, bevor man herkommt an dem Klang „Sevilla" haftet. Dort liegt die Romantik. Wir hatten schon eine Ahnung davon, als wir spät abends mal die Zinnen der ersten Mauer entlang zufällig durch das gezackte Rund des maurischen Tors in den Orangenhof der Kathedrale traten. Die kleinen Bäume schienen in dem leisen Wind Gebete zu stammeln. In unabsehbarer Höhe darüber drohten die mächtigen Bogen der Gotik. Am Tage verlor sich der Zauber. Die Sonne verscheucht die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Orient und Occident und macht die nörgelnde Erkenntnis des Analytikers lebendig; erst kamen die und dann kamen die anderen. Und so denkt man auch bei der Giralda mit den infamen Balkons, die die zierlichen Nischen der Vorgänger brutal zerstören. Dem Inneren des Doms widersteht keine Analyse. Ich bin in den paar Tagen wohl fünfzigmal drin gewesen, jedesmal mit der festen Absicht, ein Papier herauszuholen und mir den Eindruck zu zerlegen. Jedesmal blieb das Notizbuch leer, und ich schwankte hinaus wie betrunken von der Fülle. So ein Pfeiler allein kann einen niederschlagen. Er war berechnet, um mit den anderen zusammenzuwirken. Man könnte sich einbilden, daß er allein, kraft seiner unvergleichlichen Würde, regiere. So entsteht er aus der Erde mit seinen mächtigen Rinnen, die Muskeln scheinen, so wächst er in die Höhe gigantisch, ebensosehr Säule wie Block, und verliert sich in die Kuppel wie in die Ewigkeit. Das Konstruktive daran ist eine Kleinigkeit im Verhältnis zu der Schönheit und so wenig und so viel entscheidend wie der Knochen, der unter dem Fleische eines schönen Antlitzes liegt. Der Nerv dieser Stabilität scheint noch in der Oberfläche des Steines zu zucken. Die Außenwände der Capilla Mayor, massiv, als ob sie einen Felsen umschlössen, tragen einen dichten Kreis von Heiligen,

viel weniger durchbrochen als die ähnliche Anlage des Doms von Toledo. Ein Ornament, wie es sich allmächtige Herrscher um ihr Heiligtum ausdenken möchten. Das Innere eine Grotte bis zum Himmel. Darin schlummert Sevillas Poesie. Nicht ein Hauch stört die schweigenden Reihen der unzähligen Figuren. Was sie in der Einzelheit darstellen, ist gerade genug, um an dem geheimnisvollen Summen der Grotte teilzunehmen. Die winzige silberne Jungfrau sitzt in der Mitte darin wie eine kleine schwärmerische Göttin. Wir waren klüger als in Toledo und blieben vor dem goldenen Gitter stehen, gingen weiter zurück vor das Gitter des Chors, noch weiter vor eines der beiden kleinen goldenen Gitter am hinteren Ende des Chors und hatten, während die Messe vor sich ging, das Gefühl, einer heiligen Handlung von unendlicher Bedeutung beizuwohnen. In den Stühlen verharrten die Domherren, ernst und schweigend, sie stützten sich mit großen Gesten auf, um nach dem Tabernakel zu blicken. Von da drang der Blick auf das goldene Gitter des Tors, das den Chor abschließt. Dahinter erhoben sich die goldenen Stäbe mit dem gleißenden Schmuck des Tors der Kapelle, und darüber ganz in der Höhe prangte als Abschluß die Masse der zwölf Heiligen wie eine goldene Brücke über der Grotte. Auf den hohen Stufen zur Grotte standen in strenger Kreuzform die Priester in Wolken von Weihrauch. Wir hielten den Atem an. Da fing die Grotte auf einmal an zu reden. In ganz tiefen und ganz hohen Tönen. Die steinernen Heiligen brummten den Baß, während in den Höhen der Grotte fröhliche Vögel winzige zitternde Stimmchen dazu taten. Der ganze Raum schien mitzuschwingen. Er weinte, lachte, flüsterte und schrie. Wir hielten uns mit den Händen aneinander fest. Keiner wagte dem anderen zu sagen, daß es schön sei. Ich fühlte nur, wie Jeanne zitterte, wenn die Orgel die tiefsten Register zog. Das Spiel ging weiter, als längst die Messe aus war und wir rührten uns nicht von unserem Platz. Es war, als ob die Töne in dem goldenen Netz der Gitter entständen. Schließlich sagte jemand, natürlich Hans, wir müßten noch in die Tabakfabrik. Wir gingen nach vorn und sahen auf einmal im Chor ein halbes Dutzend Herren sitzen, Musiker aus Madrid, denen der Organist vorspielte. May war schwer enttäuscht. Ich habe nie eine solche Orgel gehört. Sie hat hohe Frauenstimmen, ohne daß man an Nachahmung gemahnt wird.

Abends bei Castillejo diniert. Seine englische Wirtin schreibt ein Buch über Spitzen und will beweisen, daß Spanien die ersten Spitzen hergestellt hat, vielleicht schon im vierzehnten Jahrhundert. Sie könnte recht haben. Die maurische Architektur hat Spitzen gebaut, bevor man an das Gewebe dachte und die goldenen Gitter des Domes sind geschmiedeter Tüll.

Tanger, den 15. Mai.

Wirklich ein anderer Erdteil, obwohl der andere drüben in greifbarer Nähe

liegt. Adieu, Gitter, Dome, Bilder! Spanien wird uns auf einmal zur Heimat, so wenig ist man hier zu Hause. Alles, was wir die letzten Wochen erlebt haben, liegt kunterbunt durcheinander in einem großen schwarzen Topf, der mit unheimlicher Geschwindigkeit von hundert schwarzen, heulenden Kerlen gedreht wird. Der Lärm! Ohne den Skandal wäre die Sache eine Kleinigkeit, aber dieser Skandal sprengt die Nerven. Er ist vielleicht nicht größer als auf der Puerta del Sol oder auf dem Boulevard des Italiens. Aber hundertmal wirksamer, weil man ihn aufnimmt, aufnehmen möchte. Alles, was man sieht, macht Skandal, auch das, was sich ganz ruhig verhält, das Ruhige macht sogar den größten. Araber, Neger hat man schon hunderte gesehen, aber als isolierte Kontrastfarbe vor europäischem Hintergrund. Hier ist man selber der Neger, und die anderen sind bei sich zu Hause. Wir sitzen vor dem Cafe am kleinen Socco, wie auf einem Schiff, das jeden Augenblick untergehen kann. Jeanne immer zur Abwehr gerüstet, den Sonnenschirm vor sich. May war als junges Mädchen in Tunis. Das gibt ihr Haltung. Sie ist schon beim Meditieren. Ob diese Wilden nicht natürlicher, würdiger, im Grunde edler wären! .. Na ja ja, na ja, ja. Diese Wasserträger sind im höchsten Maße dekorativ. Tif! brüllt ein Neger vor uns, tif! tif! — Gegen das Völkergemisch ist eine Weltausstellung das reine Kinderspiel. Wir werden von allen Kerlen, die vorbeikommen, angesehen, neugierig, listig, respektvoll, verächtlich. Dieser Neger mit dem Tif, angeputzt wie ein orientalischer Lampenschirm, mit einer unglaublichen Physiognomie, singt oder vielmehr tift zu einem Instrument, das der antidiluvianische Ahne unserer Zither sein könnte. Manchmal reißt er das Maul auf wie ein gähnender Gaul. Schließlich leistet er sich eine Danse du Ventre von hinten. Unter den dünnen Lappen wackelt das Hinterteil in einem mathematischen Rhythmus, der etwas von sich drehenden Mühlsteinen hat. Tif! tif! Da fängt Jeanne an zu lachen, wir lachen mit, das ganze Publikum lacht; die Wasserträger drüben am Brunnen in ihren eisenfarbenen Mänteln haben auf einmal Augen unter ihren Kappen, mit denen sie herschauen. Die Straßenjungen wälzen sich. Nur die beiden würdigen Araber auf der Schwelle der winzigen Boutique verziehen nicht das Gesicht. Tif! tif! Der Bann ist gebrochen. Der Neger streckt die Pfote aus und bekommt sein Kupfer, hundertundfünfzig andere Pfoten, die gleichzeitig kommen, auch. Ein Gewühl von weißem, gelbem, braunem, schwarzem Fleisch. Zwischendurch immer die beiden würdigen Araber in der winzigen Boutique, die nicht die Miene verziehen. Ein paar Esel, mit unzähligen Packs bepackt, werden von dem Schwarm der Kerle, die die Kupfermünzen suchen, umringt und stehen da wie ausgestopfter Blödsinn. Die Treiber brüllen, die Kerle brüllen. Und über dem ganzen wüsten Knäuel die helle Gestalt eines Europäers, auf einem Vollblut, das gelassen durch die Menge schreitet. Er hat glänzend geschnittene Reithosen. Der Wirt des Café sagt: Sie sind wohl

erst heute angekommen? — — Gleich sagt der frechste Lümmel: Wollen sie Ansichtskarten? Ein Penny. Penny! Penny! Tif! Tif! — — Der Neger: Wollen Sie in Bazar? Wollen Sie türkisch Café? Wollen Sie das? — Er fletscht die Augen wie ein Menschenfresser. Ein Mulatte: Muschu, geben Sie zehn Centimes. Ein Jude: zehn Pfennig! — — Die ganze Bande spricht deutsch, d. h. jeder spricht drei Worte. Dieselben Worte kommen immer wieder. Der Kerl, der uns seinen Harem zeigen will, sagt auf jede Frage: Schön! schön! schön! und grinst, als hätte er Heere von Huris zu vergeben. Da kommen ein paar englische Herren und Damen und setzen sich auch vor das Café. Gleich stürzt der ganze Strom von uns weg zu den Neuangekommenen, der Neger tanzt sein Danse du Ventre und schreit Tif. Es wiederholt sich genau dasselbe Schauspiel, das sie uns vorgemacht haben. Wir trinken ruhig unseren Kaffee und fühlen uns, als wären wir seit drei Jahren in Tanger seßhaft.

Schließlich riskieren wir, zum großen Markt hinaufzugehen und sind mitten im Orient. Hier wird nicht mehr gemimt. Keiner kümmert sich um uns. Man hat das Gefühl, unter buntem Ungeziefer zu spazieren. Eben wird eine Karawane ausgerüstet. Die Kameele schreien und zeigen ihre gräßlichen Mäuler ganz wie der Tif-Neger. Man weiß nicht, ob es Lachen oder Weinen sein soll. Ein riesiger Araber, dem man beide Augen ausgestochen hat, schreit seine Bettelei. Es gibt prachtvolle Kartoffeln. Hans stößt mich an. Ganz oben vom Berge kommt ein Zug von Leuten in weißen Burnussen langsam und feierlich über den Markt her. Ein schöner Mann, ebenfalls in weißem Hemd, reitet auf einem Eselchen voran. „On dirait Jésus de Nazareth!“ sagt May mit großen Augen.

Tanger, 16. Mai.

Ich sitze in unserem Hotelzimmerchen über dem blauen Meer. Man lernt hier das Meer schätzen. Ich glaube nicht, daß es hier schöner ist, als irgendwo anders. Ich glaube überhaupt nicht so recht an seine Schönheit. Es ist dem Auge unter gewissen Umständen nur ungemein nützlich oder wirkt mit anderen Dingen zusammen, denen gerade soviel Anteil zufällt. Man braucht es hier, wie man in großen Städten zuweilen einen großen grünen Rasen braucht, auf dem nichts darauf ist. Es ist hier ungemein nützlich. Es wäre hier schön, auch wenn es nichts wie Wasser wäre.

Zu meiner Rechten dehnt sich der gewaltige Halbkreis der Bucht. Von dem gelben Sand des Strandes steigen sanft grüne Hügel hinan. Vor mir in blauem Dunst wellt sich die gebirgige spanische Küste, gerade fern genug, um dem Meer eine schöne Fläche zu lassen. Zur Linken steigen die blauweißen Mauern der Häuser bis zur Zitadelle hinauf. Sehr behaglich, man ahnt nichts von dem infernalischen Gewimmel der menschlichen Insekten, die dazwischen herumkriechen. Nur blau und weiß. Einzeln betrachtet sind die Farben so fatal

wie möglich. Das richtige kalte Tünch-Weiß, das richtige getünchte Blau, wie man es in Mägdekammern auf dem Lande hat. Hier in der Masse unter diesem hellblauen Himmel, neben dem tiefblauen Wasser, und als Hintergrund für das Weiß, Gelb, Schwarz und Rot der Menschen gewinnen diese kalten Farben eine ganz andere Bedeutung. Es durchschauert einen, wenn man des Abends die enge Gasse hinab reitet und vor so einer blauweißen Mauer die Kutten vermummter Frauen oder den Turban eines dieser prachtvollen Araberköpfe erblickt. Überall haben die Araber ihren rechten Rahmen. Ob sie mit unterschlagenen Beinen in den unglaublich kleinen Zimmern sitzen, in die man wie in geöffnete Schränke hineinsieht, oder zusammen in einer Ecke stehen, immer still und würdig, oder gelassen auf ihren Maultieren reiten. Auch die vornehmen Juden sehen sehr gut aus. Sie sind eine ganz andere Rasse als die europäischen Juden. Bleich und ganz durchgeistigt, der Teint wie Milch, mit langen Händen und Füßen, fast ohne eines der Merkmale, an die wir bei uns gewöhnt sind. Auch sie sind still und würdig. Den Skandal machen die Schwarzen und die Braunen. Und vielleicht machen auch sie den Skandal nur für die hergereisten Fremden. Übrigens sieht das Schwarz der Neger hier ganz anders aus als bei uns. Es liegt wohl an den vermittelnden Tönen der anderen Rassen.

Wir sind gewöhnlich von zwei dunklen Straßenjungen begleitet. Der eine sagt: „Oui, Moschu" und „Nee wirklich?" Den hat Jeanne Hannibal getauft. Der andere, hellere — schlank wie ein Rohr, mit Riesenaugen — ist bei all seiner Ungezogenheit von einer Grazie, daß man ihn in seinem Domino für ein verkleidetes Mädchen halten könnte. Der ist Mays Lieblingssklave.

Heute früh sind wir nach Kap Spartel geritten. Auf Mauleseln, sehr stolz. Tayeb, unser Führer, im wehenden Burnus vorweg. Delacroix' Orient-Skizzen. Ich, meistens hinten, wurde von den anderen wie ein etwas klappriger Manövergeneral behandelt. Erst lange landeinwärts, in einer ununterbrochenen Idylle von Blumen, an Kaktushecken vorbei, die uns überragten. In der Ferne reizende Täler und Hügel. Dann lange Zeit hoch über dem Meere, das hier aus der Küste ein klassisches Gesicht profiliert. Neapel hat nichts Schöneres in der Nähe. Und es ist hier stiller, griechischer, weniger gewollt. Wir hatten unseren Lunch mitgenommen und verzehrten ihn in dem Garten des Leuchtturmwächters unter einem riesigen Feigenbaum. Die Augen aßen das lichte, von der Sonne durchschienene Grün der Blätter, fast gerade so wie wir mit dem Mund die anderen Dinge verzehrten. Es ist viel natürlicher, im Freien zu essen, namentlich in dünnen weißen Kleidern. Etwas Vegetatives à la Renoir war in uns, und die orientalische Nuance, die Tayeb hinzufügte, paßte sehr gut dazu. Er bediente uns mit der Würde des Fliegenwedlers eines Paschas. Zum Dessert waren wir von liebenswürdigen arabischen Notaren aus Tanger eingeladen. Sie hatten auch einen Ausflug hierher gemacht und hockten auf einem Teppich im

Gastzimmer des Leuchtturms. Ihr Diener kredenzte uns in kleinen Gläsern traumhaften Pfefferminztee. Der weiße Raum war mit Aloe-Räucherwerk parfümiert, das in einem Kohlenbecken brannte. Wir nickten und lächelten uns zu. Berlin-Alemania-Salem aleikum! Und dann schwiegen wir uns freundschaftlich zusammen aus. Es war sehr lästig auf Stühlen zu sitzen. Am liebsten hätten wir auch, die Beine übereinander, am Boden gehockt. Erst am späten Nachmittag kamen wir zurück. Auf dem großen Socco war das gleiche Leben.

Tanger, 17. Mai.

Tayeb ist intelligent. Er geleitet uns zuverlässig und versteht unsere Interessen wie die seinen. Er ist stiller Beteiligter aller Hotels, aller Cafés, aller Bazare, aller Maulesel; eine Art Pierpont Morgan. Ich kann mir denken, daß später Leute wie er die Macht erhalten, die der Sultan verliert. Dabei kein Dekadent. Er glaubt mit Selbstverständlichkeit an die Zukunft seiner Rasse. Die Franzosen sind kleine Leute. „Franzos hat Kanonen, Araber hat Pferd. Jeder Araber hat Frau, Frau macht Kind, Kind hat Pferd. Franzos nix Kind und nix Pferd. Claro!" — „Und wie wird der Krieg ausgehen?" — „Franzos und Spain wird killed werden" — „Warum?" — „Weil Koran sagt" — „Aha!" — Er merkt, daß wir nicht ganz überzeugt sind, und das ist es, was ihm Spaß macht. Es wäre ihm nicht mal recht, wenn wir ihn ernst nähmen. „You cannot glauben das. Europäisch kann nix Koran haben." — Das sagt er so, als wenn wir keine Beine hätten. — „Araber hat Koran. Koran sagt, daß Araber hundred years ago alles gehabt haben, Spain, Austria, Roma, und werden in hundred years alles wieder haben. Claro!" — „Aber, Tayeb, ohne Kanonen?" — „Deutsche Kaiser wird Kanonen geben, surely! Has promised!" — Er hat drei Schritte von dem Kaiser gestanden. Es ist genau so, als ob es ihm der Kaiser persönlich versprochen hätte. Ich erlaube mir ihn schüchtern an die Politik zu erinnern, und er sieht mich mitleidig an, wie ich einen ansehe, der mir von der unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes erzählt.

Algeciras, den 19. Mai.

Algeciras ist lichte Anmut. Nicht eine Spur von Afrika. Kein Neger, kein Araber, kein Skandal. Wir sind alle herzlich froh. Dieses exotische Ungeziefer war ein wüster Spuk. Meinetwegen malerisch, aber man wurde nie das unangenehme Gefühl auf der Haut los. Und über das Malerische ist noch zu streiten. Es ist viel zu bunt für unsere Augen. Wir brauchen Dinge, die wir in der Palette übertreiben können, sind an Farben gewöhnt, die uns das Durchschauen erlauben. Man kommt in die Gefahr, selber Neger zu werden und sich mit der Freude an dem bunten Tand zu begnügen, der den Sinn von der schöpferischen transformatorischen Tätigkeit ablenkt. Delacroix ist der einzige Orientmaler,

weil er einer der europäischsten Menschen war. Er hat all seine Algier-Bilder via Paris geschaffen. Gauguins Europaflucht war eine Phrase. Hätte er sie ernst genommen, wäre der Künstler in ihm gestorben, und manchmal ahnt man in seinen letzten Werken die Gefahr.

Algeciras ist Europa von der angenehmsten Seite, sauber wie alle spanischen Städte. Von weitem könnte man es für ein weißes Städtchen in Österreich-Schlesien nehmen. Schöne Felder, Gärten, gut gepflegte Wege. Orientalisch ist nur die Pracht der Vegetation. Und auch sie unterstreicht das Europäische. Unsere Wiesenblumen, alles Eigentümliche unserer Flora, aber alles zur größten Üppigkeit entfaltet. Dazwischen Lämmerherden, Ziegenherden, prachtvolle Kühe. May erwischt einen gestern geborenen schwarzen Esel, der noch nicht gelernt hat, seinen großen Kopf auf den vier dünnen Stelzen zu tragen, und ist empört, daß Hans nicht zu bewegen ist, dieses ravissante Tierchen für zwei Peseten zu erwerben. Wir gehen nach dem schönen Viadukt der alten Wasserleitung. Die Landschaft ist noch zierlicher als in Tanger. Der Reiz ländlicher Kultur kommt hinzu. Man fühlt sie von Menschen bewohnt, die unsere Freude an ihren Reizen teilen. Drüben im Meer, Gibraltar, dem Nordkap ähnlich, nur noch klotziger und drohender. Auch wenn man nichts von den angenehmen Apparaten, die in dem Felsen stecken, wüßte, würde man ihn für eine Festung halten. Dieser Klotz beunruhigt die Szene. Die Masse ist zu ungeschlacht, zu groß und zu schroff in diesem seeartigen Gewässer. Eine runde Wolke schwebt gerade über dem Gipfel wie gesammelter Pulverrauch. Wir steigen einen Hügel hinan zwischen mannshohen Blumen und pflücken riesige Buketts. Man geht auf Teppichen von Rot und Weiß. Oben vom Hügel aus schließt der Klotz im Meer nach der Rechten die Szene ab und wird zu einer natürlichen Kulisse. Die Wolke ist fast verschwunden. Jeanne und May erzählen Geschichten von einer alten Schachtel, die sehr komisch sein soll. Wir bleiben bis zur sinkenden Sonne. Der Klotz wird dunkler. Wie wir nach Hause gehen, steigt er immer drohender auf, während sich auf den Wiesen der Frieden des Abends ausbreitet. Man kann sich ohne Anstrengung vorstellen, daß das dunkle Ungetüm zu einem Feuerspeier werden könnte.

Von unserem Hotel sieht man auf den kleinen Fluß, der sich hier ins Meer ergießt. Er gleicht einem holländischen Kanal. Drüben stehen altmodische Häuser. Wir haben prachtvoll geschlafen. Zum erstenmal seit Cadiz. Auch das Ungetüm im Meer scheint angenehm geruht zu haben. Es liegt mit der Nase über dem Wasser und blinzelt schläfrig in den grauen Morgendunst. Mit seiner schmalen Zunge reicht es bis zum Kontinent. Ein Riesen-Ameisenbär. Auf der Zunge balancieren Häuser und Schiffe.

Granada, den 22. Mai.

Brav gebrüllt, lieber Thomas! Du übertönst fast die Nachtigallen im Parke

der Alhambra. Recht hast Du, ich bin leichtsinnig. Aber nicht, weil ich mich von Velasquez freimache, sondern weil ich mir einbildete, Du Prachtexemplar eines deutschen Professors könntest aus meinen Briefen Gedanken erraten. Gerade so gut könnte ich verlangen, daß Du in Berlin, Lützowstraße, drei Treppen, die Nachtigallen der Alhambra hörtest. Thomas, Mensch, die Nachtigallen! Hast Du überhaupt jemals eine gehört?

Du willst nicht Gedanken, sondern Tatsachen! O, Du Vortrefflicher, wie kannst Du nur noch mehr Tatsachen verlangen! Mir scheint, daran ist kein Mangel. Umgekehrt, Thomas! Ihr erstickt ja alle in Deutschland an Tatsachen. Ich lese fortwährend, sobald ich eine deutsche Zeitung erwische, von überaus merkwürdigen Tatsachen in der gesegneten Heimat. Sie überstürzen sich sozusagen, ohne den braven Michel auch nur im mindesten zu inkommodieren. Mehr Gedanken wären nötig, Ideen sozusagen, und Menschen, die imstande sind, darnach zu handeln. Tatsachen, Du lieber Gott, ich glaube, die Welt könnte untergehen, ohne Euch von Eurem lächerlichem Mikroskop aufblicken zu machen.

Sehr richtig, ich bin leichtsinnig. Wenn Du wüßtest, wie mir das bekommt, mir nicht den Wanst mit Euren lächerlichen Kompilationen vollzuschlagen, und wie gut Euch jener Schwersinn, der unentwegt an altem Unsinn haftet, steht. Ich nenne ihn nicht „Treue" und „Deutsche Zähigkeit" und „Achtung vor des Nächsten Glauben", sondern ganz anders. Ich finde, er hat garnichts mit Kunst zu tun, ist in der Kunst nur das Symptom des Leidens, das alle Laster der Nation verschuldet, steckt tief im Unterleib des Volkes. Eine Indigestion, die das Temperament gefährdet und jene hartleibige Moral zur Folge hat, die mir verzweifelt unmoralisch vorkommt. Sperr' doch die Ohren auf und höre die Nachtigallen. Drüben, sechs Schritte von mir im Grünen sitzt eine, die es besonders gut kann. Ich sehe sie nicht, und Du könntest sie, auch wenn Du dreißig Brillen hättest, ebenso wenig sehen, und würdest nicht mal etwas von ihr merken, weil Du partout sehen willst, was man nur hören kann. Gibt es aber mal etwas zu sehen, so willst Du nur hören. Das nennt Ihr die wissenschaftliche Methode. Verkehrte Sinnesempfindung. Und es kommt alles von der bewußten Indigestion her. Es ist vollständig lächerlich, wenn unsereins unternimmt, sie von außen her zu korrigieren mit Büchern über Kunst und dergleichen. Eine gewaltige Purge wäre notwendig, ein Revolutiönchen nicht unserer Anschauung über Velasquez, sondern allen Schauens. Gehe hin und purgiere Dich, Thomas, laß Öl durch Deine Därme fließen, entbrille Dich, entleere Dich all' Deiner unerlebten, unverdauten Weisheit. Nachher werden wir garnicht mehr nötig haben, über so simple Details wie Velasquez Briefe zu wechseln.

Granada, den 23. Mai.

Das ist Euer trefflichstes Argument. Es liegt jemand dreihundert Jahre im

Grabe, ohne daß sich eine Katze um ihn kümmert. Ein Riesenkerl, dreihundert mal größer als die Leute, die von ihm herkommen, und deren Konterfei in keiner guten Stube fehlt. Bei seinem Begräbnis ist ein Versehen passiert. Der gute Mann hatte sich bei Lebzeiten um keine Behörde bekümmert, und so vergaß die Behörde, den Tod zu registrieren. Und wie man ihn beim großen Reinemachen am Ende des 17. Jahrhunderts übersehen hatte, so übersah man ihn im 18. und 19. Es ist nichts schwieriger, als später einen solchen Posten in die geordnete Buchführung einzufügen. Das tut man nicht. Die Buchführung hat auch ihre Rechte. Eines Tages buddeln ihn ein paar neugierige Leute aus. Und während sie noch bei der Arbeit sind, schreit Ihr schon: Modekrankheit! — — Ja, zum Teufel, wer denn, wo denn, wieso denn? Das ist ja Schwindel. Wollt nicht! das ist Euer gutes Recht, dafür seid Ihr da, Hüter der geordneten Buchführung, kein Mensch kann es Euch verdenken, unbezahlt Überstunden zu halten, um die Geschichte in Ordnung zu bringen. Aber nennt wenigstens das Kind mit dem rechten Namen. Wer macht denn diese Mode? Wer kümmert sich um Greco? Mein Freund Cossio etwa, der mit knapper Mühe einen Verleger sechsten Ranges für sein Buch gefunden hat, das erste Buch über den Künstler à la Mode, erschienen vor einigen Monaten? Die Besitzer etwa? Die Nönnchen und Pfaffen, die den größten Teil der Bilder heillos verkommen lassen? Welch' vortrefflichen Riecher Ihr für die Psychologie der Mode habt! Dasselbe wurde von Cézanne gesagt, als Vollard vor fünfzehn Jahren anfing. Dasselbe heute von Marées. Natürlich Mode! Gott sei Dank, daß sich Snobs finden, die immer gleich von Anfang an dabei sein wollen, sonst gäbe es, da sie das Geld haben, überhaupt keinen Anfang. Aber bitte, nicht unverschämt sein! Cossio gehört nicht dazu, ich auch nicht, leider! Ich weiß überhaupt bis heute noch nicht recht, wer dazu gehört. Warum redet Ihr immer nur von den zwei oder drei segensreichen Snobs und tut so, als ob sie eine Herde wären, und nicht von den Millionen unproduktiver Snobs auf Eurer Seite? Thomas, mein Süßer, du schwindelst. Was meinst du, wenn ich dir sagte, daß nur die Faulheit den Fleiß diktiert, mit dem du deine Buchführung verteidigst, daß grenzenloser Hochmut aus deiner Entrüstung über unsere Freveltat spricht, daß du nicht siehst, weil du nicht sehen willst, weil du eben dafür da bist. Mode ist Velasquez, Mode ist Goya. Sehr dicke Mode. Velasquez noch immer highest fashion, très habillé; Goya der Chick der Exklusiven. Cela vous range. Und ich finde es bedauerlich, Professor aller Professoren, daß Sie mir, wo wir von ernsten Dingen reden, mit solchen Herdenargumenten kommen. Im gleichen Satz deiner Epistel steht, Greco sei Mode und Greco sei meine persönliche Ansicht. Hörst du den Brunnen plätschern. Ewig dieselbe Melodie. Man sollte euch doch einmal abstellen.

So, so, mit Wertungen ist dir nicht gedient! — — Thomas, engelhafter

Thomas, das ist schlimm genug. Grüße deine Frau und frag' sie mal, ob sie lieber einen seidenen Schal aus Andalusien mitgebracht haben will — — es gibt unten in Granada bei einem Händler einen mit vier Rosen, rot, blau und gelb, jede Rose so groß, wie das Vollmondgesicht deines Ältesten, was er von dir geerbt hat (verhindere ihn, Kunsthistoriker zu werden!), und dick gestickt, so dick wie deine Winterstrümpfe, aber aus Seide; Jeanne hat sich das Original umgebunden, da ich zögere, ob ich es nicht lieber ihr schenken soll. Nun also, frag' deine Frau, ob sie, ganz theoretisch gesprochen, lieber diesen Schal möchte, oder ein Dutzend kleiner Kartoffeln. Das ist die ganze Geschichte, du meinst, es kommt nicht darauf an, und ich meine, es kommt nur darauf an. Mir geht die Wertung über alles, sogar über die Buchführung, deine Stärke. Denn wenn ein Bild nicht gut ist, frage ich den Teufel nach Name und Art. Du meinst, der Wert komme von selbst; zuerst müsse man das und dann müsse man das. Hörst du das Wässerchen? Eben ist unsere niedliche kleine Bonne hingehuscht und hat den Eimer einen Moment unter den Strahl gehalten. Ich hätte beinahe den Faden verloren. Thomas, der Wert ist alles. Erst kommt der Wert und dann kommt noch einmal der Wert und noch einmal, und dann kommt Eure Buchführung noch lange nicht. Und du bist überaus im Irrtum, wenn du meinst, daß er aus einer Art unbefleckter Erkenntnis entspringt. Es kommt nie von selbst. Ich glaube nun mal nicht an solche Geschichten.

Hunderttausend Wälzer, Bücher, Bücherchen, Artikel, Artikelchen sind über die Bilder von Velasquez geschrieben, nicht eins über Velasquez. Man hat ihn immer nur auf sich selbst bezogen. Schließlich ist aber jeder Mensch, selbst Velasquez, selbst du, mein Thomas, eine relative Potenz. Wie er sich zu den anderen verhält und zu uns, kommt allein in Frage. Das ist überaus interessant. Es ist nicht nur die Hauptsache, sondern alles. Alles andere ist Buchführung, Makulatur. Und von dieser Hauptsache schweigt Ihr, Leuchten der Wissenschaft. Denn wenn Ihr es nicht tätet, brauchte ich dir jetzt an diesem wunderbaren Sommermorgen, während Jeanne in ihrem hübschen weißen Mullkleid unter den Bäumen jenseits der Mauer liegt, keine Briefe zu schreiben. Jeden Gegenstand Eurer Studien behandelt Ihr so, als seien alle anderen ausgeschieden. Dieselben Redensarten, ob es sich um Rembrandt oder Caspar David Friedrich, den ich hochschätze, handelt. System habt Ihr nur innerhalb Eurer winzigen Zelle, gerade genug, um jeden Zusammenhang der Kunst mit dem Dasein aufzuheben, und erbost Euch über unsereinen, dem die Sache über das saubere Inhaltsverzeichnis hinausgeht. Unser Gärtchen hier wäre lächerliches Gemüse ohne die Bäume jenseits der roten Mauer. Ohne die Nachtigallen würde das Wasser des Brunnens an höchst unpoetische Ergüsse anklingen, denen nicht unähnlich, die des Morgens durch die dünne Wand aus einem Nebenzimmer, wo zwei Bügelbrett-Engländerinnen hausen, in das unsere

dringen. Ich weiß nichts von Malern und Bildhauern, nur von starken Menschen, die aus ihrem Verhältnis zur Welt Sinnbilder gewannen. Es gelang ihnen, Werte zu schaffen, die das Chaos ordnen. Und Ihr Ordnungsmenschen werft alles durcheinander! Das ist ein Unfug, der mit dem Nachweis, wann Raphael die Madonna mit dem Piepvogel malte, nicht aufgewogen wird. Laß deine Jünglinge keine Bilder auswendig lernen, sondern lehre sie, die Bilder zu vergessen. Bringe ihnen bei, warum Murillo ein öder Tropf ist, daß Goya viel gekonnt, wenn er gewollt hätte, daß Velasquez mehr wollte, als er konnte. Zeige ihnen das an den Bildern uud zwar so detailliert, wie möglich, mit all' dem Biereifer, der Euch für nichtige Dinge gegeben ist. Laß sie das verschiedene Maß des Intellektes, der Selbstzucht, der Kultur erkennen. Zeige ihnen, wo jeder anfing, und wo er aufhörte, den Nutzen für die Entwicklung der Kunst und wie er sich selbst entwickelte. Betrachte die Kunst wie der Künstler den Gegenstand betrachtet. Überwinde sie, wenn es dir möglich ist. Zieh' das Wesentliche heraus, das Nichtsachliche, die Kraft, die den Jünglingen heute notwendig ist, auch wenn sie nicht Kunsthistoriker werden. Gelingt dir's, so wirst du nicht Kunstgeschichte schreiben, sondern von der Menschheit handeln. Thomas, denke dir, Menschheit! Und alsdann wirst du dir ganz von selbst die billige Weisheit, mit der du jetzt vier Seiten deines voluminösen Schreibens füllst, abgewöhnen, daß Velasquez nicht mit Greco verglichen werden dürfe, weil der eine Fürstenbilder, der andere Heiligenbilder malte. Thomas, ich sage dir, es ist so egal, wie der Schnitt der Unaussprechlichen, die dich, während du dich deiner Prosa hingibst, bekleiden, obwohl ich sicher bin, daß er miserabel ist.

Granada, den 24. Mai.

Du hast recht, es ist an sich ganz gleichgültig, ob Greco der erste, Velasquez der Nachfolger war, und ob Velasquez von Greco gelernt hat. Und du hast mich selten so mißverstanden, als diesmal, wenn du glaubst, ich wollte daraus einen Vorteil für Greco gewinnen. Nur einen Vorteil für uns, eine Erleichterung der Erkenntnis! Die Tatsache hilft Materialisten, wie dich, über die Schwierigkeit des Vergleichs hinweg und trägt dazu bei, den blödsinnigen Einwand, daß man die beiden nicht vergleichen dürfe — siehe meinen letzten Brief, folio 4 — zu entkräften. Denn wenn sie sich in ihren Mitteln und Absichten begegnen, dürfte es noch eher erlaubt sein, ihre Ziele zu vergleichen. Du aber weist das ab, und weil du das tust, glaubst du mich mit dem Hinweis zu zerschmettern, an Velasquez sei nicht zu rütteln, weil sonst die ganze moderne Kunst zusammenstürze, die ja nach meiner eigenen Meinung an Velasquez hänge. O du unerbittlicher Thomas! Wie ausgiebig du mich zitierst. Ich kann dich nicht nachprüfen, da ich meine gesammelten Werke nicht mit mir führe, aber ich glaube dir und danke dir, daß du zum erstenmal eine

meiner Behauptungen zugibst, wenn es auch erst in dem Moment geschieht, wo du glaubst, ich hätte sie in meiner bekannten Inkonsequenz aufgegeben. Nur nicht so fix, mein Herzchen! Mißtraue meinen Behauptungen, selbst wenn ich sie fallen lasse.

Sag' mal, ist es dir noch nie passiert, daß du aus der Entfernung die splendide Pförtnerwohnung eines schönen Landsitzes für das Herrenhaus hieltest? Bist du zu tadeln, weil du, angekommen, am Pförtner vorbei zum Hausherrn schreitest? Ist das inkonsequent?

Setze in allen deinen Zitaten statt Velasquez Greco und du hast ungefähr dasselbe. Ungefähr insofern, weil viel mehr. Velasquez war mir der Name für eine höchst wirksame Materie; ich nannte so den farbigen Zusammenhang der Teile eines Bildes. Einen Menschen mit seiner Atmosphäre zu geben, so daß Fleisch und Kostüm und die ganze Gestalt mit dem ganzen Raum eins wurden, das schien mir von ihm zum erstenmal in einer hundert Aussichten eröffnenden Weise vollbracht, und das hieß für mich Velasquez. Also die Fortsetzung dessen, was wir Venedig nennen, die Vervielfachung der Variationen der Schule Tizians, die Befreiung von ihrem nach Prunk lüsternen Materialismus, die Steigerung der Körperlichkeit ihrer Sinnbilder, zugunsten einer um ebensoviel überzeugenderen wie erhabeneren Wahrscheinlichkeit. Von der Wirksamkeit dessen, was wir uns unter der Technik des Velasquez dachten, bleiben Fragmente übrig. Von dem Ideal malerischer Einheit, das unter seinem Namen ging und zur Standarte der Modernen wurde, nicht das Mindeste. Man findet schöne Details auf seinen Bildern, z. B. die Zwergin in den Meninas. Sie sind selten, aber wenn es ihrer Dutzende gäbe, würde das Fragmentarische des Menschen nicht vollkommen. Diese Zwergin könnte vielleicht als Dokument einer neuen Formensprache gelten, die der Malerei ungeahnte Machtmittel gegeben hat. Da ich kein Historiker bin, will ich mal davon absehen, daß nicht Velasquez, sondern Greco diese Formensprache erfand. Ich will so tun, als gäbe es keinen Greco. Wenn das Bild dann um einen Deut besser wäre, so hättest du recht. Aber diese Zwergin, deren Malerei den Instinkt des Amateurs moderner Bilder ergötzt, vergrößert das Heterogene eines Bildes, das geradezu als Exempel der Zusammenhangslosigkeit gelten kann. Je mehr du dich der Illusion des in diesem Detail wirksamen Impressionismus hingibst, desto greulicher wirken die Löcher, die gleich daneben klaffen; Löcher, die du auf keinem Tizian, auf keinem anständigen Bilde eines Quattrocentisten, nicht mal in dem primitiven Mosaik eines vorsintflutlichen Byzantiners findet. Dieselben Löcher in den Spinnerinnen, in den Lanzas. Wo sie fehlen, verschwinden sie in einer fadenscheinigen Materie, die einer rudimentären Untermalung gleicht und deren Dünne in keinem Verhältnis zur erstrebten Charakterisierung des Typs steht. Siehe die Porträts der Zwerge, des Don Juan de Austria usw. Verstehst du wohl,

Löcher innerhalb eines Gewebes, das gerade der Intensität des Zusammenhangs dienen will. Ich bin kein Historiker und will es nicht sein. Deshalb ist mir höchst gleichgültig, ob Velasquez' Mittel neu oder alt waren. Das würde mich erst interessieren, wenn das Resultat interessant ist. Vielleicht bist du generös genug, die Billigkeit dieses Standpunktes anzuerkennen, woraus du ersiehst, daß es mit meinem Modernismus nicht so weit her ist. Schließlich kann man Bilder nicht nach dem Kalender prüfen. Der relative Zusammenhang eines mit verhältnismäßig primitiven Mitteln gemalten Interieurs van Eycks steht ungleich höher, als ein Velasquez, in dem eine sicher viel differenziertere Anschauung nicht ihre gegebenen Bedingungen erfüllt. Was ich zu seiner Farbe sage? Zu seiner Farbe sage ich, daß es ein Segen wäre, wenn es keine Farbe gäbe, wenn jeder Maler genötigt wäre, Veilchenblau oder Karmoisinrot oder Arsenikgrün zu malen, damit die Thomase aufhörten, von den Scherzen der Palette zu reden.

Ich weiß nämlich nicht, was du unter Farbe verstehst, weil ich ja überhaupt nie weiß, was du unter den Begriffen verstehst, die du mir an den Kopf wirfst. Ich bin sicher, deine Farbe hat mit meiner Farbe so viel gemein, wie meine Tante mit deinem Jüngsten. Daher möchte ich dich erst mal hier in unserem Garten neben der roten Mauer haben, damit wir uns ordentlich darüber einigen. Du könntest hier allerlei Farben sehen. Zum Beispiel, das Rot der Mauer und des alten Häuschens findest du auf keiner Palette. Regen und Sonne haben viele Nuancen von Lachsrosa bis Orange darauf gemalt. Das ließe sich vielleicht mit einigem Geschick reproduzieren. Aber dieses Rot ist nur ein winziger Bestandteil des Bildes. Schon ganz allein die Grün, die dazu kommen, sind nicht zu zählen. Da gibt es zunächst die netten grünen Jalousien an den Fenstern. Dann die Grün der Pflanzen des Gärtchens. Warte mal, ich zähle im Überschlag fünfzehn Töne. Unsinn, die fünfzehn sind allein in dem Orangenbaum unter Jeannens Fenster. Nun nimm den Park jenseits der Mauer hinzu. Da hört das Zählen auf. Du glaubst, die ganze Welt bestehe nur aus Grün, so reich ist die Skala. Schwarz bis zum hellsten Grau, und in dem tiefsten Schwarz und in dem hellsten Grau noch immer das Grün. Jedes Blatt ist von den benachbarten verschieden, weil gerade die Sonne schräg auf die Wipfel scheint und das Schwarz mit Diamanten besät, das Grau zu Silber verwandelt. Und dabei sind noch nicht die Rosen und hundert anderen Blumen unseres Gärtchens gerechnet, noch nicht das Zelt, unter dem dein ergebener Diener sitzt, noch nicht die Hauptsache, das Stück blauen Himmels. Um dir dieses Beispiel zu geben, brauche ich nicht mal aufzustehen. Alles das findest du in unserer Pension für 60 Peseten die Woche. Wie, wenn ich dich nun zur Alhambra mitnähme und dich nötigte, auf die Ebene und die Stadt und auf die Schneegipfel der Sierra Nevada zu blicken. Glaubst du, daß irgendein gemaltes Bild diese Farben enthalten könnte? glaubst du, daß es Bild bliebe,

wenn es sie enthielte? Du wirst mir sagen, daß es nicht auf diesen Reichtum ankommt. Sehr richtig! Daß es vielmehr darauf ankommt, die absolute Fülle der Natur durch die konventionelle Farbenfülle der Kunst zu ersetzen, die relativ unbegrenzt ist. Sehr richtig, sehr richtig! Theoretisch ist dir das sicher so klar, wie das Einmaleins, aber ich fürchte, du versagst in der Praxis. Deine Schwärmerei für die Farbe ist mir verdächtig. Das Rosa des Velasquez geht mit dir durch wie der Tonschwall eines geschickten Redners mit dem Sinn seiner Hörer, die garnicht mehr den Worten, nur noch dem Schall zuhören. Du vergißt, daß dies Rosa hundertmal reicher in dem Bändchen im schwarzen Haar unter der Mantille einer sich sonnenden Spanierin zu finden ist, und nimmst das Zeichen für die Natur, die dir an deinem Schreibtisch abhanden gekommen ist, freust dich daran, weil dir sonst so wenig zur Freude übrigbleibt, bescheidest dich mit wenigem. Es ist so wenig, daß du im Grunde garnicht der Kunst bedürftest, für die ja die Farbe, wie du weißt, nur ein Zeichen bedeutet.

Sehr schön, wenn einer mit dem Grau und Rosa des Velasquez vollkommene Sinnbilder erzielt. Ich will dir sogar zugeben, daß bei gleicher Vollkommenheit das Sinnbild in Grau und Rosa mir möglicherweise lieber ist, als das in Schwarz und Braun. Möglicherweise, betone ich, denn ich habe noch nie darüber nachgedacht. Weil wir möglicherweise ein schöngekleideter Weiser lieber sein kann, als der gleiche Kluge, der sich weniger angenehm anzieht. Merke ich aber nur die geringste Differenz in der Weisheit, so verschwindet der Vorteil des Kostüms. Denn dieses kann ich mir dazu denken, so gut, wie er es sich kaufen kann. Du wirst finden, daß alle klugen Menschen und nicht einmal die Klugen, sondern alle, die in ihrer Art vollkommen sind, dir nach und nach schön gekleidet erscheinen, auch wenn sie sich immer in derselben abgerissenen Jacke präsentieren. Während umgekehrt ein Schöngekleideter, der Lücken sehen läßt, die nach der Art des Kleides nicht sein dürften, allmählich häßlich wird. Unter diesen Umständen vergrößert die Schönheit des Zierrats den Mangel. Das ist der Fall Velasquez. Das schöne Detail hat ihn getrieben, den Geist des Werkes zu vernachlässigen. Er hing mit gerechtem Entzücken an dem Äußeren seiner Leute. Ich will nicht sagen, daß es nur das Kostüm war, was ihn lockte. Er sah den Typ der Gesichter, ihre Haltung, alles, was wir charakteristisch nennen. Aber alles, was wir charakteristisch nennen, ist, subjektiv gedacht, für den Maler nur Kostüm, etwas Äußerliches. Du schreibst, er wäre der größte Bildnismaler gewesen. Hm, vielleicht ist er es gewesen. Findest du das nicht ungeheuer wenig? Überlege dir doch mal, wie vielen Großen du gerecht wirst, wenn du sie so nennst, und wie viele Kleine unter denen sind, die wie Velasquez über dem Bildnis das Bild vergessen haben. Ich glaube, alles Schlimme, was man über Velasquez sagen kann, liegt in der Tatsache, daß er nur Bildnismaler war.

(Weitere Teile folgen)

***

# Graf Erdmann Promnitz/ Erzählung von Jakob Wassermann

Zur Zeit als der große Friedrich von Preußen zum ersten Mal um Schlesien stritt, blühte dortselbst noch das alte und angesehene Geschlecht derer von Promnitz. Seit jenem Balthasar Promnitz, der Fürstbischof von Breslau war und außer Pleß, der größten unter den schlesischen Standesherrschaften, auch Sorau und Triebel in der Niederlausitz erworben hatte, gehörte die Familie zum höchst begüterten Adel des Landes, und sie besaß späterhin, als sie schon ein HauptHort des Protestantismus war, auch Peterswalde, Kreppelhof, Drehna und Vetschau, lauter große Gemarkungen mit umfangreichem Ackerland und ausgedehnten Wäldern.

Wie es nun oft bei solchen aristokratischen Sassen geschieht, die lange in Reichtum und in alteingewurzelten Lebensgewohnheiten existiert haben, daß ein später Zweig gar sonderbare Früchte zeitigt, so war es auch beim letzten Sproß der Promnitze. Als Kind galt der junge Graf Erdmann für einen ausgemachten Tölpel. Zu Sorau, wo sein Vater, der sächsische Kabinettsminister, einen förmlichen Hof hielt mit Jagdpagen, Kammerhusaren, Hofzwergen und einer hundert Mann starken Riesengarde mit furchtbaren Bärenmützen, gab er die denkbar schlechteste Figur ab. Er war faul und gefräßig. Er war mißtrauisch und widerborstig. Er war so unverträglich, daß es kein Spielgenosse bei ihm aushielt. Nebstbei zeigte er einen angeborenen Hang zur Frömmelei, was seinem Vater ein Dorn im Auge war, denn obgleich die vornehmen protestantischen Herren, der neuesten Mode gehorchend, für die Erziehung ihrer Söhne fast ausschließlich herrnhutische Geistliche wählten, so faßte man in jenen galanten Zeiten die Religion doch zu weitschichtig auf, um ernsthafte Folgerungen aus diesem Umstande zu ziehen.

Als Graf Erdmann zwölf Jahre alt war, machte er eines schönen Tages in Begleitung des Hoffräuleins Collobella und seines herrenhutischen Präzeptors von Wrech einen Ausflug nach dem ländlichen und entlegenen Peterswalde. Die Collobella war eine immer noch muntere Italienerin, die der regierende Graf vor dreißig Jahren aus Florenz mitgebracht hatte, und die aus Liebe zur Familie Promnitz evangelisch geworden war. Ihr war das verbohrte Gemüt des Knaben ein Greuel, und sie setzte ihm bei jeder Gelegenheit mit Fragen, Vorwürfen, Bitten und entrüsteten Predigten mächtig zu. Der junge Graf starrte währenddessen böse und duckmäuserisch in einen Winkel, und so oft die Collobella einen ihrer frivolen Witze losließ, zuckte er zusammen wie ein Fisch, wenn man mit dem Stock ins Wasser fährt. Was nun Herrn von Wrech anbelangt, so huldigte er wohl äußerlich den Maximen seiner Sekte, aber er trug sein herrnhutisches

Kostüm mit der unverpflichtenden Sachlichkeit, mit der etwa Herr von Rohan den römischen Kardinalshut trug, denn er war eigentlich ein Weltmann und Genüßling und wartete mit Schmerzen auf den Tag, wo er mit seinem Zögling die übliche europäische Tournee antreten durfte.

Peterswalde war ein kleines Schloß, und in einem Seitenflügel befand sich eine winzige Kapelle. Indes die Italienerin und Herr von Wrech mittägliche Siesta hielten, streunte der junge Graf durch die verödeten und ziemlich vernachlässigten Räume und gelangte dabei auch in jenes Kapellchen, welches außer einem über dem Altar hängenden Bild keinerlei nennenswerten Schmuck aufwies. Gerade dieses Bild jedoch fesselte die Aufmerksamkeit des Knaben im höchsten Maß. Es hing wahrscheinlich noch nicht gar lange da, einen Gottesdienst mochte es noch nicht erblickt haben, und war unmöglich dazu angetan, kirchliche Empfindungen anzufeuern, ein unverständiger oder übereifriger Verwalter hatte es vielleicht aus einem der Säle hierhergebracht. Das Gemälde stellte Adam und Eva vor dem Sündenfall dar, beide natürlich splitternackt, das Weib seltsam dick und fleischig, den Apfel hinhaltend, und Adam, halb abgewandt, als lausche er, zwischen beiden die Schlange, die sich vom Baum herunterringelte, und hinter dem grünen Wipfel des Baums ein kobaltblauer Himmel. Das Ganze war nicht übel; es mochte die Kopie nach dem guten Werk eines süddeutschen Meisters sein.

Mein Graf Erdmann aber ward davon anders getroffen als ein gewöhnlicher und harmloser Beschauer. Zunächst einmal schämte er sich vor der unanständigen Nacktheit der beiden Personnagen auf dem Bildnis derart, daß ihm der Schweiß bei den Haarwurzeln herausbrach. Aber als sich sein Auge daran gewöhnt hatte, fühlte er eine tiefe Befriedigung, und er kam sich vollkommen erleuchtet vor. Er sah den Apfel in Evas Hand mit einem Ausdruck finsteren Triumphes an, als ob er sagen wollte: von daher stammt also das ganze Elend, deswegen ist mir so wenig wohl in dieser schuldbeladenen Welt, deswegen habe ich immer ein böses Gewissen, wenn ich eine reichliche Mahlzeit verzehrt habe oder wenn mir ein Glas Wein geschmeckt hat. Aha, ich merke schon, worauf das hinaus will mit den Zweien, dachte er ängstlich und haßerfüllt; diese dicke Eva wird den schwachköpfigen Adam verführen, jetzt begreif ich was die Bibel meint, jetzt weiß ich, was es mit dem Sündenfall auf sich hat. O du Menschenvater Adam, warum warst du so blind!

Diese Worte rief er laut vor sich hin. Und er gedachte mit Scham und Ingrimm gewisser Träume und gewisser unbeherrschbarer Begierden des Bluts. Wütend drehte er sich um, als ein langes Spottgelächter hinter ihm erscholl. Es war die Collobella. Er ging auf sie zu und sagte schroff: „Geht Ihr allein zurück nach Sorau, ich will hier bleiben auf Peterswalde. Ich mag nicht mehr das Luderleben mit ansehen, das man dorten führt. Meine Mutter ist unglück-

lich, das weiß ich längst; längst weiß ich, daß mein Vater sie mit gemeinen Frauenzimmern betrügt. Mein Vater hätte mich nicht auf die Welt setzen sollen, denn was ich sehe von dieser Welt, ekelt mich an. Insonderheit die Weiber ekeln mich an, weil sie an all dem Höllentreiben schuld sind".

Eine so ausführliche Rede hatte man aus Erdmanns Munde bisher nicht vernommen, und die Dame Collobella fiel beinahe in Ohnmacht vor Schreck. Sie holte Herrn von Wrech zur Hilfe herbei, aber da war nichts zu machen, der Starrkopf weigerte sich, Peterswalde zu verlassen. Der Herrnhuter verbarg seinen Ärger und ging vor Freundlichkeit auseinander wie ein Milchbrei. Potz Wetter, überlegte er im stillen, wenn mich der idiotische Teufel hier festhält, so gibt das ein Leben, wogegen das des heiligen Antonius eine babylonische Orgie war. Und er beschloß der Sache von innen her beizukommen.

Dem Grafen Promnitz fiel ein Stein vom Herzen, als er vernahm, sein unfroher Sprößling wolle nicht mehr an den Hof zurück. „Laßt nur den Hamster," sagte er zur Dame Collobella, „wird schon wieder nach unserer besetzten Tafel jappen." Darin täuschte sich der Graf. Junker Erdmann kam nicht mehr nach Sorau, und seine Mutter mußte zu ihm fahren, wenn sie ihn sehen wollte, was nicht häufig geschah, denn dazumal war elterliche Zärtlichkeit mehr eine Form als ein Impuls, und die Zeremonien der Liebe waren bedeutungsvoller als ihr Gehalt. Allmählich wandelte die Gräfin Promnitz auch ihre eigenen Wege und zahlte dem Herrn Gemahl seine Schändlichkeiten heim. Davon erfuhr Graf Erdmann auf die ungeschminkteste Weise durch den Herrn von Zech, einen Emporkömmling, der es vom Schreiber zum Geheimen Rat gebracht hatte und jeden Monat einmal nach Peterswalde kam, um die Wirtschaftsbücher zu inspizieren. Er schweifwedelte vor dem Vater und speichelleckte vor dem Sohn, weshalb ein Witzbold von ihm sagte, er hätte beständig hinten und vorne zu tun, und obwohl er sich mit dem herrnhutischen Hofmeister nicht vertrug, erlitt dieser die Unbill, am Sorauer Hof das Verslein in Umlauf gebracht zu sehen: „Herr von Wrech und Herr von Zech Schmarotzen im Duo beim Junker Pech." Das war der Spottname des Jünglings, erstlich wegen der schwarzen Kleidung, die er zu tragen pflegte, und dann natürlich wegen seines schwarzen Geistes.

Daß Graf Erdmann bei alledem nicht fröhlicher wurde, läßt sich denken. Er sah Vater und Mutter dem verwerflichsten Wesen ergeben, und was an Gesinde, an Helfershelfern, an sogenannten Freunden um die beiden beflissen war, verachtete er aus ganzem Herzen, vielleicht nicht mit Unrecht, denn es war eine Gesellschaft von abgefeimter Schäbigkeit. Der gute Wrech hatte nach und nach aufgehört, den Junker für blöde zu halten, da in diesem Hartschädel im Verlauf der Jahre ein Paar Augen aufwachten, welche zugleich die Glut eines Anachoreten, und die Melancholie einer Nonne enthielten; er ließ sich mit ihm

in profunde theologische Disputationen ein, und unter dem Mantel einer scheinheiligen Milde bemühte er sich, ihm die Welt lecker zu machen. Umsonst; der einsiedlerische Jüngling fürchtete die Fallstricke des Lasters und in der Mischung von Anmaßung und Verbissenheit, die seinen Charakter bildete, sah er in dem ganzen Menschentreiben einen fluchbeladenen Sündenpfuhl. Nach seiner Meinung konnte die einzelne Kreatur keines Glückes teilhaftig werden wegen der seit Adam und Eva in die Seelen gelegten Schuld und Verdammnis, dürfe auch das Glück garnicht genießen, weil er damit die Leiden und Peinigungen der andern genau um jene Summe vermehrte, der er sich freventlich entzog. Eine so erbarmungslose Sünden-Arithmetik verdroß den Herrnhuter, und er berief sich auf das Erlösungswerk Jesu Christi; da aber kam er schlecht an; der Junker bewies ihm haarklein, daß das Sündenregister der Menschheit seit siebzehnhundertundsoundsoviel Jahren dermaßen in die Länge gewachsen sei, daß eine demnächst zu erwartende Bilanz und Abrechnung unbedingt mit einer neuen Sintflut endigen müsse. Herr von Wrech ließ sich nicht beirren; also in die Enge getrieben, rezitierte er, halb näselnd, halb singend, das Verslied Numero eintausendundachtzehn:

„Wenn es sollt' der Welt nach gehn, blieb kein Christ auf Erden stehn,
Alles würd' von ihr verderbt, was das Lamm am Kreuz ererbt.
Doch weil Jesus bleibt der Herr, wird es täglich herrlicher,
Weil der Herr zur Rechten sitzt, ist die Sache auch beschützt."

Damit brach er listig ab; jedoch Junker Erdmann führte triumphierend den Schluß hinzu:

„Aber wenn sie diesen Mann erst herabgerissen han,
Dann wird's schlecht mit uns aussehn, übel wird es mit uns gehn."

Es war ein ergötzlicher Anblick, wie die beiden miteinander rauften, der geschmeidige Epikuräer, der sich nur gerade soviel hinter seinem Priestertum verschanzte, daß man seine heimliche Verräterei an den gelobten Prinzipien nicht merken konnte, und der vierschrötige Jüngling mit dem dünngespaltenen Mund und dem zurücktretenden Profil eines traurigen Schafes.

Graf Erdmann hatte sich einen Farbenkasten verschafft, und in müßigen Stunden beschäftigte er sich viel mit Malereien. Und sonderbar, was er auch beginnen mochte, immer lief es darauf hinaus, daß er unter einem Baum eine Eva malte, ein Weib freilich ohne die sträfliche und sündhafte Nacktheit, und immer streckte die Dame ihren Arm lüstern nach den Äpfeln aus, die an den Zweigen des Baumes hingen. Aus dem Himmel fuhren bisweilen Blitze nieder, bisweilen war auch eine Schlange zu sehen, giftgrün und böse, wie eben Schlangen sind.

Nun ereignete sich in der Familie Promnitz ein Vorfall, der danach angetan war, das Gemüt des jungen Grafen, der damals zwanzig Jahre alt geworden,

vollends zu verfinstern und zu verängstigen. Die Gräfin Callenberg, seine Tante, eine sechzigjährige Messalina, welche die Gesellschaft der Mannsleute noch immer nicht entbehren mochte, weil sie bei ihnen mehr Gründliches fand, wie sie sagte, als bei Personen ihres Geschlechts, hatte ihren letzten Liebhaber, einen jungen Franzosen namens Lefevre, aus gemeiner Eifersucht bei Wasser und Brot in einem Verlies ihres Schlosses eingemauert. Im Herbst des Jahres 1740 entdeckten ihn preußische Soldaten ohne Nase und Ohren, mit langem Bart und irrsinnig; er starb wenige Tage nach seiner Befreiung. Die Geschichte erregte großen Skandal, die eigenen Untertanen der Gräfin überfielen sie im Bette, banden sie mit Stricken, warfen sie auf einen Leiterwagen und brachten sie nach Neiße, wo sie vor Verdruß und Elend alsbald der Schlag rührte.

Graf Erdmann verfiel bei der Kunde dieses Geschehnisses in eine solche Trübsal, daß Herr von Wrech um seine Gesundheit besorgt wurde; dazu kam, daß auch seine Mutter um jene Zeit aus Herzenskummer starb. Herr von Wrech dachte, es wäre jetzt empfehlenswert, den jungen Mann in die Welt zu zu schicken, und er konnte es nicht mehr mit ansehen, wenn der Jüngling jeden Abend und jeden Morgen auf die Kniee stürzte und mit tiefer Schwermut ausrief: „O Gott, laß mich ohne Schuld! O Gott, bewahre mich vor Sündenschuld! Ersticke meine Gelüste und gib mir Frieden!" Da machte sich Herr von Wrech auf und gab dem gräflichen Vater zu verstehen, daß er seinen Sohn auf Reisen senden müsse, wenn er ihn vor verderblicher Geistesfäulnis bewahren wolle. Der Graf war's zufrieden und gab den Befehl, daß Erdmann in Begleitung des Herrnhuters nach Paris aufbrechen solle.

Dagegen gab es keinen Widerpart. Graf Erdmann fügte sich mit unerwarteter Sanftmut. Ich will doch sehen," sagte er, „ob eure große Welt wirklich so groß ist. Es soll nicht heißen, daß ein Promnitz hinterm Ofen sitzen bleibt, weil er sich klüger dünkt als die Weitgereisten. Mich gelüstet nach einem andern Himmel, denn unserer drückt mir den Kopf wie das Dach einer Köhlerhütte, und nach andern Menschen, denn unsere sind mir so wohlbekannt wie die Verben auf mi. Aber ich fürchte, die Welt hat früher ein Ende als ihr alle glaubt, wennschon es weit ist bis zu den Mongolen, und überall, fürchte ich, werden die Menschen den Apfel verspeisen, den die hundsföttische Schlange im Paradies so süß zu schildern wußte."

Herr von Wrech war entzückt. Die Lüsternheit, die er nach dem galanten Paris empfand, konnte er nur schlecht hinter einer künstlichen Miene von Tiefsinn verbergen. „Ihr seid ein genialischer Kopf, Junker," antwortete er, „entweder werdet Ihr ein großer General wie Prinz Eugen oder Ihr sterbt philosophisch wie Diogenes in einem Faß."

Drei Wochen später befand sich der Graf mit seinem Erzieher und Reise-

marschall in dem Seinebabel, wie man sich damals ausdrückte, und wo es allerwegen hoch herging mit Maskenbällen, Assembleen, Glücksspielen, königlichen Levers, Spazierfahrten, Jagden und amorosen Abenteuern. Graf Erdmann fügte sich mit edelmännischer Art in das glänzende Getriebe, er gab mit Anstand sein Geld aus, wußte Rede und Gegenrede zu stehen und behielt seine Augen offen. Doch benahm er sich oft recht sonderbar, und sein Wesen erregte die Spottlust der französischen Herren und Damen. Eines Tages geschah es, daß ein italienisches Ehepaar namens Concini, welches der Spionage überführt und vom Gericht zum Tode verurteilt worden war, auf dem Greveplatz hingerichtet werden sollte. Sie hatten einen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, der gut gestaltet war, einen liebenswürdigen Charakter besaß und trotz seiner Jugend als ausgezeichneter Tänzer auf dem Theater Furore gemacht hatte. Ich bin auf der Welt, um für den Übermut meines Vaters zu büßen, sagte das arme Kind zu denen, die es ermahnten, seine schreckliche Lage in Geduld zu tragen. Dieses Wort kam dem Grafen Erdmann zu Ohren, und da er hörte, daß der Knabe den Tag der Hinrichtung seiner Eltern bei Frau von Hautfort verbringen sollte, ließ er sich bei der Dame einführen, und er erschien gerade, als man dem Knaben Hut und Mantel abnahm und ihm zu essen und zu trinken bot. Nach kurzer Weile trat eine Prinzessin vom Hof ein, und als man ihr sagte, der junge Concini sei anwesend, der mit so viel Grazie zu tanzen verstand, forderte sie ihn auf, zu tanzen. Der Knabe war in Verzweiflung, aber dem Wunsche der mächtigen Persönlichkeit mußte willfahrt werden, und so tanzte Jean Concini, ein jammervoller Anblick, während das Blut seines Vaters und seiner Mutter noch floß. Dies empörte unsern Grafen; er nahm alsbald den Jüngling beiseite, unterhielt sich mit ihm, fand ihn aufgeweckt, ja wissensdurstig, und es berührte ihn wunderlich, als ihm der Bursche im Verlauf des Gespräches fast bebend gestand, seine höchste Begierde sei, die Astronomie zu studieren. Graf Erdmann überlegte sich die Sache, er wandte sich an einen Hallenser Kaufherrn, der im Begriff war, von Paris die Heimreise anzutreten und bat, er solle den Knaben zu einem dortigen Professor geben und ihn auf seine Kosten für das Studium auf der Universität vorbereiten lassen. In seinen Briefen an den Knaben nannte er ihn von da ab, halb in seltsamer Verballhornung seines ursprünglichen Namens, halb in kaustischer Anspielung auf den erstrebten Beruf, nur noch Hans Kosmisch, und dieser Name verblieb dem jungen Menschen, dem es beschieden war, dereinst in ungeahnter Weise in das Leben seines Beschützers einzugreifen.

Die Frau von Hautfort hatte an der edlen Handlung des deutschen Grafen Gefallen, und sie zeigte ihm recht deutlich, daß es ihr nicht unwillkommen sei, wenn er dieses Gefallen zu benutzen verstünde. Eines Abends behielt sie ihn verräterisch lange in ihrem Boudoir. Zuerst lachte sie sich halbtot beim An-

hören seiner moralischen Predigten, denn er glaubte sie zur Tugend bekehren zu sollen, dann aber wurde sie verdrießlich. Indessen schlüpfte eine Zofe ins Gemach und überreichte ihrer Herrin einen Brief. Diese erblaßte nachdem sie das Billet gelesen hatte und steckte es in ihren Busen, der sehr schön war und unter ihre vorzüglichsten Reize gehörte. „Was gibt es denn?" fragte der Graf, dessen Sinn sich langsam zu umnebeln begann, und da er nicht wagte, mit der bloßen Hand sich des Billets in seinem hübschen Asyl zu bemächtigen, nahm er die silberne Holzzange vom Kamin und wollte es damit herausziehen. Frau von Hautfort schrie auf und schickte ihn halb scherzend, halb zornig von dannen.

Als er durch den matterhellten Flur zum Haustor schritt, trat, wie aus der Erde gestiegen, ein reichgekleideter Fant auf ihn zu, das Gesicht maskiert, die Faust am Degengriff, und verstellte ihm mit Woher, Wohin, wes Namens und Zwecks den Weg. Mein Deutscher, nicht faul, blieb die Antworten nicht schuldig, wenngleich keine so gefaßt war, daß sie den Andern, dem die Eifersucht aus allen Poren spritzte, zur Höflichkeit zwang. Kurz und gut, eine Beschimpfung da, eine dort, man zog vom Leder, kreuzte die Degen, zweimal herüber, dreimal hinüber, ein Ausfall, ein Sprung, ein Schrei, ein Seufzer, und der Unbekannte krampfte sich am Boden. Im Nu war das ganze Haus lebendig, Mägde, Diener, Kammerfrauen polterten die Stiege herab, und das Unglück wurde erst vollends offenbar, als die Maske vom Gesicht des Getöteten fiel; es war einer der zahlreichen natürlichen Prinzen Frankreichs von königlichem Geblüt. Frau von Hautfort erschien selbst, in ihrer Angst beschwor sie den Grafen, dessen jähzornige Wallung sich längst gelegt, zu fliehen, denn diese Tat werde schrecklich bestraft.

Umsonst; Graf Erdmann war wie versteinert. Welch zierliche Gestalt dachte er, den Toten anstarrend, welch anmutige Züge! Das Blut, langsam fließend Öl, benetzte seine weißen Schuhe. Die Wächter kamen, man führte ihn ab, und am andern Morgen saß er in der Bastille und hatte die schönste Muse, über sein Verbrechen nachzudenken.

Aber als ein reicher Herr, obwohl vom Ausland, hatte er Verbündete und Freunde genug, um eine nicht gar zu wachsame Behörde zu hintergehen. Mit Hilfe eines bestochenen Aufsehers wurden dem Gefangenen Nachrichten zugebracht, die ihm einen waghalsigen Fluchtplan entwickelten. Es wurde ein Kaminfeger gewonnen, der in Graf Erdmanns Stube drang, einen Strick um seinen Leib befestigte und ihn durch den Schornstein aufs Dach zerrte, was eine ziemlich anstrengende Kletterpartie war. Von hier war der Weg vorbereitet; an einer bestimmten Straßenecke warteten die Postpferde. Nun wollte es das Verhängnis, daß zur selben Zeit, wo der Junker, vom Emporklimmen erschöpft, neben dem Rauchfang ausruhend kauerte, unten vor der Bastille ein feierlicher Leichenzug vorüberging. Erdmann fragte den Schlotfeger, wer da begraben würde, und

die Antwort war, es sei der junge Prinz, der vor drei Tagen im Duell erstochen worden. Sei es, daß das Widerspiel der schwarzen Kalvalkade und seiner und seines Führers rußgeschwärzter Gestalt auf dem Dach ihm das Gefühl grausiger Komik erweckte, sei es, daß die beengte und schuldbewußte Brust sich nicht anders ihres Druckes zu entledigen wußte, genug, der Graf brach in ein gräßliches Gelächter aus, welches auf keine Weise zu hemmen war.

Es war heillos; schon wurde man drunten aufmerksam; um der Gefahr zu entgehen, fand der athletisch starke Schornsteinmann kein anderes Mittel, als daß er seinen Schutzbefohlenen, den der Lachkrampf wehr- und willenlos machte, wie ein Kleiderbündel aufhob und wieder in den Kamin hineinstopfte, wo er ihn dann am Seil hinunterrutschen ließ. Da mußte der Junker, ob er wollte oder nicht, Arme und Beine spreizen, und gelangte also, gefolgt und geleitet von dem Schwarzen, wieder in sein Gefängnis. Er streckte sich aufs Lager und blieb still und entgeistert. Er weigerte sich, Besuche zu empfangen oder Briefe zu lesen. Erst am achten Tag willigte er ein, den ratlosen Herrn von Wrech zu sehen, der ihm mitteilte, man habe sich an den König August gewandt, damit er bei der Majestät von Frankreich interveniere, auch erwarte man seinen Vater zu Paris, der mit Gold die Befreiung aus der Bastille erwirken werde.

„Es kann mich keiner mehr befreien,“ murmelte Graf Erdmann trübsinnig.

„Wie das, Euer Gnaden?“ fragte der Herrnhuter.

Der Graf antwortete nicht. Herr von Wrech sah auf der Stelle, wo das Wesen hinauswollte. Er nahm seinen Vorteil wahr und beschloß, nicht gegen den Stachel zu löken. Ei, dachte er, willst du ein Lamm werden, warum sollt ich nicht der Hirte sein? scheint dir die Welt von Übel, mir soll sie darum nicht weniger schmecken. Es ist eine Erfahrung: Gott hat mehr Gelegenheitsmacher zu seinen Diensten als die umworbenste Sirene Frankreichs, und dem schlauen Böhmen kostete es nicht viel Mühe, die Hebamme für die Seelenschmerzen zu machen, von denen sein Gebieter heimgesucht wurde. Er legte sein weltliches Gelüsten und seine seidenen Strümpfe vorläufig ab und flüchtete in den Schatten der Entsagung, wo er schöne Zinsen für seine Metamorphose zu ernten hoffte. Und wirklich, der Graf behandelte ihn wie seinen Augapfel oder wie sein schlechtes Gewissen, zwei kostbare Dinge auf Erden.

Was vorausgesagt war, geschah; ein Diplomat sprach bei Hofe vor, das Blut des Getöteten war schon vertrocknet, die Sache selbst in halber Vergessenheit, Promnitzsches Geld tat ein übriges, und der Kabinettsminister, der froh war, daß sein Sohn einer mannhaften Tat fähig gewesen, zahlte gern und benutzte seinerseits den Anlaß, sich ein wenig in Paris umzutun. Zu Ende Mai war Erdmann der Gefangenschaft ledig und reiste heim, um sich auf Peterswalde der Sühne zu widmen.

Er führte dortselbst das allerwunderlichste Leben. Tagelang ritt er auf seinem Roß in den tiefen Wäldern herum und tötete alles Getier, das ihm unter die Flinte kam. Als eine Art von Raubschütze zog er weit über die Grenzen seines Reviers und durfte von Glück sagen, daß die Förster und Hüter, die den unheimlich wüsten Mordgesellen nicht kannten, ihn mit dem Tod verschonten. Später liefen dann in Sorau große Rechnungen ein, und der alte Graf mußte die Schäden ersetzen, die der wildernde Unhold an fremdem Eigentum verübte. Niemand begriff solchen Treibens Kern und Ziel, bis Herr von Wrech, der sich schon die betrübtesten Gedanken machte, den Junker zur Rede stellte. Da setzte Graf Erdmann dem Herrnhuter auseinander, daß nach seiner Überzeugung die Tiere alle einmal Menschen gewesen, aber zur Strafe für begangene Sünden also verwandelt worden seien. „Und ich," fügte er träumerisch hinzu, „ich erlöse sie durch den Tod."

Herr von Wrech schluckte seinen Ärger über die verrückte Antwort hinunter und erwiderte mit Augenbrauen, so hoch wie gotische Spitzbögen: „Verzeiht, Junker, aber es dünkt mich ein lästerliches Vermessen, daß Ihr, wenn auch bloß dem lieben Vieh gegenüber, den Erlöser spielen wollt."

„Verachtet Ihr die Tierheit am Ende?" versetzte der Graf kasuistisch. „So seid Ihr wie ein Windhund, der keine Spur halten kann; was er aus dem Auge verliert, ist dahin. Glaubt Ihr auch nicht an die Erlösung, Wrech?"

„An die Erlösung?"

„An die Erlösung von den Sünden."

Wrech schüttelte den Kopf und rezitierte wieder einmal das Verslied Numero eintausendundachtzehn, aber diesmal bis zum Schluß. Da war der Graf totenstill und stand finster und zornig. Herr von Wrech aber stieg auf den Turm hinauf, als zöge ihn seine menschenverächterische Demut näher zum Himmel, und wie er oben stand und über Flur und Wald schaute, quoll ihm der unfromme Verdruß wie Säure aus dem Busen, und er murmelte: „Daß doch der Satan diesem Sokrates bald eine Xantippe auf den Hals schickte!" Der unfreundliche Wunsch sollte in Erfüllung gehen, wennschon nicht seinem Sinne nach.

Eines Morgens, als der Graf wieder auf seinem Roß durch die Wälder stürmte, tat sich plötzlich eine Lichtung auf, in deren Mitte ein dunkelgrüner Weiher lag. Er erblickte ein wunderbar liebliches Mädchen, das gerade aus dem Bade gestiegen war und nun im leichten Badekleid, den schwarzseidenen Mantel darüber, von einer Dienerin begleitet nach dem Waldhaus schritt, welches sich am Rande der Lichtung erhob. Auf einmal brach ein zahmer Hirsch aus dem Gehölz, trabte auf die beiden Frauen zu, schnitt ihnen den eingeschlagenen Weg ab, ward bei ihrem ängstlichen Schreien stutzig und machte jählings Miene, die Wehrlosen im Ernst anzugreifen. Bei der Flucht verwickelte sich der Fuß des

schönen Mädchens in Flecht- und Wurzelwerk, knieend streckte sie die Hände aus gegen das bedrohlich nahende Tier. Da krachte ein Schuß, Erdmann hatte gut gezielt, der Hirsch stürzte verendend zusammen. Der Graf stieg vom Pferd, und als er bei dem Mädchen angelangt, sank sie dem schwermütigen blassen Retter, vor Erregung schluchzend, an die Brust.

Es erwies sich, daß der Junker auf die Standesherrschaft Beuthen geraten war, die den Grafen Carolath gehörte, und daß das Mädchen, dem er Hilfe geleistet, die junge Gräfin Caroline war, Erbin und einzige Tochter. Heimgekehrt nach Peterswalde, erschoß Erdmann das Roß, das ihn gen Beuthen geführt, nachdem er es zuvor mit Lilien bekränzt hatte. Es war ein Sündenopfer, wie er es nannte.

Dem Grafen ging die Geschichte im Kopf herum, das ist alles, was man sagen kann. Vielleicht fröstelte ihn in seiner Einsamkeit; er kam zu öfteren Malen nach Carolath, und er wurde mit der jungen Gräfin vertraut, ehe sie es mit Worten waren, ja niemals gaben ihnen Worte späterhin eine solche Vertrautheit, wie das stumme Gefühl dieser wenigen Stunden. Vom schönen Zauber irdischer Leidenschaft war Erdmann Promnitz nicht bewegt, widerwillig gab er sich her, widerwillig ließ er sich lieben, mit geheimer Angst sah er den Bund besiegelt. Als man zu Sorau vernahm, was im Werke war, beeilte sich der alte Graf, den Freiwerber zu machen, und schon zu Anfang des Herbstes ward eine prachtvolle Hochzeit gefeiert.

Kurz darauf geschah es, daß der alte Graf Promnitz eines Abends allein auf abgehetztem Gaul auf sein Gut Triebel geritten kam, in die Vorhalle stürzte, die Türen verrammeln ließ und sich zitternd in die oberen Gemächer begab. Es dauerte nicht lange, so erscholl drunten das Geschmetter von zerbrochenen Fenstern und fünf österreichische Husaren drangen lärmend ins Haus, geführt von einem racheschnaubenden Lakaien des Grafen, dessen junges Weib der lüsterne Alte den Tag zuvor entehrt hatte. Die wilde Horde stürmte die Treppe hinauf, zertrümmerte die Tür des gräflichen Schlafzimmers, und mit flachen Säbeln bläuten sie so unbarmherzig auf seiner Gnaden herum, daß Höchstderselbe an den Folgen der erlittenen Verletzungen starb.

Als Erdmann Promnitz den Vorgang erfuhr, rief er aus: „Mein Vater hat geerntet, was er gesäet; der Fluch hat sich an ihm erfüllt; ach, was wird mein eigenes Los sein!" Erst zwei Monate darauf fanden die Exequien statt, wegen denen Graf Erdmann die Chroniken zur Hand genommen hatte; er las sonst nur Kochbücher, von denen er sich eine vollständige Sammlung, in Maroquin und Goldschnitt gebunden, angeschafft hatte, zu seiner Magenerbauung, wie er das ausdrückte.

Graf Erdmann übernahm die Regentschaft, aber in Wirklichkeit hatte alles Promnitzsche Land von dem Tage ab keinen Herrn mehr. Das verstörte und

verglaubte Gemüt des Grafen war nicht mit der Kraft versehen, über so viele tausend Menschen und ihre Verhältnisse, ja nur über die Schafe und Rinder, sich alle die Gewalt anzumaßen, welche bloß die herzliche Neigung für Gottes Welt einem Manne verleiht. Die Menschen begriffen ihn nicht als Herrn, da sie seiner nicht zu bedürfen fest überzeugt waren. Und er, er begriff bei der Huldigung nicht, wie so viele ihn bedürfen sollten, als deren Vertreter die Beamten in respektvoller Haltung und mit glühenden Gesichtern um ihn standen: der Hofrat und Verweser, der Rat und Hofmeister, der Kanzler, der Oberhofprediger und Plebanus, die Diakonen, die herrschaftlichen Steuereinnehmer, die Aktuarien beim Consistorio, die geheimen und offenbaren Schreiber, die Amtspfänder, Stallmeister, Rentschreiber, Küchenschreiber, Förster und Jagdpagen, die Verwalter, Bürgermeister, Stadtrichter, Senatoren, Spatzermeister und alles, was dem Herrn diente. In seinem Gefühl bedurften sie seiner nicht; aber er bedurfte ihrer, er war der große Bettelmann Aller, denn die Frucht des ganzen Regierens war ihm doch der Überschuß an Geld, der reine Ertrag.

Daß die Empfindsamkeit der Sündenfurcht das Herz eines Menschen lahm machen könne, ist erweislich; daß er sich inmitten solcher Haft mit der Gebärde eines Geizhalses und der Hartnäckigkeit eines Tieres an das gröbste Teil seines irdischen Besitzes hängt, ist eines der seltsamen Epigramme, die der Herrgott zu machen liebt. Der reine Ertrag! Darum mochten sich so viele schinden, darum mochten die Hammerschmiede am Kupferhammer stehen und halb erfrieren, halb verbraten, darum mochten sich Jäger und Heideläufer die Füße wundlaufen, darum die Hirsche und wilden Schweine den Fronbauern die Ernte verwüsten, darum die Viehhirten dumm bleiben wie ihre Ochsen und Gänse, — er war ja der Herr des reinen Ertrags, und er war ja der mit der Allschuld Beladene und war ausersehen, mit dem Herzblut zu bezahlen, was jene mit den Armen verrichteten.

Er liebte nicht die Welt, und er achtete sie nicht. Wenn er etwas erwartete, so war es das jüngste Gericht oder einen neuen Propheten, der ihn von Adam und Eva und ihrem Sündenfall erlösen konnte. Ihm erschien die ganze Menschheit auf der Erde eingesperrt wie in einem Gefängnis, beladen mit Verantwortung, umstellt von geheimnisvollen Versuchern, und alle Menschen wie Ein Mensch, preisgegeben, verurteilt, vernichtet, einer in millionenmaliger Wiederholung. „Alles ist vom Anfang der Dinge her verschuldet; du zeugst gegen dich, der andere gegen sich, du gegen den andern, der andre gegen dich, alle gegen sich und alle gegen Gott." Das war sein Glaubensbekenntnis, und er seufzte unter der Wucht eines kleinlichen Zusammenhangs der Schicksale und Umstände, für ihn war alles offenbar, alles durchsichtig, alles ergründlich, und wie die Sonne über den Nebeln, so thronte über dem verworrenen Wesen der reine Ertrag.

Die Gräfin Caroline sah bald, wie schlimm es mit ihrem Gemahl beschaffen war. Als ein lebenslustiges Geschöpf war sie in die Ehe getreten und hing an dem Mann mit großer Liebe. Aber er hatte es von Anfang darauf abgesehen, sie zu demütigen, und er erblickte nur die Eva in ihr, die ihn zu Fall gebracht und aus dem letzten Winkel des Paradieses vertrieben hatte. Er untergrub ihr Ansehen bei den Dienstleuten, sowohl durch Spott wie durch widerrufende Verordnungen. Sie hatte wenig Talent zur Hauswirtin, besser verstand sie sich auf Tanz und heitre Gespräche, auch auf Unterhaltung mit gebildeten Männern, aber ihre redliche Bemühung ersetzte die Gabe, und unter ihren fleißigen Händen war stets alles wohlbestellt. Dieses mochte der Graf nicht anerkennen, sondern er beleidigte die Frau, wenn sie nur den kleinsten Fehler beging, und ihre Schwächen bauschte er zu Lastern auf. Er war nicht fähig, ihre Hingebung zu würdigen, er konnte diese Seele, die sich ihm opferte, nicht fassen. Einstmals schrieb Caroline an eine vertraute Freundin dies: „Seit dem Fackelgeleit in die Hochzeitkammer, was hab' ich vom Leben und Lieben, vom Mann und Weibe gelernt und gelitten! Wie oft bin ich mir inwendig zum Traume verschwunden! Aber wenn ich die Augen aufschlug, war ich wieder ein Weib, sein Weib! Und liebte ihn! und wurde verstoßen! und sah seine Gier nach Erlösung und sah, daß er sich hätte erlösen können, wenn sein Herz zurückschenkte, was man ihm gab. Gott, wie viel mögen die tausend und abertausend Weiber verschweigen, verweinen, verachten! Er sieht mich soeben schreiben und ist so eilig, daß er mich fragt, ob ich fertig bin. So ist's mit allem. Er ist immer in Eile, und niemand weiß, warum. Er ist immer in Gedanken, und niemand weiß, was er denkt. Er ist immer umwölkt, immer in Melancholie, immer im Groll, immer unterwegs, immer mißtrauisch, immer verzagt und hat kein reines Auge, um die zu sehen, die für ihn zittert. Hab ich noch einmal im Leben eine bessere Zeit, dann sollt ihr von mir hören, jetzt stille."

Die Ehe war kinderlos; dies war dem Grafen recht, aber um seiner Frau zu beweisen, daß die Schuld der Unfruchtbarkeit nicht an ihm läge, stellte er ihr zwei kleine Mädchen vor, die von ihm waren und in Peterswalde lebten. Nächtelang saß er einsam über den Chroniken, und es stießen ihm mancherlei Dinge auf, die ihm gefielen, und von denen er bedauerte, daß sie nicht mehr bestanden. So wollte er die von seinen Vorfahren der Stadt und den Dörfern verliehenen Rechte wieder einziehen, auch setzte er zum Verdruß der Bürger einen ungerechten Bierprozeß fort, den sein Vater begonnen. Darein mischte sich die Gräfin und es gab Streit. Caroline haßte den duckmäuserigen Herrnhuter, der noch immer im Hause weilte und durch Flur und Gemächer schritt wie der heimliche Unfried, und auch darüber wuchs der Streit. Der Graf lud Kavaliere zu sich auf Jagden und Feste ein, und wenn sie kamen, war er entweder betrunken oder abwesend, so daß die Gräfin vor Scham nicht imstande war, ein Gespräch zu

führen. Sie machte ihm Vorwürfe, erst sanft, dann leidenschaftlich, sie konnte nicht zur rechten Zeit schweigen, seine Ungerechtigkeit rührte sie zu Tränen auf, es zerriß ihr Seele und Geist, daß all ihre Liebe umsonst verschwendet sein sollte, denn geben, geben und immer geben, das erträgt ein Engel nicht. Keine Frau erträgt es, zu sehen, daß ein Mann sich zum Herrn und Verächter der Menschheit aufwirft, und den Willen Gottes erkannt zu haben meint, und daß er dabei mit stumpfem Fuß ein anschmiegendes Herz zertritt. Bittre Worte flogen hin und her, sie gruben einander die Brust auf, denn was so die rechte Zwietracht und mißverstehender Haß zwischen Eheleuten ist, die beständig einander sehen und einander atmen, das ist ärger als die Hölle.

Nach vierjährigem Beisammensein setzte der Bruder der Gräfin die Scheidung durch, der Graf wars zufrieden, und das Gericht zu Oppeln bestätigte sie wegen unversöhnlicher Feindschaft, „samt dem was anhängig". Trotzdem beiden Teilen wieder zu heiraten verstattet war, lebte die Gräfin Caroline bis zu ihrem Tod wie eine Klosterfrau, und so ist sie, reizend und wehmütig, noch heutigen Tags auf dem Schlosse zu Carolath im Bilde zu sehen.

Von dem Tage an, wo Caroline ihn verlassen hatte, wurde Erdmann Promnitz immer unruhiger und wilder. Es umgaben ihn Schmeichler, Schmauser, wüste Gesellen und lauernde Erben. Das viele Geld vom reinen Ertrag war nicht hinreichend, den Verschwendungen standzuhalten, und fragte ihn einer seiner Vettern, was er treibe, so antwortete er scharf skandierend: „Essen, trinken, schlafen, sehen und hören." Alle Furcht und Scheu waren von ihm geflohen, und er führte ein arges Leben. Schreckliche Träume zerrütteten sein Gemüt, und des ferneren eine Reue, die er sich um keinen Preis hätte eingestehen mögen. Als man nun eines Morgens Herrn von Wrech tot in seinem Bette fand, — er hatte von der Tafel einen halben Fisch in seine Kammer mitgenommen, war des nachts hungrig aufgewacht, hatte ihn ohne Licht verzehrt und war an einer Gräte erstickt, — da beschloß der Graf in die Fremde zu ziehen, wo er fremd sein und jedermann mit Ehren fremd bleiben konnte. Gegen eine Leibrente von zwölftausend Talern vergab er all seinen Besitz an verwandte Geschlechter, und nachdem er einen im Schloßkeller von Sorau vergrabenen Schatz von hunderttausend Talern an sich gebracht, zog er in die weite Welt, die seinem aberwitzigen Drang noch immer nichts anderes war als ein Gefängnis.

Zu Halle sah er nun seinen Schützling wieder, jenen Hans Kosmisch, den er aus dem Pariser Lasterpfuhl gerettet hatte, und der inzwischen ein höchst gelehrter junger Mann geworden war, bei welchem das Promnitzsche Geld einmal fruchtbaren Boden gefunden. Hans Kosmisch lag seinem Gönner an, ihn nach England zu dem großen Astronomen Herschel zu schicken; dies gewährte der Graf, stattete ihn reichlich aus und gab ihm überdies das Versprechen, daß er ihm nach seiner Rückkehr auf dem Schloßturm von Peterswalde eine Stern-

warte einrichten wollte, denn das Gut Peterswalde hatte er sich als Reservat ausbedungen, und er hatte dort freien Tisch, alle Mittag sechs Schüsseln, freie Equipage und freie Jagd. Neun Jahre später konnte Hans Kosmisch den Grafen an diese Zusage mahnen, und der geizige Mann brachte es wirklich über sich, fünftausend Dukaten aus seiner Tasche zu zahlen, um diesem sonderbar geliebten, durch eine Laune des Schicksals ihm zugeworfenen Menschenkind zu Willen zu sein und damit einer Wissenschaft zu dienen, die ihm unverständlich war wie das Hebräische und gespensterhaft wie ein Schatten auf dem Kirchhof.

Indessen erlebte der Graf mancherlei Abenteuer, die sein Gewissen nicht mehr so belasteten wie ehedem, weil er sich und seinem Tun mit düsterer Gleichgültigkeit gegenüberstand. Zweimal machte er den Versuch, seine geschiedene Frau wiederzusehen, aber die Gräfin weigerte sich, ihn zu empfangen, und als sie kurz hernach starb, lag Erdmann Promnitz sieben Wochen lang im Bette, fast ohne sich zu rühren, sodann ging er in den Ratskeller, es war zu Merseburg, und trank ununterbrochen Burgunderwein vom Sonntag bis zum Dienstag visitationae mariae. In seiner Trunkenheit verglich er die durchlebten Sündenjahre mit Zaunpfählen, an deren jedem eine Leiche hing: Vater, Mutter, Tanten, Vettern, Erzieher und Freund und Weib und ein königlicher Prinz von Frankreich zum Überfluß. Und ingrimmig begann er das Verslied Nummero eintausendundachtzehn zu singen:

„Wenn es sollt' der Welt nachgehn, bebe! blieb kein Christ auf Erden stehn, bibi!
Alles würd von ihr verderbt, bebe! was das Lamm am Kreuz ererbt, bibi!

Da ängstete den Wirt das blasphemische Gebaren und er ließ den hochgeborenen Herrn in aller Devotion auf die Straße setzen.

In derselben Stadt baute er einem gewissen lieben Fräulein Lehmännin ein gar liebes Haus, zugleich hatte er die Absicht, eine schöne, liebe Sorauer Kaufmannstochter zu heiraten; von Dresden aber kam der Befehl, dieses liebe Mädchen unter Militärwache aufs Rathaus zu führen, und hätte der Graf nicht von ihr gelassen, so hätte man ihr den Hexenprozeß gemacht. Er wanderte außer Landes und schlug seine Residenz zuerst in Kehl und dann in Straßburg auf. Er war allen Menschen unheimlich; in einer Nacht wurde er in Begleitung mehrerer Herren auf der Straße von fünf wegelagernden Strolchen überfallen; mit wahrer Berserkerwut und -Kraft schlug er die ganze Bande in die Flucht. Da fragte ihn einer der Herren, warum er, der doch so stark sei, immer furchtsam und gedrückt scheine. Graf Erdmann erwiderte: „So ist es nun einmal. Ich kann mich und Euch gegen jedermann in Schutz nehmen, nur nicht gegen mich selbst."

Er reiste nach Paris. Dort erinnerten sich noch einige Leute seines Namens,

und sie verbreiteten das Gerücht, daß der finstere und ausschweifende deutsche Graf von dem Andenken einer Übeltat gequält werde. Als er davon erfuhr, lachte er und sagte: „Man unterschätzt mich; ein Körnchen Kaviar gibt noch keine Mahlzeit." Er suchte die Gesellschaft angesehener Männer und berühmter Philosophen, und stets brachte er das Gespräch auf den Sündenfall; aber wenn sie sich dann nach ihrer Weise geäußert hatten, ging er unzufrieden von ihnen hinweg, setzte sich eine Nacht lang in eine Spelunke, sang anstößige Lieder und machte sich mit allerlei wüstem Volk vertraut. Zwei Jahre hielt es ihn in Paris, dann pilgerte er gen Süden, über die Pyrenäen nach Spanien. Zu Valladolid sprach er mit den Gelehrten der Universität lateinisch, und zu Madrid unterhielt er sich mit den Granden von hoher Politik und in Cadix hockte er in Matrosenkneipen am Hafen, und dann reiste er übers Meer nach Afrika und fand nicht Ruhe in der Wüste und nicht in den bunten Städten der Mauren und fuhr nach Malta zurück und lebte in Syrakus und dann in Rom und durchwanderte die Schweiz und war heute geizig mit Geld und warf morgen einem Bettler zwei Dukaten in den Hut und las einmal in den Schriften des Professors Kant oder des Herrn von Voltaire, dann wieder im heiligen Augustinus oder, zur Abwechslung, in einem seiner Kochbücher. Grübelnd saß er an Bord der Schiffe, den Blick ins Wasser geheftet, schweigend und träumend schritt er durch die Städte und mit wunderbarer Eile ließ er seine Kutsche über die Landstraßen donnern, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Bei Tag wünschte er, daß es Nacht wäre, und im Frühling wünschte er den Herbst. Dabei ward sein Kopf grau, sein Antlitz verfaltet, seine Gestalt gebückt, aber sein Auge nahm an Glut der Rastlosigkeit noch zu. Zehn Jahre, fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, fünfundzwanzig Jahre, wenn das Alter kommt, rollen die Tage, Monate und Jahre wie große und kleine Kugeln in beschleunigtem Fall den Berg hinunter und dem Abgrund des Todes zu, aber sie greifen auf, was am Weg liegt und nehmen alles mit: Gram und Reue und Sehnsucht und schlechtes Gewissen.

Es wird erzählt, daß der Ostgote Theoderich durch einen großen Fischkopf, der vor ihm auf der Tafel stand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert wurde. Die Augen starrten gräulich, die Lippe war dem Schreckbild in die Zähne gekniffen. Den König überkam das Fieber, er eilte in sein Schlafgemach, ließ sich mit Decken verhüllen, beweinte den Frevel und starb kurz darauf in tiefem Schmerz. Graf Erdmann brauchte nicht die Mahnung eines Fischkopfs. In gewissen stillen Nächten des Südens stieg ihm ein schlankes Frauen-Figürchen vor Augen, ein sanftes Gesicht, so daß er hätte fragen mögen: „Du bist so bleich um die Nase, bist du bei Leichen gelegen?"

In Basel erhielt der Graf einen Brief von Hans Kosmisch, der nun auch wieder bald sieben Jahre in Peterswalde hauste, um den Sternenhimmel zu ergründen. Hans Kosmisch hatte einen neuen Kometen entdeckt, dies teilte er

seiner gräflichen Gnaden mit stolzer Genugtuung mit. Ha, dachte der Graf, da vergnügt sich einer am Feuerwerk der Sphären wie ein Kind am Fackelzug; mit dem Manne muß ich reden.

Es war wohl auch Heimweh, was den Grafen nach Peterswalde zog. Eines Nachmittags im Juni polterte sein Reisewagen durch die halbverfallene Schloßpforte. Die Hühner stoben von dannen, Fasanen flogen auf, ein müder Hofhund umschlich Rosse und Räder. Nach geraumer Weile erschien Hans Kosmisch im braunen, spitzenbesetzten Jabot, doch ohne Perrücke. Er war ein kleiner Mann, der trotz der herannahenden Fünfzig noch immer knabenhaft aussah; sein Gesicht war seltsam weiß und glatt, mit durchsichtigen blassen Augen, die Haare weiß wie Mehl. Als er seinen Herrn und Gönner gewahrte, so abgerissen, wild und wüst, zwei Orden auf der Brust, der Anzug ausgefranst, mit suchenden Blicken die Wehmut und Rührung der Heimkehr verhehlend, da lief ein Schüttern über seine Züge, jedoch verbeugte er sich tief.

Bei kärglichem Plaudern wurde eine frugale Abendmahlzeit genommen, und als es dämmerte, verließen sie die Stube und setzten sich auf die uralte Steinbank vorm Haus. „Es wird eine schöne Nacht heute", sagte Hans Kosmisch. Als dann der Graf immer stiller und stiller wurde, machte er ihm den Vorschlag, des Observatorium zu besuchen. Der Alte willigte schweigend ein, Hans Kosmisch nahm eine Handlaterne und stieg die Wendeltreppe des alten Turms hinauf. Von der Studier- und Wohnstube des Astronomen führte eine geländerlose Leiter auf die Plattform, deren eine Hälfte ein rundliches Bretterhaus einnahm; darinnen befand sich das Teleskop.

„Seht, Euer Gnaden, wie feierlich das Firmament sich bestirnt hat", sagte Hans Kosmisch emporweisend, „Euch zu Ehren, wie mir scheint".

Der Graf blickte um sich, dann hinauf. Er ließ sich auf ein Sesselchen nieder und beugte den Rumpf und Haupt zurück. Es war ein Ausruhen in dieser Bewegung, und sie schien unwillkürlich; gleichwohl gehorchte er damit der Handweisung des Astronomen. Aber wie sein Auge das überflammte Himmelsgewölbe traf, seufzte er plötzlich, und ein Schauder der Überraschung durchrieselte seinen Körper. Es fügt sich oft, daß ein Mensch erst im Theater oder vor zufälligem Schauspiel, das seine zerstückte Aufmerksamkeit zur Sammlung zwingt, eines Weges, eines Willens, eines Traumes, ja endlich des bedeutsamen Sinnes schwebender Rätsel inne wird. Und so gibt es Menschen, die niemals in einer reinen Nacht den Blick nach oben gelenkt haben, und die erst einen hinaufzeigenden Arm brauchen, um sich von der verworrenen Fülle irdischer Visionen abzukehren. Dieses sind die Zeitgefangenen, die Fliehenden, die Gerichteten, die Knechte des Herrn, die Ewiggeplagten, die Erdmänner.

Ein gleichsam von fernher gleitender Strahl umleuchtete das Herz des Grafen. „Gott grüß dich, Hans Kosmisch", sagte er endlich. „Was für einem kuriosen

Metier hast du dich da verschrieben. Da sitzest du wohl Nacht für Nacht und beguckst den lebendigen Teppich? Muß auf die Dauer ein bißchen ennuyant sein, dünkt mich". Der alte Spott, durch Trauer glitzernd wie das Lächeln eines Kranken, wenn der Arzt auf die Schwelle tritt.

„Ist niemals ennuyant, Euer Gnaden", antwortete Hans Kosmisch; „auch ist es nicht gar so bequem. Das Begucken allein tuts nicht. Da heißt es rechnen und aberrechnen, die Mathematik quält Euch um den Schlaf und die Zahlen tyrannisieren Kopf und Hand".

„Und du hast Aare gesättigt, während ich in der Mühle die Mägde küßte, wie die Altvordern sagten", versetzte der Graf. „Und was ist das für ein Ding, der Komet, den du entdeckt? Wie hast du ihn geschossen? Findet man Gestirne wie neue Inseln im Südmeer oder fängt man sie ein wie Füchse in der Falle? Zeig mir ihn, deinen Kometen".

„Ihr könnt ihn mit bloßem Auge nicht gewahren, entgegnete der Astronom mit seiner italienisch runden Stimme, „er erscheint zwischen zwei und drei Uhr des Nachts im Bild des Orion".

„Und so mußt du auf ihn warten wie ein Ehemann auf seine schläfrige Frau? Wenn das nicht Ennui heißt, so will ich Trübsal benannt werden".

„Er kommt nur alle siebenundzwanzig Jahre der Erde zu Gesicht", fuhr Hans Kosmisch mit unerschütterlicher Sachlichkeit fort.

„Larifari, Hans Kosmisch, wie willst du das wissen!"

„Es läßt sich alles berechnen, Euer Gnaden. Mit Hilfe des Teleskops, das ich Eurer Munifizenz verdanke, läßt sich vieles berechnen, was Euch Willkür scheint und vieles sehen, was in der Himmelsschwärze versunken ist".

Der Astronom erklärte kurz den Mechanismus des Fernrohrs, richtete, als der Graf sich erhoben hatte, die Schrauben für das Auge des Neulings und zielte mit dem Rohr auf das Mondhorn, welches gerade zwischen zwei Baumwipfeln eines fernen Waldes tief gegen den Horizont schwamm. Der Graf schaute hinein, fuhr aber gleich wieder zurück.

„Es blendet Euer Gnaden", meinte Hans Kosmisch versöhnlich, „aber Ihr werdet Euch bald gewöhnen."

Der Graf schaute wieder ins Rohr. „Verteufelte Zauberei", murmelte er, „oder sind es wahrhaftige Berge, die ich da sehe?"

„Wahrhaftige Berge, Herr Graf, gestorbene Vulkane, eine gestorbene Welt, eine Erde für sich. Das Licht das Ihr wahrnehmt, ist Sonnenlicht, die Schatten, Sonnenschatten". —

„So hat mich das Diebesgesicht des Mondes bisher getäuscht? Und was ist das für ein dunkler Fleck, seitlich vom hellen, grau wie Katzenfell?" —

„Es ist die Nacht des unbeleuchteten Planetenteils. Unser Erdball ist's, der diese Nacht erzeugt".

„Unser Erdball, sagst du? Ball? Wie das klingt! Die Welt, auf der ich stehe, mit ihren Ländern und Meeren und Wäldern und Flüssen und Städten und Kirchen und Menschen ist also auch nur so eine schwimmende Kugel wie die dort?"

„Wie die dort und wie viele, eine kleine nur unter den kleinen, Euer Gnaden. Seht, alles was so wie Leuchtwurmgetier am Himmelsbogen funkelt, das ist jedes für sich ein Einzelnes und ein Gestaltetes, und könntet Ihr auf einem von den Sternen weilen, so würden die andern und unser irdischer dazu auch wieder nur als feuriges Gesprüh Euer Auge ergötzen. Der weiße Strom der Milchstraße löst sich Euch im Teleskop zu Punkten auf, zu Sternen, jeder hält den andern im Raum und alle fliehen durch den Raum, nach geheimnisvollen, aber vielleicht berechenbaren Gesetzen. Ihr schaut empor und zur selben Zeit entstehen Welten und vergehen Welten, kreisen Monde um ihre Erden, rasen Komete durch Bezirke, die nur zu ahnen sind, wenn man die Unendlichkeit ahnt. Richtet Euer Augenmerk gnädigst auf den grünlich funkelnden Stern zwei Hand breit von der Deichsel des Wagens. Dieses Sternes Licht braucht zweimalhunderttausend Jahre, um zu Euch zu gelangen".

„Zweimalhunderttausend Jahre? Wer hat das gemessen?" fragte der Graf mit erzwungenem Spott.

„Der große Herschel in England hat es berechnet. Indem Ihr sein Feuer seht, seht Ihr in Wirklichkeit etwas, das vor zweimalhunderttausend Jahren war, und wäret Ihr imstande, hinaufzufliegen, so könntet Ihr, auf die Erde zurückblickend, mit sonderlich begabtem Auge von Folge zu Folge alles wahrnehmen, was sich seit zweimalhunderttausend Jahren dahier begeben hat".

Graf Erdmann stierte den Astronomen entsetzt an. „Wenn dem so ist," sagte er stotternd, „wenn dem so ist, dann kann ja nichts verborgen bleiben; dann ruht ja jedes meiner Worte und jede meiner Taten irgendwo im Raum. Dann ist es ja ein Irrtum, zu glauben, das Jetzt sei ein Jetzt. Dann wird ja alles so ungeheuer, dann muß doch die Schöpfung auch älter sein, als die sechsthalbtausend Jahre der Juden . . ."

„Euer Gnaden darf sich nicht verwirren," fiel Hans Kosmisch mit einem listig-milden Lächeln ein, „was Euch Religion und Bibel an Maaßen geben, sind Verkürzungen symbolischer Natur. Der Geist will die Seele nicht betrügen, er macht sie nur den Geheimnissen Gottes doppelt verschuldet."

Der Graf hatte sich wieder auf sein Sesselchen begeben und blickte empor. „Das alles über mir ist Raum," begann er wieder, und seine Greisenstimme klang fast kindlich. „Und im Raum bin ich mit allem was ich war. Aber es ist so groß, so endlos, so frei und herrlich weit, daß die Zeit, die ich gelernt, mir wie ein Bild erscheint und mein Name wie ein Gleichnis, und meine Sünde und meine Qual schrumpft mir ganz zusammen, denn was sind meine

sechzig Winter und Sommer unter den Millionen und wie könnte der Herr über eine solche Großwelt es fertig bringen, Gut und Böse krämerhaft zu wägen? So wär' ich ja erlöst, mein guter Hans Kosmisch, so könnt' ich ja ruhn, und Adam und Eva vermögen mir nichts anzuhaben gegen die Sterne!"

Hans Kosmisch antwortete nichts, auch der Graf schwieg lange Zeit. Plötzlich rollten ihm zwei große Zähren über die verwitterten Backen, und er sagte dumpf und langsam vor sich hin: „Sie hatte kornblondes Haar und Augen wie das Reh; ihr Mund war sanft und ihre Hand war zärtlich. Sie hat mich geliebt und sie ist tot. Wo sie auch weilen mag da oben im Raum, diese Schuld bleibt Schuld, vor Gott und vor ihr selber; Liebesschuld — Sündenschuld. Aber wie denkst du dirs, Hans Kosmisch," rief er auf einmal laut und schlug beide Hände vor die Brust, „wird's mir noch gelingen, einen Tod zu sterben, der dem Herrn der Sterne wohlgefällig ist?"

Hans Kosmisch senkte still den Kopf. Für Gespräche so intimer Art fehlten ihm Mut und Lust. Er sah die Menschen nur von fern, nur von einer nächtlichen Warte aus, und Gefühle kundzugeben war ihm versagt seit den Pariser Zeiten.

„Führ' mich hinunter aus deinem Sphärenpalast," fuhr Graf Erdmann fort, „und leuchte mir in die Kammer. Heut will ich einmal geruhig schlafen und ohne böse Träume."

Der Graf verließ wenige Tage nachher Peterswalde und begab sich nach Osnabrück, wo er seines beginnenden Zipperleins halber einen bekannten, dort sässigen Arzt zu Rate ziehen wollte. Er war ein andrer Mann geworden, ein gefügiger, milder, heiterer, obwohl auch weiterhin einsamer Mann. Ein mysteriöses Werk beschäftigte ihn die meiste Zeit des Tages, und in sternenhellen Nächten stieg er auf den Turm des Münsters, den er seinen wunderbaren stummen Professor nannte. Nach einem halben Jahr, im tiefen Winter noch, kehrte er nach Peterswalde zurück und lebte da friedsam weiter, ganz und gar mit seinem mysteriösen Werk beschäftigt. Mit Grund ist bei alten Menschen der März als Todbringer verrufen. Eines Morgens im Mittmärz betrat Hans Kosmisch die Stube seines Herrn und fand ihn entseelt im Bette liegen. Auf dem Tisch aber lag ausgebreitet, gleichwie der ganzen Welt zur Schau, das endlich vollendete Werk.

Es war ein gemaltes Bild, nicht wie von einem, der das Metier versteht, sondern von einem, der wie im Schlaf mit unbeholfener aber doch sicherer Hand eine Traum-Vision festzuhalten bemüht war: ein über alle Worte erhaben schönes Antlitz, ein Kopf, ja nichts als ein Gesicht mit großen, reinen, unaussprechlich sanften Augen, aus denen die ergebenste Liebe quoll. Es fehlten nicht die Grübchen in den Wangen, die von weichem Haupthaar umflossen waren, und das Kinn umstand ein voller, breiter, lockiger Bart, der in einer Spitze schloß, nicht

in zweien wie ein Jesusbild. Dieses überirdisch göttliche Gesicht, welches trotz des Bartes die genaueste Ähnlichkeit hatte mit dem der verstorbenen Gräfin Caroline, umrahmte über den Scheitel hinweg, an den Haaren herab und unter dem Bart sich schließend, ein Kranz von bekannten und unbekannten Blumen. Alles dies war ganz in Blau und Gold gemalt, eine Halluzination von Blau und Gold, und nun waren in der Weise punktierter Kupferstiche alle Züge, die Augenbrauen, die Augäpfel, die Stirne, die Nase, die Lippen, der Bart und die Locken der Haare lauter Sternbilder, Nebelflecken, Kometen und Monde; in der Verschlingung einer Winde fand sich die Sonne und als winziger Goldpunkt die Erde. Es war, als ob ein träumender Mensch, irgendwo im Raume ruhend, das ganze Weltall als Gesicht begriffen hätte, und als ob Sonne, Mond und Sterne im Inneren seiner frommen Seele zu einer geschauten und geheimnisvollen Einheit geworden wären. Über dem Bildnis prangten halbkreisförmig in sorgfältig ausgeführten Lettern die Worte:

ad astra!

## Radioaktivität/ von Willy Marckwald

Vor einem halben Menschenalter, wenige Monate nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen, überraschte der im abgelaufenen Jahre verstorbene französische Physiker Henri Becquerel zunächst den engeren Kreis seiner Fachgenossen durch die Beobachtung, daß ein den Chemikern längst bekannter, wenig verbreiteter Grundstoff, das Uran, die Eigenschaft besitzt, den Röntgenstrahlen ähnliche Strahlen anscheinend ohne Zufuhr äußerer Energie dauernd zu produzieren. Läßt man auf eine in lichtdichtes Papier gehüllte photographische Platte mehrere Tage lang ein Stück Uranmetall oder dessen Salze einwirken, so zeigt sich die Platte nach der Entwicklung geschwärzt, und da die von dem Uran ausgehenden Strahlen von dichteren Stoffen stärker absorbiert werden, so werfen diese ein Schattenbild auf die Platte, ähnlich wie es die bekannten Röntgenaufnahmen zeigen.

Die Entdeckung Becquerels würde vielleicht in Kreisen, die der Naturforschung ferner stehen, geringere Beachtung gefunden haben, wenn sie nicht alsbald die Auffindung des Radiums durch das Ehepaar Curie in den Uranerzen gezeitigt hätte. Dieses Forscherpaar prüfte das Strahlungsvermögen der Uranmineralien und fand es um ein vielfaches höher, als ihrem Urangehalt entsprach. Da nun von allen bekannten Grundstoffen nur noch das Thorium, dessen Oxyd den Hauptbestandteil der Glühkörper in der Auerlampe bildet, dem Uran ähnliche Wirkungen ausübte, und zwar in etwa demselben Grade, so mußte in den Uranerzen ein noch unbekanntes Element enthalten sein, dem diese ihre stärkere Wirksamkeit verdankten. Eine sorgfältige Analyse der Joachimsthaler Pechblende, des am leichtesten zugänglichen Uranminerals, bestätigte diese Vermutung. Es gelang dem Ehepaar Curie, hier das Vorkommen von zwei „radioaktiven" Elementen nachzuweisen, die Polonium und Radium genannt wurden. Beide wurden zunächst nur als Begleiter bekannter Grundstoffe, des Wismuts bzw. Baryums, abgeschieden. Erst nach Verarbeitung vieler Tonnen des Erzes vermochte Frau Curie eine genügende Menge von radiumhaltigen Baryumsalzen zu gewinnen, um durch ein höchst mühsames Kristallisationsverfahren einige zehntel Gramm reinen Radiumchlorides zu gewinnen.

Das Strahlungsvermögen dieses Salzes übertrifft nun dasjenige des Urans um das Millionenfache. Es sendet auch Lichtstrahlen aus, und zwar genügt das von einigen tausendstel Gramm ausgesandte Licht, um im dunkeln Raum das Zifferblatt einer Uhr zu erkennen. Ein Gramm Radium entwickelt in einer Stunde mehr Wärme, als nötig ist, um ein Gramm Wasser vom Gefrierpunkt bis auf den Siedepunkt zu erwärmen. Wenn man also diesen Stoff in großen Mengen

zur Verfügung hätte, so könnte man Dampfmaschinen damit treiben. Daran ist nun freilich nicht zu denken. Hat doch ein Gramm Radiumchlorid augenblicklich einen Wert von etwa 200 000 Mark. Das wird verständlich, wenn man berücksichtigt, daß zu seiner Gewinnung mehr als 10 000 Kilo Pechblende verarbeitet werden müssen.

Noch viel spärlicher ist der Gehalt des Erzes an Polonium. Die Abtrennung dieses Stoffes vom Wismut und anderen verwandten Grundstoffen ist dem Verfasser dieses Berichtes zwar vor einigen Jahren gelungen, aber 15 000 Kilo Erz lieferten nur 3 Milligramm des neuen Grundstoffes.

Daß diese Elemente überhaupt aufgefunden werden konnten, ist lediglich ihrem Strahlungsvermögen zu verdanken. Die von ihnen ausgesandten Strahlen besitzen, wie die Röntgenstrahlen, die Eigenschaft, die Luft und andere Gase zu Leitern der Elektrizität zu machen, während diese bekanntlich sonst Isolatoren sind. Mit Hilfe eines geeigneten Elektrometers ist man daher imstande, Spuren von radioaktiven Stoffen dadurch nachzuweisen, daß die umgebende Luft leitend wird und je nach dem Grade der Strahlung das Elektrometer entlädt. Um von der Empfindlichkeit der elektrometrischen Methode eine Vorstellung zu gewinnen, wollen wir annehmen, daß wir die eben erwähnten drei tausendstel Gramm Polonium auf einem Kupferband von der Länge des Äquators elektrolytisch niedergeschlagen hätten. Alsdann würde ein Abschnitt in der Länge von 1 cm, also der viertausendmillionte Teil, noch reichlich genügen, um die Radioaktivität am Elektroskop nachzuweisen, und wir hätten eine genügende Zahl von Stücken, um jedem Erdbewohner zwei davon in die Hände zu geben.

Seit der Entdeckung der Radioaktivität ist die Frage auf das lebhafteste erörtert worden, wie sich die neuen Erscheinungen mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie im Einklang bringen lassen. Zahlreiche Hypothesen wurden aufgestellt, um zu erklären, wie das Radium scheinbar unerschöpflich seine Strahlen aussenden könne, ohne daß sich eine Energieaufnahme von außen her nachweisen ließ. Aber keine dieser Hypothesen befriedigte, noch weniger förderte eine von ihnen die Erkenntnis des Wesens der Radioaktivität. Da brachte gegen Ende des Jahres 1902 der junge Physiker Ernest Rutherford, unterstützt von seinem Mitarbeiter F. Soddy, mit seiner Hypothese vom Atomzerfall der radioaktiven Elemente in die verwirrende Fülle scheinbar widerspruchsvoller Einzelbeobachtungen Ordnung und Klarheit. Diese Hypothese hat sich inzwischen durch neue Erfahrungen, die zu sammeln sie vielfach die Anregung gegeben hatte, so glänzend bewährt, daß ihre raschen Erfolge in der Geschichte der Naturwissenschaften vielleicht ohne Beispiel sind. Sie hat ganz neue Einblicke in das Wesen der Materie eröffnet. Dadurch erklärt es sich, daß der Physiker Rutherford am Ende des abgelaufenen Jahres des Nobelpreises für Chemie würdig befunden worden ist.

Die Rutherfordsche Hypothese nimmt an, daß die radioaktiven Elemente in der Umwandlung begriffen seien, die bei den verschiedenen Elementen mit sehr ungleicher Geschwindigkeit erfolgt, bei jedem einzelnen Elemente aber mit völliger Konstanz, so daß in der Zeiteinheit stets der gleiche Bruchteil der überhaupt vorhandenen Atome sich umwandelt, unabhängig von den äußeren Bedingungen, wie Temperatur oder Druck. Der Zerfall des Einzelatoms erfolgt explosionsartig so, daß kleinste Teilchen, die elektrische Ladung annehmen, nahezu mit Lichtgeschwindigkeit fortgeschleudert werden und so die „Strahlenwirkung" hervorrufen, während die Hauptmasse des Atomes nun den kleinsten Teil eines neuen Elementes darstellt, das durch seine chemischen und physikalischen Eigenschaften von seinem Mutterelement gänzlich verschieden ist.

Betrachten wir einige Eigenschaften des Thoriums, die, von Rutherford und Soddy beobachtet, den ersten Anlaß zur Aufstellung der Hypothese gaben. Wenn man Thoriumoxyd in einer Säure löst und durch Ammoniak aus der Lösung wieder ausscheidet, so hat es den größten Teil seiner Radioaktivität eingebüßt. Dampft man aber die thoriumfreie Lösung ein und verjagt man die Ammoniumsalze durch Glühen, so hinterbleibt in dem Gefäß ein unsichtbarer und unwägbarer Rückstand, der den größten Teil der Radioaktivität des angewandten Thoroxydes in sich birgt. Im Laufe von etwa vier Tagen ist die Aktivität dieses Rückstandes auf die Hälfte gesunken, in dem folgenden gleichen Zeitraum wiederum um die Hälfte und so fort. In derselben Zeit aber steigt die Aktivität des Thoroxyds um den gleichen Betrag wieder an, bis es seine ursprüngliche Stärke wieder angenommen hat. Die Tatsache wird durch die Hypothese vom Atomzerfall höchst einleuchtend erklärt. Das schwach radioaktive Thorium wandelt sich äußerst langsam, also in der Zeiteinheit zu einem unmeßbar kleinen Bruchteil in ein sehr schnell zerfallenes und deshalb hochaktives „Metabolon" um, das die Entdecker seiner Umfaßbarkeit halber Thorium X nennen. Wird dieses von dem Mutterelement getrennt, so steigt die Aktivität des letzteren so lange wieder an, bis sich durch Zerfall einer genügenden Anzahl seiner Atome soviele Atome Thorium X nachgebildet haben, daß in der Zeiteinheit die gleiche Zahl von Atomen des Metabolons zerfallen als nachgebildet werden, bis sich also das Thorium mit seinem Zerfallsprodukte wieder im Gleichgewichte befindet. Die Hypothese erfordert allerdings, daß auch das Thorium selbst allmählich verschwindet, aber die Umwandlung erfolgt zu einem so geringen Bruchteil, daß sie sich messend nicht nachweisen läßt.

Ähnlich wie beim Thorium liegt es nun bei den anderen radioaktiven Elementen. Das Radium zerfällt regelmäßig unter Bildung eines radioaktiven Gases, der Emanation, die zufällig eine ähnliche Zerfallsperiode wie Thorium X zeigt. Dieses Gas läßt sich bei — 150° kondensieren, man hat es messen können, obwohl diese Messungen wegen der äußerst geringen Menge unsicher

sind, man hat durch die Langsamkeit seiner Diffusion bewiesen, daß es ein Gas von großer Dichte ist. Dieses Gas wandelt sich wieder in einen festen Körper, Radium A, um, der sich auf den Gefäßwänden niederschlägt, aber schon in wenigen Minuten unter Bildung von Radium B zerfällt, und indem jedes solche Metabolon ein neues gebiert, gelangt man schließlich beim Radium F zu demselben Stoff, den das Ehepaar Curie als das erste neue, radioaktive Element, Polonium, aus der Pechblende abgeschieden haben. Es hat nur eine mäßige Lebensdauer; in 140 Tagen zerfällt es zur Hälfte.

Aber, so wird man fragen, was wird aus dem Polonium? Auf diese wichtige Frage steht die Antwort durch das Experiment noch aus, wohl aber hat Rutherford die wohlbegründete Vermutung ausgesprochen, daß das Zerfallsprodukt des Poloniums nichts anderes sei als Blei. Tatsächlich enthalten alle Erze, die Radium enthalten, auch beträchtliche Mengen jenes Metalles.

Im großen und ganzen zeigt sich die Lebensdauer eines radioaktiven Elementes von seiner Aktivität abhängig. Die experimentell vermittelte Zerfallsperiode der bisher entdeckten Metabole schwankt zwischen wenigen Sekunden und mehreren Jahrzehnten. Daß das Radium selbst seine Wirksamkeit nicht in direkt nachweisbarem Grade einbüßt, ist lediglich in dem Umstande begründet, daß es erst in einem Zeitraume von etwa 2000 Jahren zur Hälfte zerfällt. Wenn das aber der Fall ist, so muß es in den Uranerzen nachgebildet werden; sonst könnte es sich darin nicht vorfinden. Die Lösung dieser Frage lieferte die Beobachtung, daß in allen Uranerzen das Verhältnis von Radium und Uran völlig konstant ist, nämlich 1 : 2500000. Daraus folgte, das zwischen Uran und Radium ein genetischer Zusammenhang bestehen mußte. Freilich entsteht das Radium nicht direkt aus dem Uran, sonst würde man seine Bildung trotz der geringfügigen Menge experimentell nachweisen können. Vielmehr liegen zwischen Uran und Radium noch mehrere Zwischenstufen, das kurzlebige Uran X nnd das erst am Ende des vorigen Jahres entdeckte, langlebige Jonium, dessen Umwandlung in Radium mit meßbarer Geschwindigkeit erfolgt.

Über die Lebensdauer des Urans und Thoriums kann man sich eine Vorstellung bilden, wenn man die geringe Aktivität dieser Elemente mit derjenigen des Radiums vergleicht. Man wird darnach die Zerfallsperiode jener Stoffe auf mehrere Milliarden Jahre schätzen können. Deswegen empfinden wir nach der Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge dieser Elemente kaum ein größeres Bedürfnis, als für die Lösung des Rätsels der Schöpfung überhaupt.

Neben der Umwandlung der radioaktiven Elemente in Metabole mit kleineren Atomen vollzieht sich die Bildung eines interessanten Gases, das schon vor der Entdeckung der Radioaktivität von Ramsay als ein regelmäßiger Bestandteil von Uranerzen aufgefunden wurde, nämlich des Heliums. Beim Zerfall der radioaktiven Atome werden in gewissen Fällen nur negativ geladene Elektronen

abgeschleudert, in anderen aber, zum Beispiel beim Zerfall des Radiums, treten positiv geladene Massenteilchen auf, von denen Rutherford aus theoretischen Gründen vermutete, daß es Heliumatome seien. Diese Vermutung wurde zuerst von dem Entdecker des Heliums, später von vielen anderen bestätigt und neuerdings hat Dewar die Heliumbildung aus Radium sogar quantitativ verfolgen können, obwohl ein Gramm Radium in einem Jahre nur den Bruchteil eines Kubikmillimeters von dem Gase entwickelt.

Die größte Bedeutung all dieser Entdeckungen liegt offenbar darin, daß sie uns lehren, wie auch in der anorganischen Natur eine ständige Entwicklung sich vollzieht. Wir sehen Elemente entstehen und vergehen und sehen ferner, daß die Lebensdauer des einen Atoms wenige Sekunden, die eines anderen Jahrmilliarden umfaßt. Es liegt daher nahe, sich vorzustellen, daß es radioaktive Elemente gibt, deren Lebensdauer diejenige des Urans und Thoriums noch um das millionenfache übertrifft. Die Strahlung solcher Stoffe würde sich dem Nachweis durch die elektrometrischen Maßmethoden entziehen. In solchem Grade könnten also alle Elemente radioaktiv und in Umwandlung begriffen sein.

Es bleibe dahingestellt, ob die Radioaktivität in diesem Sinne eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist. Jedenfalls haben uns die radioaktiven Elemente eine Tatsache gelehrt, die alle Atome betrifft, und die wir bisher nicht geahnt haben, daß nämlich der Energieinhalt der Atome ungeheuer groß ist. Beim Zerfall des Radiums wird, wie wir sehen, Wärme entwickelt. Man kann berechnen, daß allein bei der Umwandlung von einem Gramm Radium bis zum Radium D ebensoviel Wärme frei wird, wie bei der Verbrennung von 500 Kilogramm Steinkohle. Diese Energiemenge ist aber offenbar nur ein kleiner Bruchteil von derjenigen, die in den Restatomen latent bleibt.

Wir kennen bisher kein Mittel, den radioaktiven Atomzerfall zu beschleunigen. Besäßen wir ein solches, so würden wir mit seiner Hilfe vermutlich imstande sein, auch andere Elemente umzuwandeln. Dabei hätten wir die Bildung von Grundstoffen mit niedrigerem Atomgewicht unter gleichzeitigem Gewinn ungeheurer Energiemengen zu erwarten. Würde die Umwandlung plötzlich erfolgen, so müßte sie von den furchtbarsten Explosionswirkungen begleitet sein; wäre sie hingegen beliebig regulierbar, so würde 1 Kilo Pechblende sicher, vielleicht auch die gleiche Menge Blei, genügen, um einen Schnelldampfer über den atlantischen Ozean zu befördern.

Es war der Traum der Alchemisten, unedle Metalle in edle umzuwandeln. Die radioaktiven Stoffe lehren uns, daß, wenn dieser Prozeß gelänge, hierbei entweder so viel Energie gewonnen würde, daß im Vergleich dazu der Wert des erzielten Edelmetalls geringfügig wäre, oder daß umgekehrt der Energieaufwand die Veredelung des Metalles praktisch wertlos machte.

Die Erkenntnis von der Wärmeentwicklung, die die Umwandlung der radio-

aktiven Stoffe begleitet, ist noch für eine auf ganz anderem Gebiete liegende Frage von großer Bedeutung. So selten das Vorkommen von Uranerzen in kompakten Massen auf unserer Erde auch ist, so ist doch das Radium in Spuren überall auf unserer Erde nachweisbar. Wir verdanken diese Entdeckung in erster Linie den deutschen Physikern Elster und Geitel. Sie wiesen nach, daß die äußerst geringe, aber stets nachweisbare Leitfähigkeit unserer atmosphärischen Luft auf einen Gehalt an Radiumemanation zurückzuführen ist. Durchschnittlich enthält unsere feste Erdrinde in einem Kubikmeter etwas mehr als den billionten Teil eines Grammes Radium. So gering diese Menge auch ist, würde sie doch, wenn man im Erdkern den gleichen Radiumgehalt annimmt, genügen, um nicht nur den Wärmeverlust, den unser Weltkörper durch Ausstrahlung in den Weltenraum erleidet, zu ersetzen, sondern sie würde sogar eine Temperatursteigerung unserer Erde bedingen. Da bekanntlich das Gegenteil der Fall ist, so muß entweder das Erdinnere ärmer an radioaktiven Stoffen sein, oder wir müssen annehmen, daß unter dem ungeheuren Druck und der hohen Temperatur des Erdinnern die radioaktiven Prozesse langsamer oder sogar in umgekehrter Richtung verlaufen.

Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Erkenntnis von der allgemeinen Verbreitung des Radiums auf der Erde geeignet, einen Widerspruch aufzuklären, der bisher in den Ansichten der Geologen und Physiker über das Alter der Erdrinde bestand. Während erstere genötigt sind, das Alter der festen Erdrinde auf 1000 Millionen Jahre zu schätzen, hatte Lord Kelvin aus der Erstarrungstemperatur, der geothermischen Tiefenstufe und der Wärmekapazität der Erdoberfläche einen Maximalwert von 40 Millionen Jahren berechnet. Bei dieser Berechnung hatte der britische Physiker natürlich die Möglichkeit, daß auf der Erde eine dauernde Wärmezufuhr stattfände, nicht berücksichtigt, die nunmehr durch die Entdeckung der radioaktiven Stoffe sicher erwiesen ist.

# Der Liebesbrief / von Benno Rüttenauer

Der Liebesbrief ist seiner Natur nach stofflich arm. Genauer gesagt: er hat immer einen und denselben Stoff. Um so mehr, je reiner er ist in seiner Art. Diese Stoffarmut hat er mit gewissen Kunstwerken gemein, etwa mit den alten Madonnenbildern. Um darum nicht langweilig zu wirken, muß er in seiner Art selber ein Kunstwerk sein, und auch dann wird er eben nur dem etwas sagen, dem ein Kunstwerk, etwa ein lyrisches Gedicht, etwas zu sagen vermag, der das geheimnisvolle Wunder zu verstehen oder zu ahnen imstande ist, wie ein innerliches dunkles Gefühl nach Ausdruck ringt und im glücklichsten Augenblicke wirklich zum Ausdruck kommt, ohne Fälschung, ohne Grimasse, ohne Anstrengung und doch in seiner ganzen Stärke, Unschuld und Wahrheit. Das ist das Wunder des lyrischen Gedichts im weitesten Sinn.

Der Brief vertritt das mündliche Gespräch, und was haben zwei Liebende einander zu sagen, während sie von Liebe ganz befangen sind, als daß sie sich lieben? Sie sagen sich in der Tat nichts anderes. Sie werden gar nicht müde, es sich hundert und aberhundertmal zu wiederholen; und wenn sie recht bei der Sache sind, werden sie es sogar nicht verschmähen, immer dieselben Worte zu gebrauchen. Oder sie gebrauchen auch gar keine Worte; schon mit den Augen können sie sich alles sagen . . . Das der Grund warum dieses Thema dem dramatischen Dichter Schwierigkeiten entgegensetzt, die von jeher nur das Genie in befriedigender Weise überwunden hat.

Schon mit den Augen können sie sich alles sagen. Nicht im Brief. Hier fallen die Augen weg, und noch vieles. Und also ist der Briefwechsel doch notwendig etwas anderes als das Gespräch. Er ist zunächst nur ein Surrogat. Er ist eine Not. Fragt sich nur, wie weit man aus der Not in Wahrheit eine Tugend machen kann.

In höherem Grad vermag das vor allem der Dichter. Ihm gab ein Gott zu sagen . . . Im Zusammensein mit der Geliebten wird auch der Dichter nur stammeln. Er hat es nicht anders nötig. Er ist nicht in der Not. Sein Stammeln sagt der Geliebten mehr als alle Beredsamkeit vermöchte. Aber trennt ihn von der Geliebten, und sein Stammeln wird zum Gedicht. Jetzt, wo die Augen mit ihrer wunderbaren Sprache wegfallen, muß das Wort einspringen. Mit den Augen kann es jeder, mit Worten kann in höherem Grad nur der Dichter das sagen „was er im innern Herzen spüret". Wobei man das Wort „Dichter" so weit und weitherzig als möglich verstehen mag. Man denke nur an das Volkslied, das wir Deutschen zwar nicht als etwas Besonderes besitzen, es ist ein Gut und Schatz aller Nationen, das wir aber als die ersten in seiner hohen Bedeutung erkannt, dem wir als die ersten eine Kapelle geweiht haben

im weiten Tempel der Nationalliteratur. Im Buche „Liebesbrief" gibt es ein ganz ähnliches Kapitel. Denn der reine Liebesbrief ist mehr oder weniger ein lyrisches Gedicht. In unserer deutschen Sprache sind die ersten Liebesbriefe, wenn sie gleich unzweifelhaft nichts anderes sein sollten, auch der Form nach Poesie. Die Minnesänger, die provenzalischen übrigens so gut wie die deutschen, schrieben ihre Liebesbriefe, auch die abzusendenden, ausschließlich als Gedichte, und die besten Liebesgedichte unserer Literatur, bei Goethe vor allem, sind Liebesbriefe in erhöhtem Sinn, in gesteigerter Form. Goethes Wort vom Gelegenheitsgedicht deutet noch besonders darauf hin. Das Hohe Lied selber mag man eine Sammlung von Liebesbriefen nennen. Und so wird der Liebesbrief um so unmittelbarer und echter und reiner wirken, ob er nun in der Form sich als Liebesbrief gibt oder als Gedicht, je mehr von jenem mündlichen Stammeln, bei aller Gewalt über das Wort, noch Spuren fühlbar sind. Sein höchster Zauber — auch rein künstlerischer Zauber — liegt gerade in der Vereinigung dieses Widersprüchlichen, dieses Stammeln, das der Ekstase eigen ist, und einer gewissen Gewalt über das Wort, die den Dichter ausmacht. Ungewollt und unbeabsichtigt (also so, daß es nicht „verstimmt") findet sich beides zusammen nur bei ganz großen Dichtern.

Also der reine Liebesbrief ein lyrisches Gedicht. Wenigstens wird er immer Vieles mit diesem gemein haben. Wenigstens wird er Vieles vermeiden müssen, was auch bei diesem von Übel ist und wodurch er seinen wahren Charakter einbüßt. Da ist, wie angedeutet, schon jede Abschweifung in andere Materien, schon jede Art Inhalt, der nicht Liebe ist, für ihn unreines Element. Eine der größten Berühmtheiten auf diesem Gebiet spricht das einmal ungeduldig aus. „Hören Sie doch auf, ich bitte Sie, mir in Ihren Briefen Dinge mitzuteilen, die keine Bedeutung für mich haben" schreibt ihrem Geliebten die Nonne Alcoforado. Auch Goethe an Frau von Stein: „Ich hoffe immer, daß Du wohl seyst. Leb wohl. Mir fällt eins auf's andere ein, Leb wohl, ich kann nicht von Dir kommen . . ." Es fällt ihm dennach nicht ein, ihr ein Langes und Breites zu schreiben. Das Gefühl steht allmächtig im Vordergrund und drängt die Sachen zurück. So immer im reinen Liebesbrief.

Vor allem aber wird der Liebesbrief sich des Reflexionsmäßigen und Rhetorischen entschlagen und seine Stärke niemals in dem suchen, was man Geist, Witz oder sonst wie nennen mag. Und so ist in der Tat der gute Liebesbrief etwas so seltenes und — in anderem Sinn so häufiges, wie das gute lyrische Gedicht.

Auch ähnlichem widersprechenden und mit der Zeit (und nach den Nationen) wechselnden Urteile ist er ausgesetzt. Die Briefe Rousseaus z. B., die bekanntlich nichts weniger als Fiktionen, sondern durchaus aus der Not des eigenen Herzens gequollen sind, die des Romans wie die andern, die nicht in den Roman

aufgenommen wurden. In Gedanken wenigstens waren sie alle an Frau Houdetot gerichtet. Man kann sagen, daß niemals Briefe einen solchen Zauber ausgeübt, eine solche Begeisterung bei der ganzen Mitwelt hervorgerufen haben. Für uns haben sie bei aller Glut und Kraft eine Schwäche, über die wir kaum hinwegkommen, die aber allerdings von einem Jahrhundert übersehen werden mußte, dem der Begriff des Lyrischen vollkommen fehlte. Denn das ist ihre Schwäche, daß sie weniger durch Wahrheit wirken als durch Pracht, weniger durch die Stärke der durchbrechenden Natur als durch die Kunstmittel, wodurch diese zum Ausdruck kommt, daß sie mehr blenden, daß sie vor allem mehr zur Bewunderung herausfordern, als daß sie uns in unserm innersten Gefühl unmittelbar packen oder uns geheime Verborgenheiten der eigenen Seele erst offenbaren, mit einem Wort: daß sie dem Rhetorischen verwandter sind als dem Lyrischen.

Die Stoffarmut des Liebesbriefes hat noch andere Gegengewichte. Sie liegen in seiner psychologischen Bedeutung. Der Liebesbrief gibt zunächst ein wichtiges Material ab zur Psychologie der Liebe an sich. Das Wichtigste neben den Offenbarungen der großen Dichter aus diesen geheimnisvollen und oft so unterirdischen Regionen. Ja er hat vor dem Besten aus dem Reich der Dichtung, man versteht leicht warum, mehr als einen Vorzug. Aus einer richtig verstandenen Sammlung von Liebesbriefen (man vergleiche den Versuch einer Sammlung von „Liebesbriefen", deutscher, französischer, englischer, bei Julius Zeitler, Leipzig) müßte sich die Psychologie der Liebe von selber ergeben.

Und nicht weniger wichtig ist der Liebesbrief für die Psychologie des Schreibers. Damit ist ihm bei dem Leser mit psychologischen Velleitäten auch dann noch genügendes Interesse gesichert, wenn — sonst auch nicht viel dahinter steckt. Man denkt unwillkürlich an die Briefe (und Zettel) Goethes an Frau von Stein. Wer diese Sammlung mit andern Briefen Goethes vergleicht, etwa mit denen an Zelter, wird darin eine lebhafte Illustration finden zu dem obigen Wort von der Stoffarmut des Liebesbriefes.

In den Briefen an den Berliner Freund: welche Summe interessanter Einzelheiten, welche mannigfaltigen Einblicke in das Leben des Schreibers, äußeres und inneres, welch ein Reichtum an Gedanken, welche Gegenwartsfülle, welche Fülle von Urteilen über Welt und Menschen, über Kunst, Wissenschaft, Religion, über Politik und Gesellschaft, in ihrer Gesamtheit eine wahre Enzyklopädie der Zeit, so weit die Welt, und das ist ein gutes Stück, in den Gesichtskreis des Schreibenden fällt. Nichts von all dem oder doch nur verschwindend wenig in der Briefsammlung an die Frau von Stein. Viele der Zettel ließen uns gleichgültig, ja wir würden sie ungeduldig abweisen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß hier selbst Bagatellen uns neue psychologische Aufschlüsse geben und dazu beitragen, unsere Kenntnis von der innern Welt einer außerordentlichen Persön-

lichkeit zu erweitern und zu vertiefen. Und doch haben gerade bei Goethe solche Briefe nicht einmal die ausschlaggebende Bedeutung, die sie überhaupt haben können. Die Kunde von Goethes psychischer Komplexion, auch nach der erotischen Seite hin, ist schon durch seine Gedichte fast vollständig gegeben. Ein Urteil über Goethe in dieser Richtung könnte auch ohne Kenntnis seiner Liebesbriefe annähernd richtig und erschöpfend ausfallen. Nicht so bei großen Männern, die keine Dichter waren. Man denke an Napoleon. Ohne die Kenntnis von dessen Briefen an Josephine, in der Mehrzahl Liebesbriefe von ausgeprägtester Art, wären über das Reinmenschliche in dieser furchtbaren weltgeschichtlichen Erscheinung nur unzulängliche und falsche Urteile möglich. Nicht nur zwei, viele Seelen wohnten in der Brust dieses Tyrannen. Eine davon, die trotz allem Anschein vom Gegenteil, nicht wenig Gewicht, um nicht zu sagen Übergewicht bei ihm hatte und die den ganzen Menschen und das Urteil über ihn sogar wesentlich modifiziert, würden wir ohne diese Briefe kaum ahnen, geschweige denn kennen. Nicht nur über das Eigenleben der persönlichen Seele dieses außerordentlichen Briefschreibers, auch über die Psychologie des Menschen im allgemeinen geben diese Briefe erstaunliche Aufklärungen und Bestätigungen.

Einen lebhaften literarischen Kult erfuhr der Liebesbrief am frühesten in Frankreich. Dennoch handelte es sich in den beiden berühmtesten und ältesten Fällen um Übersetzungen aus fremden Sprachen. Und in beiden sind es merkwürdigerweise Briefe von Klosterfrauen.

Von den Briefen der Heloise an Abälard weiß jeder. Ich sage nicht, daß sie jeder kennt. Aber über sie hat man viel gelesen und das genügt den meisten. Nur zwei kommen in Betracht.

Es ist aber eine wunderbare Sache um diese zwei Briefe. Wie die Liebe von Hero und Leander, von Tristan und Isolde, von Dante und Beatrice, von Petrarca und Laura, von Goethe und Lotte im ewigen Gedächtnis der Menschheit lebt, ebenso die Liebe von Abälard und Heloise. Aber was bei den andern im wesentlichen als Werk und Wirkung großer und größter Dichter erscheint, das bewirkten hier einzig die Leidenschaftsergüsse und Verzweiflungsschreie, die flehentlichen, erschütternden Klagen eines Herzens in Not und Verlassenheit, mit einem Wort die zwei Liebesbriefe eines armes Mädchens, eines mittelalterlichen Blaustrumpfs im übrigen, in dessen Äußerung der Leidenschaft wir die menschliche Seele so unverhüllt sehen wie sonst nur in großer Dichtung.

Noch kaum bekannt in Deutschland sind die Liebesbriefe der portugiesischen Nonne Marianna di Alcoforado, die in Frankreich bereits im siebzehnten Jahrhundert großes Aufsehen erregten. (Sie sind, angeblich, an einem deutschen Ort, Köln, gedruckt, aber in Deutschland nicht beachtet worden. Jetzt auch, durch nordische Vermittlung, im Deutschen: Karl Larsen, Schwester Marianna und ihre Liebesbriefe. Deutsch von Math. Mann. Leipzig, Insel-Verlag.)

Es sind ihrer nur fünf. Aber sie sind fast eine vollkommene Offenbarung des weiblichen Herzens, über das sie doch noch weit mehr aussagen als die Briefe Heloisens.

Sie sind zum Erstaunen naiv. Wir sehen aus ihnen nicht nur, bis zu welchem Grad von Heroismus und Selbstentäußerung das Weib durch die Liebe sozusagen emporgesteigert wird und wie ihm die Liebe alles ersetzt (und absetzt), Gott und Welt und Religion, Familie, Sitte und Scham, alles ohne eine Spur bösen Gewissens, vielmehr im Gefühl absoluter Unschuld, und wir sehen wie alle diese Mächte wieder in ihr Recht eintreten, in dem Maße als die Liebe stirbt am Gift der Verachtung. Kurz wir sehen nicht nur die Kraft, Mächtigkeit und Herrlichkeit des weiblichen Herzens, sondern auch seine Schwächen, sein Bedürfnis nach Selbsttäuschung, nach Sichfestklammern noch an offenkundig trügerische Hoffnungen, die ganze Gefühlssophistik der verschmachtenden menschlichen Kreatur; noch mehr, wir sehen das kleine Mädchen von sechzehn Jahren in seiner Entwicklung, in seinen Fortschritten im Verstehen und Begreifen der Liebe, wir sehen ein erstaunlich schnelles Wachsen seiner Intelligenz unter dem Einfluß der Liebe und ihrer Erfahrungen. Und ganz rührend ist es, in wie einfacher und schlichter Rede sich das alles äußert, während bei Heloise doch manchmal die Gelehrsamkeit recht störend dazwischentritt. Diese Schlichtheit ist vielleicht das Allererstaunlichste daran. Man hat das Gefühl, wie wenn ein Jungfräulein, ganz Unschuld, sich vor dem Geliebten entkleidete, in aller Züchtigkeit, aber auch mit absoluter Selbstverständlichkeit, ohne jegliche Ziererei. Sicher eine ganz außerordentliche Sache, wenn überhaupt möglich. Die Briefe dieser Nonne gehören zu den bedeutendsten psychologischen Dokumenten der Weltliteratur.

In den Briefen der Alcoforado wie der Heloise handelt es sich beidemale um unglückliche Liebe, um die Liebe einer Verlassenen. Aber was nicht übersehen werden darf: beide Frauen hatten, bevor sie ihre Bitternisse erfuhren, die höchsten Seligkeiten der Liebe in allen ihren Abstufungen gekannt. Vielleicht (mehr wie vielleicht) ist überhaupt nur unter dieser Bedingung der große Schmerz und die höchste Verzweiflung der Liebe denkbar. Und vielleicht liegt hier die Erklärung dafür, daß die Briefe Rousseaus an Frau Houdetot, besonders diejenigen, die in die neue Heloise übergegangen sind, uns Heutigen stellenweise so hohl klingen. Bei ihm war die Liebe unerhört, einseitig und also gewissermaßen imaginär. Er streifte damit an das, was man, bald mehr, bald weniger anrüchig, Sentimentalität oder Empfindsamkeit genannt hat und womit ausgedrückt sein mag, daß ein Gefühl, an das wir glauben sollen und besonders seine Stärke, in der es sich vor uns auftut, nicht ganz ächt, daß viel Selbstbetrug, ja direkte Verlogenheit dabei ist.

Jedenfalls hat die Literatur der sogenannten empfindsamen Epoche, insbesondere der hierhergehörige Liebesbrief, seine Wurzeln in Jean Jacques. Dies

zeigt sich deutlich schon in den Briefen der Frau Dudeffant an Horace Walpole, die ungefähr ein Jahrzehnt nach den seinigen entstanden und zu ähnlicher Berühmtheit gelangt sind. Diese Briefe haben die Fehler Rousseaus in erhöhtem Grad und man wird bei ihrer Lektüre das Gefühl nicht los, als ob die Schreiberin sich damit vor allem interessant machen wolle. Einen schrecklicheren Verdacht aber kann es in diesem Falle nicht geben.

Merkwürdig, daß gerade ihre Schülerin und spätere tödlich gehaßte Rivalin, das Fräulein von Lespinasse, just auch in diesem Punkt und mit den gleichen Mitteln mit ihr rivalisieren mußte. Noch dazu mit sieghaftem Erfolg. Denn wenn die Briefe der Lespinasse an Guibert zwar auch nicht frei sind von sentimentaler Überschwenglichkeit, den Verdacht des Gewollten, des Beabsichtigten, lassen sie keinen Augenblick aufkommen; sie enthalten sogar Seiten, die an die portugiesische Nonne erinnern, womit das Schicksal der Lespinasse überhaupt eine große Ähnlichkeit hat. Auch ihre Liebe hatte eben zu Anfang eine andere Realität als die bloße Einbildung und ihr späterer Schmerz einer Verlassenen und Verschmähten ist nur allzuwahr; sogar der Zusammenhang ihres Todes damit scheint außer Zweifel.

Von Anklängen an die rhetorisch sentimentale Phrase sind sogar die Briefe Mirabeaus an seine Sophie nicht frei. Auch dieser Große kam nicht durch, ohne der Zeit ihren Tribut zu zahlen. Er wurde eben auch nicht umsonst der erste Sprecher der Revolution. Am wohltuendsten fast in jener ganzen Zeit schreibt Diderot. Seine Briefe an Sophie Voland enthalten sich der bezeichneten Unart noch am meisten, wenn auch das ewige Gerede von der „Tugend" oft nichts weniger als erbaulich ist.

Ein Sprung und — ein anderer Briefwechsel zwischen zwei berühmten Liebenden. Wenn George Sand an Alfred de Musset schreibt, so klingt das nicht anders wie irgendeine Seite ihrer Romane auch, und in diesem besonderen Fall kann man nur sagen, ein Schelm, wer mehr gibt als er hat. Sie mag selber geglaubt haben, Musset zu lieben im sublimen Sinn des Wortes; gerade ihre Briefe erwecken Bedenken. So viel Liebe sie darin beteuert und in so schönen Worten, allzuschönen, sie von dieser Liebe spricht, wir bleiben keinen Augenblick im Zweifel, von wie geringerem, oder nein, sagen wir einfach, von was anderem Stoff ihre Liebe war als die des armen Musset. Ihre Briefe sind warm, zärtlich, bis zu einem gewissen Grad auch aufrichtig, aber Liebe in dem Sinn, in dem der Geliebte das Wort verstand, schlägt uns nicht daraus entgegen. Vielleicht war sie dennoch da; aber dann hat der „wahrhaft klassische Stil", in den sich die Sand glücklich hineingeschrieben hatte, eher dazu gedient, sie zu verbergen als sie zu offenbaren. Solchen Verbergerdienst tut der „Stil" oft. Nach Talleyrand ist er allein dazu erfunden. Denn das ist der Sinn seines oft zitierten Wortes.

Anders bei Musset. Seine Briefe haben weniger „Stil", aber was haben sie

alles dafür. Sie riechen nicht nach Literatur wie die der Sand in jeder Zeile; sie sind das unverkennbare Jauchzen und Schluchzen, wie es unmittelbar hervorbricht aus einem Herzen, jetzt taumelnd in trunkener Seligkeit, jetzt aufschreiend in Schmerz und Verzweiflung, die Rede stockend und unbehilflich stammelnd, bald vor Rausch, bald vor erstickenden Tränen und unsagbarem Weh. Das sind Liebesbriefe. Viele berühmte Liebesbriefe gab es vor ihnen in der französischen Literatur, Briefe voller Grazie, voller Zartheit, sogar voller Leidenschaft; sie waren aber immer mehr oder weniger komponiert, sozusagen vor dem Spiegel geschrieben, und der Schreiber oder die Schreiberin hatten vorher sorgfältig Toilette gemacht, waren auch beflissen, ihren „Geist" anzubringen, wo es nur gehen mochte. Man schrieb Liebesbriefe, die — und was ist damit nicht alles gesagt? — recht wohl als Muster in Briefstellern einen Platz finden konnten. Sie gehörten alle mehr oder weniger zur Prosa. Der reine Liebesbrief aber gehört zur Poesie. Und der erste große Lyriker des neuen Frankreich hat in Frankreich auch als erster Liebesbriefe hinterlassen, die nicht Toilette gemacht haben, die nackt sind und dieser Nacktheit ihren besonderen keuschen Reiz verdanken — trotz der Krankheit des Schreibers an Leib und Seele. Aber da hätten wir Napoleon vergessen, dem übrigens ein ganzes Kapitel für sich zu widmen wäre. Hier nur eine allgemeine Bemerkung. Bismarck äußert einmal: Goethes Helden seien im Grunde alle Weislingen; sie hätten alle etwas von ihm selber, seien mehr oder weniger Weichlinge; große starke Charaktere usw. Der eiserne Kanzler bringt damit nur — sagen wir's frei heraus — eine Banalität zum Ausdruck. Alle Welt spricht wie er: „Alle Welt" ist aber auch nur ein mittelmäßiger Psychologe. Napoleons Briefe zeigen das, was dennoch alle Welt längst wissen kann: daß gerade der große und starke Mensch, der, man möchte sagen, notwendigerweise auch immer ein Mann großer und starker Leidenschaften ist, in der Liebe sehr schwach sein kann — siehe die mythischen Symbole: Herkules, Samson — nur daß das, was der Moralist Schwäche nennt, vom Psychologen recht eigentlich Stärke genannt werden könnte, Stärke in der Liebe.

Der erste deutsche Brief, wovon wir überhaupt wissen, ist ein Liebesbrief. (In der Sammlung des Mönchs Wernher von Tegernsee.) Einen voraufgegangenen Brief hat die Dame noch ganz lateinisch geschrieben, auch den zweiten schreibt sie noch zum guten Teil in dieser Sprache, verfällt aber dann plötzlich ins Deutsche. Ein volkstümliches kräftiges Sprichwort, das ihr einfiel, mag sie dazu verleitet haben. Jene Glut der Leidenschaft bei Heloise und der spanischen Nonne fehlt hier, einfach weil die Briefschreiberin sie nicht kannte. Das sinnliche Moment der Liebe weist sie ausdrücklich ab. Der erste deutsche Liebesbrief ist der Ausdruck versagender Liebe. Man kann nicht umhin, das zu betonen.

Von diesen Tegernseer Fragmenten abgesehen, die an sich in solcher Vereinzelung merkwürdig genug sind, gilt noch mehr als von allen übrigen literari-

schen Dokumenten vom Liebesbrief das Wort: Ehe denn die Prosa war, war ich — spricht die Poesie, richtiger: die rhythmische oder Reimform. Die Minnesänger schrieben nur gereimte Liebesbriefe. Eine naheliegende Wirkung aber vom allzu vielen Reimen und vom Reimen Allzuvieler ist die, daß die Poesie zu Tod gereimt wird, und diese Wirkung mußte um so unausbleiblicher eintreten, als in dem ganzen Liebesleben der Zeit allzuviel Konvention war, allzuviel Nachahmung fremder Sitte nach der Seite ihrer äußeren Grimasse hin. Da geschieht es denn leicht, daß die mißhandelte Poesie, d. h. das innere Leben der Dinge, sich in die Form der Prosa flüchtet. Dieser Umschlag vollzieht sich oft in der Geschichte und damals fand er seinen Ausdruck in der Prosa der Mystiker. Ihre Briefe mit eingerechnet. Darunter aber sind solche, die nicht wenig vom Liebesbrief haben. Man könnte sie geistige Liebesbriefe nennen. Sie führen oft, wenigstens scheinbar, eine sinnlichere Sprache als andere. Heinrich von Nördlingen wünscht den keuschen Schlafrock der Margaretha Ebner zu tragen, um „gereinigt zu werden an Leib und Seele". „Minnigliche Frucht des Heiligen Geistes" nennt er die Freundin. Wohl soll die Sinnlichkeit, wie sie sprachlich zum Ausdruck kommt, symbolisch verstanden sein. Nur um Bilder soll es sich dabei handeln. Im Bewußtsein und Gewissen der Schreibenden fraglos. Bleibt nur das Unbewußte, aus dem die Bilder emporsteigen. Mit anderen Worten: Man braucht das, was man sittliche Reinheit und Unschuld nennt, bei Schreiber und Empfängerin nicht im leisesten zu bezweifeln; — denn das Unbewußte untersteht nicht der moralischen Verantwortung. Das Geistige, das sublim Geistige solcher Briefe — alle Hochachtung. Und: hony soit qui mal y pense. Man kann dies Wort hier nicht energisch genug aussprechen. Gewisse „Fachmänner" sind in neuerer Zeit gewohnt, die Psychologie der Mystiker (und Heiligen) etwas allzuplump anzupacken. Es handelt sich in diesen Zeugnissen um zarte, um sehr zarte Dinge. Aber echte und rechte Liebesbriefe sind es nichtsdestoweniger sehr oft und noch dazu solche, die über die letzten Rätsel der Liebe und die dunklen Zusammenhänge zwischen Sinnlichem und Geistigem mehr Aufschlüsse geben als alle Liebesbriefe gewöhnlichen Schlags. Denn wer errät nicht die geheimsten innerlichen Ursachen dieser Briefe und ihres Stils?

Was ist das achtzehnte Jahrhundert? Es ist zunächst das Jahrhundert des Rokoko, und damit ist schon fast alles gesagt. Es ist das Jahrhundert des Reifrocks und der schäferlichen Schwärmerei. Es ist ganz besonders auch das Jahrhundert einer wenig tiefen aber in der Form elegant weltmännischen, in der Methode analytisch kritischen Philosophie und Aufklärung, das Jahrhundert der Enzyklopädie, das Jahrhundert Voltaires und Friedrichs des Großen. Zugleich hat dieses wunderbare Jahrhundert die Aufgabe gelöst, dieses alles bis zu einem gewissen Grad zu überwinden, eine neue geistige Welt aus sich zu gebären, vor allem eine ganz neue Literatur aus sich hervorgehen zu lassen, da wo es lange

so viel wie keine gab, die neue deutsche Literatur, die, mit ihrem großen Schöpfer an der Spitze, nicht nur ein neues Jahrhundert sondern in noch weit umfänglicherem Sinn eine neue Epoche der Kultur einleitet.

Goethes Werther weist auf Rousseau; ja, was meines Wissens noch nicht bemerkt worden ist, Goethes Verhältnis zu Lotte und Kestner hat eine verdammte Ähnlichkeit mit dem Rousseaus zu Frau von Houdetot und St. Lambert. Aber es sind freilich nur äußerliche Ähnlichkeiten, Rousseaus Art ist die Mutter der „Empfindsamkeit". Goethes Stil, aus der Epoche der Empfindsamkeit hervorgegangen, bedeutet deren Überwindung. Nichts ist aber so verräterisch — oder sagen wir charakteristisch — für den Stil eines Menschen als seine Liebesbriefe.

„Erlauben Sie mir, meine Werteste, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesicht Gottes gesagt haben, uns so lang zu lieben als wir die Tugend lieben würden". So konnte noch Wieland schreiben. Man hört Rousseau-Mirabeau heraus. In Goethes Briefen an Lotte und Kestner — denn viele an Kestner adressierte Briefe sind versteckte Liebesbriefe für Lotte — spukt die Empfindsamkeit wohl noch; aber das ihr todfeindliche Prinzip herrscht bereits. Die bewußte Schönrednerei, die spitzfindige Dialektik des Gefühls ist wie weggeblasen. An ihrer Stelle völlige Ungeschminktheit des Ausdrucks, manchmal bis zur scheinbaren Affektation. In Wahrheit sind sie weit davon entfernt.

Vor allem keine Worte, wo Worte zu viel sind: Das äußerste Gegenteil von Wohlredenheit. „Ich bin nun allein, und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder; aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter". So auch an Frau von Stein: „Gute Nacht Engel und guten Morgen. Ich will Dich nicht wiedersehen — Nur, Du weißt alles. — Ich hab mein Herz — Es ist alles dumm, was ich sagen könnte". Oder: „Meine Seele ist fest an deine gewachsen, ich mag keine Worte machen". Oder an Auguste Stolberg: „Gustgen, Gustgen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier!" —

Die Liebesbriefe des jungen Goethe stellen für sich schon eine ungeheure literarische Revolution dar. Und das Prinzip dieser Revolution? Der Naturalismus natürlich, wie bei jeder; diesmal einstweilen der Naturalismus des Stils! „Es ist schwer gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädchen machen weder Komma noch Punktum . . ." Dieser Stil beherrscht, wenn auch hie und da geläutert, noch Goethes ganzen Briefwechsel an Frau von Stein vor der Romreise, die Epoche für ihn bildet.

Wäre es allzu geschmacklos, diesen Stil einen Geburtswehenstil zu nennen? Er begleitete in der Tat die Geburtswehen einer neuen Zeit. Seine Schwächen darf man nicht verkennen. Sie werden bei Goethe weit überwogen durch seine tollen Schönheiten und schönen Tollheiten. Im Liebesbrief nicht am wenigsten.

Wundervolle Seiten auch in den Briefen an Auguste von Stolberg. Es ist der Stil eines Zustandes, „wo Nebel noch die Welt verhüllten, die Knospe Wunder noch versprach"; in Wahrheit der Liebesbriefstil par excellence — und der dennoch vor Goethe nicht war. Briefe dieses Gepräges, so sorglos improvisatorisch und doch so reich an köstlichsten Perlen aus tiefsten Tiefen gab es zuvor nicht in der Weltliteratur.

Und natürlich gilt auch hier: Du sublime au ridicule . . . Bei andern als Goethe wird er schnell zur Karikatur. Man denke nur an Lavater. Ja wahrlich nichts verräterischer.

Und eine ganz besondere Gattung von Liebesbriefen kannte diese Zeit, von denen man sagen könnte, daß sie eine Parallele zu den geistigen Liebesbriefen bilden (was aber fast ein Unrecht gegen diese bedeutete): die Liebesbriefe zwischen Männern. Beide mögen auch im geheimen verwandte Ursachen haben, die man erraten wird. Man denkt an Pietismus, der gleichzeitig blüht. Steht die Mystik, wenn auch eine blasse, mit abgewischtem Goldgrund also nahe. Auch die Stilverwandtschaft — trotz weit auseinanderliegender Jahrhunderte — ist unverkennbar. Nur sonst . . . Nicht als ob das Hony soit hier nicht ebenso unbedingt gälte. Zehnmal gilt es. Wir sind im achtzehnten Jahrhundert, nicht im famosen ersten Zehnt des zwanzigsten. Wir sind weit weg von allem Kriminalischen.

Aber sind das Folgende nicht Wendungen aus echten rechten Liebesbriefen?

Z. B. „Nun ruh' ich noch einen Augenblick auf Deinem Angesicht, an Deiner Brust, Deinem Arm — siegle mit einem Kuß und stehe auf". Lavater an Goethe. „Ich küsse Dich, mein lieber Gerstenberg, zehnmal hundertmal — wie ist es so lieblich zu küssen!" Claudius. Oder: „Ich eilte nach dem letzten Kuß meinem Zimmer zu, und kaum, kaum bracht' ich meine Augen trocken über die Straße. Mein Herz war mir hoch herangeschwollen . . . Gott im Himmel, rief ich aus, als ich allein war und so wollüstige Tränen weinte, als ich noch nie geweint habe, Gott im Himmel, was ist das für ein Mann!" Bürger an Gleim. Oder: „Ich muß einhalten, mein Herz ist zu voll. — Aber Du sollst es in diesem Moment bis in Darmstadt fühlen, was in mir vorgeht — o Freundschaft, Freundschaft! Du heilige Brunst! Süßer Trost!" Wieland an Merk. Oder: „Jetzt Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeisten — zerfließen — an Deiner Brust liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit mir Dir zuführen — und sogar — nichts sagen, blicken, drücken, atmen: Du bist und wir sind". Lavaters erster Brief an Herder.

Die Ausdrücke sind weit stärker als alles was man in unsern Tagen in Gerichtssälen ausgebeutet hat. Aber dasselbe Lied hat nicht immer denselben Sinn. Man war nur exaltiert oder schrieb wenigstens so. Die feurigsten Liebesbriefe schrieb man sich unter Männern. Sie hatten „nichts" zu bedeuten.

***

## Die Jungtürken / von Albrecht Wirth



Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, auch bei den Angelsachsen in England und Amerika wird nur zu oft das Ei begackert, ehe es gelegt ist. Wie viel Monate Schreiens und Lärmens sind nicht dem Kampf um Kuba und dem Burenkrieg vorangegangen! Da ist es eine wahre Erquickung, einmal nur Taten und gar keine Worte zu sehen. Der Orient gab uns eine Lehre. Die Umwälzung im osmanischen Reiche kam über Nacht. In drei Tagen sprang sie in die Erscheinung. Und niemand der Bedrohten hatte von ihr gewußt. Daß es Leute gab, die unzufrieden waren, die gern alles umgekrempelt hätten, das war genugsam bekannt: die gab es seit dreißig Jahren. Daß sie aber gerade jetzt einen Hauptstreich planten, das hatten vielleicht zwei oder drei aus des Sultans Umgebung und bei den Gesandtschaften geahnt, aber ihre Warnung blieb vereinzelt, konnte sich nicht durchsetzen und wurde verlacht.

Wie war das möglich? Einigen Aufschluß darüber hat jüngst Schmitz du Moulin geliefert. Ein seltsamer Romantiker, Zeitgenosse vielmehr der Sufi und Dschelaleddin Rumis als Häckels und Rathenaus. Ein Rheinländer, der zum Islam übertrat. Ein Weltenwanderer, der zwanzig Jahre lang in Java und Indien das Erwachen Asiens studierte, der zugleich hohe Grade in den geheimen mohammedanischen Orden erklommen hat und mit freimaurerischen Großmeistern vom Stuhle befreundet ist. Ein Hitzkopf, der mit kriegerischer Leidenschaft für den ewigen Frieden streitet.

Mohammed Adil Schmitz du Moulin will von den „Voltaireschen" Jungtürken, den dekadenten Parisern und Genfern nichts wissen. Er behauptet, daß auch sie von der Umwälzung überrascht wurden. Er und seine Freunde, die am 20. Oktober 1904 in Bebek am Bosporus einen Bund schlossen, wären lieber gestorben, als ein Wort zu verraten. Führer wurden der Privatsekretär des Sultans, Abdul Kerim Hedi Bey und Joseph Zanni Bey, ein „Chemiker seiner Majestät" — was sehr wohl Giftmischer heißen kann — und Schüler Bunsens; sodann Abdul Fethaw Effendi, ein ruchbares Mitglied der albanesischen Nationalisten. Zwei Hauptgrundsätze: Gerechtigkeit für alle und das Osmanenreich für die Osmanen! In einem Jahre breitete sich der Bund, der Leute jeder Rasse und Religion aufnahm, über die ganze Türkei. Den Anstoß zum Handeln habe der Wunsch Österreichs nach dem Sandschak gegeben.

Soweit Schmitz du Moulin. Aber die Enthüllungen überstürzen sich. Einiges Weniges veröffentlichten Nuri Bey und Ahmed Riza, die sich zwar

im Abendlande als große Häuptlinge preisen und von Ministern empfangen lassen, die aber, wenigstens ist das mein Eindruck, doch nicht so recht ein Geheimnis der Götter waren und jedenfalls nicht sogleich in vorderster Linie standen. Es ist kürzlich ein sensationeller Band bei Rütten und Löning von Ular und Insabato veröffentlicht worden: Der erlöschende Halbmond. Der Titel klingt grauslich; tatsächlich aber ist mehr von einem wachsenden Halbmond die Rede und lediglich von Versuchen (die meist scheitern) ihn erlöschen zu machen.

Mit Herrn Enrico Insabato habe ich keine Berührung gehabt. Er soll jedoch ein eingeweihter Kenner sein. Alexander Ular hat sich der Welt schon oft vorgestellt. Er hat vor allem einen Roman geschrieben: Die gelbe Flut. Etwas phantastisch für einen Politiker. Doch es wäre gefährlich, ihn zu tadeln, denn die Versuchung des Romanschreibers tritt an jedermann heran, Historiker wie Demagogen, und Rider Haggard, der phantastische Erzähler haarsträubender Abenteuer in Südafrika, stood for parliament, und Disraeli, der mit Romanen debutierte, endete als Premierminister. Glissons! Weiter hat Ular, der nach französischem, deutschen und englischem Komment die Feder schwingt, ein aktuelles Werk von gewaltigem Wurfe geschaffen: Un empire russo-chinois. Er sah im Geiste schon Prawoslawie und Buddhismus zu einem ungeheuren Verbande vereint. Das war eine Utopie. Sie mochte jedoch auch im Kopfe zarischer Berater, vornehmlich des Füsten Uchtomski, gelebt haben. Mithin war Ular doch der Nachempfinder, der Darsteller einer Utopie, die wirklich einst im Fleische wandelte. Endlich bekämpft der rührige Cerberus-Autor das Finanzsystem Wittes — bis jetzt ohne Erfolg. Aber auch ein so durchaus nüchterner Geist wie Rohrbach hat jenen Kampf geführt, wenn auch mit gleichem Mißerfolg. Zuletzt ging Ular nach Amerika, die Truste zu erforschen.

Die Doppelgeburt ist nicht leicht zu beurteilen. Es werden in dem Buche geheime Verhandlungen mitgeteilt, Reden, die keine Zeugen hatten als den Erzähler, Protokolle, von denen bloß ein Exemplar vorhanden ist, Biographien von Leuten, deren ganzes Streben war λάθε βιώσας, endlich Vorgänge im innersten Arabien und Tripolis, wohin nie eines Europäers Roß gelangt ist. Es fehlen meist andere Quellen, aus denen entweder eine Bestätigung oder eine Widerlegung solcher Nachrichten zu schöpfen wäre. Einiges scheint nicht zu stimmen. So die außerordentliche Redlichkeit bei der Handhabung der Gelder der Mekkabahn. Martin Hartmann, dessen jüngst erschienenem, äußerst wertvollem Werke „Die arabische Frage" über die politische Gegenwart des Orients so manches zu entnehmen ist, meint, große Summen seien verschwunden. Die ganze Schilderung der revolutionären Verschwörungen und des „antihamidischen Kongresses" steht zu den Erinnerungen Du Moulins im Widerspruch. Auch glaube ich nun und nimmer, daß die Armenier den Ausschlag gegeben hätten. Trotzdem enthält „Der erlöschende Halbmond" eine reiche Fülle wichtigster Meldungen. Was er von

der arabischen Freimaurerei, was er von dem wechsel- und opfervollen Ringen um Koweit, von Akaba, von Panislamismus und dem Gegensatz der Senussi zu den Türken, von der argwöhnischen Seele Abdul Hamids enthüllt, das halte ich alles für richtig. Ebenso die wahre Bedeutung von der Mission v. d. Goltz', nur daß später sein großer Erfolg wieder rückgängig gemacht wurde. Denn Ferid Pascha, damals noch Großvezier, erklärte einem Bekannten von mir ausdrücklich, daß der Generaloberst neuerdings für die türkische Armee gewonnen sei; nun ist aber Goltz dennoch nicht wieder eingetreten, es wurde vielmehr ein Teil des Heeres britischen Instrukteuren und die ganze Flotte einem britischen Admiral überantwortet. Jedenfalls: eine Palette voll leuchtender Farben, vom blutigen Rot des Mordes und der Kriege bis zum dunkeln Violett mystischer Geheimorden, Schlachten und Verschwörungen, eine wunderbare Welt von Herrschern und Spionen, von Emiren und Fakiren, von europäischen Gesandten und Generalen, wie von Paschas, von Zwischenträgern und Agitatoren zu Paris und Derwischen und Scheichs der afrikanischen Wüste — ein gelebtes Märchen aus 1001 Nacht.

Auch Kaiser Wilhelm wird behandelt. Nicht gerade günstig. Sehr merkwürdig ist, was über seine Intervention im Hochsommer 1895 mitgeteilt wird. Er habe den Engländern gedroht und sei ihnen in deu Arm gefallen, als sie Konstantinopel beschießen wollten. In der Tat war damals unser Auswärtiges Amt stark englandfeindlich. Es war kurz vor der Krügerdrahtung. Nur ist unglaublich, daß Izzet mit deutschem Gelde gearbeitet habe. Es ist gerichtsnotorisch, daß unser Geheimfond für derartige Zwecke über die Maßen dürftig ist. Wir könnten nicht entfernt das zahlen, was unsere guten Freunde, die Franzosen und Engländer dafür aufbringen. Ebenso ist zwar der Zug Mobareks aus dem Nedschd nach El Hasa tatsächlich ein Schachzug gegen unseren Einfluß am persischen Golf gewesen, aber das als „deutsch-englischen" Krieg zu bezeichnen, ist schon deshalb stark übertrieben, weil wir gar keinen Gegenstoß unternahmen. Die ganze Erzählung der Herren Ular und Insabato hat nur einen Haken. Marschall von Bieberstein, der die ganze Bedrohung Englands geleitet haben soll, und der große Lobsprüche von den Zwillingsautoren erfährt, war meines Wissens damals gar nicht in Konstantinopel.

Bei unseren Nationalliberalen gibt es Friedensfreunde und solche, die zum Kriege drängen, gibt es Agrarier und Industrielle; bei dem Zentrum spielt der Adel eine große Rolle und wiederum auch der Demagoge, der gegen den Adel hetzt. Bloß aus der Ferne sehen die Jungtürken einheitlich aus. Schaut man näher zu, so zerspalten auch sie sich in verschiedene, ja entgegenstehende Gruppen, so gewahrt man staunend die abweichendsten Bestrebungen. Vor allem muß man die Pariser, die Voltaireschen Freigeister, die Nachahmer der Levantiner von den glaubensstarken, düster entschlossenen Patrioten trennen, dann sind auch so

manche Jungtürken selbst jetzt andrer Ansicht, als vor Jahren. „Allah sei gepriesen, daß unter so vielem Elend der Padischah uns nicht auch noch ein Parlament beschert", rief vor Jahren ein Jungtürke, der die französische Kammer verließ. Jetzt gilt Verfassung und Parlamentarismus als Allheilmittel. Ob es viel helfen wird? Ich bezweifle es. Das eine zwar muß man den Freiheitshelden zugeben: sie haben es bisher recht geschickt angefangen. Sie haben vor allem nirgends auf Worte gebaut, sondern statt mit schimmernden Worten und Versprechungen sich zu begnügen, haben sie stets die Macht zur Grundlage ihrer Handlungen erhoben. Darin fehlten unsere 48er, fehlten Russen und Perser. Sie glaubten, sie brauchten nur zu wollen, nur den Wunsch auszusprechen, und siehe da, das goldene Zeitalter stiege herab. Sie wurden grimmig enttäuscht. Nicht so die Leiter der türkischen Jugend. Ihre nächste Sorge war stets, sich des Heeres zu versichern, und erst dann erklärten sie ihre Wünsche und Absichten. Und als der Sultan zum alten Regiment wieder zurückkehren wollte, da verwiesen sie ihn nicht auf seinen Eid, beschworen ihn nicht bei der Wohlfahrt seines geliebten Volkes, o nein! In aller Stille entfernten sie einen beträchtlichen Teil seiner getreuen Leibwache und ersetzten ihn durch Truppen, die der neuen Bewegung ergeben waren. Denn der Sultan ist nur durch Furcht zu bestimmen. Er ist gewißlich ein ausgezeichneter Staatsmann und Diplomat, aber ist ängstlich und krankhaft argwöhnisch. Seine Umgebung hatte früher gelegentlich böse Tage. Ein (anderer) Bekannter erzählt mir, wie er ihn einmal gesehen, wie er mit geladenem Revolver in jähem Anfall durch den Palast stürzte und er sich vor ihm nur durch die Flucht und rasches Verstecken retten konnte. Mehr wie einmal hat er einen Vertrauten erschossen. Eine Schöne seines Harems entging vor 2 bis 3 Jahren nur dadurch dem Schicksal, daß sie selbst vorher schoß und dann auch den Sultan schwer verwundete. Das war der Grund einer Berufung des Geheimrats Leyden. Allgemein hieß es, Abdul Hamid werde sterben. Aber die Kunst des deutschen Chirurgen hat ihn noch gerettet. Jetzt aber ist er — vorläufig wenigstens — ganz in der Hand der Jungtürken. Solange er tut, was sie verlangen, hat er nichts zu befürchten. Auch sind ja einige der Führer, wie Du Moulin erklärte, ausgesprochen für ihn und wollen ihn gegen allzu eifrige Revolutionäre verteidigen. Ohnehin ist die Lage für die Führer nicht ohne Gefahr. Sie werden vom linken Flügel aus bedroht, vom Gesindel, das seine Zeit gekommen wähnt, von Briganten, die am allgemeinen Brand ihre Suppe kochen wollen, von Desperados, die, wie in Rußland kürzlich, sich den Teufel um Verfassung und Freiheit scheren, die lediglich stehlen und rauben wollen. Die zweite Gefahr ist die Einmischung der Großmächte. Die dritte und größte ist der Nationalismus. Schon 48 hat nicht nur eine vorübergehende Einigung der Deutschen gebracht, sondern auch den Anstoß zur Emanzipation der Slawen in Österreich und der „unerlösten" Italiener gegeben. Die russische Revolution ent-

fachte das Selbstbewußtsein der Georgier und Esthen und Polen und Tataren. So sind auch jetzt die Kurden, deren bedeutendster Fürst, Ibrahim, in der Gegend von Diarbekr kürzlich (wahrscheinlich durch Gift) seinen Feinden erlegen ist, und die Araber gegen die ganze osmanische Rasse. Ich stehe nämlich hier gegen Martin Hartmann, so sehr ich auch seine Kennerschaft und sein ausgezeichnetes großes Werk über die Araber (bei Rud. Haupt, Leipzig) anerkenne. Hartmann unterschätzt den Wert der arabischen Bewegung. Überall sonst scheint der Nationalitätenhader wieder auszubrechen. Nur ein Vierteljahr lang hat der Bandenkrieg geruht.

## Bücher der Natur/ von Hermann Bahr

In der Stettiner Versammlung der Naturforscher 1863 wurde der Gedanke Darwins zum erstenmal laut. 1859 war sein Buch von der Entstehung der Arten erschienen. Nach fünfundzwanzig Jahren des Zögerns und Zagens in der Furcht, ein Phantast zu heißen, wenn er nicht alles wissenschaftlich nachzuweisen vorbereitet wäre. Und erst von Wallace bedrängt und um nicht seine Tat an den Jüngeren zu verlieren, entschloß er sich und trat vor. Aber behutsam wich der alte Theologe noch jedem Frevel aus: durch eine Wendung an den lieben Gott selbst, der ihm nur desto „großartiger" schien, wenn er bloß den Keim des Lebens gelegt, in diesen aber zugleich die Kraft, nun alles aus sich selbst nach eigenen Gesetzen zu entwickeln, ohne daß sich der Schöpfer erst noch einmal selbst hätte zu bemühen brauchen. Das Buch blieb zunächst in der gelehrten Welt, wo man ja nicht die Gewohnheit hat, vom Detail zum Ganzen aufzublicken; man merkte nichts. Erst als es, vom alten Bronn übersetzt, in Deutschland unter die jungen Leute geriet, begann seine Wirkung. Häckel, eben aus Italien heimgekehrt, von seinen Radiolarien her, las es und so war sein Mann gefunden. Denn in diesem, der einem jungen Germanenkönig glich, lag immer schon ein zitterndes Verlangen der Ungeduld, Erwartung und Bereitschaft zu den großen Verwegenheiten. Und nun kam, drei Jahre später, jene Stettiner Versammlung und ihr erster Redner war Häckel, jung und schön und hell, und dieser glühende, Jugend ausdampfende, wie der Morgen leuchtende Mensch sprach aus, was Darwin war. Da wußten alle, daß es hier nicht mehr um eine Frage der Gelehrsamkeit ging, sondern um die Menschheit selbst; die bisherige Menschheit war plötzlich in Frage. Und so brach es jetzt überall los, gegen die verruchten Ketzer, die sich vermessen wollten, Gott zu leugnen. Darüber hätten sie sich aber wahrscheinlich noch eher beruhigen lassen, hätten nicht alle gespürt, daß damit auch sozusagen der Mensch geleugnet war, der bisherige Mensch, wie er sich

immer gesehen hatte, seit so vielen tausend Jahren, der Mensch, der über sich Gott hatte, unter sich die Natur, der er selbst nun wieder seinerseits von Gott, dem er gehorchen mußte, zum Gott eingesetzt war, der allen anderen gebot. Jetzt aber war der Mensch auch ein Tier geworden. Der Mensch, bisher der Natur gegenüber, als ihr Zuschauer und ihr Herr, vor dem und für den das ganze Spiel der Welt geschieht, sah sich nun plötzlich in die Natur gerissen, mitten in sie hinein; er hatte gar nichts mehr für sich allein und die Tiere, die Blumen, die Steine sollten nun seine Brüder und Schwestern sein. Das waren sie nun freilich schon für den heiligen Franz von Assisi gewesen. Und für das deutsche Märchen und für unsere alten Mystiker auch. Und für Goethe gar. Doch das nahm man für Traum und Wahn, das störte jedenfalls das Leben nicht auf. Man freute sich mit solchen lieblichen Bildern der Dichter und Schwärmer zu spielen und lebte doch im Alten fort, außer der Natur, ihr gegenüber, von ihr getrennt. Nun aber kam einer und machte damit ernst: der Mensch war seiner Einsamkeit entrissen, seiner Göttlichkeit entsetzt, alle Schranken fielen, er sollte nun wirklich dasselbe sein wie die Brüder und Schwestern im Wald und auf der Flur und im Meer, in ihren Tanz gezogen. Es war ein neuer Gedanke. Das hätte man ertragen. Aber wurde nun nicht auch unser ganzes Leben neu? Wenn jener Gedanke wahr war, daß der Mensch zur Natur gehöre, mitten in ihren Reigen hinein, ein Stück von ihr, kein anderer als die Brüder und Schwestern überall, war dann nicht das alte Leben der Menschen falsch, das Leben außer der Natur, abseits, für sich allein, mit seinem Stolz, sich ihr nur immer noch mehr zu entfremden? Aber siehe, das Leben blieb alt. Der Mensch erkannte, daß die Gedanken falsch waren, auf welchen bisher sein Leben stand, er tauschte sie also für andere Gedanken um, die jetzt die wahren schienen, und — blieb bei seinem bisherigen Leben.

Häckel sprach in jener Stettiner Versammlung am 19. September 1863, es war ein Sonnabend. Ich bin geboren am 19. Juli 1863, es war ein Sonntag. Ich wurde also, als Häckel sprach, gerade zwei Monate alt, auf den Tag. Das macht mir immer so viel Spaß und ich muß oft daran denken. Denn wenn nun also, wie man doch meinen sollte, Gedanken eine unmittelbare Macht über das Leben der Menschen hätten und das Leben der Menschen mit ihren Gedanken unmittelbar verbunden wäre, so hätte ich es ja sehr gut haben müssen. Ich wäre dann, als man mich aus den Windeln hob, schon von dem bisherigen Leben der Menschen, da dieses ja doch damals bereits für falsch erkannt war, befreit gewesen und damit verschont geblieben. Dies war aber nicht so, sondern, wenn auch mein Vater, ein mutiger, immer vorwärtsstrebender, aus seinem engen Kreise nach Freiheit aufblickender Mann von einer strengen geistigen Rechtlichkeit, redlich alles tat, um mich in der Wahrheit zu erziehen, wuchs ich doch schließlich in der alten Art des Lebens auf, von der Natur entfernt, der der

Mensch nur allenfalls zuweilen an schönen Tagen sozusagen seinen Besuch macht. Wirklich, dies war eigentlich immer mein Gefühl, wenn wir als Buben, gut angezogen, ins Freie geführt wurden. Fast wie wenn zwei hohe Herrn sich einmal begegnen: der Mensch der eine Souverän, die Natur der andere, und nun begrüßen sie sich artig, an Feiertagen. Ich weiß noch, als wenn es erst gestern gewesen wäre, wie der Vater mit uns gern Nachmittag auf den Freinberg ging, eine sachte Anhöhe bei Linz, von der man einen wunderbaren weiten Blick über das Tal weg, wo die breite Donau glänzt, an hellen Wiesen, die im Winde nicken, und schwarzen starren Wäldern entlang bis ins Gebirge hat, das weiß am blauen Himmel steht, ein leuchtender Kranz langer Rücken, kahler Felsen, eingeschneiter Zacken, vom Ötscher bis zum Untersberg, weit draußen in der verschwimmenden Ferne. Wir aber gingen auf der sachten Anhöhe schön spazieren, an der Mauer hin und her, die das weitläufige Anwesen der Jesuiten umschließt, und sahen hinaus, in die weite Natur hinaus, die vor den entzückten Augen ausruhender Menschen aufgestellt war, ein erhebendes und beglückendes Schauspiel, das der Linzer gern noch besonders genoß, indem er sich vorbog und nun mit dem Kopf durch die gespreizten Beine sah, weil dann das Bild in der Ferne noch viel schöner wirken soll. Und manchmal gingen wir wohl auch in die Wiese hinein, um Blumen zu brechen, die dann in der grünen Büchse nach Hause getragen wurden, um sorgsam gepreßt, mit ihren lateinischen Namen verziert und im Herbarium aufbewahrt zu werden. Denn dann gingen wir ja doch immer wieder nach Haus. Wie seltsam mir das damals immer klang: nach Haus! Wieder in die Stadt hinein, von der Natur weg, nach Haus. Ich weiß nicht, ob man gleich recht verstehen wird, was der Bub so stark empfand: daß wir uns die Natur doch eigentlich immer bloß ansahen, dann aber blieb sie draußen und wir gingen heim, sie blieb uns eine fremde Welt, ganz anders als unsere daheim, so schön sie war; sie war schön, unsere war schön, beide waren schön, aber jede doch ganz anders, sie gehörten nicht zusammen. Das war es, was der Bub, noch ganz dumpf, aber so stark empfand, mit einer fragenden Verwunderung, warum wir denn nicht draußen und nicht mit ihr beisammen bleiben könnten; aus dieser Verwunderung wurde später die Sehnsucht, die den Jüngling dann in die Berge trieb: ich suchte sie wie Menschen auf, die man kennen lernen will. Und noch heute muß ich immer an jene kindliche Frage denken, wenn ich den Osterspaziergang lese, im Faust. Da ist es doch auch so: die Menschen strömen aus dem Tor, um sich am Schauspiel der erwachenden Natur zu freuen, dann aber strömen sie wieder zurück, durch das Tor in die Stadt zurück, wohin sie gehören, und das Tor fällt hinter ihnen zu. Und wenn Schwind oder Ludwig Richter uns die Natur zeigen, ist es eigentlich auch so. Es ist die Freude, die einer an der Natur hat, dem sie fremd ist und nur in der Ferne zuweilen erscheint, wie dem Gefangenen der blaue Himmel durchs ver-

gitterte Loch. In dieser Freude wuchsen wir auf. Den neuen Gedanken aber, daß der Mensch zur Natur gehört und dasselbe mit ihr ist, lernten wir wohl denken, doch unser Leben enthielt ihn nicht; so gering muß die Macht des Denkens über das Leben sein. Und als das Leben dann doch anders wurde, da war das nicht durch Gedanken geschehen, sondern Erfindungen brachen das Leben der Menschen um: das Rad, die elektrische Bahn, das Automobil. Sie haben die Stadt zerstört, in der der Mensch wie hinter einem Wall lag, um nur zuweilen einmal in die Natur auszufallen. Jetzt ist die Stadt bloß noch sein Markt, für das Geschäft. Jetzt erst kann der Städter mit der Natur beisammen sein. Und da es doch immer der Städter ist, der den Geist im Leben der Menschen bestimmt, beginnt jetzt erst der Mensch wieder mit der Natur zu leben, wie mit einem Angehörigen. Und so fühlt der Mensch auch erst jetzt, was er seit Darwin denkt, und jetzt geschieht es erst, nach seinen Gedanken und seinen Gefühlen. Und da will er jetzt, in dieser ganz anderen Freude an der Natur, einer Freude, die sich heimisch fühlt, auch seine Erde und ihre Tiere und ihre Blumen und alle Brüder im Busch und alle Schwestern am Bach auch wirklich kennen lernen, näher und anders als einst, nicht als etwas Wissenswertes für den Verstand bloß und mit den Augen und mit den Ohren, sondern wie der Mensch Menschen kennen lernen will: mit dem Herzen, das im anderen sich selbst wiederzufinden und anzuschauen hofft.

Amerika, du hast es besser! Auch hier zeigt es sich wieder. Dort haben sie das schon seit Walt Whitman. Er ist uns freilich längst übersetzt: von Karl Knortz, von Wilhelm Schölermann (bei Diederichs), von O. E. Lessing (bei Piper), von Johannes Schlaf (bei Reclam). Aber wer unter uns kennt ihn? Wer unter uns weiß, daß dieser „gelassen in der Natur stehende" Mann auf hundert Jahre vor den Geist der Menschheit ausgeprägt hat, wie nur Goethe vor ihm? Wie die Franzosen gern sagen, daß unsere ganze Gegenwart schon im Balzac steht, so steht unsere ganze Zukunft in Whitman; mit ihm ist der freie Mensch aufgetreten, lasset uns nachkommen! Und dann hatten sie dort Thoreau (übersetzt von Wilhelm Nobbe, bei Diederichs. Und man lese jetzt die prachtvolle Schilderung, die Josef Hofmiller von ihm gibt, in seinen vortrefflichen „Versuchen", im Verlage der Süddeutschen Monatshefte.) Thoreau hat einmal gesagt: „Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, daß alles was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde." In diesen Worten ist der Menschheit ihre Zukunft angewiesen. Alles was nicht Leben ist, aufs Haupt zu schlagen! Das lernten die Amerikaner von ihm und folgten ihm, in den Urwald hinaus, und lebten mit den Tieren. Und aus ihnen werden die Menschen kommen, die den Mut haben, wieder unschuldige, starke, frohe Tiere zu sein, aber wissende Tiere.

Freunde wollten Thoreau gern auf Reisen schicken. Er dankte. Was soll ich

in der Ferne? Was können die alten Städte mich lehren? Ein Sumpffalke in meiner Au sagt mir mehr als der Einzug der Verbündeten in Paris. „Unnützes Erinnern" hat's Goethe genannt. Warum bewahren die Menschen auf, was sie nicht mehr brauchen können? Was soll uns Vergangenheit, der wir froh sind, entkommen zu sein? Aber der Falke lehrt uns unsere Zukunft. In keinem Plutarch steht, was uns jedes winzige Geißeltier im Mikroskop zeigt: wie wir sind und werden. Laßt uns doch Bekanntschaft mit uns machen, und mit unseren Brüdern, unseren Schwestern allen! Damit wir erkennen, was das Leben ist, um dann alles, was nicht Leben ist, aufs Haupt zu schlagen! Darum allein geht alles in unserer Zeit. Und nun fangen endlich auch die Deutschen an, auf diesen Sinn der Zeit zu hören. In die Natur müssen wir zurück, um uns zu finden. Und vielleicht gilt einst, wenn von den Enkeln dann unsere Zeit einmal gemessen werden wird, jeder nur so viel, als er irgendwie ein Führer zur Natur gewesen ist.

Häckel war der erste dieser deutschen Führer zur Natur (siehe jetzt die Volksausgaben Häckels von Alfred Kröner in Stuttgart). Dann kam sein Schüler Bölsche. (Siehe sein „Liebesleben in der Natur", zwei Bände, und „Vom Bazillus zum Affenmenschen", bei Diederichs, Jena, dann „Der Stammbaum der Tiere", „Die Abstammung des Menschen" und „Der Sieg des Lebens", vom Kosmos ediert, und jetzt das „Tierbuch", bei Bondi, Berlin, eine volkstümliche Naturgeschichte, von der eben das zweite Heft „Das Pferd und seine Geschichte" erschienen ist.) Und dann wurde der „Kosmos" begründet und gab diese herrlichen gelben Bücheln aus („Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart). Diese ganz einzig anschaulichen Bücheln von Bölsche, dem Urania-Meyer, Francé, Flöricke und Zell, eins immer reicher, lebendiger, sinnlicher als das andere! Und Francé schrieb dieses erstaunliche Buch vom „Leben der Pflanze", von dem eben jetzt der dritte Band erschienen ist, und Flöricke dieses entzückende „deutsche Vogelbuch", mit dem man sich morgens ins Gras legt und nicht merkt, daß auf einmal der Vormittag um ist! Wartet die nächsten zehn Jahre nur ab und ihr sollt es überall spüren, welche ungeheuere geistige und sittliche Macht von diesen Büchern ausgegangen sein wird! Hier ist die stille Revolution, von der Ibsen so gern sprach. Ja, wir hatten Brehm. Auch Brehm hat die Natur geschildert und es war wunderschön, aber die Tiere standen dort wie in einer Menagerie, eine fremde Welt, zum Anschauen aufgestellt, hinter dem Gitter. Erst Bölsche und Meyer und Francé schlugen wieder diesen Goethischen Ton an: Das bist ja du, hier sieh dich selbst, da kommst du her, da gehörst du hin, erkenne dich hier! Das ist der Unterschied: Früher war's eine Naturgeschichte, jetzt ists unsere Familiengeschichte; da hören wir doch ganz anders zu. Unsere Familiengeschichte ist's; und, wie man auch sagen kann: unser Mythus. Was den armen Menschen unserer

Zeit immer so gefehlt hat und wonach ihrer Sehnsucht doch so bangt, einen lebendigen Mythus zu haben, in dem sie sich erkennen können, hier finden sie ihn, zu den Müttern steigen sie hier hinab, Urwesens geheimer Anfang wird hell, der Nornen Seil fühlt der Enkel erschauernd mit zagender Hand. Und wär's vor der Wissenschaft gar nicht wahr, es wäre doch wahr, weil für den Menschen wahr ist, wovon er leben kann; und so fühlen wir es ja, dadurch beweist es sich uns, daß uns ist, als könnten wir jetzt erst wieder leben, ans Herz der Natur gelegt, das wir schlagen hören.

Die Gelehrten freilich, welchen es ja die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft zu sein scheint, das Wissen geheim zu halten, sagen von diesen Büchern gern, daß sie doch bloß „popularisieren". Nun wäre es ja schon ein hohes Verdienst, Wissen volkstümlich zu machen, da doch Gedanken nicht dazu da sind, als Seltenheiten für Sammler aufbewahrt, sondern allgemein nachgedacht zu werden. Und spürt man denn nicht, wie uns hier, ganz im Stillen, eine neue hohe Kunst der plastischen Darstellung erwachsen ist? Ich denke mir das eben jetzt wieder jeden Tag mit immer von neuem hell aufprasselnder Freude, die „Tiere der Erde" von dem Leipziger Professor Marshall und „Vom Urtier zum Menschen" von dem Freiburger Konrad Günther lesend (beide von der Deutschen Verlags-anstalt in Stuttgart ediert). In jenem ist eine Kraft der Schilderung, in diesem eine Klarheit im Entwickeln von schwierigsten Problemen erreicht, die sie mir, in ihrer literarischen Bedeutung, neben Humboldt, ja auf ihre Art neben Uhlands Forschungen stellen. Aber alle diese Bücher tun noch viel mehr: sie vermitteln nicht Kenntnisse bloß, sondern sie setzen den Gedanken in ein Gefühl um und als Gefühl rinnt er nun durch das Blut der Menschheit und kehrt aus ihm als Tat am Ende zurück. Ich weiß gar nicht, ob, wer, im Gras, am Meer, im Wind, diese gelben Bücheln liest, nun auch alles behalten und sich jeden Namen merken und schließ-lich stets um so viel gescheiter sein wird. Aber vor allem Leben wird er nun anders stehen, und in seinem eigenen Leben anders, und sieht mit anderen Augen und hört mit anderen Ohren und greift mit anderen Sinnen rings in das Ge-heimnis hinein, das überall zuletzt doch wieder nur unser eigenes Geheimnis ist. Und fast mit Neid muß ich immer denken, wie gut es jetzt die Kinder haben! Denn wieder fällt mir unser Freinberg ein, mit dem hellen Weg an der Mauer der Jesuiten, den wir immer gingen. Dort war hinten ein kleiner Tümpel, der lockte den Buben sehr. Die Mutter sagte immer, wenn sie mit war: Laß doch das stinkende Wasser! Aber wären damals diese gelben Bücheln schon gewesen, so hätte mir mein Vater sicher die schönsten Algen aus dem Schlamm gefischt und wir hätten dann am nächsten Morgen zugesehen, wie's plötzlich über die schwärmende Pflanze kommt, daß sie auf einmal versucht, ein Tier zu werden; der Tierwerdung der Pflanze hätten wir zugesehen. Dies hätte mich vor vielem bewahren können, vor allen den „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten",

aus welchen sich der Jüngling dann mit blutigen Fäusten erst ins Freie schlagen mußte. Und ich hätte schon als Bub unsere Menschen gleich erkannt, die Menschen dieser Zeit, deren Lust und Leid es ist, solche Schwärmeralgen zu sein, die dunkler Trieb verlockt, sich ahnend in ein höheres Leben zu wagen, aus dem sie doch, matt und bang, immer wieder ins alte sinken. Denn wirklich, diesen Algen im Mikroskop zuzusehen, kann uns dasselbe sein, was dem Griechen der Mythos war, den der tragische Dichter ihn sehen ließ.

Der Gedanke Darwins trat ins Gefühl der Menschen erst ein, als sie aus der Stadt traten. Nicht von der Wissenschaft her, sondern durch Erfindungen. Durch das Rad, elektrische Bahnen, das Automobil. Und nun ist es wieder eine Erfindung, die uns noch ganz anders zu den Brüdern und Schwestern bringt: die Momentphotographie. Sie lehrt uns erst die Tiere wirklich kennen. Wir wissen doch, daß wir einen Menschen nicht kennen, so lange wir ihn nur so sehen, wie er sich zeigt. Ihn abzufangen, wenn er sich unbelauscht glaubt, in der Unschuld seiner nackten Einsamkeit, ist die Lust der Psychologen. Und nun erst können wir uns auch an den Tieren als Psychologen versuchen. Das Tier, das vor uns steht, sehen wir an, aber es sieht auch uns an und ist uns auch darin verwandt, daß es „posiert". Wer Verkehr mit Hunden oder Katzen hat und jeder Reiter, jeder Jäger weiß das. Auch das Tier gibt sich öffentlich anders, als es insgeheim ist. Und wie wir nun Napoleon mit seinem Kammerdiener, den König in Unterhosen, den Helden daheim belauschen wollen, lauern wir auch den Tieren im Verborgenen mit dem Kodak auf. Zunächst ist das ein Sport, so gefährlich und so beschwerlich, ohne so grausam zu sein, wie die Jagd. Was er uns aber bringt, ist eine ganz neue Art, das Tier zu sehen: als ein Individuum nämlich. Das Spiel seiner Gebärden wird uns vertraut, wir haben Umgang mit dem Tier, wir ahnen seine Seele. Und was man nennt: einem menschlich näher kommen, das hat nun noch einen ganz anderen neuen Sinn, seit es auch mit Tieren möglich ist. Das Tier wird uns menschlich, sein Antlitz spricht uns an, nun sind es wirklich unsere Brüder und Schwestern, es ist wie im Dschungelbuch, wir sind wieder im Märchen, das Märchen wird wahr. Wieder waren Amerikaner die ersten, mit dem Kodak. Aber schon sind sie jetzt von den Deutschen eingeholt. Hier begann Schillings, in seinem prachtvollen Buch „Mit Blitzlicht und Büchse" (bei Voigtländer in Leipzig). Gowans Naturbücher und Weichers Naturbilder (beide bei Wilhelm Weicher in Leipzig), die schönen Aufnahmen in den „Natururkunden" von Georg E. F. Schulz (acht Hefte bis jetzt, bei Paul Parey in Berlin) folgten. Aber alle schlägt dieses ganz einzige Buch von H. Meerwarth: „Lebensbilder aus der Tierwelt" (zwei Bände bis jetzt, der erste die Säugetiere, der zweite die Vögel enthaltend; bei R. Voigtländer in Leipzig). Der Titel trifft zu: unmittelbar in ihrem Leben selbst stehen die Tiere da, alles ist Bewegung, der Hauch des Lebens selbst scheint mitphotographiert.

Und am warmen Ofen, in dem Holz knackt, Äpfel braten, und bei der lieben Lampe leisen Schein, glaubt man, ins Wunder dieser Bilder entrückt, der alten Edda wilde Windzeit, Wolfszeit draußen rauschen zu hören, Ewigkeit schlägt mit ihren großen Flügeln. Und seltsam tönt uns auch der Text dazu (von Fritz Bley, Martin Bräß, A. Bütow, Prof. H. Friedrich, O. Leege, H. Löns, Dr. J. Müller-Liebenwalde, H. Otto, Ernst Schäff, Karl und Else Soffel): er schleicht ganz nahe an die Natur heran, mit lautlosen Tritten, gleitenden Indianern gleich. Die Buben wünschen sich das doch immer mit solchem Neid: Indianer zu sein. Und irgendwie werden wir's ja schließlich wieder werden. Indianer, die sich nur einiges mitgenommen haben werden, von dem was wir jetzt sind. Und Indianer mit Luftballons, um zuweilen wieder nach den alten Städten zu fliegen, wo die Vergangenheit der begrabenen Menschheit von Drachen gehütet wird. Denn schon der Herr Geheimderath hat es uns ja gesagt: Wißt, verfälscht ist alles, was uns von der Natur trennt!

## Svea/ von Felix Poppenberg

Den Elementen verwandt und den panischen Gottheiten hat Selma Lagerlöf ihr Märchenbuch geschrieben „Von der wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen". (München Albert Langen.) Kiplings Dschungelbuch kommt dabei sofort in die Erinnerung; auch bei Selma Lagerlöf ist's ein „Menschenjunges", das mit den Tieren verschwistert lebt, das durch Existenzanteil an solch anderer Instinktwelt den sinnlichen Odem der Erdgewächse, den schwingenden Wesensduft animalischen Seins in allen Nerven empfindet und wieder ausstrahlt, und eins ist mit allem Kreatürlichen, mit dem, was blüht, mit dem, was kreucht und fleucht.

Den Dschungel freilich hat ein Dämonischer geschaut und in tropisch triefenden und dampfenden Visionen empfangen voll brennender Farben und urweltlicher Riesenmaße.

Betäubend und ungeheuerlich ist diese Genesis, und die Augen, die aus diesem Buche blicken, müssen am ersten Schöpfungstag dabei gewesen sein.

Dagegen ist ja nun die Märchenreihe der Lagerlöf eine Idylle, lieblich wiesenhaft, in der Stimmung eines Paradiesgartens von einem holdseligen primitiven Meister. Und die Landschaft, ist sie hier auch keine phosphoreszierende Wildnis mit den Giften der Tollwut geschwängert, mit apokalyptischen Blumen des Bösen, es ist das grüne Svealand von stürzenden Flüssen und wallenden Seen schimmernd, im rauschenden Kranz der Wälder; und aus dem Schoß der Erde blicken die Adern des Erzes und tönend klingt ihr Gesang.

Aber ein Gefühl hat das erfaßt, das mit klammernden Organen sich in die Wurzeln aller Dinge senkt, das eins wird in immer neuen Verwandlungen mit jedem Schicksal, das es anrührt, ob es das eines Tieres, einer Blume, oder eines Menschen ist. In dieser Dichterin vollzieht sich das Mythenbildende wie eine ganz selbstverständliche Naturfunktion. Die Erscheinung, die sie grüßt, eratmet in dieser Sphäre alsogleich beseelt, und die Welt geht tief und weit in wirksamer strömender Kraft hier auf.

Das Kind, das diese Blätter liest, wird mit dem in Däumlingsgestalt verwandelten Nils Holgersson die abenteuerliche Fahrt auf dem Rücken der Wildgänse unter dem schwedischen Himmel begeistert mitmachen, vom Fabulirbuch eingewiegt und phantasiegeschwellt, daß alle Sinne schwindelnd in die blaue Luft hinauf schaukeln.

Und der Künstlermensch voll Nerventräumen und Vibrationen und seiner dabei unzerstörbaren Kindhaftigkeit der Seele vermag diesen Märchenschimmer gesteigerter noch zu genießen.

Poetische Geographie rollt sich auf.

Aus der Vogelperspektive wird Schweden zu einer lebendigen Landkarte, zu einem launisch gewebten Fabelteppich voll sprießender Ornamente.

Flüsse und Bergrücken, Straßen und Eisenbahnen laufen streckig liniirend über die Flächen und der daherfliegende Junge denkt, dies Land ist gestreift wie die Schürze meiner Mutter. Und als die Fahrt über Helsingeland geht, das bergig geschichtet, zu einem offenen Mitteltal sich buchtet, mit ausstrahlenden, langen und kurzen Seitenarmtälern, da fühlt er diese grünende Landschaft als ein breites Baumblatt mit strahlendem, zweigendem, zierlichem Rippenspiel.

Und die Lebensgeschichte des Dalelf, Lebensläufe in auf- und absteigenden Linien, erfüllt uns stark freudig, wie er aufwühlend und daherfegend, in elementaren Prozessen, erdumbildend, sich selbst und dem Mutterboden Schicksal macht.

Das wächst nun orgelbrausend zu einem gewaltigen Epos von der Kraft und Herrlichkeit des Wassers, wie da Ströme und Wälder miteinander in Donnerworten reden, wie sie über Felsen strudeln, wie sie umwälzend Täler und Schluchten wühlen. Und wie die Flüsse im stürmenden Lauf zum Meere in Vernichtungswollust stürzen, ein Strom den anderen hinreißend aufschlingt und stolze Wasserfälle dazu und die plätschernden Frühlingsbäche des Waldes, da rauscht es im Ohr wie Mahomets Gesang:

Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit
Mit zu deinem alten Vater
Zu dem ew'gen Ozean.

Die poetische Geographie spricht aber auch im schlicht einfältigen Parabelton, hanssachsisch, holzschnittmäßig, wenn sie vom armen Uppland, dem armen Schlucker unter den Landschaften erzählt, wie es sein Elend satt hat, und mit dem Bettelsack und dem Stab auf den Wanderweg geht und bei den schwesterlichen Provinzen sammelt: Bergstücke von Wärmland, Steinhaufen, Heidehügel und Moorboden von Småland, Mälarbuchten von Sörmland, ein Ende Daläls von Dalarna, sumpfige Wiesen von Närke. Und nun kreist das miteinander und gestaltet sich und aus Fluß und Bucht und Berg und Hügelreihen erwächst die schönste Landschaft Schwedens, und Erz, Wälder und Wasserkraft geben ihr Macht und Reichtum, und sogar die nackten Klippen und Steinhaufen, die Heidestrecken und kahlen Felder werden fruchtbar: ins Meer werden sie weit zerstreut geschleudert, und nun sind sie Holme und Inseln, nutzbar für Schiffahrt und Fischfang.

Und Uppland bekommt jetzt den König und die Hauptstadt. So geht auch hier die fabulierende Geste in eine große Gebärde aus. Die Hauptstadt steigt dann als eine Fantasia auf. Stockholm, wie ich es liebte, in der Zeit der hellen Nächte beim Caloric unter dem Zeltdach der Opernterrasse, durch das ein orientalisch türkisblauer Himmel leuchtete . . . über den Wassern farbige Schleierdämmerung, weiße Schiffen gleitend, mit bunten Laternen hoch an der Bugstange . . .

Stockholm, wie ich es sah: das Inselreich mit weit ausholenden Fangarmen, und japanischen Brückenstegen, und darüber die Gebirgslandschaft des hochgetürmten Schloßfelsens in steilen Höhenzügen, an Sorrenter Fundamente erinnernd; und die kletternden abrutschenden Winkelstraßen über steinzackigem Gemäuer und das niederländisch-venezianische Seestück mit den verzweigten Wasseradern der Kanäle und dem Mastenwald der ankernden Schiffe, und den Riva-Blicken.

Und jene erdbildende Vorstellung dieser Lagerlöf-Märchen ließ sich dann vorahnend fühlen in den Gegenden von Djurgardbro und Djurgardsstaden im Reich des Historiengartens von Skansen. Hier bricht an manchen Stellen das Urgestein, auf dem Stockholm entstanden, trotzig, gewalttätig, aus dem Boden empor; gestreckte, felsige Klippenrücken, walfischförmig, drängen sich und breiten sich, und sie tragen altersdunkle Holzhäuser voll Urwald- und Blockhausstimmung mitten in der modernen Stadt . . .

Nordwärts fliegen die Wildgänse in jenes neugeborene amerikanisch-improvisirte Land, durch das mich damals in Tag- und Nachtfahrten der Lappland-Expreß führte, ein Land voll einer Phantastik von Jensenschen Proportionen mit rapid impressionistisch nach Maß und Bestellung aufgezimmerten Städten. Namen von ethnographischem, fast indianischem Klang tragen sie, Gellivare und Kiruna. Holzhäuser, von Mückenschwärmen umsummt, sind die Umrahmung für einen zuckerhutspitzen Berg, der dumm und ungeschlacht wie der Held eines täppi-

schen Riesenmärchens hingewälzt liegt, gewiß ein Märchenberg, denn er ist ganz einfach aus Erz, und die Menschlein bauen ihn mit Gerüsten ein, mit Leitertreppen und Senkbahnen, und knabbern ihn gemächlich von oben an, eine geschäftige Gnomen- und Nibelungenherde, wimmelnd, hämmernd, meißelnd, ratata tam, ratata tam . . .

Im Salonwagen des Lappland-Expreß sitzen rheinische Industrielle, aus dem „Reiche der Essen und der Schlote"... Champagner, kalifornische Früchte mit Flöde zum Dessert, und dann die dicke Upman, sie wollen diesen primitiv patriarchalischen Tagbau, dessen Betrieb so wenig kostet und der so viel bringt, sich ansehn und sie debattieren, wie lange es wohl dauern kann, bis der Erzberg aufgegessen und dem Erdboden gleich ist . . .

Gellivare, Kiruna, und dann Narvik am Atlantischen Ozean, nördlichste Bahnstation . . . wieder Erzberge, Eisenbahnstränge, Weltmeer, Schiffsverfrachtung, Amerika — und das alles so ungeheuerlich und einfach zugleich . . . Ödland und Industriebetrieb in Riesendimension . . . ein Heer von Ingenieuren und Technikern, auf kleinem Raum zu fieberhafter Tätigkeit angesiedelt und wenige Meter weiter dürre Wüste mit breitmäuligen, eingepelzten, transchmierigen Lappen und Renntieren. Urweltlichkeit benachbart elektrischer Zukunft.

Ein Märchen ist diese Welt mit ihren lichten Nächten des Sommers und dem ewigen Winterschlaf, und in großer Vorstellung erweckt Selma Lagerlöf ihre Wunder. Und sie raunt von dem tückschen Versteinerer, dem alten Troll mit dem Körper aus Eis und dem Mantel aus Schnee und den schwarzen Wölfen, die die Sonne anheulen, und aus dem einen Wolfsrachen dringt bittere Kälte, aus dem zweiten beißender Nordwind, aus dem dritten schwarze Finsternis. Und der Troll läßt die Wölfe los auf die Sonne, und Nordwind, Kälte und Finsternis jagen hinter ihr her. Weg mit ihr, jagt sie doch, schreit der Troll, zeigt ihr, daß Lappland mir gehört . . . .

Mit gleichstarker beseelender Einfühlung und Transsubstantiation sind auch die Tiere dieser Märchen wesenhaft gemacht. Es ist nicht nur die Kreaturpsychologie einer klugen Meisterin der Parabel und der Fabel, die aus diesen Hunden, Elchen, Raben, Adlern, Wildgänsen, aus Haus- und Freiheitstieren, die eigentümlichen Artzüge entwickelt und sie deutsam im Zusammenhang ihrer Existenzbedingung mit ihren vererbten anpassungsvollen Gewohnheiten darstellt. Die Dichterin findet nicht nur aus ihrer Überlegenheit den Sinn in der Dumpfheit des Tieres, sie verwandelt sich vielmehr selbst und schlüpft in dies Instinktleben hinein mit seiner Blutwärme und wildem Raubtiergeruch. Und darin offenbart sich ihr Genialisches und ihr Dämonisches noch weit übermächtiger.

Hier ist eine witterungsvolle animalisch brütende Atmosphäre, das Rauschen der Wälder und das Wispern der Kreatur, alles schwirrt belebt voll unendlicher Schwingung.

Bewegung wallt auf und ab, die Luft hat Ebbe und Flut, der Wald stöhnt, Heimlichkeiten rascheln. Bären hocken schwerfällig und mächtig, wie pelzbekleidete Felsblöcke, und der plumpe Körper des einen schiebt sich durch Gestrüpp, wie ein Boot durchs Wasser gleitet.

Von den Fichten rieseln Nadeln, dichter Regen, ein Nonnenheer ist nagend über sie gekommen, und Duft entströmt aus allen Poren der sterbenden Bäume.

Schwingen und weite Flügelspannung hat dies Märchenbuch, das vom gefiederten Rücken der Vögel auf der Erde schaut, und ihr Durcheinander rhythmisch ordnet. Mensch und Tiere verstehen einander in dieser großen Harmonie und die unbeseelten Dinge werden hier erlöst, erweckt und singen den Chor.

Doch zum Abschluß gibt es Erdenwiederkehr. Das Menschenjunge wird aus der Däumlingsgestalt zurückverwandelt, der verlorene Sohn kehrt in das Haus der Eltern zurück, in das alltägliche Leben.

Und jetzt erkennt man das Menschlich-Dichterische der Selma Lagerlöf am tiefsten. Dieser Abschluß hat keine Ende gut- alles gut-Vergnüglichkeit, keine banale Heimkehrsfreude, sondern, während über allen den vorhergehenden Seiten etwas Strahlend-Glückhaftes liegt, schwebt hier Melancholie.

Der Junge liebkost die Tiere, mit denen er durch das Luftmeer gesegelt. Dann ging er, so heißt es, vom Ufer weg landeinwärts, er wußte, der Schmerz der Tiere dauert nie lange, so wollte er lieber von ihnen scheiden, solange sie noch betrübt darüber waren, daß sie ihn verloren.

Den Vogelscharen sieht er nach, alle stoßen ihre Locktöne aus, nur eine Schar Wildgänse zieht schweigend ihres Weges. Sie zieht in regelmäßiger schöner Ordnung mit starken und kräftigen Flügelschlägen übers Meer, in Fernen . . . Der Menschensohn sieht ihnen nach, er steht auf der Erde, er ist „heimgekehrt", aber das wahre Heimweh, kennt er erst jetzt . . .

## Girardi-Kainz / von Karl Albrecht



Sie betonen es, daß gerade diese beiden vortrefflichen Schauspieler dem wienerischen Theater unentbehrlich sein müßten, weil sie unter den wenigen bedeutenden Persönlichkeiten die sich hier etwa vorfinden, die stärksten Österreicher seien. Ich würde hinzufügen: die letzten, wenn es nicht übertrieben wäre, dergleichen von irgendeinem Menschenexemplar zu behaupten. Aber für uns sind sie bei alledem die letzten; wir werden schwerlich noch andere sehen und wir vermissen sie sehr.

Sie weisen mich darauf hin, daß diese beiden Schauspieler einander verwandt, ja oft frappierend ähnlich sind. Dies sei Ihnen vorher nie so deutlich geworden als eben jetzt, da Kainz und Girardi gleichzeitig in Berlin wirken. Bei uns ist

es, wie natürlich, oft bemerkt und besprochen worden. Manches ist ihnen gemeinsam. Wie Männer, die gewohnt sind zu befehlen, fast überall diesen unbeirrten ruhigen Ausdruck des Blickes, diese geborgene, schwere Sicherheit des Tones in der Stimme haben, so haben diese beiden in ihren Gebärden, in ihrem Gehen über die Bühne, in der unbedingten Freiheit ihrer Schultern das Glück früher und beinahe müheloser Erfolge. Sie waren gleich von Anfang an berühmt, sind es schon von Jugend auf. Sie stehen jahrzehntelang unter der erfrischenden Dusche des Beifalls. Dann ist da noch in beiden auf dem Grunde ihres Wesens ein beständig mitschwingendes Jauchzen, und das ist ihre Verwandtschaft. Sie sind beide so sehr voneinander verschieden, ganze Welten liegen zwischen ihnen; allein wie Brüder oft voneinander verschieden und durch Weltenfernen in ihrem Charakter voneinander getrennt sein können, und dennoch mit einem Lächeln, mit einem Zucken der Lippen sich als Geschwister offenbaren, so offenbaren sich diese beiden mit ihrem Jauchzen als Brüder. Denn es ist ein österreichisches Jauchzen; es stammt aus demselben Klima, es ist von derselben Sonne und von demselben Dialekt gebräunt. Auch ist ihr Zugreifen dasselbe. Sie wissen ja, was ich damit meine: ihre Art eine Sache anzugehen, einer Empfindung, einem Konflikt gegenüber zu treten, sich einer Aufgabe zu bemächtigen, kurz, ihr Handgriff.

Man hat Ihnen gesagt, daß Girardi der typische Ausdruck des Wienertums sei, die leibhaftige Verkörperung der wienerischen Art, der wienerischen Echtheit. Es ist so oft gesagt worden, hat so oft in den Zeitungen gestanden, daß es vielleicht wahr ist. Trotzdem vermochte ich niemals den Gedanken abzuweisen, warum man einen glänzenden Orientmaler dann nicht auch einen typischen Orientalen nennt. Oder weshalb wir dann zum Beispiel Lafcadio Hearn nicht als einen vollendeten Japaner erklären. Hat doch der eine alle Farben und feinsten Lufttöne des Morgenlandes gegeben, der andere die seelische Verstecktheit Japans erhellt. Nur weil der Maler so sichtbar von seinem Werk zu trennen ist? Und weil wir zu genau wissen, daß Hearn ein Anglo-Amerikaner war?

Auch Ihnen erscheint Girardi als der echte Wiener. Aber Sie haben gewiß schon bemerkt, wie sonderbar und wie irreführend das national und landschaftlich Echte auf fremder Erde wirkt. Eine spanische Tänzerin scheint uns absolut ganz Spanien auszudrücken; ein tartarischer Sänger absolut die Welt des Kaukasus. Unsere Vorstellung von Spanien findet sich in irgendeinem Hüftenrhythmus der Tänzerin plötzlich bestätigt, unser Phantasiebild vom Kaukasus glüht bei irgendeinem Kehllaut des Sängers unversehens auf, und wir rufen: echt! Wir rufen es mit Entzücken und verfehlen dabei — fast regelmäßig — gerade diejenigen Dinge, die ein Spanier oder ein Tartar mit vertrauten Instinkten als echt empfinden würde.

Girardi trägt viel Wienerisches in sich. Von den feinsten wienerischen Stoffen wie von den allgemeinsten hat er den Extrakt in sich gesogen; viele wienerische

Elemente sind in ihm zu Essenzen verdichtet. Wenn er spricht, hören wir aus seiner Stimme die Urlaute des Volkes, wenn er singt, aus seiner Fröhlichkeit jenes niederösterreichisch-jauchzende Johlen trunkener Rekruten, das im Frühling und im Herbst immer durch unsere Straßen hallt. Im Aufschnalzen eines Wortes klingt die schnippische Anmut Wiener Vorstadtmädchen, und wenn die Leute von Girardi reden, schleppen sie auch sofort alle Wiener Typen zum Vergleich heran; den Fiaker, den Deutschmeister, den Zahlkellner, den Sportbaron. Aber das Wienertum, das er gibt, ist im Grunde nicht das wirkliche, sondern es ist ein Wienertum, das er ganz allein erfunden hat. Wir spüren immer „Wien" bei ihm. Aber wenn er uns nicht völlig umnebelt, spüren wir zugleich auch: er macht etwas ganz anderes daraus, etwas, das neben dem Wienerischen ist. Etwas, das vielleicht darüber ist, wie schließlich alle Kunst über dem Wirklichen, alle Dichtung über dem Wahren; aber etwas, das eine besondere Kontur hat; keine Wienerische. Es ist eine halbechte, eine unwahre, doch in ihrer Unwahrheit eine entzückend mögliche und hinreißend eigenartige Kontur. Dieses Wienertum, das Girardi gibt, hat vorher nicht existiert. Seit er es ersonnen hat, wird es nachgeahmt. Die Leute haben im Theater von ihm gelernt, wie man Wienerisch ist und haben es nachher kopiert. Hunderte seiner Einfälle, seiner plötzlichen Ideen vom Wienertum laufen jetzt verwirklicht und lebendig umher.

Wie sollte ein Mann, der so stark ist, daß er uns alle glauben macht, seine persönliche Art sei die unsere, sei unser Spiegel und Abklatsch; sein eigenes, durchaus einziges Wesen sei der Inbegriff und die Verkörperung unserer Wesenheit, — wie sollte ein solcher Mann nicht auch bei Ihnen als der definitive Ausdruck des Wieners gelten? In dem gewissen landläufigen Sinn ist er ja schließlich ein Vertreter Wiens, wenn man diese Bezeichnung nur in ihrer flüchtigen, zeitungsmäßigen Bedeutung anwendet, in der sie sonst gebraucht wird, um einen Künstler rasch mit dem Poststempel zu versehen. Aber nehmen Sie nur einmal seine eckige Gestalt, in der nichts Sanftes und Gleitendes sich rundet, in der nur die ungeheuere Energie eines Marschrhythmus schleudert und schlenkert, und Sie werden sogleich sehen, daß eine ganze, in ihrer innersten Natur Wienerische Welt sich in diesem Künstler garnicht oder nur vermittels besonderer Transponierungen ausdrückt. Er hat jahrzehntelang Walzer von Johann Strauß gesungen; siegreich und hinreißend hat er sie gesungen, aber sie mußten erst durch ihn Girardi-Couplets werden, und sie waren — wenn er sie sang — eben keine Walzer von Johann Strauß. Wenn man nur die Texte anschaut, die eigens für ihn diesen Walzern unterlegt wurden, kann man das sogar jetzt noch nachprüfen. Denn alle diese Texte widerstreben in ihrem Witz, in ihrer karikaturistischen Schärfe, in ihrer harten Ironie, der weichen Seele des Wiener Walzers. Alle diese Texte sind den Walzern aufgezwungen, gehen ihnen gegen die Natur. Aber die Farbe seiner Persönlichkeit ist so sprühend, so durchdringend und so vorleuchtend, daß

es fast unbemerkt geblieben ist, was ein Straußscher Walzer bei Girardi wurde, daß es fast unbemerkt geblieben ist, wie sehr ihm ein Wienerisches Grundelement fehlt: das innere Tanzen. Und fast unbemerkt ist es geblieben, wie er das Wesen dieser Stadt überfärbt und verändert und umgebildet hat.

Man könnte es etwa damit erklären, daß die enorme schauspielerische Kraft Girardis, der es beinahe immer an wirklichen Rollen fehlte, solchem Mangel abgeholfen hat, indem sie sich der ganzen Stadt als einer Girardi-Rolle bemächtigte, sie immer wieder studierte, ihren reichen Inhalt immer wieder erlebte, und sie dann immer wieder als Girardi-Rolle spielte. Zuletzt war denn auch jeder zweite junge Herr, den man auf der Straße traf, jeder Fiakerkutscher, jeder Briefbote, jeder Spießbürger eine Girardi-Rolle. Eine Zeitlang lief halb Wien herum und spielte Girardi, und wußte nicht, daß es damit sich selbst aufgab, daß es auf seine eigene Echtheit verzichtete, und an deren Stelle die besondere Echtheit eines einzelnen annahm. Seine Wirkung ist bis auf den heutigen Tag so umklammernd, daß selbst der Wiener Dialekt Girardi-Worte mitführt, die es früher nicht gegeben hat, die niemals auf dem Wiener Boden wachsen könnten, die keine Wurzeln in der Wienerischen Sprache besitzen, die aber jetzt als selbstständige Schöpfungen in der Wiener Mundart leben. Dabei sind es Verzerrungen; denn er kann gelegentlich über irgendein Wort herfallen, kann es mit einem Hieb zum Krüppel schlagen, kann es zerquetschen und zerkneten und ihm zugleich damit ein ganz neues, überwältigend komisches Gesicht geben. Eine Zeitlang hat halb Wien in solchen Ausdrücken geredet, und Sie werden zugeben, daß dies keinen Wiener Dialekt, sondern eher einen Girardi-Jargon vorstellt. Man könnte sagen, vieles, was Girardi tut ist Wien, aber vieles, was Wien tut, ist Girardi. Unsere Stadt ist sein ganzes künstlerisches Erlebnis. Unendlich viele feine und grobe Reflexe der Wienerischen Art funkeln in ihm. Unendlich viele Nuancen des Wienerischen Wesens, zarte und derbe, drücken sich in ihm aus. Aber wenn Sie den Begriff Wien als ein Ganzes nehmen, zu dessen Bestandteilen auch Schubert und Kriehuber und Grillparzer und Schwindt und Fischer von Erlach und Makart gehören, dann werden Sie finden, daß Girardi weder der Spiegel noch der Ausdruck des Wienertums ist; nicht der Wiener, sondern unter wenigen erlesenen Wienern: Auch Einer.

Daß man bei den erbärmlichsten Possenfiguren, die er darstellt, oft wie von ferne den Atem wirklicher Tragik spürt, daß die Puppen bei ihm gleichsam transparent werden, und der Zuschauer durch sie hindurch in tiefe Menschlichkeiten blickt, daß man immer wieder, wenn man Girardi in einer elenden Schwankrolle begegnet, überzeugt ist, er könne auch klassische Meisterrollen spielen, möchte ich so hoch nicht anschlagen. Was wäre denn auch ein Humor ohne diese dunkeln Untertöne? Was wäre uns ein Komiker ohne diese Durchblicke ins Menschliche? Ich weiß nicht, ob wir über ihn lachen wollten, aber ich bin sicher, daß wir nicht

über ihn reden würden. Vielleicht ist der Zug ins Klassische in irgendeiner Epoche Girardis näher und stärker gewesen; vielleicht haben wir da für die Kunst des großen Stiles einen Verlust zu beklagen. Ich glaube nicht sehr daran. Das heißt, ich glaube wohl an die objektive Gabe Girardis, in dieser Kunst ein Hohes zu leisten, aber ich bezweifle sein dauerndes Bedürfnis danach.

Dieses dauernde und leidenschaftliche Bedürfnis, über sich selbst hinweg zu Höherem, und auf höheren Gipfeln wieder zu sich selbst zu gelangen, lebt in Kainz. Ich bezeichne damit keinen Unterschied der Werte, sondern nur die verschiedenen Wege, die Kainz und Girardi gewandelt sind. Beide von demselben Punkt ausgehend, dieser immer durch Wien, allein durch Wien, und auf den allernächsten Straßen immer wieder zum eigenen Ich; jener durch aller Herren Länder. Girardi, indem er alles zum Werkzeug seiner Persönlichkeit macht, alles in den Dienst der angeborenen Art zwingt; Kainz, indem er sich als ein Instrument darbringt und allen Geistern dient, die ihn entzücken.

Es gibt keinen andern deutschen Schauspieler, der wie Kainz den Romanen so nahe wäre, der Beredsamkeit des romanischen Temperaments, der musikalischen Anmut und der tänzerischen Biegsamkeit. Ich weiß nicht, wo ich diese wunderbare österreichisch-italienische Mischung heute im sichtbaren Leben fände, um sie Ihnen als Beispiel anzubieten, aber ich erinnere Sie an manche Paläste in Wien und in Salzburg, die von italienischen Baumeistern errichtet, und nachher von Canaletto gemalt wurden, und deren Linien in geheimnisvoller Harmonie alles aussprechen, was Wienerisch und zugleich alles, was über das Heimatliche hinaus italisch, südlich und sonnig ist.

Es gibt auch keinen anderen Schauspieler als ihn, der sich zu einem solch vollendeten Instrument der Dichter gebildet hätte. Gebildet an seinem knabenhaft schmalen, in allen Gelenken jugendlich behenden Leib, an seinem schlagfertigen, feinhörigen Geist und an allen seinen Mitteln des Ausdrucks. Keiner ist ein solcher Meister der köstlich bewußten, durchgearbeiteten, der besiegten und zu etwas Unwillkürlichem gewordenen Technik. Es ist mir keiner gegenwärtig wie er, der die Geheimnisse der Technik so ergründet, keiner, der ihre Mühseligkeit so überwunden hätte. Und gewiß besteht das tiefste Wesen der Kunst nur darin, die Geheimnisse der Technik zu entziffern, das edelste Wesen der Kunst darin, die Mühsal des Technischen in Leichtigkeit zu verwandeln, seine Hindernisse in Stützen, seine lastende Schwere in ein Mittel zum Vogelflug. Es ist mir immer wunderlich, wenn ich einen Schriftsteller abfällig Wortkünstler nennen höre, einen Schauspieler Sprechkünstler; denn was soll ein Schriftsteller sein, wenn er nicht ein Künstler am Worte, und was ein Schauspieler, wenn er nicht ein Meister des Sprechens ist? Es erscheint mir immer wunderlich, wenn einer es niederschreibt, dieses oder jenes sei nicht zu schildern, sei nicht auszudrücken und nicht zu nennen. Denn worin besteht nun sonst in der Welt seine Aufgabe

und sein Daseinsrecht, wenn er ein Schriftsteller sein will, als eben darin, daß er verpflichtet ist, zu schildern, was sich nicht schildern läßt, verpflichtet, auszudrücken, was dem Ausdruck gerne sich entzieht, verpflichtet, zu nennen, was mit gewöhnlichen Benennungen nicht ergriffen werden kann? Die Gabe, irgend etwas Künstlerisches zu vollbringen, ist doch in uns nicht, wie das Wasser im Schoß eines Brunnens, daß man nur den Hahn aufdrehen braucht, um es immerzu laufen zu lassen. Wie viele aber tun nur eben dieses, — gerade bei den Schriftstellern und Schauspielern, — lassen rinnen und strömen, was in ihnen ist, wie es die Gnade des Augenblicks just gewährt, stehen dabei und verehren andächtig das Walten des Gottes, den sie in sich glauben. Wie viele saloppe, von Verlogenheit, von Faulheit und von sorglosem Hochmut zurechtgekleisterte Mache tritt uns in der Kunst feierlich und anspruchsvoll als „Arbeit" entgegen.

Wenn Sie erwägen, wie viele erlauchte Kräfte der Seele und des Verstandes angestrafft werden müssen, wie viele edle Kräfte des Körpers, wenn Sie erwägen, mit welcher Gewalt sich ein Mensch immerfort zusammenfassen muß, damit er fähig werde eine Technik zu erwerben, und wie tief er in sein eigenes Selbst muß schauen können, damit er *seine* Technik erringe, dann werden Sie gerne verstehen, daß es vor allem die Arbeit ist, die mich an Kainz bezaubert. Diese wunderbar funktionierende Arbeit voll jeder Lust an der schwersten Bravour. Dieser Schauspieler besitzt sich selbst in jedem Augenblick. Sein ganzer feiner, komplizierter Organismus gehört und gehorcht seiner Arbeit und er beherrscht ihn so, daß sein Künstlerwesen keinen Augenblick in jene demütigende Abhängigkeit gerät, welche die Schwachen Stimmung nennen. Er hat ihn so vollkommen entwickelt, daß es keine ungenützten Reste, keine versäumten und verschleuderten und verlorenen Möglichkeiten bei ihm gibt.

Manchmal läßt er diesen Organismus sozusagen leer laufen, läßt diese brillant funktionierende Technik einfach absurren. Sie haben ihn ja selbst schon an solchen Abenden gesehen, und Sie werden den Zustand, in dem er sich da befindet, gewiß nicht mit jenem verwechseln, den ich oben Stimmung genannt habe. Es ist, als zöge er sich gleichsam aus seiner Arbeit zurück, als nehme er ihr sein Seelisches. Aber es ist kein Erliegen, kein Gelähmtsein, welches den Künstler unter sein Wollen, unter seine Aufgabe wirft und ihn am Schaffen hindert. Vielmehr ist es ein innerliches bewußtes Sichabwenden von einer längst gelösten Aufgabe; vielmehr ist es das unwillkürliche Abfallen des Schöpfers von seinem vollendeten Werk.

An solchen Abenden, aber manchmal auch in Augenblicken des Glanzes, manchmal auch an dem von plötzlicher Gleichgültigkeit wie gehöhlten und berstenden Klang seiner unermeßlich reichen Stimme ist es zu spüren, daß dieser Schauspieler, der an der äußersten Grenze des Meisterlichen steht, anfängt, über

seine Kunst hinweg zu leben, daß es ihn über die Grenzen seines Berufes hinwegzieht, über diese Grenze hinaus bangt — irgendwohin. Er ist so hart bis an den Rand jeglicher Erfüllung gestiegen, daß er sich manchmal schon von der Dämonie des Vergeblichen angehaucht fühlt. Diese Existenz jenseits aller erlebten Reife ist die subtile Tragik seiner Gegenwart und das Problem seiner Zukunft.

## Ausstellungen / von Emil Heilbut



Wir leben in einer Epoche, die ein wenig das Verdienst Krügers, das Sichere, Solide, Einfache, gegen den Ruhm Menzels ausspielt. In der Winterausstellung der Sezession ist ihm eine Abteilung gewidmet. Wenn man wenige von seinen Zeichnungen sah, wirkte er anmutiger als wenn man viele sieht. Und in kleinen Ölbildern war er ein kleiner reizender Zauberer; in seinen Zeichnungen gibt er aber oft nur zu sehr das Lokalkolorit des Zeitalters: als Spiegel ist er etwas zu sehr unpersönlich; nicht so entzückend wie sein Zeitgenosse Ingres. Freilich kommen auch sehr hübsche Sachen unter seinen Zeichnungen vor: die Bilder nach der Fürstin Liegnitz beispielsweise, und miniaturenartige Bildnisse von Herren mit hohem Zylinder; und alle diese Studien aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten sind höchst gediegen und fußen auf der getreuesten Naturbetrachtung. Man glaubt den Präsidenten der Sezession von ihnen dozieren zu hören: „Phantasie ist Notbehelf".

Doch nur in dieser Enklave der Winterausstellung läßt Liebermann, der Präsident der Sezession, seine Lehrmeinung zu Worte kommen. In den übrigen Räumen hat er mit der ihm eigenen Geschicklichkeit des abwägenden Hängens die Zeichnungen so arrangiert, daß alle Schulen ihre verzweigten Bestrebungen zur Geltung gelangen lassen können. Die Franz-Krüger-Abteilung ruht jenseits der Diskussion etwas verschlafen in Antiquariumsstimmung aus, ihrer kunsthistorischen Zukunft entgegenlauschend: in dem Rest dieser winterlichen Zeichnungenausstellung erkennt der Wanderer ein vorurteilslos akzentuiertes Durcheinanderklingen aller Richtungen. Es scheiden sich aber zwei Hauptgruppen. Auf der einen Seite stehen die Künstler, die in Werken von sich rundender Art ihre Ansichten verkörpern, auf der andern die, denen ein stilisiertes Konturieren den Ausdruck ihrer Visionen gibt. Der Thron Liebermanns, des Präsidenten der Sezession, ist zeitweilig gleichsam unbesetzt: in den Sommerausstellungen (mit den Ölgemälden) ist Liebermann regelmäßig Alleinherrscher; in der Winterausstellung — die der Graphik dient — hat er nur einen Pädagogensitz inne. Auf dem andern sitzt der tote Beardsley, der nicht einmal mit Zeichnungen in dieser Zeichnungenausstellung vertreten ist. Sie kämpfen, und es gibt

keinen Besiegten. Sie kämpfen, und man hat den Eindruck, daß Liebermann sich mit Beardsley ganz gut verträgt. Dennoch kämpfen sie — um des Einflusses willen. Und das Schauspiel dieses Zweikampfs beschäftigt den Beschauer fast mehr als der Anblick der Details der Ausstellung.

Das Duell ist um so mehr platonisch, als der tote Aubrey Beardsley nicht einmal mit Zeichnungen in dieser Zeichnungenausstellung vertreten ist. Wie es jedoch nach dem Tode des Meisters des Plein Air hieß: „der Salon ist voll von den Reflexen Manets", so ist nach Beardsleys Tod (1898) Beardsleys Einfluß immer mächtiger geworden — nicht so sehr bei den Malern: in der Malerei ist Beardsleys Genie unfruchtbar, aber bei den Graphikern, und die Wirkung hat ihren Gipfel erreicht und gräbt sich ein. Es ist das Vollkommene in den Werken des englischen Kleinmeisters, was diese Wirkung übt. Nicht zögernd gibt man zu: „ein ideales Streben ist hier sichtbar geworden, vor die Vollendung haben die Götter aber den Schweiß gesetzt" — sondern restlos setzt sich die Bewunderung an Beardleys Werke, voller Erstaunen über ihn, der ein vollkommener, alles vermögender Zeichner ist. Dieser Liebling der Grazien regierte die Linie. Er ließ seine Linie spielen, konnte mit ihr lyrisch und medailleurhaft wirken, drückte sich dramatisch und psychologisch aus — alles in der Vollkommenheit — und gestaltete seinen Strich unabhängig, man könnte sagen: ausdrucksvoller als die Natur selbst — im Gegensatz zu den Naturalisten. Wenn die Theorie des Naturalisten unterhöhlt zu sein scheint, wenn wir bemerken, daß die Bewegung dieser Schule in der Malerei, die ja gleichzeitig mit der des Naturalismus in der Literatur einsetzte, ins Stocken gekommen ist, so wäre es natürlich verkehrt, Beardsley allein dafür verantwortlich zu machen. Die Stockung würde auch ohne ihn erfolgt sein, ohne ihn, das Phänomen, den einzelnen: aber er ist der vollkommene Künstler unter den Antipoden des Naturalismus, daher so schicksalsmächtig. Übrigens deutet man den gegenwärtigen Zustand richtig wohl so, daß in uns eine Abwendung von der Aussprache aller Kunsttheorien vor sich gegangen ist. An die Stelle eines Aufmerkens auf wie auch immer begründete Dogmen trat die Indifferenz; ein Glaube allein ist geblieben: an die alleinseligmachende Macht der Begabung. Liebermann hat im übrigen keinen Anlaß, auch nur in den Kreisen der Graphiker sich für auf die Seite gedrängt zu halten. Neben den luftigen leichten Konturisten der Sezessionsausstellung, die sich mehr oder minder von Beardsleys Stil die Methode zu ihrem Auftreten geholt haben, halten sich die Liebermannianer: neben dem sprühenden Konturisten Ernst Stern hält sich das schwerblütige, in gewissem Sinne solidere, realistische Zeichnertalent Zilles aufrecht. Baluschek erweckt in seinem „Grenzjäger" durch die zurückgehaltene, dennoch prächtige Harmonie der spröden und doch saftigen Gebirgssommerlandschaft, in der er schreitet, Freude. Und der Beobachter bewundert die Karikaturen Rudolf Wilkes — in einer humorvoll gewordenen Raffaellianschauung — diese witzigen, unglaub-

lichen Verlebendigungen, und die glänzenden Zeichnungen Max Slevogts. Bei Ludwig von Hofmanns Entwürfen für ein größeres dekoratives Bild und einigen Pastellbildern mit Badenden bemerkt man, wie ihm ein neuer Kunstfrühling beschieden ist. Mit solch einem ursprünglichen, hold naiven Talente verglichen, hat es ein Marcus Behmer nicht leicht gehabt, zu sich selbst gelangen, oder wenn nicht das, doch ein geschmackvoller Künstler zu werden. Die Schicksale dieses Beardsley-Jüngers sind lehrreich. Als Vasall Beardsleys fing er (nach vagen Grotesken eigener Erfindung) seine illustrative Tätigkeit an. Er entwickelte sich zu einem raffinierten Mischprodukt in Italien, erfreut jetzt durch reizende kleine radierte Veduten, durch eine „Glashütte" oder „italienische Villa", als Buchschmuck vorgeführt, sieht aber sein Hauptinteresse noch auf figürlichem Gebiete, wo er nicht mehr wie vormals in sklavischer Abhängigkeit von Beardsley verharrt, sondern auch von Leonardo und von altvenezianischen Meisterholzschnitten sich beeinflussen läßt. Die Kulturhöhe dieser Kunst ist hervorzuheben; auf den Charakter der Buchillustration ist Rücksicht geübt worden, das in der Natur empfundene wurde durch die Kultur des buchtechnisch fühlenden Künstlers *gebändigt*; in bezug auf die Kultur des Buchschmucks hat Behmer sich ohne Zweifel Verdienste errungen.

An einem andern Strange zieht Karl Walser, der neuromantische Ironiker und spitzige Darsteller gefühlvoller Empfindungen in einem neuen leichten illustrativen Stil; ihm blüht manche Nachfolge.

Eine neue Erscheinung ist der Naturstilist Ernst Bardach, mystisch in Friedenau lebend, er muß indessen Beziehungen nach Rußland haben, alle seine Produktion kommt von da. Man möchte ihn am ehesten mit dem älteren Romantiker Odilon Redon in Verbindung nennen, der gespenstische Geistererscheinungen schuf, „Dämonen", aber in idealer Verbrämung. Der Friedenauer Künstler sah in seinen Visionen hingegen Gesichte von *wirklichen* russischen Bauern; der Traum entsprach einem Mann, der bei Tage realistisch sah. Außerdem ist das ein Unterschied mit Redon, daß dessen Gespenster auf etwas Musikalischem beruhen; in den Bardachschen dagegen, obwohl auch sie nebelhaft gesehen sind, ist etwas Skulpturales.

Was nun die Beurteilung betrifft, die die Werke des Matadors der Sezession, Liebermann, unter den veränderten Verhältnissen der Zeit und einer Zeichnungsausstellung finden, so kann man erkennen, daß sich die Veränderung der Zeit nur in bezug auf den Glauben an die Liebermannsche, vielleicht selbst bei ihm schon etwas in den Hintergrund getretene, Theorie ausspricht, nicht in bezug auf die Wertschätzung seiner Arbeiten. Im Gegenteil: nie, nicht in der Zeit der Hochflut der naturalistischen Überzeugungen ist das Verständnis für die individuelle Schönheit der Werke des Führers unserer naturalistischen Gemeinde annähernd so groß gewesen wie gegenwärtig. In demselben Grade ist die Bewunderung für Liebermanns Werke gestiegen wie die Anerkennung für seine Theorie sich in Gleichgültigkeit und sogar Widerspruch verwandelt hat.

Den Beweis hat man bei den Radierungen des Künstlers, die jetzt in der Sezession ausgestellt sind. Alte Arbeiten zum Teil. Nachdem sie radiert waren, zeigte Liebermann sie seinen Freunden. Lippmann vom Kupferstichkabinett sagte, sie wären ohne Technik, und nicht allein Lippmann urteilte so, beinahe wir alle. Wir haben uns hineingewöhnen müssen. Das technisch Neue, der Mangel an Glätte stieß in ihnen ab. Jetzt indessen sind wir, nachdem Whistler als Kaiser der modernen Radierung und Seymour Haden als ihr König bezeichnet worden waren, dahin gelangt, Liebermann nicht hinter den Kaiser und den König zurücktreten zu lassen und Arbeiten von ihm, wie die kalte Nadelhervorbringung „Landschaft mit dem Zaun", geradezu über das zu stellen, womit uns Whistler stellenweise entzückt hat! Und wie urwüchsig erscheint uns jetzt das Helldunkel in einigen seiner Radierungen, und die Fülle nervösen, zitternden Lebens in einem Blatte gleich den „Badenden Jungen" bezwingt uns. Was erlebt man an Erfahrungen aus der Geschichte des Kunsturteils angesichts dieser Ausstellung, wenn man in ihr eine Arbeit wie die Radierung Otto Fischers (aus Dresden) betrachtet. Lippmann würde bei Lebzeiten dieses Blatt, das von Seymour Haden abhängt, ganz sicher nicht mit hohem Beifall begrüßt haben, er hätte es jedoch wegen seiner Technik den Liebermannschen Arbeiten vorangestellt; wir sind weiter gekommen: uns erscheint das technische Verdienst Otto Fischers gering, und die Technik des Radierers Liebermann — dieses Ding, das für Geheimrat Lippmann noch nicht existierte, erscheint uns nunmehr rassig, ja, mustergültig, weil sie ein Instrument war, das dem Autor unter den Händen scheinbar zerbrechen mochte — doch erst, nachdem der leidenschaftliche Künstler durch sie ausgedrückt hatte, was er wollte.

Niemand hat in neuerer Zeit etwas gemacht wie die Radierung Liebermanns von zwei Leuten, die übers Feld gehen. Himmel, leise Erhebungen, Bewegung der beiden Menschen und Einsamkeit des Bodens: alles lebt. Ein Schöpfer! Ehemals nannte man das: Naturalismus. Heute denkt man nicht mehr an dieses Wort: man nennt dieses Wesen Empfindung. Der Beschauer begreift die Schönheit dieser Radierungen jetzt: in einer Epoche, in der der Charakter der einen oder anderen Radierung Whistlers süßlich zu werden beginnt.

Es kam darauf an, daß wir zu diesen Radierungen hingelangten. Erst jetzt bekamen sie Leben für uns. In diesem Sinn betrachtet, fürchte ich, daß die Ausstellung chinesischer Gemälde in der Akademie, die gleichzeitig mit der Schwarz-Weiß-Kunstausstellung stattfindet, für uns kein Leben hat. Noch hat uns in dieser Ausstellung die Kunst Chinas nicht jene Emotion gegeben, mit der sie sich uns erst erschließen würde. Es ist für sie kein günstiger Moment; denn wir wissen schon *einiges* von der Malerei Chinas, indem wir erfahren haben, daß aus ihr die Kunst Japans hervorging, wissen einiges, doch entfernt nicht genug und möchten entweder *genau* sehen oder diesen Zustand des abso-

luten Nichtwissens noch besitzen, der unserm Enthusiasmus vor den ersten Werken japanischer Kunst, die uns zu Gesicht kamen, so günstig war. Beides ist uns jetzt versagt, und der Genuß entfernt sich von uns, anstatt sich zu nähern. Das Gefühl der Unsicherheit überkommt uns in dieser Ausstellung mit unendlicher Macht. Im Katalog liest man, ein Kaiser X habe das und das Bild im Jahre Y gemalt: war es in der Tat der Kaiser selbst? fragt man sich; und stammt dies Werk wirklich aus einem so frühen Jahr? fährt man fort. Ausführungen ebendesselben Katalogs (die auch durch den einfachen Menschenverstand gestützt werden) stemmen sich dagegen. Der Verfasser des Katalogs bemerkt, daß Bilder, die die Siegel chinesischer Kaiser tragen, in China vorkommen, daß manche sogar die Siegel mehrerer Kaiser tragen, und daß solche Bilder in China besonders geschätzt werden. Wie kommt es, daß es Frau Wegener, der Ausstellerin der chinesischen Bilder, die nur zwei Jahre in China zubrachte, gelang, diese Schätze aus ehemals kaiserlichem Besitz aufzutreiben? Und im Katalog steht, daß die chinesischen Kunstfreunde die Kopien, welche von vornehmen Malern einer Epoche nach Kunstwerken vergangener Zeiten angefertigt wurden, als den alten Werken *ebenbürtige* Leistungen anerkannten. Ein Grund mehr, um an dem Wert der Mitteilungen der Chinesen an die Frau Wegener, dies und das Bild, das sie ihr verkauften, sei vom Kaiser X im Jahr Y gemalt, Zweifel nagen zu lassen. Aber, wendet die freie Ästhetik ein, nehmt doch an, daß schlitzäugige Chinesen diese gute Frau Wegener hinters Licht geführt hätten; nur eins ist wichtig, zu erwägen: sind diese um das Jahr Y oder später gemalten Werke überhaupt schön, überhaupt würdig, bewundert zu werden, entsprechen sie, wenn nicht den höchsten Anforderungen ihres Mutterlandes, so doch den nächsthohen? Da tritt uns dann die einmal geweckte Skepsis in den Weg, wir vergleichen die Tücke der chinesischen Verkäufer, die wir nicht kennen, mit der Verschlagenheit der Händler, die falsche Lenbachs in München, falsche Corots in Paris verkaufen, und die Bewunderung hat es schwer, in uns wach zu bleiben, der Geist der Vorsicht unterdrückt sie. Dies Land ist uns noch zu unergründet. Was für fremdartige Legenden hat es. Weiß man, welches das Symbol der ehelichen Treue in China ist? Die weiße Gans. Der Kultur eines so fremden Landes stehen wir noch verdutzt gegenüber. Das Land ist uns fremd, und auch die Entwicklung der Sinnesorgane scheint dort keinen Stillstand erlebt zu haben, so daß wir uns nicht orientiren. Beweis eine Landschaft in der Ausstellung von so blaß singendem müden Kolorit, daß man an Dekadente wie Maurice Denis und Vuillard erinnert wird, dabei ist das Bild nach dem Katalog aus dem achten Jahrhundert, wird mithin vielleicht, wenn nicht aus dem achten Jahrhundert, doch denen ähnlich sein, die aus dem achten Jahrhundert sind.

So beschränkt man sich beim Besuche dieser Ausstellung darauf, daran zu denken, daß, was man bei den Engländern von der chinesischen Malerei

gesammelt hat, dadurch gesiebter sein wird, daß sich schon seit etwas längerer Zeit dort die Sammellust regte, auch die Verbindung mit China immer erneuert wurde — und betrachtet Einzelnes mit einer lebhaften Bewunderung: einen Tiger von herrlicher Ausführung, manche Bären, einige Blumenstücke. Manches Landschaftsbild läßt den Betrachter staunen: es beginnt leise zu schneien auf dem einem von ihnen und wir finden bestätigt, daß in China eine feine und delikate Naturbetrachtung früher begonnen hat als bei uns. Die Ereignisse treten näher an uns heran, als sie es etwa bei europäischen Malern derselben Zeit tun. Tang-yin malte die Nebenkaiserin des Kaisers Cheng-tê an einem Frühlingstage im Jahre 1508 unserer Zeitrechnung. Einen Adler malte der Kaiser Hüan-ho am zwölften Tag des dritten Frühlingsmonats im Jahre 1102. Schon dadurch, daß es heißt: an einem Tage, wirkt das Ereignis impressionistischer als bei einem europäischen Maler von — 1102! Lieblich sind manche Ausdrücke der chinesischen Künstler, die wir dem Kataloge entnehmen: „Sie sitzt hinter einem Fenster, liebt rote Kleider und sieht aus wie eine abgefallene Aprikosenblüte". Ein anderes Mal heißt es: „Wenn man ein schönes Mädchen sieht von geruhigem Herzen". Manche Themen sind reizend, so die Vorbereitung zur Teegesellschaft, zwei Damen unter blühenden Pflaumenbäumen bei einem Inselpapillon, Diener bringen Tee, Gemälde und Bücher. Das Sujet eines Bildes heißt: Die drei Götter des Glücks, des langen Lebens und der Wohlhabenheit, eines andern Bildes: Glück, Beleibtheit, Alter, und man denkt etwa an holländische Seelen mit nach dem Diesseits gerichtetem Behagen und einem Haften an irdischen Besitz. Im ganzen sind es mehr literarische als malerische Empfindungen, die durch diese erste Ausstellung von chinesischen Gemälden in uns geweckt werden.

## Ein Fiasko des Trustgedankens / von Daniel Ricardo

Es liegt eine Kraft der Selbstheilung in den Nationen — dieses, von dem französischen Nationalökonomen Leroy-Beaulieu geprägte Wort trifft eigentlich nur auf die nordamerikanische Union zu. Wo ist die Selbstheilung bei den anderen Ländern geblieben? Ich glaube, das Wirtschaftsjahr 1908 hat manches Dogma vom erhabenen Podest gestürzt. Vielleicht kann man auch sagen: es hat gewisse Ideen beschnitten und sie, sub specie der nüchternen Tatsachen, einer gründlichen Korrektur unterzogen. Man arbeitet im wirtschaftlichen Leben zu viel mit Schlagwörtern. Es ist ein bequemer Ausweg, der einem die Mühe des Denkens erleichtert. Aber schließlich auch eine Verwirklichung des kommunistischen Prinzips: das Kapital der Idee wird in kleine Münze umgewandelt und an die misera plebs der im Geiste Armen verteilt. Schlimm ist's dem Begriff „Trust"

im verflossenen Jahr ergangen. Was ist nicht alles auf dieses Wort hin gefabelt, kombiniert und gesündigt worden? Und das Jahr 1908 sollte die Herrschaft des Trusts endgültig auf deutschem Boden stabilieren. Nach dem Wunsche aber kam das Fiasko. In scharfer Prägung sind die Unterschiede im Bau des amerikanischen und deutschen Wirtschaftskörpers hervorgetreten. Niemals werden wir die steilen Höhen amerikanischer Kapitalbauten erreichen. Die Wolkenkratzer passen nicht in die Struktur des deutschen Wirtschaftsorganismus. Der Trust ist nichts für eine Nation von Gefühlsmenschen. Wer schuf ihn? John Rockefeller — ein brutales, engherziges, dabei bigottes Individuum, das den Mangel jeglicher Hemmungen in Reinkultur personifiziert. Ich meine: Rockefeller ist kein Dummkopf; beileibe nicht. Aber seine Stärke liegt nicht in der Intelligenz, sondern im brutalen Willen. Es ist eine Art moral insanity, die mit hineinspielt. Man darf nicht einmal daran denken, daß es psychische Schranken gibt, die eine communis opinio Gewissensskrupel nennt. Rockefellers Hirn ruht in seiner Faust. Mit der packt er zu und würgt ab, was ihm in die Finger kommt. Zuerst Eisenbahngesellschaften, dann Ölproduzenten, Kupferleute, Großspekulanten, die Börse. Ein Drosselkönig, mit furchtbaren Händen. Ein Typ zur Theorie von der charakteristischen Bedeutung der Hand. Die Standard Oil Company, die größte Schöpfung Rockefellers, ist der Trust katexochen. Sie hat einen neuen Trustbegriff geschaffen, denn was man sonst darunter verstand, ist durch den Petroleumtrust ad absurdum geführt worden. Trustees sind Treuhänder, Vertrauensmänner, denen die Verwaltung des Vermögens mehrerer Erwerbskorporationen anvertraut wird. Und nun versuche man, sich eine Verbindung der Begriffe Rockefeller und „Zu treuen Händen" vorzustellen. Das ist einfach absurd. Die Stärke des amerikanischen Trusts ist mit Brutalität identisch. Und das gibt's eben bei uns nicht. Gewalttätige Individuen finden sich zur Genüge; aber ihre Beziehungen zum Kapital lassen sich zumeist unter einen Paragraphen des Strafgesetzbuches subsumieren. Rockefeller dagegen ist nur in der Theorie und nach der Ansicht Roosevelts ein Verbrecher. Darüber hinaus ist er der Repräsentant der größten Kapitalmacht der Welt. Daß dieser armselige Dyspeptiker achtzig Millionen Menschen knechtet, hebt ihn über den philiströsen Moralkodex Mitteleuropas hinaus. Er steht allein auf steiler Höh'; kein andrer gleicht ihm. Man nennt Harriman, den Eisenbahnkönig, und Morgan, den Großbankier, neben ihm. Aber das ist doch schon, gewissermaßen, zweite Generation. Harriman, der im verflossenen Jahre George Gould abtat, ist ein höher kultivierter Kopf als Rockefeller. Der Eisenbahnmann muß einen weiten Horizont haben. Der Harrimans reicht vom Atlantic zum Pacific. Er will das gesamte amerikanische Eisenbahnnetz allmählich in seiner Hand monopolisieren. Auch da geht's ohne Hemmungen, jedoch mit einem starken Einschlag von Intelligenz. Leute, wie diese, haben die United States groß gemacht. So

groß, daß Andrew Carnegie, der Pittsburger Steelking, es wagen durfte, dem Kongreß die Abschaffung der Zölle vorzuschlagen. Amerika braucht keine „Tarif-milch" mehr. Es ist mächtig genug, die Herrschaft auf dem Weltmarkt, bei freier Konkurrenz, behaupten zu können. So sprach der geistig am höchsten stehende Trustmagnat der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine Worte hallen ins neue Jahr hinüber. Eine Resonanz im Hause der Repräsentanten des amerikanischen Volkes werden sie nicht finden. Trotzdem bilden sie einen starken Ausklang der wirtschaftlichen Entwicklung der nordamerikanischen Union im Jahre 1908.

Der Trustgedanke ist drüben restlos in der Nationalwirtschaft aufgegangen. In Deutschland hat er, im ersten Stadium schon, Halt machen müssen. Es sind zu viele Sentiments da. Man spricht von wucherischer Ausbeutung des Volkes, wenn eine Aktiengesellschaft 100 Millionen Mark Kapital hat. Die 300 Millionen Betriebskapital der Deutschen Bank gelten als Nationalwunder. Sie lasten nicht auf dem Gewissen des Landes, weil man von der anständigen Gesinnung des Finanzinstituts überzeugt ist. Diese Kapitalanhäufung stellt einen Absolutismus, gemildert durch einen starken Zusatz von Moralinsäure, dar. Die zwei Milliarden des Rockefellertrusts bergen eine Orgie von Sünd-haftigkeit. Das ist der Unterschied zwischen Hüben und Drüben. Die trennende Schranke des Atlantic ist gut ihre fünfhundert deutsche Meilen breit. Das merkt man an den beiderseitigen Größenverhältnissen im wirtschaftlichen Leben. Deutschlands Renommiertrust, die Gemeinschaft Dresdner Bank—Schaff-hausenscher Bankverein, ging im Jahre 1908 in die Binsen. Man hat viele Erklärungen für diese Tatsache gefunden; aber es nützt nichts, sich von dem Zu-geständnis zu drücken, daß dies ein Fiasko des Trustgedankens war. Man hatte die möglichen Konsequenzen aus der Idee gezogen und emanzipierte sich von ihr, als man sah, daß die Grenzen erreicht waren. Die Kapazitäten der Person und des Kapitals müssen zusammenwirken, um dem Trust die Lebensfähigkeit zu garantieren. Die Individualität allein tut's nicht, sonst wären Männer wie Thyssen und Rathenau Trustkönige geworden. August Thyssen leuchtete auf wie ein Meteor. Man glaubte, daß sein Glanz nicht von dieser Welt sei. Aber der Mülheimer Großindustrielle merkte, daß ihm ein Rest von Erdenschwere an-haftete, der ihn aus den Wolken wieder zu Boden zog. Der Trust Thyssens ist ein Torso geblieben. Die Konzerne Gelsenkirchen und Phönix zeigen schon hippokratische Züge. Das Gefühl, als seien diese Gebilde überkapitalisiert, hat sich verschärft. Dabei sind's doch Zwerge im Vergleich zu den Trustriesen Amerikas. „. . . hart im Raume stoßen sich die Sachen" — die Kunst, wirt-schaftliche Einrichtungen gegebenen Verhältnissen anzupassen, ist eine Raumkunst in der Bedeutung des Wortes. In Deutschland glaubte man, sich über die Regeln dieser Kunst hinwegsetzen zu können. Man sagte sich: ein Volk von

62 Millionen Seelen, das sich Jahr vor Jahr um mehr als 800000 Menschen vergrößert, muß imstande sein, den wirtschaftlichen Konzentrationsprozeß bis an die äußersten Grenzen durchzuhalten. Die 20 Millionen Bewohner mehr, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufweisen, können diesen doch allein kein so großes Übergewicht vor uns geben, daß es vermessen wäre, unser wirtschaftliches Leben nach amerikanischem Muster einzurichten? So fragte man und gab sich befriedigende Antwort. Gewiß ist's richtig, daß die größere Menschenzahl die ökonomische Überlegenheit nicht bedingt. Falsch aber war es, zu glauben, es gebe keine andern Ursachen, und sich nun in der Idee und deren Durchführbarkeit sicher zu fühlen. Die Vereinigten Staaten besitzen etwas, das sie allen anderen Nationen voranstellt: den Reichtum ihres Bodens. Das ist's, was sie groß gemacht hat; hier ruhen die Wurzeln der Kraft des Trust. Die Produktion von Rohstoffen schafft Kapital, die Erzeugung von Fabrikaten frißt Kapital. Die Länder, die hauptsächlich verarbeitende Industrien haben, können sich schwerer aus einer Krisis wieder herausarbeiten, wie ein Staat, der vorwiegend Produzent von Rohmaterialien ist. Der Boden ist ein kapitalerzeugender Faktor, während die Fabrik das Kapital bindet. Deutschland besitzt alle theoretischen Voraussetzungen für ein zweites Amerika. Vor allem Kopf und Initiative. So sind enorme Summen Geldes in Industrieanlagen festgelegt worden. Kapitalisierte Intelligenz. Aber dann kommt plötzlich die Reaktion, hervorgerufen durch die praktischen Unzulänglichkeiten. Weil der wichtige Kapitalerzeuger, der reiche Boden, fehlt, ist kein Ausgleich für die viel zu rasche Gütererzeugung vorhanden. Die Waren setzen sich nicht schnell genug in Geld um. Das wäre zu ertragen, wenn die Industrieanlagen ruhen könnten, ohne daß die Rente sich verringerte und Aufwendungen von Mitteln zur Erhaltung der Maschinen erforderlich wären. Von den 230 Milliarden des deutschen Nationalvermögens steckt ein erheblicher Teil in gewerblichen und industriellen Unternehmungen. Das dort festgelegte Kapital darf nicht einrosten. Aber das Tempo der Fortpflanzung ist abhängig von dem Verhältnis zwischen Gütererzeugung und Absatz, und weiter von der Masse des Kapitals, die umzusetzen ist. Man kann diesen Prozeß fördern, wenn man die Unkosten verringert. Da spielt aber wieder ein Gefühlsmoment mit hinein. Die Rücksicht auf den Arbeiter. Der soll, auch bei schlechtem Geschäftsgang, nicht leiden. Soweit es möglich ist, werden Arbeiterentlassungen vermieden. Der Yankee ist in solchen Dingen nicht so sentimental wie der Deutsche. Wenn die business stocken, wirft man drüben die Arbeiter auf die Straße. Dadurch schafft man sich Luft und kommt rasch wieder in die Höhe. 800000 Leute sind, im vergangenen Jahr, über den Ozean nach der alten Heimat zurückgekehrt, weil sie in Amerika keine Existenz mehr hatten. Und eine Viertelmillion weniger als im Jahre 1907 ist aus der Alten Welt ins gelobte Land des Dollars ausgewandert. Das macht, im ganzen,

eine runde Million, die Amerika von seinem Menschenmaterial abschrieb, während Europa seine Konten damit belasten mußte. Es ist wirklich notwendig, einzusehen, daß die Deutschen niemals die Höhe der wirtschaftlichen Kultur der Dollarkönige erreichen werden. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Kapitals kann bei uns nicht zur Staatsreligion erhoben werden. Das amerikanische Kapital sagt: „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will"; das deutsche Kapital ist froh, wenn man es in Ruhe läßt.

Ein großer Fehler ist begangen worden. Man hat versucht, die Wirtschaft, im Treibhaus, zu künstlichem Wachstum zu bringen. Schuld daran war wieder ein Schlagwort. „Billiges Geld befruchtet das wirtschaftliche Leben". Das ist ein Unsinn. Je stärker der Warenumsatz, desto größer der Umsatz von Geld. Nun würde, wenn die Warenhausmaxime auch für den Geldmarkt zuträfe, die Billigkeit des Geldes mit der Steigerung des Umsatzes zunehmen. Das ist nicht der Fall: sogenannte Hochkonjunkturen, das heißt Perioden intensivsten Warenumsatzes, gehen mit hohen Zinsensätzen Hand in Hand. Die Produktion muß bis an die Grenze des Möglichen gebracht werden; das erfordert enorme Betriebsmittel; und da der Prozeß der Gütererzeugung und des Absatzes rascher vor sich geht, als die Umwandlung der Ware in Geld, so wird dem natürlichen Kreislauf neues Kapital zugeführt, das sich an den Produktionsstätten ablagert. Dem Geldmarkt fehlt dieses Kapital, und so verteuert sich der Zinsfuß. Hält die Lebhaftigkeit des Güterverkehrs lange genug an, um die angesammelten Kapitalmassen wieder flüssig zu machen, so kann eine Störung im Organismus des Wirtschaftskörpers nicht eintreten. Gewöhnlich geht's aber anders. Es kommt eine Stockung, dann die Krisis, und schließlich der Zustand der Depression. Nun wird das Geld billiger; die Wirkung auf das Geschäft jedoch bleibt aus. Man tröstet sich mit dem Schlagwort, das ein Trugschluß gebar, und wartet. Bis der Lehrsatz, daß die deutsche Volkswirtschaft im Jahr einen Mehrbedarf von 100 Millionen Mark Gold hat, zur Wahrheit wird. Nach den Resultaten des vergangenen Jahres hat er sich nämlich nicht bewahrheitet. Die Reichsbank hatte, im Durchschnitt, 200 Millionen Mark Gold mehr in ihren Kassen als im Jahre vorher. Das blieb da, weil die Wirtschaft keinen Bedarf für Gold hatte. Die Reichsbank hat sich ihre Reservoirs gefüllt. Sie kaufte Gold, wo sie's kriegen konnte. Das liegt nun in ihren Kellern. Aber ein „belebender Einfluß" ist nicht zu spüren. Nur wenn drüben, bei den Yankees, die Wirtschaftsmaschine wieder in vollem Gang ist, dann holt sie sich das deutsche Gold. Und bei uns wird man sich an dem erhebenden Bewußtsein aufrichten, Goldspender für die nordamerikanische Union zu sein.

Die Amerikaner haben keine Zentralnotenbank. Das ist der einzige Punkt, auf dem die Konzentrationsidee nicht Fuß fassen konnte. Ein Land mit Kapitalriesen wie der Öltrust und die Steel Corporation hat beinahe 7000 Noten-

banken! Das ist ein Kontrast von grotesker Wirkung. Der aber eine natürliche Folge der Allmacht des Trust bildet. Und der regenerierenden Kraft, die im Reichtum des Bodens steckt. Die niemals versagende Elastizität der amerikanischen Wirtschaftsfaktoren hat bis heute die Anwesenheit einer Zentralnotenbank entbehrlich gemacht. Notwendig ist sie zur besseren Kontrolle über den Papiergeldumlauf. Aber im geschäftlichen Leben wird ein Zentralinstitut drüben nie die gleiche Rolle spielen, die der Reichsbank in Deutschland zugewiesen ist. Im Lande der Yankees ist die Konglomeration von Kapital zu einer starken Stütze der gesamten Wirtschaft geworden; in Deutschland dagegen ist die Gigantogonie auf halbem Wege stecken geblieben. Und man sagt sich: „Wie gut, daß als Rückhalt die Reichsbank da ist, sonst hätte die Korrektur der Trustidee grobe Einwirkungen auf den Wirtschaftskörper gehabt".

Sollen wir nun, traurig, resignieren? Ich glaube: Nein. Das heißt: resignieren insofern, als man den Gedanken aufgibt, durch übereinandergetürmte Kapitalblöcke den Himmel stürmen zu können. Auch auf Leitern kann man hohe Mauern ersteigen. Es kommt nur darauf an, daß man sich über die Spurweite der eigenen Gehwerkzeuge nicht täuscht. Bis zur „toten Hand" Frankreichs ist für Deutschland, zum Glück, ein noch weiter Weg. Wir brauchen den Franzosen die finanzielle Überlegenheit nicht zu neiden. Es ist die hypertrophische Kraft des in der Rente erstarrten Kapitals. Die indigesta moles. Die durch ständiges Training übermäßig entwickelte Muskulatur des Ringers. Aber Frankreich ist kein moderner Wirtschaftsstaat. Die großen Industrieländer sind ihm tributpflichtig, weil es ihre Anleihen kauft und Hunderte von Millionen an Zinsen empfängt. Das ist die Rolle des Geldsacks, der in der Ruhe gedeiht. Das deutsche Kapital ist noch temperamentvoll genug, um sich nicht als Zufluchtsort die Rente suchen zu müssen. Es hat noch Ansprüche. Man ist mit drei Prozent Zinsen nicht zufrieden. Im Gegenteil: die ominösen drei Prozent haben in Deutschland Fiasko gemacht. Das Reich mußte zu vierprozentigen Anleihen zurückkehren. Deutschland hat eben seine wirtschaftlichen Fähigkeiten noch nicht erschöpft. Die „Industrierente" ist noch kein leerer Wahn. Nur die Hoffnung auf das Hineinwachsen in amerikanische Möglichkeiten mußte aufgegeben werden. Die Statistik hat manches Unheil angerichtet. Man glaubt der Zahl, weil man animmt, daß sie sich auf realen Tatsachen aufbaut. Und läßt sich durch Ziffern, die über das zu kontrollierende Maß hinausgehen, leicht düpieren. Daher ist's wohl gekommen, daß man sich aus den Milliarden des Volksvermögens und der jährlichen Zunahme des Wohlstandes einen Grundriß zusammengestellt hat, auf dem das deutsche Wirtschaftsgebäude, errichtet mit dem wirklich vorhandenen Baumaterial, kaum über das erste Stockwerk hinauskäme. Es ist nun eine Ernüchterung eingetreten. Man hat schärfer sehen gelernt. Und dabei lebt sich's gesünder als im fatalistischen Glauben an die Kraft eines Dogmas.

## Die sibyllinischen Bücher

Soweit Fragen der auswärtigen Politik in Betracht kommen, greifen deutsche Publizisten unentwegt auf Otto Bismarck zurück. Freilich tut's jeder auf seiner Weise; der eine mit Talent, indem er Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, seine Briefe und Depeschen und Memoranda entmaterialisiert und den Geist seiner diplomatischen Methoden sich anzueignen sucht; der andere als dummer Kopist und verzierlichender Stilist, der im unwesentlichen Beiwerk stecken bleibt. Aber jeder tut's; ob feudal oder radikal, ob reaktionär oder fortschrittlich, er tut's. In der Beflissenheit, dieses Orakel zu befragen, gibt es so gut wie keine Unterschiede der Partei: sie alle sind posthume Kletten Bismarcks; alle, alle. Nur die Abseitsstehenden, die den nationalen Staat und seine spezifischen Aufgaben leugnen, lehnen diese Quelle der Orientierung und Belehrung als unrein ab, das heißt also die orthodoxen Sozialdemokraten und die bürgerlichen Ideologen, die ihr Herz an ein abstraktes Weltbürgertum gehängt haben und Bismarck mit blinder Einseitigkeit als den Zertreter bürgerlicher Freiheiten und den Erbauer absolutistischer Zwingburgen hassen. Wer aber den nationalen Staat als Produkt unvergänglicher Naturgesetze bejaht, bejaht wie einer, der in dem Satz et la patrie et l'humanité ein Bekenntnis zur Liebe nicht des Hasses ablegt, muß sich auch mit dem nationalen Egoismus als dem elementaren Grunde seiner Existenz abfinden — die Welt wird nicht mit Paternosters regiert, sagte der Mediceer Lorenzo — und kann Bismarcks Meisterschaft in der Behandlung internationaler Probleme bewundern, ohne seine sonstigen politischen Ideale zu teilen, ohne ein parteipolitisches Bekenntnis abzulegen, und ohne sich den widerlich beschränkten und der deutschen Sache unsagbar schädlichen nationalistischen Heißspornen irgend verwandt zu fühlen.. Es wäre seltsam, wenn es anders wäre. Die Deutschen sind hier mehr als anderswo traditionslos, sie haben keine Pitts und Peels und Palmerstons und Disraelis, die Vorgänge auf dem Welttheater betrachteten sie noch gestern mit der frommen Scheu von Unmündigen, Bismarck allein gab ihnen das einzige brauchbare Kompendium praktischer Politik, — von der Ideenwelt abgesehen, die ihre Engen hat, ein Spiegel der Klarheit, der Klugheit, der nationalen Bescheidung.

## Pseudobismarckismus

Ganz besonders der nationalen Bescheidung. Heute gerade, nach der jämmerlichen Bilanz zwanzigjähriger diplomatischer Verkehrtheiten, ist diese Tatsache gegen Verleumdung von außen und Verkleinerung von innen sicherzustellen. Wenn französische und englische Zeitungen jetzt behaupten, Deutschlands politische Isolierung sei die Strafe für sein Streben nach Vorherrschaft in Europa nach

bismärckischen Rezepten, so richteten sie besser ihre Anklagen gegen die ungeschickten und anmaßlichen Verwalter seines Erbes (wozu auch die Bismarckianer sans phrase gehören). Die sinnlose Forderung, das System des europäischen Gleichgewichts nicht zu stören, konnte er natürlich nicht ernst nehmen. Staatengeschichte ist bis auf diesen Tag nichts als der Bericht fortwährender Gleichgewichtsstörungen. Aber nachdem einmal das Reich dastand, war Bismarcks territorialer Ehrgeiz gesättigt. Seine Sorge galt der Erhaltung des status quo. Darum, nur darum wurde er von dem bösen Traum der Koalitionen heimgesucht. Selbstzufriedene Prahlerei und jene aufdringliche Sorte Deutschheit, die das Staatensystem beider Halbkugeln mit einer starken Dosis Maulbraucherei (wie Fichte es nannte) aus den Angeln zu heben trachtete, war ihm zuwider. In allen Weltmachtfragen bewies der Meister die bescheidendste Zurückhaltung; er blieb so stark, sein Prestige blieb bis zuletzt so unerschüttert, weil er nie das Unmögliche wollte. Der ungehemmten wirtschaftlichen Expansion wie dem kolonialen Gründungsfieber stand er von vornherein skeptisch gegenüber, uferlose Flottenbaupläne (zu der die von ihm gebilligte Vorlage von 1897 nicht gehörte), die materiell unsere Kräfte übersteigen und die englische Eifersucht bis zur beunruhigenden Hysterie steigern, hätte er nie gefördert. In einem überraschend weitsichtigen Artikel rühmte Dostojewski Bismarcks unbeirrbar nüchternen Blick: er vergesse nie, daß Deutschland in der Mitte liege; wie stark es auch sein mag — auf der einen Seite liege Frankreich, auf der anderen Rußland. Der Artikel wurde im Mai 1877 geschrieben, ehe Bismarck in aller Stille den Versuch machte, die mitteleuropäische Ländermasse in einem Bunde zusammenzufassen und Deutschland vor einer lebensgefährlichen europäischen Koalition zu schützen. Was imponierte dem russischen Seher an dem von Riesenerfolgen Gekrönten? Die weise Mäßigung, das durch Eitelkeiten oder napoleonische Ichsucht ungetrübte Augenmaß, der psychologische Naturalismus seiner diplomatischen Methode, mitten im alldeutschen Rausch, im Pseudobismarckismus, der sich seither wie eine Krankheit in unser Volk eingefressen hat.

## Bundestreue

Es wimmelt in Deutschland von Amateur-Publizisten, die gestern noch nichts als erbarmungslose Witzlinge waren und heute an die politische Produktivität des Esprit und des verbe cassant glauben machen wollen.

Es ist spaßhaft, mit welchem Eifer sie in den letzten Wochen mit aus Bismarck abgeschriebenen Argumenten die deutsche Bundestreue gegen Österreich gefährlich nennen. Nie ist früher, auch von dem Bismarckianer sans phrase nicht, der Meister so oft als Autorität gefälscht worden. Aus seinen Sibyllinischen Büchern lesen sie heraus, daß die Hilfe, die Österreich-Ungarn von Deutschland in der Orientkrisis verlangt habe, einer bedenklichen Erweiterung der Bündnis-

basis gleichkomme; der Meister habe nie daran gedacht, die Bündnispflicht auf den Balkan-Ehrgeiz der Habsburgischen Monarchie auszudehnen. Nie? Eben weil er Österreichs große Balkan-Interessen kannte und, Ende der Siebenziger, Deutschlands Stärke in der Freiheit von orientalischen Interessen sah, hatte er Bedenken gegen das Bündnis mit Österreich. Es war nicht das einzige; man lese das Register in den Quellen nach. Die wandelbare Beschaffenheit der öffentlichen Meinung in der ungarischen, slawischen und katholischen Bevölkerung der Habsburgischen Monarchie gehörte natürlich dahin, daneben die Verdrängung des deutschen Elementes aus der führenden Stellung, der Mangel an Augenmaß für die politischen Entwicklungsmöglichkeiten in diesem Staate mit labilem Gleichgewicht, das Fehlen von Stützpunkten für eine zuverlässige politische Berechnung. Die Dinge haben sich seither eher verwickelt als entwirrt; die Nebelflecken im Zukunftsbild deute ich als eine Art Bundesstaat, eine große und polyglotte Eidgenossenschaft mit barbarischer Kantönliwirtschaft . . Tatsache ist der immer wieder ausbrechende Gegensatz zwischen den führenden Brüderschaften und das Anschwellen des slavischen Drucks im Dampfkessel der Staatsmaschine geworden. Aber was bewog Bismarck trotzdem zur Option für Österreich? In dem Briefe vom 10. September 1879 an den Bayernkönig Ludwig sagt er's: es war die immer dringender und drohender wiederholte Frage des östlichen Nachbars, ob das Deutsche Reich in einem Kriege zwischen den beiden Balkanrivalen neutral bleiben werde, es war die schließlich kategorisch gestellte Forderung, zwischen den beiden Mächten zu optieren, deren Beziehungen in der Türkei in einen akuten Reizzüstand geraten waren. Seit der Geburtsstunde des Dreibundes bestand also für uns die Gefahr, um österreichischer Balkaninteressen willen die Bundespflicht gegen den Besiegten von Königgrätz üben zu müssen; für die Wiener Diplomatie hatte das Bündnis mit Deutschland kaum einen anderen Sinn. Andererseits bedrängte uns Rußland mit seinen Werbungen nur aus dem Gegensatzgefühl gegen Österreich-Ungarn. Wir aber waren das Reich der Mitte, mit all den fatalen Konsequenzen der Lage. Waren es und sind es.

Aber was blieb, nach zwanzigjährigen Verkehrtheiten, zu tun übrig? Die überwältigend sicher beglaubigte Unbeliebtheit der Deutschen auch bei den Jungtürken (Marschall von Bieberstein ist klug, aber kein Diplomat, er kann den Staatsanwalt nicht überwinden und ist der am wenigsten geeignete Mann, uns bei einem orientalischen Volke Liebe zu erwerben) ist schwerlich noch zu steigern. Die deutsche Diplomatie hat nur den Fehler begangen, nicht von allem Anfang sich unzweideutig an Österreichs Seite gestellt zu haben. Dadurch wäre von vornherein die Möglichkeit einer kriegerischen Entwicklung auf ein Minimum beschränkt worden. Die Türkei des neuen Regime ist ohne Geld, ohne ein schreckhaftes Heer, das Innere fast noch gestaltlos wie ein lockerer

Nebelstreif, ein orientalisches Völkermosaik, das eben den dunklen Sprung ins Verfassungsleben à l'européenne gemacht hat. Der Balkanbund ist ein frommer russischer Wunsch, eine Kulisse Isvolskis, der es nötig hatte, seine panslawistischen Kritiker zu versöhnen, seine diplomatische Impotenz zu verhüllen. Rußland, die große slavische Mutter, — man weiß, wodurch ihm die Bewegungsfreiheit nach außen gehemmt ist. Auch war in den europäischen Kanzleien nicht vergessen, daß die habsburgischen Reichslande vor dem türkischen Kriege als Gabe für die verbriefte Neutralität während der promenade militaire à Constantinople zugesagt war. Und dieses durch innere Zersetzung und den fortglimmende Hausbrand geschwächte Land sollte nach einem noch nicht verwundenen unglücklichen Kriege gegen das glänzend gerüstete Österreich mobil machen, bloß weil es das Wörtchen Okkupation in das Wörtchen Annexion verwandelt hat? In England wüteten ungefährliche Stürme der Entrüstung, man fürchtete (mit Recht), Ährental werde, um die Kaufsumme für die Ablösung der scheinbaren Souveränitätsrechte sich zu ermäßigen, der Türkei auf Kosten des englischen (leider auch des deutschen) Importeurs die elementarsten wirklichen Souveränitätsrechte versprechen, vor allem das Recht auf eine eigne Zollgesetzgebung.

Bruch eines völkerrechtlichen Vertrages! Gewiß eine böse Sache, aber auch in England wird Politik nicht mit Paternosters betrieben. Der Zeitpunkt war günstig gewählt, er war überhaupt nicht gewählt, sondern auferzwungen. Die großserbische Bewegung war solange unbedenklich, als die Regierung in Konstantinopel der Auflösung entgegenfaulte; an die Möglichkeit einer Autonomie dachten erst die bosnischen Muhammedaner (Serben von Rasse), als am Goldenen Horn die Freiheitsfackel entzündet wurde und die Idee eines türkischen Bruderstaates mit Selbstverwaltung und Humanität und Menschenwürde und den anderen westeuropäischen Requisiten von französierten Jungtürken (Achmed Riza vor allen) nach dem Bosporus importiert wurde. Der Moment ließ Zögern nicht zu; und ein Kulturgesetz sprach demjenigen den Besitz der Okkupationsländer zu, der Kulturarbeit geleistet hatte. Bruch des Vertrages? Für die Engländer in Ägypten liegt der Fall ähnlich; das Recht der Okkupation gibt ihnen hinterher die Leistung — die Stauwerke am Nil, die immer üppigeren Baumwollernten, die Schienenwege, die denen vom Kap sich sehnsüchtig entgegenstrecken. Die interessierten Signatarmächte konnten objektives Recht nicht sprechen, weil sie selbst ja das Recht immer nur in Verbindung mit Macht und Eigeninteresse sehen.

Der Erfolg gibt Ährenthal recht; die Verlegenheiten, die ihm bereitet wurden, ließen ihn nicht straucheln. Nicht vorausgesehen hat er die Wirksamkeit des nationalen Boykotts als Waffe im internationalen Kampfe. Wer hätte das? Diesem Novum hat er sich angepaßt durch die Höhe der Abfindungssumme, den klugen Verzicht auf den Sandschack und den der Türkei so günstigen

Handelsvertrag. Da gibt es keinen Sieger, keinen Besiegten, nur betrogene Betrüger gibt es — die europäischen Signatarmächte.

## Theodore Roosevelt

Theodor Roosevelts Auszug aus dem Weißen Hause in Washington vollzieht sich unter Gewittern, wie sein Einzug . . Jetzt übersieht man den Sinn seiner Vielgeschäftigkeit. Er fühlte sich berufen, die öffentliche Sittlichkeit in Amerika zu beleben. Sie war, in der zu einem Flibustierstaat entarteten Gründung der frommen Pilgerväter, aus dem öffentlichen Leben so gut wie entschwunden. Von der Privatmoral und den Bezirken kirchlicher Enge und muckerischer Lippengläubigkeit führte nur noch ein schwanker Steg hinüber in die Öffentlichkeit. Der Staat als sittliche Idee, der Staat als Organ zur Verwirklichung der Gerechtigkeit und sittlicher Vernunftgebote: diese Vorstellung kann in einem vom Fieber nimmersatten Erwerbshungers beherrschten . . verseuchten Lande nicht, oder nur in Ausnahmemenschen, Wurzel fassen . . Alles wurde eine Frage des unmittelbaren, des augenblicklichen, des einzelpersönlichen Nutzens, was man anfaßte, sollte sich in Gold verwandeln, der Staat wurde in diesen Wirbel der merkantilen Berechnung gezogen, er wurde Instrument zur Erzeugung gemeinster Nutzeffekte. Die unvergleichlich hohe westeuropäische Vorstellung des Beamten als Staats**diener**s, diese Vorstellung als befruchtender Gemeinbesitz auch in Durchschnittsgehirnen, zugleich damit die strenge Forderung, daß sie automatischer Regulator aller Amtshandlungen sei oder werde: in welch bescheidenem Umfange war das im Paradies der schrankenlosen und stets der Unlauterkeit benachbarten Konkurrenz zu finden? Ruskin schimpfte seine Landsleute einen money-making mob — welches Etikett erst hätte er der amerikanischen Plutokratie aufgeklebt? Carlyle hat recht, Barzahlung als einzige Beziehung zwischen Mensch und Mensch (cash payment the sole nexus between man and man) reicht eben nicht aus, um die Herde aus dem Sumpf animalischer Triebe herauszuführen.

Es ging, solange das Gemeinwesen jungfräulich war und das rassenreine angelsächsische Element dominierte. Aber schon vor 80 Jahren sah Alexis von Tocqueville in einem allen Münsterbergereien unendlich überlegenen Buche (La Démocracie en Amérique) die amerikanische Krankheit voraus: Geldhunger als mächtigsten Kulturtrieb, der in diesem traditionslosen Lande, in dieser animalisch kräftigen Rasse auf nur geringe sittliche Widerstände stoße: und damals waren die hemmungslosen Industriekapitäne und Großspekulanten erst noch ein kleines Grüppchen; der 50 Millionen-Mittelstand, der heute Roosevelts Rückhalt bildet, war noch nicht; ein Arbeiterstand mit angriffslüsternem Klassenbewußtsein existierte noch nicht; die gigantische Einwanderung von Paupers auch aus schwer assimilierbaren Rassen schreckte noch niemanden; das Negerproblem in seiner drohenden

Unlösbarkeit wurde kaum von Hellsehern geahnt; zu dem himmelhoch ragenden Industriepalast, dem Schrecken unserer Industrien, waren eben erst die Fundamente gelegt; das Land schien bestimmt zum Dorado der Farmer und als agrarisches Exportland ein Idyll zu leben. Kulturell, auch was die Industriemethode anlangt; war Amerika ein Anhängsel der alten Europa. . . . Statt des Idylls erleben wir heute ein imperialistisches Epos mit allen seinen Konsequenzen für die gesamten Erdbewohner. In gewisser Beziehung ist nicht nur unsere Politik, sondern unsere ganze Kultur amerikazentrisch geworden. Wir amerikanisieren uns, sagt man. Das ist möglich und in vielen Hinsichten sogar wünschbar zur Auffrischung und zur Verscheuchung unseres bureaukratischen Firnisses. Aber . . . Amerika europäisiert sich. Es bekommt als Staat ein Gewissen. Emersons Geschlecht erwacht. Das ist anders garnicht möglich; große Gemeinwesen leben heute wie vor Jahrhunderten nach denselben uralten sittlichen Grundsätzen. Die sittliche Idee des Staates tritt in Erscheinung und Wirksamkeit, man spürt, wie leicht ohne sie wealth illth wird (um ein Wortspiel Ruskins zu brauchen.) Die Präsidentschaft Roosevelts, seine Mission als Volkstribun beweist es. Der Name wird Spuren hinterlassen. Über seinen Allgegenwarts- und Allseitigkeitsdrang wird man verstehend und verzeihend hinweggleiten, seine Redesucht als Tribut an die menschliche Eitelkeit belächeln, den Mangel an Detailkenntnis bald vergessen. Aber was er getan hat, um die öffentlichen Sitten zu reinigen, wird Folgen haben und Früchte tragen.

## Werner Sombart

Werner Sombart will nur noch reine Wissenschaft treiben. Er hat sich von der publizistischen Tätigkeit zurückgezogen und will keine öffentliche Meinung mehr machen. Noch vor kurzem in aller Munde und in Tagesblättern übereifrig besprochen, lebt er jetzt in der stillen Klause des Gelehrten, überzeugt, als Priester der Wissenschaft sich nicht vom Tage, sondern von der Ewigkeit seine Aufgaben diktieren zu lassen. Manchen dünkte Sombarts Publizistik der neue Morgen eines reichen Geistes, den sittliches Pathos treibt, vom Wissen zum Willen die Brücke zu beschreiten. Er selbst aber betrachtet seine Publizistik post festum offenbar als ein großes Mißverständnis, ihn dünkt sie ein Absturz in die schlammigen Niederungen des Tages, in den Götzendienst des Tages, in die trübe und lärmvolle Unruhe des Tages, woran seine Produktivkräfte unbeteiligt seien. Er verfolge keine Zwecke, habe keine Tendenzen (sagt er). Er will, an dem Leitseil von Ursache und Wirkung, erkennen, nichts als erkennen; jede Verunreinigung der Erkenntnis durch den von Zwecken und Absichten geleiteten Willen fälscht ihm den Blick für Tatsachenzusammenhänge, für den großen Fatalismus des geschichtlichen Geschehens.

Sombart hat recht, indem er auf die publizistische Wirksamkeit verzichtet. Er rettet die Einheit seines Lebensstils, indem er den Kreis seiner Wirksamkeit einengt. Seine Natur ist auf Erkennen und (ästhetisches) Genießen gestellt, zum Publizisten großen Stils fehlt ihm, scheint mir, der soziale Wille, das sittliche Pathos, die moralische Aktivität. Nichts liegt diesem impressionablen Denkergehirn ferner als das Drohen und Weissagen, das Insgewissensprechen und Wegeweisen; aber etwas Prophetisches liegt ja wohl im Temperament jedes echten Publizisten. Um seine Stirnwölbung sammeln sich eher Rosenwölkchen als Wetterwolken, und wann hätte in seiner Stimme die verhaltene Glut des Mannes gezittert, der in anderen und für andere lebt und leidet.. Also ich beglückwünsche den Gelehrten zu dem Verzicht, der für uns einen Gewinn bedeutet: er gibt seinem Fache einen Souverän wieder. Jede neue Veröffentlichung bestärkt mich in der Bewunderung seiner außerordentlichen Gaben. Eben erscheint, neu aufgelegt und durchgesehen, seine deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert (Berlin, Georg Bondi), und der Eindruck beim nochmaligen Lesen ist noch stärker als das erstemal. Welche Verlebendigung der dummen Tatsachenhaufen! Die Struktur des deutschen Wirtschaftslebens und wie es wurde, was es ist: das ist ihr Inhalt. Ein trockener Vorwurf, nicht wahr? ein Thema für Männer, für Fachleute, verarbeitet in einem Buche voll historischer Bandwürmer, gespickt mit Tabellen, Beweisen, Darlegungen, Belegen, Zitaten, Hypothesen und gelehrten Zänkereien, die sich als Selbstzweck breitmachen und den Aufstieg zu den Aussichtstürmen der Erkenntnis versperren. Es ist nicht wahr. Der Mann kann sehen; und auf einen Gelehrten, der sehen kann, kommen neunundneunzig Brillengelehrte. Das Buch enthält den Roman unserer Entwickelung zu erstaunlich gewandten Statisten des Kapitalismus, aus abertausend wirklichen Daten so geschickt zusammenkomponiert, daß der Kleinkram nie den Blick trübt. Jeder weiß, daß es im sozialen Leben keine isolierten Fakten gibt, aber wie wenige haben Sombarts instinktsicheren Blick dafür, wie die wirtschaftlichen und kulturellen Einzelerscheinungen im sozialen Raum zueinander stehen. Durch diese gewissermaßen

optische Vision ist natürlich auch Sombarts Darstellungsstil charakterisiert: er ist mehr durch die Anschauung als durch den Gedanken bestimmt, er meidet das trockene Gedankenschema und liebt die Symbolisierung von Zusammenhängen durch besonders charakteristische Vorgänge. Daher seine Lebendigkeit, seine Bildhaftigkeit, sein ungesucht und ungewollt künstlerisches Kolorit, seine klare Durchsichtigkeit. Sombart hat den style lumineux der Lateiner, die er so sehr liebt. Ich wüßte ihm kein größeres Lob nachzusagen.

Diese Art hat natürlich auch ihre Mängel. Sie verführt zu Vergewaltigungen. Sie verdunkelt die Fehlerquellen, die in jedem Bericht über Soziales und Geschichtliches stecken. In Sombarts Soziologie (in der Einleitung zum „Kapitalismus") vermisse ich die letzte Feile der Begriffe, sie werden nicht zu Präzisionsapparaten der Erkenntnis. . Aber da bin ich mitten in der Kritik, und meine Lust ist ja doch nur die Bejahung.

S. Saenger

## Berliner Nachtleben

Neu-Berlin ist liederlich. Es gibt Kenner, die es für die liederlichste Weltstadt der Gegenwart erklären. (Ich glaube, eine nimmt der anderen nicht viel.) Aber jedenfalls und unbestreitbar ist Berlin liederlich. Sein Nachtleben ist imposant. Viele schlagen ein Kreuz, wenn sie davon sprechen, nicht ganz so viele, wenn sie daran denken. Von Zeit zu Zeit brandet sogar die Entrüstung an die Tribünen unserer Parlamente, die ja doch wohl die Brennpunkte sind, in denen alle Strahlen unserer Kultur zusammengefaßt werden. Oder nicht?

Der Soziolog lobt nicht und tadelt nicht, er entrüstet sich nicht und begeistert sich ebensowenig. Er ist nichts als Forscher, und die Gesellschaft ist sein Objekt. Er sucht kausal zu erklären, was er sieht; und wenn er schon „wertet", so vergleicht er das Gegebene mit seiner „Normalität", wie Eugen Dühring, mit einer „natürlichen Gesellschaft", wie Carey es nannte. Daraus ergibt sich die Diagnose, daß irgend eine Erscheinung Symptom des Fortschritts, der Gesundheit, — oder des Rückschritts, der Krankheit des Ganzen ist: aber selbst solche Erkenntnis erregt ihn so wenig, wie den Arzt die Diagnose etwa des Typhus.

Untersuchen wir also die Liederlichkeit Berlins als soziologisches Objekt! Und betrachten wir, wie die Methodologie das verlangt, zunächst das nächsthöhere Genus, um zu erkennen, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die Vergleichung der zusammengehörigen Objekte ergibt: Also: Babylon, Alexandrien, Rom in der Kaiserzeit, Paris unter den letzten Bourbonen und dann wieder unter dem letzten Napoleon, London, Newyork und schließlich Berlin. Lauter „Babels", Gefäße voller Sünde, „Greuel und Scheuel" für fromme Gemüter!

Zuerst das Gemeinsame! Große Städte, Weltstädte, die Mittelpunkte mächtiger Staatsgebilde, die Emporien eines starken Handels. Also Stätten des Reichtums und schon darum des Luxus ihrer herrschenden Klasse. Nach dem Gesetz der sozialen Gravitation ziehen sie gewaltige Menschenmassen an, zu dauernder Niederlassung und als kurzbleibende Gäste. Beides, Neubürger und Gäste, sind in stark überwiegendem Maße Männer und zwar wieder überwiegend junge und kraftvolle Männer: denn die Alten und Schlaffen setzen der Zentripetalkraft eine zu große Beharrungskraft entgegen, als daß sie aus ihrer Heimat gelöst werden könnten. Also ein viel stärkerer Einschlag von „Junggesellentum", als in den kleinen Siedlungen! Eine kräftige Nachfrage schafft sich immer das entsprechende Angebot, ganz gleich und trotz allen „ethischen Nationalökonomen", ob es sich um ein „sittliches" oder „unsittliches" Bedürfnis handelt, das nach Befriedigung verlangt: daher Massenprostitution in jeder Großstadt. Um so mehr als das fragliche Bedürfnis hier gesteigert ist!

Denn es wird, wie alle Kauflust, gereizt durch die „Auslage"; dazu kommen die irritativen Elemente der Reise, der Loslösung aus den gewohnten Verhältnissen der Heimat; und der Großstadt an sich, die mit ihrem Lärm, ihrem Verkehr alle Nerven aufpeitscht. Und schließlich: die sonst so wirksamen Regulatoren der Sittlichkeit verlieren um ebensoviel an Kraft: kein Bekannter, kein Späher rings; unerkannt, d. h. ungestraft darf man sündigen. Und Hebbel hat uns ja im „Diamant" mit grimmigem Humor gezeigt, was aus menschlicher Moral wird, wenn der Staatsanwalt von der Bühne verschwindet.

Das Gemeinsame aller Großstädte ist also als notwendige Folge ihrer Existenzbedingungen ein ungeheuerer Liebesmarkt; und der ist das Zentrum, um das alles andere Nachtleben gravitiert. Gibt es aber keine Unterschiede? Die Methodologie verlangt neben der Generalisation auch die Spezifikation.

Man braucht nur das gleiche Objekt, Paris, in den beiden Perioden zu betrachten, in denen es den Gipfel der Lebefreudigkeit erstiegen hat, um von starken Gegensätzen betroffen zu werden. Paris unter der Regentschaft, wie wir es aus den Memoiren kennen, — und Paris unter dem zweiten Kaiserreich, wie es Zola schildert: welch ein Kontrast! Die erste Periode überglänzt von einer zarten zierlichen Kunst, geadelt durch die feinste Blüte des gesellschaftlichen Lebens, den Esprit — und unter diesem schimmernden Blumenteppich die Abgründe der furchtbarsten Lasterhaftigkeit, eine Perversität, die vor keiner Tat zaudert und schaudert. Und die zweite Periode beherrscht von brutalen plumpen Appetiten, ohne eigene Marke in der Kultur; anstatt edler, wenn auch überraffinierter Gebrauchskunst die roh-eklektische, stillose Imitation des Ächten in unächtem Material; anstatt des Geistes die Zote! Aber dafür unten auch keine so furchtbaren Abgründe; eine gewisse robuste Gesundheit trotz aller Ausschweifungen; im Grunde mehr das Protzen mit dem Laster als das Laster selbst, wenn man unter dem Wort hier nicht die einzelne Handlung, sondern den Charakter verstehen will, aus dem die Gesamthaltung entspringt. Der Typus dort der Marquis de Sade, der Geistmensch, Dichter, Wüstling und Mörder — und hier Saccard, der Terrain- und Börsenspekulant aus „La Curée" und „L'Argent", der protzige Emporkömmling, dem die Ausschweifung unter anderem auch ein Mittel ist, um seinen Kredit zu heben.

Wie erklärt die Soziologie diesen Kontrast? Aus der Psychologie der herrschenden Klasse! Dort ist der repräsentative Spieler auf der gesellschaftlichen Bühne der Feudalherr, das Erzeugnis der guten Kinderstube, der Mann der geschliffenen Lebensformen, des selbstverständlichen guten Geschmacks — hier der Bourgeois, der Parvenu mit seinen groben Instinkten und Appetiten, mit seinen schlechten Manieren, mit seinem Triebe, sich die Stellung zu schaffen, in die jener hineingeboren ist. Der Blutaristokrat kann sich diskret zurückhalten, für ihn gilt der stolze Satz des schottischen Hochadligen: „Wo Campbell sitzt, ist immer oben" — der Parvenü muß übertreiben, wenn er sich aus der dunklen Masse herausheben will. Und weiter: der Feudalherr im Feudalstaat steht über, der Fettbürger unter dem Gesetze; während jener jeder Laune mit souveräner Verachtung aller Hemmungen folgt, schielt dieser nach dem Staatsanwalt und seinem „Nächsten", von dessen Urteil ja das Kostbarste abhängt, der Kredit. Denn, last not least, der Feudalherr ist der Geldvertuer, der Bourgeois der Geldmacher. Jener streut das Geld verschwenderisch umher, dessen Wert er nicht kennt, und das er schlimmstenfalls entbehren kann, ohne seine Klasse zu verlieren: dieser aber hat das Geld mühsam verdient, kennt seinen Wert und kann es nicht verlieren, ohne seine Klasse einzubüßen, und darum kalkuliert er mitten im Genusse, mitten in der Ausschweifung. Jener

verschwendet das Kapital, dieser höchstens den Profit. Das gibt dem Nachtleben des Fettbürgers seinen widerlichsten Zug, den der philiströsen Kleinlichkeit; daher das Feilschen und Schachern auf dem Liebesmarkt, sozusagen die „festen Preise". Aber es steckt auch dem Verfall seine Grenze, behütet die Klasse als Ganzes vor der Wurzelfäule. Denn der Bourgeois sucht sein Vergnügen neben dem Beruf, der Feudalherr der Verfallszeiten sucht seinen Beruf im Vergnügen. Natürlich bleibt jener Stümper, wo dieser Meister ist!

Aus dieser Verschiedenheit der sozialpsychologischen Wurzel wachsen alle Einzelunterschiede. Niemals kann die bourgeoise Ausschweifung die ambrosische Heiterkeit der aristokratischen erfliegen; man kann das nirgend besser studieren als an der Theologie der Periode. Überall schafft sich der Mensch seine Götter nach seinem Ebenbilde, das Leben der Herrenklasse reflektiert sich gegen den Himmel: und nun vergleiche man den himmlisch liederlichen Olymp der hellenischen Grundherren mit der dürren Theologie etwa der englischen Bourgeoisie, in der das himmlische Kontokorrent mit Debet und Kredit die erste Stelle einnimmt. Almosen und Kirchenbesuch wird dem Kunden des Herrgotts erkannt, Sünden werden ihm belastet, und das Saldo entscheidet.

Nur Herrenmenschen können in Schönheit sündigen und sterben; Berufssklaven sündigen in Häßlichkeit und bleiben am Leben. Muß ich noch sagen, in welche Spezies das Berliner Nachtleben gehört?

Franz Oppenheimer

## Erzählungen von Hermann Bahr

Seltsam, wie in Hermann Bahr, dem Vielfältigen, die dramatischen und die epischen Absichten gegeneinander schlagen. Sein besonderes Gefühl für den Ablauf der menschlichen Dinge klärt sich ihm leicht zu Gedanken von vollster dramatischer Prägung; diese aber verkleidet er gern in Anekdoten, denen der schnelle Trab einer leichtfüßigen Erzählung besser anstünde. Und wenn er erzählend ausholt, im Roman oder in der Novelle Begebenheiten vor uns herbreiten will, dann gerät ihm die Plastik seiner Menschen so sichtbar und greifbar, ihre Reden werden so voll von tönendem Sinn, ihr Leben so deutliches Abbild vorschauender Gesetzmäßigkeit, daß man aus all dieser sinnfällig sachlichen Kunst den Schrei nach Verkörperung, nach Szene, nach Theater auf das Kräftigste zu spüren meint. Dieser ruhelos wechselnde Widerspruch muß irgendwie in den Tiefen seiner Natur mitwurzeln. Die Kunst scheint ihm eine Art Herrschaft über das Leben zu bedeuten; ein ungemeiner Wille zur Macht war sicherlich ihr erster Antrieb. Von ihr kommt der entscheidend starke Griff, der unauflösliche Formen gibt, die Bestimmtheit und Festigkeit der Plastik. Denn er treibt den Schaffenden tyrannisch, mit den Gebilden seines Einfalls fertig zu werden, so oder so. Und möchten sie sich ihm widerspenstig entziehen, so ist er imstande, sie mit einem Handstreich von verblüffender Kühnheit zu überwältigen. Dann setzt er plötzlich irgend einen Zug an, der äußere Form und innere Richtung zugleich gibt, der also, was immer auch der Anfang verheißen habe, dramatisch vollendet. Aus seinem Machtwillen, aus der Selbstherrlichkeit und Selbstgerechtigkeit seiner Natur stößt seine dramatische Kraft hervor. Dieser Wille hat freilich in den Jahren des Kampfes mit der Welt Erkenntnisse und Entscheidungen um sich her gebreitet, die manchmal so laut und stark an ihn heranfluten, daß er Mühe hat, alleingebietend über sie aufzusteigen. Dann kommt ihm die große Lust an, erst zu untersuchen und zu überlegen, bevor er überwältigt. Sein Trieb, Menschen zu gestalten und Menschen zu lenken, fragt gleichsam erst bei seinem Gewissen an. Und was sich als die stolz hinschreitende Gewalt des Dramatikers ankündigte, verhält nun zögernd

den Gang, sieht rechts und links nach sachlicher Rechtfertigung aus, verbreitert sich erklärend, schildernd, erzählend: wird episch. Dem Kampfe seines starken, unbeugsam persönlichen, — fast möchte man sagen: anarchistischen — Willens und seines sicher greifenden, um sich blickenden, durchaus europäischen Geistes entspricht die Zwiespältigkeit seiner Natur, entspringt die Zweiteilung seiner Kunst. Aus dieser kommen zumeist die tückischen Gefahren in der Technik und im Geiste, denen manches seiner Werke erliegen mußte. Aber in Momenten glücklicher Bezwingung ist auch schon Herrliches daraus gediehen.

Ich zähle den Roman „Die Rahl" (bei S. Fischer, Verlag) zu diesen Herrlichkeiten. Die weit zielende Absicht, von der ein Geleitwort vertraulich redet, wäre vielleicht ohne solche Verkündigung kaum zu spüren. Wie der Roman nun vorliegt, ist er als ganze Einheit, in sich geschlossen, zu nehmen; in seiner völlig dramatischen Rundung stellt er sich auch gar nicht anders dar. Stärker und bewußter als sonst haben sich hier die beiden dichterischen Gewalten dieses Geistes ineinander geschlossen. Aus einem dramatischen Boden, schwer und fruchtbar an Schicksalsgedanken, steigt ein großliniges Wachstum von Gestalten und Erscheinungen auf, die sich rhythmisch ordnen, einander Licht und Schatten zuwerfen, im Wandel und Wechsel des Geschehens episch vorüberziehen. Kampf eines starken Willens mit dem stärkeren Leben ist dieses Kunstwerkes dargestellter Sinn. Im Schicksal eines Knaben das Schicksal allgemeinen menschlichen Fühlens; in einer Geschichte aus unseren Tagen die ewige Tragik eines ewigen Sehnens; in einer Erzählung, die unser Wien abbildet, der Drang, das Weh, der Sturz des besten Kernes der europäischen Welt. Dieser sechzehnjährige Franz Heitlinger ist in all seiner Bestimmtheit als Jüngling, als Bürger, als Wiener doch mitten aus dem Herzen der großen Menschheit genommen und bringt ihren Pulsschlag unvermindert mit. Der Atem seiner Seele ist die weitgespannte starklebige Schwärmerei, die das beste Geblüt aller Zeiten und aller Kulturen rot und warm erhalten hat. Sie kann nicht sterben, kann nur von Seele zu Seele (eines Menschen oder einer Menschheit) den Herd wechseln. Da sie die Seele dieses Jünglings verläßt, wird er anders, wird Maske, verhüllt das ursprüngliche gottgegebene Gesicht seines innersten Wesens für immer. Draußen bleibt, unberührt und unbewegt, das stärkere Leben, die lachende, lockende, trügerische und einzig echte Sehnsucht: die Rahl. Diese prächtige Figur läßt bewundern, wie der Meister, am geringen persönlichen Zug einsetzend, in immer reicherer, immer lebendigerer Entfaltung zum großen menschlichen Typus und von da zum starken Symbol emporführt. Als eine Wiener Dame und Schauspielerin steht die Rahl im äußeren Gefüge der Handlung. Als Abbild einer schaffenden Künstlerseele mit ihrer Güte und ihren Brutalitäten, ihren Ohnmachten und ihren triebhaften Ekstasen leuchtet sie aus dem engen Lebenskreise des Romans. Und unter den rein geistigen Werten, die hier gegeneinander abgewogen sind, wird der höchstbegehrte mit ihrem Namen genannt. An ihrer festgegründeten Größe wird da das Maß jeder anderen menschlichen Erscheinung gemessen. Sie bedeutet das souveräne und unverantwortliche Walten des Lebens, die rein epische Schicksalsmacht in dem inneren Drama des jungen Helden. Wenn uns Bahr die verkündigte Naturgeschichte der heutigen Menschheit wirklich bringen will, so war dieser Roman in seiner Einfachheit und künstlerischen Ruhe ein verheißender Anfang dazu; und besteht dieses Werk auch weiter nur für sich selbst, so bleibt es ein kräftig zeugendes Dokument gestaltenfroher moderner Tiefe. Aber in der vielfältigen Entwicklung seines Schöpfers hat es noch die besondere Bedeutung, daß hier vielleicht am schönsten die beiden widerstreitenden Kräfte seines Künstlertums, dramatischer Trotz und

epische Hingabe, zur Harmonie einer höheren Vollendung ineinanderstreben.

Fast gleichzeitig ließ er (im selben Verlag) „Stimmen des Bluts" erscheinen, eine Sammlung kleiner Novellen. In mancher von ihnen verrät sich auch wieder dieses Ringen stark dramatischer Eindrücke, Vorstellungen, Gedanken mit einer Form, die episch sein soll; oft auf vergeblicher Suche nach der gewollten Mächtigkeit des Ausdrucks, manchmal aber auch einer Vollkommenheit nahe, die gebundene Kraft und tiefdurchleuchtete Schönheit in Formen persönlichster Prägung ausgestalten mag.

Willi Handl

## Loerkes: Franz Pfinz*

Ein kurzbeiniger, bescheiden-schüchterlicher Schulmeister, der seine Dichterstunden auf Geige und Klavier hat, sogar die F-Tuba blasen kann, nickt eines unbedeutenden Abends vor einer Beethoven-Biographie ein. (Warum soll man nicht selbst vor einer Beethoven-Symphonie einnicken, wenn man müde ist?) Er erwacht aus Knall und Fall und Flammen: Die Lampe liegt an der Erde. — Keine Angst. Es brennt kein Haus ab, seiner Antonie honigblondes Haar, das da weich wie das Vließ der Seidenraupen, wird nicht ein Spürchen angesengt; es loht ein Gardinchen auf, ein Hauswirt poltert. Sonst geschieht nichts: — — als daß den Schicksalsmächten um uns und in uns zu ihrem Katzmausespiel das Klingelzeichen gegeben. Welch eine Katastrophe, wenn eine Lampe umfällt, ohne Schaden anzurichten? Aus keinen größeren Katastrophen pflegen sich im Leben die wirklichen Tragödien zu entwickeln. Das Tragische liegt im Unbewußten, und wir fühlen oft die Katastrophen erst, wenn sie jahrelang vorüber sind.

Nach der Darstellung solch unbewußter Seelenwandlungen, langsam-langsamer Entschwebungen, maskierter Innerlichkeiten, vereinsamter Berührungen, unverstandener Ausgänge arbeitet Loerkes Psychologenkunst hin. Darum haben seine alltäglichen Helden und Heldinnen etwas von seiner Feinhörigkeit auf seltene, zitternde Seeleneinklänge, etwas von seinem Hinlauschen nach Stimmungen, die irgendwie Aventiuren sind, ein Sehnen nach der innersten Musik aller Dinge. Sie empfinden aus der Welt ihre verborgene Lyrik heraus, um die Welt überhaupt zu empfinden; doch ihr Gestalter sieht und zeichnet ihr Angesicht und Tun mit epischem Auge. Er knüpft ihre Stimmungen an klare Sichtbarkeiten an: das macht diese Stuben und Stunden zu Alltagsstuben und Alltagsstunden, und nicht nur die prachtvoll bildliche Kraft seiner Physiognomik prägt seine Seelen zu Menschen. Seinen Augen entgeht es nicht, daß einer den Hut bisweilen etwas tiefer ins Haar drückt, daß er einen Schritt weniger gebraucht, um aus der Stube zu kommen, daß an einer Kaffeetasse zwei Tropfen herunterlaufen statt des einen bisher. Es gibt ja nichts, was uns im Leben gleichgültiger wäre, und es gibt nicht viel im Leben, was mehr von unserer Seele verrät als diese Gleichgültigkeiten. Worte täuschen immer, Mienen sind mehr Masken als Spiegel, erst wo uns die Gleichgültigkeiten antasten, lassen sich vielleicht unsere Gültigkeiten erkennen.

Wie in seiner „Vineta" ist Loerkes Kunst im „Franz Pfinz" eine Kunst der Stimmungen und Sinnbilder. Sie will ihre Wirkungen mit einem sprachlichen Stil erreichen, dem es oft geglückt ist, die schärfste Sichtbarkeit, befreit von allem Stumpfsinn der Konvention, in Musik umzusetzen. Seine Impressionen sind rhythmische Farben. Er spannt nicht mit einer Fabel, er löst lieber die Spannung auf mit einem artistischen Reiz. Es sind nur Seelenfäden, die zwischen Mensch und Mensch und

* Franz Pfinz, Erzählung von Oskar Loerke (S. Fischer, Verlag, Berlin).

zwischen Mensch und Licht und Raum und dem Unwägbaren hin- und herschießen, um das Gewebe einer Handlung fertig zu machen. Seine Erzählungen sind Romane, wenn dieses Wort gültig ist für die Darstellung psychologischer Ent- und Verknotungen, die uns das Wesentliche aus dem Lebensbilde eines Menschen herauslösen. (Die Technik seiner Novellen ist ja im Aufriß und im Zusammendrängen der Motive eine ganz andere.) Dabei hat er in seinem „Franz Pfinz" den Versuch gemacht, die Menschen fast fontanisch sprechen zu lassen; in der „Vineta" war ihre Rede oft ein maeterlinckscher Seelengesang.

Seine Tragik ist auch in diesem Buche mehr eine Einsamkeit Leibes und der Seele als ein Konflikt und Kampf; eine Schwäche mehr als ein Wollen; ein Unterliegen ohne Überwinden, fast vor dem ersten Angriff ein Besiegtwerden, — und doch eine Tragik, umflittert vom schmerzhaften Glanz eines Humors, der mehr eine Lächerlichkeit als ein Lächeln. Daß Pfinz auf zwei Stühle klettert, sich den Strick um den Hals legt: Soll ich sterben oder nicht? — und durch einen Zufall stirbt, nicht das ist seine Tragik. Der abgeschnittene Knopf am Hemde; das träumerische Singen eines fiebernden kleinen David, dieses Ihmklingen süß wie das Rufen einer feinen, vergessenen Stimme tief in sich selbst; ganz dünne, ganz feine, unsichtbar und doch unaufhaltsam spinnende Marienfäden der Trauer; ein Zehenspitzengang der Besucher, im Staub tanzende, verschollene Mückenmenuette; das unbewußte Entschweben geliebter Menschen, des Geliebtesten, an dessen Seite er mit bitter-holder Sicherheit oft geruht, ein Linsensüppchenmitleid und das nicht mal, — das sind seine Konflikte, sein Leiden, sein Untergang. Und ist der Schein von Lächerlichkeit um solcher Menschen Tun und Schweigen nicht vielleicht das Bitterste ihrer Leiden? Auch sie striegeln ja ihr Wundes mit einem harten Striegel, und wäre es auch nur das Gefühl: nicht wie die anderen Menschen in den Vorfrühling hinauswandern, heimkehren und wie sie auf den Stuhl sinken zu können: Ich bin müde. Sie haben eine Aufgabe — und seufzen. (So wir eine Aufgabe haben, seufzen wir nicht? Denn haben wir wirklich eine Aufgabe?).

Möge das Buch Leser finden, die mehr hören als lesen und Muße haben auch mal einen Satz mit der Zunge zu kosten. Dann, wenn sie bei Pfinzens auf dem Sofa sitzen, dem alten, geschweiften, dessen Flügel einen so urväterisch und warm umfassen, vielleicht ergeht es ihnen dann, das Buch noch in den Händen, wie Antonien: „Das Ahnungsvolle wurde ihr bedeutungsreicher, ein Ohrenklingen, — ein gegen den Spiegel schwirrender Nachtkäfer oder ein Gewehe, wenn die Welt nach dem irren Takt des Sternblinkens zu atmen scheint, ein Schwalbenzwitschern beim Erwachen, ein ziehender blauer Rauch in kupfergleißendem Zwielichtschein, Leiermannmusik zu Levkojenduft und fernem Donner weit hinter der violetten Kiefernschanze".

Dem Freunde aber sage ich noch dieses: Gehört einem eine schöne Frau, so schließt man sie in sein Kämmerlein und hält den Mund. Gehört einem aber ein Buch, das doch zu jedermann auch nächtens allein zu Besuch geht, warum soll man nicht aus seiner Kammer heraustreten: Es hat mir wohl getan, — nun lest es.

Hans Kyser

## Das ideale Dorf

Die Wanderung eines Spätsommertags zwischen Sensenblitzen auf fernen Äckern endigte in einem kleinen, stundenweit von der Eisenbahn liegenden deutschen Dorf, jäh aufgehalten, wie von einem Wunder, das am Wege geschieht. Ich nenne nicht den Namen dieses Wunders von Dorf, weil das, was ich erzählen will, das Dorf für alle Menschen unserer Zeit der sozialen

Sehnsucht in einen so zarten, ja entrückten Glanz setzt, daß es gut tut, zunächst es nur als etwas namenlos Seltsames bestehen zu lassen. Aber immerhin soll man einen Begriff seiner geographischen Lage haben und wissen, daß südlich über den Berg und die Grenze hinüber die Leute von Seldwyla hausten und hausen und daß man deutlich ihre Rebhügel und die gewundene Schlucht des Rheintales aus den Dachfenstern des Dorfes sieht.

Als in den 1840er Jahren das Dorf, Gleiches unter Gleichem, ein Säufer- und Auswandererenest war, das jämmerlich sich vom Grunde seiner dürren Äcker und dem ärmlichen Erzabbau einiger nachbarlichen Hügel ernährte und dem Aussterben entgegenging, lebten zwei Bauern nebeneinander, die zwei feine Kerle waren und sich auf einmal in die Sterne verliebten. Sie nagelten eine Zaunlatte zum Dachfenster hinaus, über deren Spitze irgendein Fixstern als der Nabel des nächtlichen Firmamentes stand und suchten sich in der Unendlichkeit der Welten zurechtzufinden. Aber den einen stieß die Politik aus dem Land und er wurde in Amerika ein reicher Mann. Der andere Bauer stieg vom Firmament zur Erde nieder, ergründete die Bodenbildungen seines Heimattales, beschrieb sie als der erste, fand die heute am meisten anerkannte wissenschaftliche Erklärung der Entstehung des Rheinfalles hinter Schaffhausen und eroberte bei dem Preisausschreiben einer englischen Gelehrten-Vereinigung mit einer Arbeit über Ammoniten den ersten Preis. Darwin, der diese Arbeit las, schrieb dem badischen Bauern aus freiem Anlaß, daß er noch von keinem Werke soviel Anregung und soviel Wertvolles empfangen habe, und die beiden Männer begannen in reichem Briefverkehr sich auszutauschen.

Der Bauer aber hatte über seinen wissenschaftlichen Studien seine Arbeit vernachlässigen müssen, die Kinder wuchsen heran, und das Vermögen war geschwunden. In dieser Notlage machte er sich seine Kenntnisse des Bodens zunutze. Er wußte, daß die Äcker nur schwaches Getreide tragen konnten und pflanzte statt dessen Beeren in die Felder. Das nahe Zürich erwies sich, wie erwartet, als großer Freund von seinen Erd- und Himbeeren. Auch für Rosenpflanzungen war der Boden geeignet. Die Kulturen, in dem klug und überlegen ausgenutzten Boden sachgemäß gepflegt, wurden eine Quelle guter Einnahmen, und in einem Jahrzehnt war der Bauer-Gelehrte wieder ein wohlhabender Mann.

Er sammelte in den Jahren der Studien, der Kämpfe, der weiten praktischen Erfahrungen und Erfolge einem Schatz an und er war einer, den Liebe zu Heimat und Menschen trug und war, wie sein Leben zeigte, ein Realpolitiker über seinen Idealismus hinaus. Er hielt sich nicht geschlossen, sondern pflanzte aus seinen Schatz heraus zeitlebens Samen in das arme, verluderte Dorf. Ein paar Zufälle halfen: ein ordentlicher Wirt, der keinem über das Maß hinaus zu trinken gab und tüchtige Reden an seinen Tischen führen konnte; die Abwesenheit von Geistlichen im Dorfe, die für den Bund ihrer Kirche werben mußten; die Tüchtigkeit seines Nachwuchses... Das Dorf hielt ihn als Lehrer und Meister, behandelte den Erdboden, wie er es tat; langsam kam Wohlstand heran, Tüchtigkeit wuchs über die Verlottertheit von ehedem.

Aber die Führung des Alten trug die dreihundert Einwohner des Dorfes auch aus der Mühsal des Arbeits-Alltages heraus. Ihre Zuflucht fanden die Seelen bald nicht mehr in Verweichlichungen christlicher Messen, brennender Kerzendämmerungen und Versprechen jenseitiger Bequemlichkeiten, sondern in ernsten, guten Büchern, aus denen sie lernten, wie Erden und Menschen geworden waren, wie sie zusammenhingen, wie sie wuchsen; wie Kämpfe und Schönheit aus den Stämmen des Lebens sprossen. Ein Zustand allgemeiner Bildung blühte im Dorfe auf. Zugleich wo die Schollen Blumen und Früchte

reifen ließen, trugen auch jedes Herz und jedes Haus die Früchte innerlicher Ernten. Die notwendigen, kräftigen Wechselwirkungen trieben die Verhältnisse hinauf und was vor einem halben Jahrhundert eine Ludergesellschaft war, ist heute ein Dorf, wie es kaum die ganze Welt ein zweites Mal aufzuweisen hat, ist eine freigesinnte, in der Arbeit tüchtige und kluge Menschengesellschaft, ist — Kultur. Eine Bibliothek, die in einem eigens gebauten Hause untergebracht ist, umfaßt ein paar tausend Bände, deren Verleihung durch einen gut organisierten Verein betrieben wird. Um sie, im Falle sich die Verhältnisse etwa ändern sollten, im Charakter zu bewahren, der ihrer Gründung zum Fundamente diente, ist ein Paragraph in die Statuten gesetzt worden, der der freigesinnten philosophischen Fakultät von Heidelberg das Recht gibt, in etwa entstehenden Streitigkeiten das Machtwort zu führen.

Von wissenschaftlichen Werken werden Darwin und Häckel, von schönliterarischer Keller und Raabe am meisten gelesen. In dem Bücherhaus ist ein Zimmer, in dem an Winterabenden ein Bauer aus Keller oder einem guten Buche manchmal Gedichte vorliest. Sonntags werden Vorträge dort gehalten über Landkultur oder über Erscheinungen der Wissenschaft und der Künste und hier und da kommt ein Violonist oder eine Klavierkünstlerin und bringt Musik in das Dorf. Und es ist selbstverständlich, daß der Kulturstand des Dorfes langsam einiges von seiner Wärme in die Umgebung ausstrahlt.

Ihr deutschen Brüder, glaubt Ihr das denn nun? Ist es nicht gut, daß man dieses Dorf namenlos läßt und es als ein Bild einer Sehnsucht in seinem Herzen trägt!

Die Psychologie der Geschichte dieses Dorfes ist lehrreich. Es hatte einen Führer, begabt mit allen Eigenschaften, das Vertrauen und die Liebe der Mitbürger zu gewinnen, so daß er sie hinter sich her über Wege ziehen konnte, deren edle Ziele einem jeden, als unglaubhaft, fern gelegen waren. Dann sproß im Aufblühen des Samens, den der alte Bauer-Gelehrte gesät, das scheinbar Unerwartete heraus, daß diese Menschen in innerlichen Arbeiten das Leben ihres Geistes und Herzens pflegten, und doch zugleich, ja vermittels dieser Pflege in ihrem wirtschaftlichen Leben Schritt hielten.

Die Beschäftigung mit abstrakten Dingen reizte und schärfte ihre Intelligenz. Es wurde mit Nachdenken gearbeitet, was früher im Strom der Gewohnheit schwamm. Die Handwerker machten, sich und den Andern zunutze, kleine Erfindungen, Verbesserungen am Arbeitsgerät. Die Bauern lernten die Eigenart ihrer Schollen kennen und bepflanzten sie klüger, als wie vorher. Äußere, ruhige Wohlhabenheit floß zusammen mit innerem Reichtum. Und über allem, als das tiefste und reichste, als das praktischste Ergebnis der Entwickelungsgeschichte des Dorfes steht das, daß die Arbeit des Geistes aufgewogen ist durch gleichzeitige Arbeit des Körpers; die Arme der Wage des Lebens stehen in dem Dorfe ruhig gerade, beiderseits trächtig beschwert. Ein ideales Gleichgewicht!

Der holländische Reformator Frederik van Eeden hat, ohne das Dorf zu kennen, ein warmblütiges, reiches und großes Buch geschrieben; „Die freudige Welt" heißt es, und darin steht fast wörtlich die Entwickelung dieses badischen Dorfes geschildert — aber erst fern in die Zeiten des Kommenden verwiesen, als ein zu erreichendes Ideal des Lebens der Menschheit. So hängt das schwebende Suchen der Menschenseele und das Geschehen der Dinge durch unfühlbare Fäden aneinander verknüpft. Mein russischer Freund, der augenblicklich am Schwarzen Meer jungen Landsleuten über wirtschaftliche Probleme spricht, ist im Begriff, die Geschichte des Dorfes zu schreiben. Vielleicht erfaßt die Feder von Emil Strauß einmal seinen landsmännischen Bauernweisen und setzt in einem Romane dem Alten und sich ein deutsches Denkmal.

Norbert Jacques

## Kinematographentheater

Mitarbeiter der Firma Pathé frères, Paris, stelle ich mir so etwa vor: nach neuen kinematographischen Ideen ausstreifend durch die bekannt-schöne Umgebung von Paris kommen sie, beispielsweise, zu einer Sandgrube. Sofort ruft einer: Voilà! usf., auf französisch natürlich, zu deutsch ungefähr heißt es, daß seiner Ansicht nach hier die beste Gelegenheit für eine neue Aufnahme wäre, die man dann „Drama in den Goldminen Kaliforniens" nennen könnte. Und schnell werden die notwendigen Utensilien herbeigeschafft, wie breitkrämpige Hüte, Revolver, Seile für Goldlasten, Kurbeln, Patronengürtel, quer um die Brust zu schnallen, und los, man spielt schon unter Aufsicht des gigerlhaften Regisseurs Wildwestmanieren auf den Film . . . Oder ein flaches Magazindach gibt diesen Romantischen Anregung zu maurischen Zitadellen, ein Sumpf zu Ritten durch die Wüste Gobi, ein vorbeifahrender Kulissenwagen zu allen Szenerien der Erde . . . Und nicht als Tadel sage ich das, nein, es entzückt mich ja, daß gerade durch diese Edisonerfindung, die anfangs nur nüchtern kopiertes Leben sein wollte, so viel phantastisches Theater in die Welt gekommen ist . . . Nun sitze ich manchen Abend vor der weißen Leinwand und, nachdem es mich schon beim Eintritt jedesmal belustigt hat, daß es hier eine Kassa, eine Garderobe, Musik, Programme, Saaldiener, Sitzreihen gibt, all dies pedantisch genau so wie in einem wirklichen Theater mit lebendigen Spielern, nach dieser, wie mir scheint, witzreichen Beobachtung macht mich das leise Sausen des Apparats siedend vor Erwarten. Ich habe die Liste studiert, ich weiß, welche Nummer „belehrend", welche „urkomisch", „sensationell" oder „rührende Szene aus dem wirklichen Leben" sein wird. Und bald verfinstert sich der Saal zu einer „Reise nach Australien". Ich sehe Straßen, Menschen, die vorbeigehn, sehr schnell trotz aller Behaglichkeit, manche bleiben stehn und unbeteiligt schaun sie unter ihren australischen Mützen her zu mir. Grüß dich Gott, Mensch, du siehst mich nicht, vielleicht bist du schon tot, einerlei, sei mir gegrüßt! Sodann erlebe ich eine Feuersbrunst, Alarm, die pflichtübertreue Löschmannschaft im Ansturm. Es kommt mir vor, als hätte ich denselben Brand auch auf einer Reise durch Chicago schon erlebt, aber vielleicht täuscht mich da mein kinematographisches Gedächtnis. Überdies bin ich nicht nach Australien gekommen, um nur Brände zu sehn; gleich werde ich durch zwei Schienen überrascht, die auf mich zugleiten, ich sitze nämlich in der Lokomotive eines Blitzzuges, ich erfreue mich an Bergen, Flüssen, Eingeborenen, an dem absoluten Nichts im Tunnel. Typen aus dem Innern des Landes; wie immer bei exotischen Aufnahmen fehlt der Raseur nicht, nicht der eingeseifte Schwarze, der Grimassen mitteleuropäischen Varietéstils schneidet. Schluß, überraschend, ach warum schon? Aber das folgende ist nicht schlechter. Die Wissenschaft hat ihr Recht bekommen, jetzt zappelt das Fröhliche an die Reihe und mit Adagiobegleitung eines Wiener Liedes die Tragik. Da sind die Zaubereien, geduldig kolorierte tausend Photographien, Verwandlungen der Blumen in Ballettmädchen, Brahminen mit langen Bärten, Übeltäter, denen der Kopf abfällt wie nichts, Schwebende, Reisende zum Mond, Gottheiten, der Teufel. Geschehnisse des Alltags wollen nicht fehlen. Falschmünzer werden entdeckt, Verbrecher nach langer Verfolgung gefangen genommen, arme Kinder gefoltert, Familienväter unschuldig verurteilt, gerettet im letzten Augenblick. Ich kenne das auftretende Personal schon ganz genau, genau den Knaben, der sich vor Lachen kaum halten kann, immer wenn er weinen soll. Dieser betrogene Gatte war gestern ein nicht zu rührender Bruder. So erfüllt sich die Gerechtigkeit, über die einzelne Tat hinweg. Dies bewundere ich; noch mehr aber, wie durch Gesten die kompliziertesten Voraussetzungen deutlich ge-

macht werden. Man sieht: „dich hasse ich" oder „warum hast du gestern meinem Onkel gesagt, daß ich um halb sechs Uhr noch zu Hause war?" oder „auch der Sohn dieses Mannes hat mich vor zwanzig Jahren bestohlen". Und nur das eine erscheint mir rätselhaft, da gewöhnliches Sprechen schon durch so starke Gesten dargestellt wird: wie man kinematographisch jemanden andeuten würde, der in einem fremden Lande gestikulierend sich verständlich macht oder der von Natur aus zu heftigen Gebärden neigt. Indes zu Nachdenken ist nicht die Zeit. Denn die zweite Abteilung überschüttet mich schon mit Bildern „zum Kranklachen", wie das Programm sie nennt, mit betrunkenen Briefträgern, Naturmenschen, Galanen, die in einen Kasten sich verstecken und dann die o! so lange, so zum Kranklachen lange Reise im Speditionswagen, auf der Eisenbahn wippend mitmachen müssen. Matratzen werden lebendig, ein Klebestoff ist unübertrefflich, der Stiefel zu eng, Teller zerkrachen lautlos in Staub, Megären heulen, Witzbolde lachen. Und ganze Versammlungen von Menschen, die einander prügeln, ganze Kolonien von Leuten, die unter jeder Bedingung einen davonlaufenden Pintscher einfangen wollen ... Die Lebendigkeit, mit der so viel geschieht, hat mich schließlich aus meiner halbschlafenden Daseinsart aufgeschüttelt. Nun auf dem Heimwege werde ich zum Erfinder, denke mir selbst neue Bilder für den Biographen aus: eine Verfolgung, in der einmal statt Automobil, Lokomotive oder Dräsine zwei Schiffe miteinander Wettlauf machen, ein Kreuzer und ein Piratenschiff, über die weite Meeresfläche hin verringert sich immer mehr im wütendsten Schießen ihr Abstand ... Das wäre allerdings ein teurer Film. Um so billiger der zweite, darstellend einen Dichter in einsamer Kammer, der über die Schwierigkeiten eindringlicher, doch rückhaltender Darstellung in verzweifelte Wut gerät.

Max Brod

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

# Wissen und Bildung/ von Wilhelm Münch



enn von zwei Lesern dieser Überschrift dem einen alsbald ein naher Zusammenhang der beiden Begriffe vorschwebte und der andere gleich sicher das Auseinanderfallen empfände, so wäre das eine wie das andere nur natürlich und berechtigt. Welche von beiden Anschauungen gegenwärtig den meisten näher läge, kann kein Zweifel sein. Die Zeiten haben sich geändert, wie das von je die Natur der „Zeiten" war; einer mehrere Jahrhunderte umfassenden Periode, für die das Wissen eine Art königlicher Würde besaß, ist für uns eine solche gefolgt, die ihm nur eine sehr untergeordnete Schätzung zuteil werden läßt. Und wir mögen uns damit zu einer höheren Auffassung, zu einer richtigeren Erkenntnis emporgestiegen fühlen. Freilich steht die Sache in Wahrheit nicht so einfach: weder das Wesen des Wissens noch das Wesen dessen, was wir Bildung nennen, noch das Verhältnis der beiden zueinander ist mit irgendwelcher Sicherheit oder Unveränderlichkeit gegeben; es sind da endlos viele Schattierungen möglich, und damit erst wird es der Mühe wert, die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis zu erheben.

Im Grunde ist ja Bildung überhaupt ein recht neuer Begriff, auf deutschem Boden vor stark hundert Jahren gewachsen, aber seitdem auf demselbigen deutschen Boden bereits durch allerlei Stadien hindurchgegangen und unter dem Schutz des bewährten schönen Namens stiller steter Wandlung unterworfen. Man sehe sich auch um bei denen, die das Wesen der Bildung auf eine bestimmte Formel zu bringen versucht haben. So gewinnend die gefundene Umschreibung oder so treu die Beschreibung einen Augenblick erscheinen mag, als irgendwie willkürlich oder unzureichend wird dieselbe doch wohl bald wieder erkannt oder empfunden; zu einer völlig maßgebenden gelangt man schwerlich. Die Aufgabe der Definition äfft uns gewissermaßen, und schließlich hängt das mit der Unerschöpflichkeit des Menschlichen zusammen und zugleich mit der unaufhörlichen leisen Verschiebung des sogenannten „ewig" Menschlichen, zu dessen wahrem Wesen ewig auch die Unstetigkeit oder doch Umbildsamkeit gehört. Unter dem „Gebildeten" verstehen wir eben doch einen ganzen Menschen in einer besonderen Ausprägung dieser gesamten Menschlichkeit, wie viel einseitiger, enger oder äußerlicher auch die in der Welt der Gewöhnlichen umlaufende Vorstellung von Bildung sein mag.

Gewissermaßen hat der Begriff eines Tages den einfacheren der „Erziehung" abgelöst oder ist ihm erhöhend hinzugekommen. Bei Erziehung — von deren Wesen denn doch eine verhältnismäßig gleichartige internationale Auffassung vorliegt, und zwar nicht etwa zufällig, sondern wegen des gemeinsamen Untergrundes psychologischer, ethischer und kultureller Anschauungen — bei Erziehung also denken wir doch gewiß an ein Überwinden natürlicher Animalität und

Angleichung an eine geltende Norm, nicht etwa schon an das Hervorgehen eines Neuen, den Menschenwert Erhöhenden. Erzogen sollen alle Mitglieder des Volkes werden, als „gebildet" hat immer nur ein Teil gedacht oder erwartet werden können. Wenn manche den Zeitpunkt erhoffen, wo sämtliche Individuen einer Kulturnation an dem, was wir als Bildung empfinden, teilhaben werden, und wenn sie darin die Erfüllung einer Aufgabe sehen, der die Entwicklung der Dinge entgegentreibe oder zu der durchaus grundsätzlich hingeführt werden müsse, so wäre das in Wirklichkeit ein sehr fragwürdiger Gewinn. Auch eine Kulturnation bedarf und behält eine Schicht solcher, die ihrerseits wesentlich nur Natur sind, ein Leben im Strome der Gesamtheit leben, sich nicht individuell emanzipieren, nicht sich innerlich bespiegeln, nicht durch Verfeinerung ihres Wesens sich leise aufreiben oder doch schwächen. Die von ihnen bewahrte natürliche Kraft ermöglicht es erst, daß neue „Gebildete" aus dem Ganzen emporwachsen. Erziehung, die allen zuteil werden soll, ergibt gleichsam das Knochengerüst, das ziemlich dasselbe ist bei so vielen, in ihrer Vollendung höchst ungleichen und ungleichartigen Geschöpfen: erst durch Bildung entsteht dann eine volle und gerundete Gestaltung. Indessen ein solcher Vergleich bleibt immer unvollkommen und anfechtbar. Und ähnlich ist es mit den andern, sich hier nahe legenden oder herbeizuholenden Vergleichen.

Will man an die Herstellung eines Menschenbildes denken? eines Abbildes etwa von einem Menschheitsideal? an das Werden einer Gestalt aus elementarem Stoff, wie das der Bildsäule unter den Händen des Künstlers? oder lieber an ein organisches Werden, aus lebensvollem Keim heraus, zu einem lebendigen Ganzen? Will man mehr an Harmonie im Mannigfaltigen denken? an Gewinnung neuer und edler Form? an Erfüllung mit wertvollem Inhalt? Alle diese Vorstellungen mögen durcheinander spielen, mögen mit einander wechseln, namentlich auch sich ablösen im Lauf der Zeiten, auf verschiedenen Stufen der Kulturentwicklung, bei verschiedenen Nationen. Freilich ward es ja schon ausgesprochen, daß „Bildung" nicht bloß ein deutsches Wort, sondern nach seinem eigentlichsten Gehalt ein deutscher Begriff sei, und was die andern ihm gegenüberstellen, bewegt sich immer nur in der Nähe dieses Begriffes, ohne sich je schlechthin mit ihm zu decken. Mit culture personnelle oder mit liberal education und was man sonst aus Französisch, Englisch oder verwandten Kultursprachen hieherziehen mag, ist stets ein etwas anderer Ton gegeben, ist etwas positiv Erreichtes, Verliehenes, Verwirklichtes angedeutet, während der Sinn von Bildung eigentlich mehr ein Fließendes, Werdendes, Relatives denken läßt und jedenfalls mehr in die Tiefe des Wesens geht als jene Bezeichnungen.

Um vollständiger zu schildern, so soll damit ein wertvoller geistiger Inhalt aufgenommen und verarbeitet und doch ein Eigenes geblieben und geworden sein; es soll damit das Verständnis für Menschheit und Kultur erhöht sein und zwar

das fühlende Verständnis nicht weniger als das erkennende; es soll der Wille geschmeidigt sein und doch nicht geschwächt; es sollen elementare Triebe gedämpft sein und doch nichts gesund Natürliches ertötet; es soll das Leben ein in vollerem Sinn bewußtes werden und doch die Unmittelbarkeit des Fühlens nicht verloren gehen; es soll die persönliche Selbstdarstellung überwacht und verfeinert, auch einer wohltuenden Norm angeglichen sein und doch niemals äußere Form die innere Freiheit lähmen; es soll die Fähigkeit und Bereitschaft zum Austausch mit andern, es soll soziale Befähigung gesteigert und doch das Individuum als solches selbständiger entwickelt und für sich abgeschlossen sein; es soll eine Harmonie der Eigenschaften gewonnen sein und doch nirgendwo Abdämpfung bis zur Kraftlosigkeit erfolgen.

Bei so hochgehenden Ansprüchen ist naturgemäß eine nur partielle oder fragwürdige Verwirklichung das Gewöhnliche; durch Umbildung des Natürlichen erfolgt auch nicht wenig Einbuße, über Einseitigkeit und Disharmonie kommt man oft nicht hinaus, und für eine große Zahl der nach Bildung Strebenden wurden die äußerlichsten Seiten das wesentliche Ziel. Halbbildung ist in Wirklichkeit meist das, was als Bildung gerechnet wird, wobei denn das „halb" sehr verschiedene Bruchteile bezeichnen kann. Soll man darauf schelten, darf man all diese zweifelhaften Ergebnisse schlechthin verachten? Ist es nicht dem Menschen bestimmt, unvollkommen zu bleiben da, wo er zum Vollkommnen aufstrebt? Auch auf dem Weg zur Höhe liegt manches, das wir nach seinem Grade schätzen dürfen.

Und wenn wir also das Ideal in seiner Höhe lassen und alles das würdigen, was ihm tatsächlich irgendwie zustrebt, gleichviel unter welchem Namen, so gewähren uns eben die Nationen und die Zeiten mannigfach abweichende Bilder. Um nur einiges Hauptsächliche hervorzuheben: das, was in England die Schicht anstrebt und verwirklicht, die unserer deutschen Schicht der Gebildeten entspricht, wäre von unserm Standpunkt aus viel mehr mit „Gesittung" zu bezeichnen. Die Dämpfung aller roheren Unbefangenheit der Lebensäußerungen und die Angleichung an eine gemeinsame feste Form sind dort das Wesentlichste, wozu allerdings eine sehr schätzbare Sicherheit in der Handhabung der Rede, auch wenn sie nicht als Beredsamkeit erscheint, weithin hinzukommt. Bestimmt aber noch wird die Bewährung einer gewissen Vornehmheit der Gesinnung erwartet. Eine ruhige Sicherheit des Wollens, die als Ergebnis nationaler Anlage, Erziehung und Überlieferung sich anschließt, wird man weniger dem Gebiet der Bildung zurechnen. Bei den Franzosen liegt das persönliche Bildungsstreben wie das Bildungsergebnis stärker auf der Seite sicherer, leichter und anmutiger Selbstbewegung, die sprachliche Ausdrucksfähigkeit mit eingeschlossen, wozu aber noch Klarheit und Präzision des begrifflichen Lebens und zugleich empfängliches Verständnis für das Menschliche in allerlei Formen kommt; literarisches und ästhetisches Interesse treten mit in den Vordergrund.

Können wir diesen Bildungsidealen ein deutsches als tatsächlich herrschend und wirksam gegenüberstellen? Wofern für uns ein solches nicht zurzeit überhaupt zerronnen ist (was eine pessimistische Auffassung leicht behaupten könnte), ist es jedenfalls sehr in Schwanken gekommen. Das vor etwa einem Jahrhundert den besten Geistern dieser unserer besten Zeit entsprossene Ideal war eben zu voll, zu hochgehend, um dem Schicksal einer Aushöhlung oder Verflachung zu entrinnen; es war gewissermaßen zu hoch in die Luft emporgetrieben, um nicht von allerlei Winden umspielt und verweht zu werden. Was heute den meisten unserer Landsleute als das Ideal oder einfacher als das wünschenswerte Ziel persönlicher Bildung gilt, ist Sicherheit der Bewegung inmitten des neuen Kulturlebens, Kenntnis der äußeren Welt so wie sie nun aufgedeckt und zugänglich ist, entwickelter Sinn für Kunst und Künste, auch wohl Empfänglichkeit für soziale und politische Probleme. Ethisches steht sicher nicht im Vordergrund, es sei denn, daß man Tatkraft oder Unternehmungsgeist schon dazu rechnen will; gute Form wird wesentlich als etwas Entliehenes, Übernommenes, Nachgeahmtes gepflegt und behält leicht den Charakter des Starren oder Gespreizten; eine ausgebildete Intelligenz hat Geltung, namentlich soweit sie konkreten Gebieten und Zwecken sich zuwendet; auf dem Gebiet des inneren Lebens wird ein starkes Maß von Individualismus hochgeschätzt, das Gegenteil also von einem gemeinsamen Inhalt des Fühlens.

Ganz weit ist man hinweggekommen von einer Annäherung der Bildung an Gelehrsamkeit, von einer Wertschätzung des Wissens als solchen, des Buchwissens zumal. Die Gelehrten selbst pflegen ihr Wissen als ein fachlich abgeschlossenes, sie finden es immer schwerer, auch nur dieses Fachwissen noch hinreichend zu beherrschen, und suchen oder verwirklichen keineswegs regelmäßig eine Verwebung solchen Berufswissens mit allgemeiner Bildung. Wie tief haben sich also gerade in dieser Beziehung die Zeiten gewandelt! So üblich es heute ist, Goethe als Vorbild für Selbstausbildung und Lebensgestaltung im Munde zu führen, so himmelweit sind die Zeitgenossen im allgemeinen von seiner Ruhe zur Selbstbildung entfernt und von der Energie seines Eindringens in die großen Gebiete menschlichen Wissens. Leider kann das kaum als Schuld der Einzelnen gerechnet werden, die Zeit hat die Bedingungen dafür gar zu sehr schwinden lassen. Übrigens brauchen wir gar nicht an diesen Einzigen, Goethe, zu denken: soviel geringer auch die Kräfte der meisten sein mochten, ein ähnliches Streben nach Erkennen und Verstehen der gesamten Geisteswelt war weit allgemeiner. War das damalige „Wissen der Gegenwart" von viel mäßigerem Gesamtumfang, man strebte eben dem vorhandenen Umfang wirklich zu. Das wieder zu versuchen, heute oder in Zukunft, kann uns nicht in den Sinn kommen. Es käme ja auch nicht auf den einfachen Erwerb solchen Wissens an, sondern auf seine Verwebung mit dem sonstigen geistigen Leben, auf seine belebende Kraft, seine erhöhende Wirkung.

Und an eine solche Kraft und Wirkung denkt und glaubt man heute doch wohl zu wenig. Wie gern redet man von totem Wissen, von trockenem Wissen oder Wissenskram, von öder Gedächtnisarbeit, vom Staub der Gelehrsamkeit usw. Und selbstverständlich gibt es ein Wissen oder Gelernthaben, das solche Prädikate verdient. Aber die Absage ist doch viel zu stürmisch und das Urteil psychologisch von großer Oberflächlichkeit. Man will Irrungen der Vergangenheit allzu gründlich abtun und gerät mit Sicherheit in neue. Freilich, wie naiv war diese Vergangenheit, waren alle die Jahrhunderte, in denen man dem Wissen, irgendeinem dem Gesamtvolk unzugänglichen Wissen eine ehrfürchtige Huldigung zollte! Ward es doch großenteils sorgsam als Geheimwissen gehütet. Unserer Unterscheidung von „Gebildeten" und „Volk" (die übrigens jetzt im Schwinden begriffen ist und der tatsächlichen Schichtung der Gegenwart schon kaum mehr entspricht) ist ja das Gegenüber von Klerus und Laien vorausgegangen, und dem Klerus in seinem älteren kirchlichen Sinn brachte nicht bloß die Macht über das Schicksal der Seelen sein Ansehen, sondern auch das unterscheidende Wissen oder geistige Können, wie denn gerade diese Seite sich auch in die neueren Jahrhunderte hinein erhalten hat, aus dem geistlichen Kleriker ein weltlicher clerc geworden ist und das Auseinander von Gebildeten und Volk eben nur die modifizierte und sich weiter modifizierende Fortsetzung jener Scheidung ist. So sehr gerade unsere Kultur fast allerwärts auf bestimmt gewonnenem Wissen beruht, so gern wird nun doch vom Wissen abschätzig geredet. Vielleicht macht das technische eine Ausnahme, aber bei diesem denkt man eben mehr an den entdeckenden Scharfsinn als an den zu übernehmenden Erkenntnisinhalt.

Oder man stellt sich überhaupt das Gewinnen des Wissens und seine Beziehung zu den verschiedenen geistigen Fakultäten unrichtig vor. Das ist schon für das Schulwissen der Fall. Als ob das Leben der Schulen sich durchweg im Übermitteln und Aufnehmen von Kenntnissen abspiele, als ob diese Kenntnisse gegeneinander isoliert, als ob sie wesentlich Wortstoff seien, als ob ihre Aneignung sich durch mechanisches Memorieren vollziehe, als ob die Köpfe dadurch nur dumpfer gemacht würden anstatt heller und die Dumpfheit auf das Leben weiter wirke, so pflegt heute der „temperamentvolle" Kritiker die Sache anzusehen und darzustellen. Gleichwohl ist damit nur das Mißlingende gekennzeichnet, woran es freilich bei beschränkten Lehrer- und Schülerkräften, bei viel zu wenig beschränkten Schülermengen und einer bedenklich großen Allgemeinheit der Anforderungen nicht fehlen kann. Und daß die Entwicklung der Erziehungskunst oder der organisatorischen Erziehungsmittel dahin gehen muß, eine vollere aktive Beteiligung der Schüler auf allerlei Weise zu ermöglichen, darüber ist man ja in allen wirklich sachverständigen Kreisen einig und die Versuche werden nicht stocken. Aber bei jedem befriedigend durchgeführten Unterricht ist doch mit dem Erwerben des Wissens anderes, und Wichtigeres als diese Erwerbung selbst, verbunden. Schon

diese letztere, als schlechthin zugemutete Einprägung gedacht, bedeutet eine Schule des Willens, die freilich weit abliegt von derjenigen Willensschulung, die in ausdauernden Fußwanderungen oder abhärtendem Kampfspiel zu finden ist, aber doch eine große Schule des Willens, ein Mittel zu geistiger Erstarkung, nicht etwa nach den Maßstäben veralteter Pädagogik und Psychologie, sondern ausdrücklich nach dem Standpunkt der modernen pädagogischen Psychologie, für welche die Anforderung der Aufmerksamkeit und des Einprägens bei einer höher gehenden Willensbildung durchaus in den Vordergrund tritt.

Unzweifelhafter wird es gleichwohl sein, daß die Erwerbung des Wissens in den meisten Fällen, und zunehmend mit den Jahren und Stufen, sich mit bestimmter Inanspruchnahme des Denkens verbindet, nicht bloß in Mathematik und andern exakten Wissenschaften, wo dieses Denken offensichtlich das Wesentlichere ist gegenüber dem Wissen (wo indessen doch auch ein bestimmtes Wissen erworben und festgehalten sein will), sondern z. B. in fremden Sprachen und irgendwie, wenn auch in verschiedener Art, auf allen Lehrgebieten. Daß in jedem ordentlichen Literatur- oder Geschichts- oder im geographischen Unterricht und auch im naturgeschichtlichen der Niederschlag positiven Wissens nicht einfach als solcher bezweckt und bewirkt wird, sondern daß Phantasie und Gefühl in mannigfacher Weise (in jedem der Lehrfächer anders, und wohl auch anders auf verschiedenen Stufen und naturgemäß auch anders bei verschiedenen Individuen) in Anspruch genommen, auch befriedigt und gebildet werden, sollte man nicht verkennen. Es zu verkennen liegt denen nahe, die nach ihrer persönlichen Anlage wesentlich Phantasie- und Gefühlsmenschen oder eigenartige produktive Ingenien sind, die jeder auferlegten Rezeptivität oder auch bloßen Reproduktivität wie jeder vorwiegenden Inanspruchnahme des Intellekts naturgemäß widerstreben und sich dabei unglücklich, sich vergewaltigt fühlen. Solchen Naturen — zu denen sich neuerdings freilich auch manche gerne rechnen, die nur zu fahrigen Wesens sind für rechte Willensanforderungen — gebühren aber besondere Bildungswege, so gut oder mindestens so gut wie den „Minderwertigen", für die man ja jetzt gern Sorge trägt.

Indessen abgesehen von dem Prozeß der Wissens aneignung mit den dieselbe begleitenden oder überwiegenden psychischen Vorgängen ist doch auch der Wissens besitz, ja ausdrücklich der Besitz des geordneten Schulwissens, etwas weder Wertloses noch zur rechten Teilnahme an unserm Kulturleben Überflüssiges. Man weist ja immer wieder gerne darauf hin, wie viel von dem Gelernten wieder vergessen, sogar rasch wieder vergessen werde. Daß das Erlernen auch dann nicht ohne Wert für die persönliche Bildung gewesen sein müsse, betont wiederum gerade die moderne Psychologie. Gewiß muß ja das Verhältnis zwischen dem zu übermittelnden Wissensstoff oder der Betätigung des Aneignens einerseits und der Anregung zum wirklichen Denken, der Anregung von Phan-

tasie, Fühlen und Wollen andrerseits immer wieder ernstlich revidiert, es muß ohne Zweifel gegenüber dem noch vorherrschenden Gebrauch in einer tiefdringenden Weise verbessert werden. Eine solche Aufgabe wird nicht erst als Korrektur einer zufälligen Verkehrtheit erfordert, sondern besteht gewissermaßen immer oder erneuert sich von selbst, da das eigentlich Wünschenswerte in unendlicher Höhe liegt.

Aber man ist doch gegenwärtig — wir wiederholen es — allzu geneigt, den Besitz eines festen Stammes positiver Kenntnisse zu unterschätzen. Oder man möchte die Zumutung dieser Erwerbung gerade der Jugend ersparen, der Jugend, die man so frei und froh und glücklich wie möglich wünscht, in einer begreiflichen Reaktion gegen die naive Annahme früherer Generationen, daß die Jugend vor allem den Erwachsenen unterworfen werden, daß sie gehemmt und genötigt und möglichst unmittelbar in alte, fertige Bahnen hineingewöhnt werden müsse. Öffentliche Strömung macht eben gern die Wendung zum Entgegengesetzten, wo der besonnene Einzelne nur leichtere Schwenkung, nur ein ruhiges Abbiegen wählen würde. Die jetzt so verächtlich angesehenen Schulkenntnisse, von denen doch auch nach allen natürlichen Einbußen ein beträchtlicher Bestand zu bleiben pflegt, wenigstens bei gesunden Köpfen, wenn auch nicht bei den kraftlosen Gehirnen der Dekadenten, diese Schulkenntnisse, z. B. in Geschichte, Geographie und in vielem andern, bilden doch eine Art von Betriebskapital, mit dem man großenteils sein Verständnis des Kulturlebens bestreitet, oder wenigstens den Grundstock eines solchen Kapitals. Das nachher Erworbene, es sei denn auf dem bestimmt abgegrenzten Gebiete des Berufslebens, pflegt immer unsicher zu bleiben; versäumtes Lernen in der Zeit der Schuljahre ist nicht zu ersetzen. Es wird ja im Verkehr nicht immer gemerkt, welches hübsche Maß von Ignoranz in einem Kopfe wohnt; auch ist „Ignorant" bei uns kein Scheltwort mehr, wie es ein solches manche Jahrhunderte hindurch war; zu urteilen, unmittelbar und persönlich und möglichst unbedingt zu urteilen, das ist es was nun geschätzt wird. Aber auf wie vielen Gebieten kann dem Urteil kaum irgendwelcher Wert zugesprochen werden, wenn nicht ein festes Wissen zugrunde liegt! Wie vielfach ist ein Verstehen von entgegentretenden Lebenserscheinungen nicht möglich ohne ein über das Alltägliche und Gegebene hinausgehendes, allgemeines Wissen!

Lassen wir übrigens das Schulwissen als solches auf sich beruhen: wie schon gesagt, dürfen die Schulen in Zukunft ja keineswegs ihre eigentlichste Aufgabe in Wissensübermittlung sehen. Denken wir an das weiterhin im Leben durch freiwilliges Eindringen in allerlei Gebiete zu gewinnende Wissen: wie sehr dabei Neigung und Abneigung im einzelnen antreibend oder ausscheidend mitsprechen mag, das was wir Bildung nennen dürfen ist auch in Zukunft nicht ohne eine ernstliche Pflege des Wissens zu gewinnen. Es ist nicht Zufall, daß die Frauenwelt mit der bisherigen Art ihrer Bildung unzufrieden ist; sie will geistig in eine vollere Schulung genommen werden, allerlei oberflächliches Können und

äußerliches Anlernen genügt ihr nicht mehr, sie wünscht auf strengeren Wegen zu vollerem Erkennen und begründetem Wissen hingeführt zu werden. Und ist das Wesen der „Wissenschaft" längst nicht mehr gleichbedeutend mit einem angesammelten System zu übernehmenden Wissens, so wird doch keine Wissenschaft gepflegt ohne daß bestimmtes Wissen überall erworben und festgehalten würde, um zu haltbaren Folgerungen benutzt zu werden; Neugewinnung von Wissen ist naturgemäßes Ziel der Arbeit in der Wissenschaft.

Indessen wir wollen es ja nur mit der allgemeinen Bildung zu tun haben. Ist es möglich, ohne ein ganz bestimmtes geschichtliches Wissen die gegenwärtige politische Welt zu verstehen, zu beurteilen? Vielleicht scheint dazu nur die Kenntnis der letzten Entwicklungsphasen zu gehören, vielleicht eine regelmäßige Zeitungslektüre während eines gewissen Zeitraums? Aber wie sehr man dabei von fremdem Urteil abhängig bleibt, und zwar oft von einem auch seinerseits zu bequem übernommenen, ahnt man nicht; und doch ist das ein Hauptunterschied zwischen dem Gebildeten und dem „Halbgebildeten", daß des ersteren Urteil auf eigener innerer Anschauung der Dinge beruht, das des letzteren mehr oder weniger fertig bezogen zu sein pflegt, nur in der Form sicher ist und in Beziehung auf Ursprünglichkeit den Urteilenden selber täuscht, so daß eine solche „Hälfte" der Bildung vielleicht mehr von wirklicher Bildung hinweg, als zu ihr hinaufführt. Daß ein Verständnis der allherrschenden technischen Kultur der Gegenwart ohne ein bestimmtes naturwissenschaftliches Wissen nicht möglich ist und daß man ohne jenes Verständnis sich nicht recht zu den Gebildeten der Gegenwart rechnen kann, wird schwerlich bestritten, außer vielleicht von einigen in ihrem Eigensinn stecken gebliebenen Philologen oder den allem Konkreten entschwebenden Ästheten. Den Reichen der Natur, namentlich der Welt der Pflanzen und Gesteine, nur mit ganz vager und versagender Kenntnis, nur unbestimmt fühlend gegenüberzustehen ist nicht wenigen, allzu einseitig Geschulten ein rechter Schmerz geworden: wirklich muß man eine mehr als bloß träumerische Vertrautheit mit den Gebilden der Natur, inmitten deren wir leben, zu den Anforderungen allgemeiner Bildung rechnen; nicht um des Wissens im einzelnen willen, sondern wegen der seelischen Schwingungen, die sich damit verbinden und die einem „kompletten" Menschen nicht fremd sein dürfen.

Sehr günstig scheint es vielleicht zurzeit mit geographischem Wissen zu stehen. Die Erde ist den Menschen von heute nicht mehr bloß ein bunter Globus mit aufgezeichneten Linien und sonstigen symbolischen Zeichen, ihre Kenntnis nicht mehr bloß ein Ganzes von vielen Namen und Zahlen; sie ist andrerseits auch nicht mehr ein unendlicher Bereich, in dem nur die Phantasie an der Hand von Reisebeschreibungen gelegentlich herumschweift. Man hat sich gewöhnt, auf diesem Erdball, auf dem es „keine Entfernungen mehr gibt", ziemlich viel herumzutrotten, über weite Strecken hinzusausen, an alle interessantesten

Punkte sich irgendwie hintragen zu lassen. Man „kennt" außerordentlich viele Orte, „weiß" von tausend bestimmten Einzelheiten durch eigenen Augenschein. Aber für die meisten ist das darum doch kein irgendwie organisches Wissen, es erstreckt sich vielfach zumeist auf Eisenbahnzugverbindungen, Gasthäuser und dgl., viel seltener auf Verständnis der Landesbeschaffenheit und ihrer Bedingungen oder auf wirkliches Verständnis der Menschen in den fremden Gegenden, während erst damit eigentliche Bildung erwiesen würde. In Beziehung auf Allgemeines bleibt man wesentlich im Banne suggerierter Urteile.

Noch von einem andern Gebiet mag man Günstiges annehmen, nämlich dem ästhetischen. Auf dem literarischen zwar wäre es schwer zu entscheiden, ob der Gesichtskreis unsrer Zeitgenossen weit geworden sei, während die äußeren Hilfen zur Kenntnisnahme außerordentlich viel reichlicher geworden sind, wie auch die Kenntnis lebender Fremdsprachen immerhin im Zunehmen begriffen ist. Aber abgesehen davon, daß zur wirklichen Wertunterscheidung gegenüber dem Einzelnen und Neuen ein Wissen um Älteres und unveränderlich Großes höchst wünschenswert ist, so ist z. B. das wirkliche Verständnis fremder Texte nicht ohne ein ziemlich tiefdringendes Wissen möglich, ein Wissen um den wirklichen inneren Gehalt von Wörtern und Wendungen, wie es allerdings nie von außen übernommen sein kann, sondern durch reichlichen Verkehr mit der fremden literarischen Sprache erworben sein muß. Auf ein wirkliches Wissen oder Kennen kommt es jedenfalls an, und es herrscht außerordentlich viel Selbsttäuschung über das Maß des Verständnisses, wie selbst für die Öffentlichkeit bestimmte Übersetzungsproben immer wieder beweisen.

Mehr als die sprachlich literarische wird eine befriedigende Kenntnis der bildenden Kunst verallgemeinert erscheinen, im Zusammenhang mit den gemachten Reisen und besuchten Museen, mit der Mannigfaltigkeit der Reproduktionen und auch mit einem gewissen, die Öffentlichkeit erfüllenden Eifer, für dieses Gebiet Interesse wach zu halten. Und manche Naturen, die eine Art von passiver Kunstbegabung mitbringen, gelangen auch ohne weitere Vermittlung zu genußvollem Verständnis; viel mehr andere gewinnen ein leidliches Verständnis und eine verhältnismäßige Befriedigung allmählich, durch die oft wiederholten Eindrücke und die von selbst sich einstellenden Vergleichungen. Ihnen gegenüber gibt es nicht wenige, die nur kunstgeschichtliches Wissen mitbringen und weiter sammeln und darin ihre Genugtuung finden und die eine unmittelbare und erwärmende Beziehung zu den Kunstwerken gar nicht erlangen. Aber im allgemeinen ergibt doch erst ein Maß von bestimmtem Wissen — wenn nicht die Möglichkeit des Genießens, so doch eine bedeutende Erhöhung dieser Möglichkeit. Man durchwandere nur eine Gemäldegalerie an der Hand eines kunstgeschichtlich wie ästhetisch gut durchgebildeten Begleiters, und seine Bemerkungen werden uns immer wieder die Augen öffnen für Unterschiede, Eigen=

tümlichkeiten, Vorzüge, Schranken, Absichten und Wirkungen, die wir mit bloß naiver Auffassungskraft nicht zu finden vermochten und die mit unserem Verständnis unsere Genußfähigkeit erhöhen. Wenn die Künstler ihrerseits gern verlangen, man solle nur recht unbefangen vor das Kunstwerk hintreten und es „auf sich wirken lassen", so überschätzen sie dabei die innere Leistungsfähigkeit der meisten Beschauer, sie setzen das wenigstens als rezeptive Kraft bei andern voraus, was als produktive in ihnen selbst wohnt, wie übrigens in gewissem Sinne die Produktivität selbst erst die beste Befähigung zur Rezeption ergibt. Wo eine natürliche innere Kraft zum unmittelbaren Erfassen nicht gegeben ist, da wird eine Hilfe jener Art wünschenswert, die natürlich nicht in dem Wissen trockener Notizen bestehen kann, aber doch eine Hilfe der Kenntnis ist zur Erkenntnis. Übrigens wird solche Kenntnis meist doch gerade auch der suchen, der das Wohlgefallen oder die Liebe von selbst mitbringt; die Liebe wünscht auch zu kennen und immer besser zu erkennen, zwischen Kenntnis und Liebe besteht ein stiller Zusammenhang.

Natürlich kämen wir mit alledem immer auf die Frage: was heißt „Wissen"? In welchem organischen Verhältnis steht es an sich und mit den sonstigen seelischen Funktionen? Passionierte Wissensfreunde, denen es gleich andern Sammlern wesentlich auf das Ansammeln und etwa noch das Zusammenordnen ankommt, sind auch heute nicht ganz ausgestorben, wenn auch ein Polyhistor, wie er im siebzehnten Jahrhundert vorhanden sein und in großem Ansehen stehen konnte, schwerlich mehr anzutreffen ist und noch schwerlicher hochgeschätzt würde; er könnte uns nur eine persönliche Kuriosität sein. Anders schon steht es mit einer recht umfassenden Wißbegierde, die auch uns, wo wir sie gewahren, erfreuen mag, wenngleich wir wissen, daß eine zu weitgehende Vielseitigkeit mit fruchtbarem Interesse nicht wohl zusammenfallen kann. Es ist eben das Lebendige und Belebende, was uns heute befriedigt, nicht das ruhend Bewahrte, das wir leicht als ein totes empfinden; auch hier geht uns Kraft über Stoff; und auch aus den Gebieten des positiven Wissens schätzen wir mehr das Kennen der Probleme, dessen also, was erst gefunden werden soll, als das der Ergebnisse, von denen wir übrigens auch wissen, daß sie kaum jemals endgültig sind. Lernfreude ist demnach etwas Höheres als Wissensfreude, oder Wissensfreude etwas recht Erfreuliches nur als Lernfreude. Ungefähr das hatte schon vor hundert Jahren der Philosoph Herbart im Sinne, als er die Erzielung geistigen Interesses als die letzte Aufgabe der Jugendbildung hinstellte.

Aber jene unsere große Zeit, auf die wir hier zurückkommen müssen, sollte uns überhaupt vor dem Verlust der letzten und höchsten Maßstäbe bewahren. Damals betrachtete man die Aufnahme des gesamten Weltbildes in das Bewußtsein als wesentlich für die volle Bildung des individuellen Geistes; man suchte nicht mehr ein breites Wissen um der Sammelfreude oder der befriedigten

„Neubegierde" oder der Eitelkeit willen, aber man wollte das enge Ich zu einem weiten werden lassen. Und mag man von irgend etwas wie einem unbedingten Ideal sich seitdem entsagend abgewandt haben: daß durch alle die gepflegten inneren Beziehungen zur Welt, zur Vergangenheit, zu Natur und Menschenschicksalen, zu den Bewegungen und Gebilden menschlichen Geistes in räumlicher wie zeitlicher Ferne und Nähe unser Ich erst weit und reich wird, und daß Reichtum und Weite in diesem Sinn zum „gebildeten" Ich gehören, das werden wir auch jetzt nicht verkennen.

Trotz alledem hieße es den Maßstäben oder den Erkenntnissen der Gegenwart allzufremd bleiben, wollte man nicht anerkennen, daß ein wertvoller Typus des Gebildeten besteht, für den festgehaltenes positives Wissen wenig bedeutet und bei dessen innerem Aufbau sogar verarbeitetes Wissen nicht eigentlich wesentlich ist, mindestens nicht so erscheint, da dieser Typus seinen Wert vielmehr auf dem Gebiete sicheren und leichten Blickes, originaler Auffassung, unabhängigen Urteils hat, überhaupt (wie das nicht bloß von eigentlichen Künstlernaturen gilt) auf der Stärke des in dem Individuum selbst lebendig Emporsteigenden. Hier ist Bildung mehr ein natürliches Werden als ein Vollziehen. Natürlich hat man die auf solche besondere Art Hochbegabten immer gewürdigt, aber in gleichem Grade zur Würdigung fähig hat man sich doch nicht erwiesen. Auch mögen immerhin neben den durch Phantasie schöpferischen Geistern die nicht zu gering geschätzt werden, die auf dem Gebiete von Phantasie und Fühlen wenigstens eine erhöhte Empfänglichkeit besitzen. Und wenn wir von diesen besonderen Schichten absehen, so bleibt immer die Abstufung, daß alles selbsterarbeitete Wissen mit Bildung mehr zu tun hat als ein — wenn auch nicht bloß mechanisch — übernommenes, alles anschauliche Wissen mehr als das buchmäßig abstrakte, und daß ein Wissen, das sich mit Tun verknüpft, für die Durchbildung der Person am meisten bedeutet. So läßt sich denn das ganze Verhältnis zwischen Wissen und Bildung jedenfalls auf keine feste Formel bringen. Aber darum ist doch wohl der Versuch es zu beleuchten nicht unberechtigt.

# Königliche Hoheit/ Roman von Thomas Mann

(Fortsetzung)



In diese Zeit fiel ein peinliches, ja anstößiges Vorkommnis, wovon dem großherzoglichen Paare nichts bekannt wurde, weil Doktor Überbein reinen Mund darüber hielt, und worüber auch sonst in der Residenz fast nichts verlautbarte, weil alle, die daran Teil und Schuld gehabt, offenbar aus einer Art Schamgefühl, später Stillschweigen darüber beobachteten. Gemeint sind die Ungehörigkeiten, die sich gelegentlich der Anwesenheit des Prinzen Klaus Heinrich bei dem diesjährigen Bürgerball ereigneten, und an denen hauptsächlich ein Fräulein Unschlitt, Tochter des vermögenden Seifensieders, beteiligt war.

Der Bürgerball war eine stehende Veranstaltung im gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt, eine offizielle und dabei zwanglose Festlichkeit, die, von der Stadt gegeben, jeden Winter im Gasthof „Zum Bürgergarten", einem großen, noch kürzlich erweiterten und erneuerten Etablissement in der südlichen Vorstadt, abgehalten wurde und den bürgerlichen Kreisen Gelegenheit bot, mit dem Hofe gesellige Fühlung zu gewinnen. Man wußte, daß Johann Albrecht III. dieser zivilen und wenig starren Veranstaltung, zu der er im schwarzen Leibrock erschien, um die Polonaise mit der Frau Bürgermeisterin zu eröffnen, niemals Geschmack abgewonnen hatte, und daß er sich möglichst früh davon zurückzuziehen pflegte. Desto angenehmer berührte es, daß sein zweiter Sohn, obwohl noch nicht verpflichtet dazu, schon dieses Jahr auf dem Balle erschien — und zwar, wie man erfuhr, auf sein eigenes dringliches Verlangen. Der Prinz hatte, so hörte man, Exzellenz von Knobelsdorff zum Übermittler seines sehnsüchtigen Wunsches an die Großherzogin gemacht, und diese wieder hatte ihm bei ihrem Gemahl die Erlaubnis erwirkt . . .

Das Fest nahm äußerlich durchaus den hergebrachten Verlauf. Die höchsten Herrschaften, Prinzessin Katharina in gefärbtem Seidenkleid und Capothütchen, begleitet von ihren rotköpfigen Kindern, Prinz Lambert nebst seiner hübschen Gemahlin, zuletzt Johann Albrecht und Dorothea mit dem Prinzen Klaus Heinrich fuhren am „Bürgergarten" vor, im Vestibüle begrüßt von Stadtverordneten, an deren Fräcken langbebänderte Rosetten hafteten. Mehrere Minister, Adjutanten in Zivil, zahlreiche Herren und Damen des Hofes, die Spitzen der Gesellschaft, auch Gutsbesitzer aus der Umgegend waren zugegen. Im großen, weißen Hauptsaal nahm das großherzogliche Paar zunächst eine Reihe von Vorstellungen entgegen und eröffnete dann zu den Klängen der Musik, die droben auf der geschweiften Empore einsetzte, Johann Albrecht mit der Bürgermeisterin, Dorothea mit dem Bürgermeister, im Umzuge den Ball. Hierauf, während

---

die Polonaise sich in Rundtanz auflöste, das Vergnügen um sich griff, die Wangen sich erhitzten, erregte Beziehungen, süße, schmachtende, schmerzliche, überall in dem warmen Menschendunst des Festes sich herstellten, standen die höchsten Herrschaften, wie höchste Herrschaften bei solchen Gelegenheiten zu stehen pflegen: ausgeschlossen und gnädig lächelnd an der oberen Schmalseite des Saales unterhalb der Empore. Von Zeit zu Zeit zog Johann Albrecht einen Herrn von Ansehen, Dorothea eine Dame ins Gespräch. Die Angeredeten traten rasch und gesammelt herzu und zurück, sie hielten Abstand in halber Verbeugung und mit schiefem Kopfe, nickten, schüttelten, lachten in dieser Haltung zu den Fragen und Bemerkungen, die an sie ergingen, — antworteten eifervoll, ganz an den Augenblick hingegeben, mit jähen und zuvorkommenden Übergängen von inniger Heiterkeit zu tiefstem Ernst, mit einer Leidenschaftlichkeit des Wesens, die zweifellos ihrem Alltag fremd war, und offenbar in einem gesteigerten Zustande. Neugierige, noch hochatmend vom Tanze, standen im Halbkreise umher und schauten diesen sachlich wesenlosen Unterredungen mit einem sonderbar angestrengten Gesichtsausdruck zu, der dadurch zustande kam, daß sie mit emporgezogenen Brauen lächelten.

Viel Aufmerksamkeit war auf Klaus Heinrich gerichtet. Er hielt sich, zusammen mit zwei rotköpfigen Vettern, die schon dem Heere angehörten, heut' aber ebenfalls das Bürgerkleid trugen, ein wenig im Rücken seiner Eltern, auf einem Beine ruhend, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestützt, dem Publikum sein rechtes Halbprofil zugewandt. Ein Reporter des „Eilboten", der zum Feste abgeordnet war, machte sich in einem Winkel Notizen über ihn. Man sah, wie der Prinz mit der weiß behandschuhten Rechten seinen Lehrer grüßte, den Doktor Überbein, der mit seinem roten Bart und seinem grünlichen Gesicht das Spalier der Zuschauer entlang kam, und wie er ihm sogar ein großes Stück in den Saal hinaus entgegenging. Der Doktor, große Emailleknöpfe im Vorhemd, verbeugte sich zunächst, als Klaus Heinrich ihm die Hand reichte, begann aber dann sofort, in seiner freien und väterlichen Art auf ihn einzureden. Der Prinz schien abzuwehren, mit einem unruhigen Lachen übrigens. Aber dann verstand eine ganze Anzahl Personen, daß Doktor Überbein ausrief:

„Nein, Unsinn, Klaus Heinrich, — wozu haben Sie es gelernt?! Wozu hat Madame aus der Schweiz es Ihnen im zartesten Alter beigebracht?! Ich begreife nicht, warum Sie zu Balle gehen, wenn Sie nicht tanzen wollen?! Eins, zwei, drei, nun wird Bekanntschaft gemacht!" Und unter fortwährenden Witzreden stellte er dem Prinzen vier, fünf junge Mädchen vor, die er ohne weiteres aufgriff und an der Hand herbeiführte. Sie tauchten und stiegen wieder empor, eine nach der andern, in der schleifenden Wellenbewegung des Hofknixes, setzten die Zähne auf die Unterlippe und gaben sich Mühe. Klaus Heinrich stand mit zusammengezogenen Absätzen. Er sagte:

„Ich freue mich . . . Ich freue mich sehr . . .“

Zu einer sagte er sogar:

„Es ist ein lustiger Ball, nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

„Ja, Großherzogliche Hoheit, wir haben viel Spaß —“, antwortete sie mit hoher, zwitschernder Stimme. Sie war ein hochgewachsenes, wenn auch etwas knochiges Bürgermädchen, in weißen Mull gekleidet, mit einer blonden, gewellten, unterpolsterten Scheitelfrisur über dem schönen Gesicht, einer goldenen Kette um den entblößten Hals, an dem die Schlüsselbeine stark hervortraten, und großen, weißen Händen in Halbhandschuhen. Sie fügte hinzu:

„Jetzt kommt die Quadrille. Wollen Großherzogliche Hoheit nicht mittanzen?“

„Ich weiß nicht . . .“ sagte er. „Ich weiß wirklich nicht . . .“

Er sah sich um. Wirklich kam geometrische Ordnung in das Getriebe des Saales. Linien zogen sich, Karrees bildeten sich, man trat an, man rief nach einem Gegenüber. Noch schwieg die Musik.

Klaus Heinrich erkundigte sich bei seinen Vettern. Ja, sie nahmen teil am Lancier, sie hielten ihre glücklichen Partnerinnen schon an den Händen.

Man sah, wie Klaus Heinrich von hinten an den roten Damastsessel seiner Mutter herantrat und lebhafte, gedämpfte Worte an sie richtete, — sah, wie sie mit herrlicher Nackenwendung die Frage an ihren Gatten weitergab und wie der Großherzog nickte. Und dann erregte es einiges Lächeln, mit welchem jugendlichen Ungestüm der Prinz davonstürzte, um den Beginn des Reigens nicht zu versäumen.

Der Referent des „Eilboten“, das Notizbuch in der einen und das Crayon in der anderen Hand, spähte aus seinem Winkel mit seitwärts geneigtem Oberkörper durch den Saal, um festzustellen, wen der Prinz engagieren werde. Es war die Blonde, Hochgewachsene, mit den Schlüsselbeinen und den großen weißen Händen, Fräulein Unschlitt, die Tochter des Seifensieders. Sie stand noch an der Stelle, wo Klaus Heinrich sie verlassen hatte.

„Sind Sie noch da?“ sagte er atemlos . . . „Darf ich Sie auffordern? Kommen Sie!“

Die Karrees waren komplett. Sie irrten ein Weilchen umher und fanden keine Unterkunft. Ein Herr mit bebänderter Rosette eilte herbei, ergriff ein Paar junger Leute bei den Schultern und veranlaßte sie, ihren Platz unter dem Kronleuchter zu räumen, damit Seine Großherzogliche Hoheit mit Fräulein Unschlitt eintreten könne. Die Musik hatte gezögert, nun setzte sie ein, das Schreiten und Komplimentieren begann, und Klaus Heinrich drehte sich mit den andern.

Die Türen zu den Nebenräumen standen geöffnet. In einem von ihnen sah man das Büfett mit Blumenvasen, Punschterrinen und Schüsseln voll bunter Brötchen. Der Tanz zog sich bis dort hinein; zwei Vierecke machten ihre Pas'

im Büfettzimmer. In den anderen waren weißgedeckte Tische aufgeschlagen, die noch leer standen.

Klaus Heinrich schritt vorwärts und rückwärts, er lächelte in Angesichte, streckte seine Hand aus und empfing Hände, empfing immer wieder die große weiße Hand seiner Partnerin, legte seinen rechten Arm um die weiche Mulltaille des Mädchens und drehte sich mit ihr auf dem Fleck, indem er die linke Hand, die ebenfalls einen kleinen Handschuh trug, in die Hüfte stemmte. Man sprach und lachte im Drehen und Schreiten. Er beging Fehler, erinnerte sich nicht, brachte Verwirrung in die Figuren und stand ratlos, wohin er gehöre. „Sie müssen mich zurechtweisen!" sagte er im Gewirr. „Ich störe ja alles! Geben Sie mir nur Rippenstöße!" Und man faßte allmählich Mut und wies ihn zurecht, kommandierte ihn lachend dahin und dorthin, legte sogar Hand an und schob ihn ein wenig, wenn es nötig war. Das schöne Mädchen mit den Schlüsselbeinen übernahm es hauptsächlich, ihn zu schieben.

Die Stimmung hob sich mit jeder Tour. Die Bewegungen wurden freier, die Zurufe kecker. Man fing an, mit den Füßen zu stampfen und schwank beim Vorwärts und Rückwärts, während man einander an den Händen hielt, die Arme wie Schaukeln. Auch Klaus Heinrich stampfte, zuerst nur andeutungsweise, dann aber kräftiger. Und was das Schaukeln der Arme betraf, so sorgte das schöne Mädchen dafür, wenn sie miteinander avancierten. Auch machte sie jedesmal, wenn sie ihm entgegentanzte, einen übertriebenen Kratzfuß vor ihm, was die Munterkeit sehr verstärkte.

Im Büfettzimmer herrschte ein Prusten und Kichern, daß alles neidisch hinübersah. Jemand war dort mitten im Tanz aus dem Karree entwischt, hatte im Sprung vom Büfett ein belegtes Brödchen stibitzt und kaute nun stolz beim Schlenkern und Stampfen, zum Gelächter der andern.

„Die sind frech!" sagte das schöne Mädchen. „Die mopsen sich nicht!" Und es ließ ihr keine Ruhe. Ehe man sich's versah, war sie ausgebrochen, war leicht und geschickt zwischen den Linien dahingeflogen, hatte dort drüben ein Brötchen erwischt und war zurück.

Klaus Heinrich war es, der am begeistertsten applaudierte. Es ging nicht gut mit seiner linken Hand, und so half er nach, indem er mit der rechten auf den Oberschenkel schlug und sich neigte vor Lachen. Dann ward er stiller und ein wenig bleich. Er kämpfte mit sich . . . Die Quadrille näherte sich ihrem Ende. Was er tun wollte, mußte er schleunig tun. Schon waren die Englischen Ketten an der Reihe.

Und als es fast schon zu spät war, da tat er, um was er gekämpft hatte. Er lief davon, lief hastig zwischen den Tanzenden hindurch, indem er mit halber Stimme um Entschuldigung bat, wenn er jemanden anstieß, erreichte das Büfett, ergriff ein Brötchen, stürzte zurück, fuhr gleitend in sein Karree hinein . . . Das

war nicht alles. Er führte das Brötchen — es war mit Ei und Sardellen belegt — gegen die Lippen seiner Partnerin, des Mädchens mit den großen weißen Händen, — sie beugte ein wenig die Kniee, biß zu, biß, ohne die Hände zu brauchen, wohl die Hälfte ab . . . und zurückgeworfenen Kopfes schob er sich den Rest in den Mund!

Der Übermut des Vierecks löste sich auf in der Großen Kette, die eben begann. Rings um den Saal ging kreuzweise und verschlungen ein Händereichen und gewundenes Wandern. Es stockte, die Strömungen tauschten die Richtung, und noch einmal ging es herum, mit Lachen und Plaudern, mit Verirrungen, Verwirrungen und hastig geglätteten Tumulten.

Klaus Heinrich drückte die Hände, die er empfing, ohne zu wissen, wem sie gehörten. Er lächelte mit bewegter Brust. Sein glatt gescheiteltes Haar hatte sich gelockert, und etwas davon fiel in die Stirn; sein Hemdeinsatz buckelte sich ein wenig aus der Weste hervor, und in seinem Gesicht, seinen erhitzten Augen war jene weiche, ja gerührte Begeisterung, die zuweilen der Ausdruck des Glückes ist. Mehrmals sagte er im Schreiten und Händereichen:

„Wir haben viel Spaß gehabt! Wir haben so viel Spaß gehabt!“ Er begegnete seinen Vettern und auch zu ihnen sagte er:

„Wir haben so viel Spaß gehabt, — wir da drüben!“

Dann gab es ein Händeklatschen und Wiedersehen: man war am Ziel; Klaus Heinrich stand wieder Aug' in Aug' vor dem schönen Mädchen mit den Schlüsselbeinen; und da der Takt wechselte, legte er abermals seinen Arm um ihre weiche Taille, und sie tanzten im Trubel.

Klaus Heinrich führte nicht gut und stieß nicht selten mit anderen Paaren zusammen, weil er die linke Hand in die Hüfte gestemmt hielt; aber er brachte seine Dame schlecht und recht bis zum Eingang des Büfettzimmers, wo sie Halt machten und sich mit Ananasbowle erfrischten, die von Aufwärtern dargereicht wurde. Gleich am Eingang saßen sie, auf zwei Sammet-Taburetts, tranken und plauderten von der Quadrille, vom Bürgerball, von anderen geselligen Veranstaltungen, an denen das schöne Mädchen diesen Winter schon teilgenommen . . .

Um diese Zeit trat ein Herr des Gefolges, Major von Platow, Flügeladjutant des Großherzogs, vor Klaus Heinrich hin, verbeugte sich und bat um die Erlaubnis, melden zu dürfen, daß Ihre Königlichen Hoheiten nun aufbrächen. Er sei beauftragt . . . Aber Klaus Heinrich gab in so beweglicher Weise den Wunsch zu erkennen, noch bleiben zu dürfen, daß der Adjutant nicht auf seinem Auftrag bestehen mochte. Der Prinz tat Ausrufe eines fast empörten Bedauerns und war offenbar von dem Ansinnen, jetzt nach Hause zu fahren, aufs schmerzlichste berührt. „Wir haben so viel Spaß!“ sagte er, stand auf und ergriff den Major sogar ein wenig am Arm. „Lieber Herr von Platow, bitte, verwenden Sie sich für mich! Sprechen Sie mit Exzellenz von Knobelsdorff, tun Sie, was Sie

wollen, — aber jetzt fahren, wo wir so viel Spaß miteinander haben —! Ich bin sicher, daß auch meine Vettern noch bleiben . . ." Der Major blickte das schöne Mädchen mit den großen weißen Händen an, die ihm zulächelte; auch er lächelte und versprach dann, sein Möglichstes zu tun. Dieser kleine Auftritt ereignete sich, während schon im Entree des „Bürgergartens" der Großherzog und die Großherzogin sich von den Stadtverordneten verabschiedeten. Gleich darauf begann im ersten Stockwerk der Tanz aufs neue.

Das Fest war auf seiner Höhe. Alles Offizielle war abgetan, und man setzte die Gemütlichkeit in ihre Rechte ein. Die weißgedeckten Tische in den Nebenräumen waren besetzt von Familien, die Bowle tranken und soupierten. Jugend strömte ab und zu, ließ sich erhitzt und unruhevoll auf den Rändern der Stühle nieder, um ein paar Bissen zu essen, ein Glas zu trinken und sich wieder ins Vergnügen zu stürzen. Im Erdgeschoß gab es eine altdeutsche Bierstube, die von gesetzteren Herren stark besucht war. Der große Tanzsaal und der Büfettraum wurden nun ganz von der tanzlustigen Jugend in Besitz gehalten. Der Büfettraum war von fünfzehn oder achtzehn jungen Leuten angefüllt, Töchtern und Söhnen der Stadt, darunter Klaus Heinrich. Es war eine Art Privatball dort. Man tanzte zu den Klängen der Musik, die aus dem Hauptsaal hereinscholl.

Vorübergehend wurde der Doktor Überbein hier gesehen, des Prinzen Studienlehrer, der eine kurze Unterredung mit seinem Schüler hatte. Man hörte ihn, die Taschenuhr in der Hand, des Herrn von Knobelsdorff erwähnen, hörte ihn sagen, daß er sich drunten in der Bierstube aufhalte und wiederkommen werde, den Prinzen abzuholen. Dann ging er. Die Uhr war halb elf.

Und während er unten saß und bei einem Kruge Bier mit Bekannten konversierte, eine Stunde nur noch, anderthalb, nicht mehr, trugen sich im Büfettraum die anstößigen Vorgänge zu, jene eigentlich unbegreiflichen Ausschreitungen, denen er dann, leider zu spät, ein Ende machte.

Die Bowle, die getrunken wurde, war leicht, sie enthielt mehr kohlensaures Wasser als Champagner, und wenn die jungen Leute das innere Gleichgewicht verloren hatten, so war eher der Tanzrausch daran schuld, als der Geist des Weines. Aber bei des Prinzen Charakter und der gutbürgerlichen Herkunft der übrigen Gesellschaft genügte das nicht zur Erklärung dessen, was geschah. Hier wirkte, auf beiden Seiten, ein anderer, eigenartiger Rausch . . . Das Seltsame war, daß Klaus Heinrich die einzelnen Stadien dieses Rausches genau verfolgte und dennoch unfähig oder ohne Willen war, ihn abzuschütteln.

Er war glücklich. Er fühlte auf seinen Wangen dieselbe Hitze brennen, die er auf den Gesichtern der anderen sah, und sein Blick, verdunkelt von einer weichen Verwirrung, flog umher, umfaßte begeistert eine Gestalt nach der anderen und sagte: „Wir!" Auch sein Mund sagte es, sagte mit innerlich seliger Stimme

lauter Sätzchen, in denen ein Wir enthalten war. „Wir wollen uns setzen, wir wollen wieder tanzen, wir wollen trinken, wir machen zwei Karrees aus . . .“ Besonders zu dem Mädchen mit den Schlüsselbeinen sagte Klaus Heinrich Dinge mit „Wir“. Er hatte seiner linken Hand vollständig vergessen, sie hing hinab, er fühlte sich nicht gehemmt von ihr in der Freude und dachte nicht daran, sie zu verbergen. Manche sahen erst jetzt, wie es eigentlich damit stand und blickten neugierig oder mit einer unbewußten Grimasse auf den dünnen und zu kurzen Arm im Frackärmel, auf den kleinen, schon etwas schmutzigen, weißen Glacéhandschuh, der die Hand bekleidete. Aber da Klaus Heinrich so ganz außer Sorge darum war, so faßte man auch in dieser Beziehung Mut, und es kam vor, daß jemand beim Rund- oder Reigentanz unbekümmert die mißgebildete Hand ergriff . . .

Er zog sie nicht zurück. Er fühlte sich getragen, mehr noch, umhergeworfen von Wohlwollen, einem starken, ausgelassenen Wohlwollen, das wuchs, sich an sich selbst erhitzte, das immer rücksichtsloser auf ihn eindrang, sich immer derber und atemnäher seiner bemächtigte, ihn triumphierend auf die Schultern nahm. Was ging vor? Das war schwer zu bestimmen, schwer festzuhalten. Worte lagen in der Luft, abgerissene Rufe, unausgesprochen, aber ausgedrückt in den Mienen, der Haltung, in dem, was getan und gesagt ward. „Er soll nur einmal . . .!“ „Herunter, herunter, herunter mit ihm . . .!“ „Angefaßt, immer angefaßt . . .!“ Ein kleines Mädchen mit Stülpnase, das ihn bei der Damenwahl zum Galopp aufforderte, sagte ohne ersichtlichen Zusammenhang ganz deutlich „Ach was!“, als es sich anschickte, mit ihm davonzujagen.

Er sah eine Lust in aller Augen glimmen und sah, daß es ihre Lust war, ihn zu sich hinabzuziehen, ihn bei sich unten zu haben. In sein Glück, seinen Traum, mit ihnen, unter ihnen, einer von ihnen zu sein, drang es von Zeit zu Zeit wie eine kalte, stechende Wahrnehmung, daß er sich täuschte, daß das warme, herrliche „Wir“ ihn trog, daß er dennoch nicht aufging in ihnen, sondern Mittelpunkt und Gegenstand blieb, doch anders, als sonst, und im Argen. Es waren Feinde gewissermaßen, er sah es in der Zerstörungslust ihrer Augen. Er hörte wie von fern, mit einem seltsam heißen Erschrecken, wie das schöne Mädchen mit den großen weißen Händen ihn einfach bei Namen rief, — und er fühlte wohl, daß es in anderem Sinne geschah, als wenn Doktor Überbein ihn so nannte. Sie hatte Recht und Erlaubnis dazu, auf gewisse Weise, aber hütete denn niemand hier seine Würde, wenn er es nicht selber tat? Ihm war, als rissen sie an seinen Kleidern, und zuweilen brach es wild und höhnisch hervor aus dem Übermut. Ein langer, blonder, junger Mensch mit Zwicker, mit dem er beim Tanzen zusammenstieß, rief laut, daß alle es hörten: „Muß das sein?“ Und es lag Bosheit darin, wie das schöne junge Mädchen, ihren Arm in seinem, sich mit ihm herumwirbelte, lange und mit bloßgelegten Zähnen, bis zum äußersten

Schwindel. Er blickte, indes sie wirbelten, mit schwimmenden Augen auf die Schlüsselbeine, die sich, überspannt von der weißen, ein wenig körnigen Haut, an ihrem Halse abzeichneten . . .

Sie stürzten. Sie hatten es zu toll getrieben und fielen hin, als sie versuchten, den Wirbel zum Stehen zu bringen; und über sie stolperte ein zweites Paar, nicht ganz von selbst übrigens, gestoßen vielmehr von dem langen jungen Menschen mit Zwicker. Es gab ein Drunter und Drüber am Boden, und über sich im Zimmer hörte Klaus Heinrich den Chor, den er vom Schulhof kannte, wenn er zur Erfrischung einen freien Scherz versucht hatte, ein „Ho, ho, ho!", nur böser hier und entzügelter . . .

Als kurz nach Mitternacht, mit einiger Verspätung leider, Doktor Überbein auf der Schwelle des Büfettzimmers erschien, bot sich ihm folgender Anblick. Sein junger Schüler saß allein auf dem grünen Plüschsofa an der linken Seitenwand, in derangiertem Frackanzug und auf allerlei Weise geschmückt. Eine Menge Blumen, die vorher in zwei chinesischen Vasen das Büfett geziert hatten, staken in dem Ausschnitt seiner Weste, zwischen den Knöpfen seines Hemdeinsatzes, ja selbst in seinem Stehkragen; um seinen Hals lag die goldene Kette, die dem Mädchen mit den Schlüsselbeinen gehörte; und auf seinem Kopf balancierte als Hut der flache, metallene Deckel einer Bowle. Er murmelte: „Was tun Sie . . . Was tun Sie . . .", indes die Tanzgesellschaft, sich im Halbkreise an den Händen haltend, mit halb unterdrücktem Jubeln, Kichern, Prusten und Ho, ho, ho, vor ihm nach rechts und links einen Reigen vollführte.

In Doktor Überbeins grünlichem Gesicht entstand, unterhalb der Augen, eine Röte, die sich völlig sonderbar und unwahrscheinlich ausnahm. „Schluß! Schluß!" rief er mit seiner schallenden Stimme, und in der plötzlich eingetretenen Stille, Bestürzung, Ernüchterung ging er mit langen Schritten auf den Prinzen zu, entfernte mit zwei, drei Griffen die Blumen, warf die Kette, den Deckel beiseite, verneigte sich dann und sagte mit ernster Miene:

„Darf ich Großherzogliche Hoheit nun bitten . . ."

„Ich war ein Esel, ein Esel!" wiederholte er draußen.

Klaus Heinrich verließ in seiner Begleitung den Bürgerball.

Dies war das peinliche Vorkommnis, das in Klaus Heinrichs Schuljahr fiel. Wie gesagt, sprach keiner der Beteiligten davon — auch dem Prinzen gegenüber berührte Doktor Überbein es in Jahren nicht wieder —, und da niemand der Sache Worte lieh, so blieb sie körperlos und verschwamm, wenigstens scheinbar, sofort in Vergessen.

Der Bürgerball war im Januar gewesen. Fastnachtsdienstag, mit dem Hofball, und die große Cour im Alten Schloß, mit welcher die gesellige Jahreszeit sich endigte, — regelmäßige Festlichkeiten, denen Klaus Heinrich noch fernblieb — lagen zurück. Dann kam Ostern und mit ihm der Abschluß des Gymnasial-

jahrs: Klaus Heinrichs Maturitätsexamen, jene schöne Förmlichkeit, bei der auf seiten der Professoren die Frage: „Nichtwahr, Großherzogliche Hoheit?“ so oftmals wiederkehrte, und bei welcher der Prinz seinen hervorragenden Platz in angenehmer Haltung ausfüllte. Das war kein tiefer Einschnitt; Klaus Heinrich verblieb noch in der Residenz. Aber nach Pfingsten rückte sein achtzehnter Geburtstag heran und zugleich ein Komplex von feierlichen Handlungen, mit denen ein ernster Wendepunkt seines Lebens begangen wurde, und die ihm Tage lang einen hohen und angespannten Dienst auferlegten.

Er ward volljährig, ward mündig gesprochen. Zum erstenmal wieder, seit seiner Taufe, war er Mittelpunkt jeder Aufmerksamkeit und Träger der Hauptrolle bei einer großen Zeremonie; aber während er sich damals still, verantwortungslos und duldend der Form hatte überlassen dürfen, die um ihn waltete, ihn trug, oblag es ihm heute, inmitten ihrer bindenden Vorschriften und streng geschwungenen Linien, umwallt von dem Faltenwurf ihrer bedeutenden Gebräuche, zu Wohlgefallen und Erhebung der Schauenden sich in Haltung und schöner Zucht doch mit scheinbarer Leichtigkeit darzustellen.

Übrigens ist nicht nur bildlicher Weise von einem Faltenwurf die Rede, denn der Prinz trug einen Purpurmantel bei dieser Gelegenheit, ein verschossenes und theatralisches Garderobestück, das schon seinem Vater und Großvater bei ihrer Mündigsprechung gedient hatte und trotz tagelanger Lüftung nicht frei von Kampferduft war. Albrecht, der Erbgroßherzog, hatte diesen Mantel niemals getragen. Da sein Wiegenfest in den Winter fiel, verbrachte er es stets im Süden, an einem Ort mit warmer und trockener Luft, wohin er auch diesen Herbst sich wieder zu wenden gedachte, und da zur Zeit seines achtzehnten Geburtstages sein Befinden ihm nicht die Reise in die Heimat gestattet hatte, so hatte man sich beschieden, ihn in seiner Abwesenheit amtlich mündig zu sprechen, und auf den höfischen Festakt Verzicht zu leisten . . .

Was Klaus Heinrich betraf, so herrschte, besonders auch unter den Vertretern der Öffentlichkeit, nur eine Stimme, daß der Mantel ihn vortrefflich kleidete, und er selbst empfand ihn, trotz der Behinderung, die er seinen Bewegungen auferlegte, als Wohltat, da er es ihm erleichterte, seine linke Hand zu verbergen. Zwischen dem Himmelbett und den bauchigen Schränken seines Schlafzimmers, das im zweiten Stockwerk gegen den Hof mit dem Rosenstock gelegen war, bereitete er sich zur Repräsentation, umständlich und genau, mit Hilfe des Kammerlakaien Neumann, eines stillen und akkuraten Menschen, der ihm kürzlich als Garderobier und persönlicher Diener zugeteilt worden war. Neumann war vom Friseur-Gewerbe ausgegangen und hauptsächlich in der Richtung seines ursprünglichen Berufes von jener leidenschaftlichen Gewissenhaftigkeit, jenem ungenügsamen Wissen um das Ideal erfüllt, aus welchem das höhere Können erwächst. Er barbierte nicht wie irgend Einer, er beruhigte

sich nicht dabei, daß keine Bartstoppel stehen blieb; er barbierte so, daß jeder Schatten des Bartes, jede Erinnerung daran ausgetilgt wurde und stellte, ohne die Haut zu verletzen, ihre vollkommene Weichheit und Glätte wieder her. Er beschnitt Klaus Heinrichs Haar genau rechtwinklig über den Ohren und ordnete es mit all dem Fleiß, den seiner Einsicht nach diese Vorbereitung zum zeremoniellen Auftreten erforderte. Er wußte den Scheitel zu ziehen, daß er über dem linken Auge ansetzte und schräg über den Kopf hin durch den Wirbel lief, damit dort oben weder Strähne noch Härchen sich erhöben; wußte das Haar auf der rechten Seite zu einem festen Hügel aus der Stirn zurückzubürsten, dem kein Hut oder Helm etwas anhaben konnte. Dann preßte Klaus Heinrich mit seinem Beistand sich sorgfältig in die Leibgrenadier-Leutnantsuniform, deren hoher, betreßter Kragen und fester Sitz eine beherrschte Haltung begünstigte, legte das zitronengelbe Seidenband, die flache goldene Kette des Hausordens an und begab sich hinunter in die Bildergalerie, wo die Mitglieder der engeren Familie und auswärtige Verwandte des großherzoglichen Paares harrten. Die Hofstaaten warteten im anstoßenden Rittersaal; und dort war es, wo Johann Albrecht selbst seinen Sohn mit dem roten Mantel bekleidete.

Herr von Bühl zu Bühl hatte einen Zug zusammengestellt, den zeremoniellen Zug, in welchem man sich vom Rittersaal in den Thronsaal begab, — er hatte ihn nicht wenig Kopfzerbrechen gekostet. Die Zusammensetzung des Hofes erschwerte eine eindrucksvolle Anordnung, und namentlich beklagte Herr von Bühl sich über den Mangel an Oberhofämtern, der bei solchen Gelegenheiten aufs empfindlichste hervortrete. Neuerdings unterstand Herrn von Bühl auch der Marstall, und er fühlte sich seinen sämtlichen Ämtern gewachsen. Aber er fragte jedermann, woher er einen würdigen Vorantritt nehmen solle, da die obersten Chargen einzig und allein durch den Oberhofjägermeister von Stieglitz und den Intendanten der großherzoglichen Schauspiele, einen fußleidenden General, vertreten seien.

Während er als Oberhofmarschall, Oberzeremonienmeister und Hausmarschall, in seinem gestickten Kleide und seinem braunen Toupee, mit Orden bedeckt wie ein Ballkönig und den goldenen Zwicker auf der Nase, schwänzelnd und seinen hohen Stab vor sich hinsetzend hinter den Kadetten schritt, die als Pagen kostümiert, den Scheitel über dem linken Auge, den Zug eröffneten, überdachte er sorgenvoll, was hinter ihm kam. Ein paar Kammerherren — nicht viele, denn man brauchte ihrer noch am Ende des Zuges —, den Federhut unterm Arm und den Schlüssel an der hinteren Taillennaht, folgten ihm in seidenen Strümpfen auf dem Fuße. Herr von Stieglitz und die hinkende Schauspiel-Exzellenz schritten danach dem Prinzen Klaus Heinrich voraus, der, in seinem Mantel zwischen dem hohen Elternpaar, gefolgt von seinen Geschwistern Albrecht und Ditlind, den eigentlichen Kern des Zuges bildete. Im Rücken der höchsten

Herrschaften hielt sich zunächst, mit spielenden Augenfältchen, der Hausminister und Konsielpräsident von Knobelsdorff. Eine kleine Gruppe von Adjutanten und Palastdamen schloß sich an: General Graf Schmettern und Major von Platow, ein Graf Trümmerhauff, Vetter des Hof-Finanz-Direktors, als militärischer Begleiter des Erbgroßherzogs und die Damen der Großherzogin unter der Führung der kurz atmenden Freifrau von Schulenburg-Tressen. Dann folgten, geleitet und gefolgt von Adjutanten, Kammerherren und Hofdamen, Prinzessin Katharina mit ihrer rotköpfigen Nachkommenschaft, Prinz Lambert mit seiner zierlichen Gemahlin und die auswärtigen Verwandten oder ihre Vertreter. Pagen beschlossen den Zug.

So ging es gemessenen Schrittes vom Rittersaal durch die Schönen Zimmer, den Saal der zwölf Monate und den Marmorsaal in den Thronsaal. Lakaien, rötlich-goldene Fangschnüre auf ihren braunen Galafräcken, standen paarweise und theatralisch an den geöffneten Flügeltüren. Durch die weiten Fenster fiel überall heiter und rücksichtslos die Juni-Vormittagssonne herein.

Klaus Heinrich sah sich um bei diesem Ehrengange zwischen seinen Eltern durch die umschnörkelte Öde, den schadhaften Prunk der Repräsentationsräume, denen die Verklärung künstlichen Lichtes fehlte. Der helle Tag beschien fröhlich und nüchtern ihren Verfall. Die großen Lustres an ihren mit Stoff umkleideten Stangen, ließen, für diesen Tag ihrer Hüllen entledigt, dichte Haine von flammenlosen Kerzen emporstarren; aber überall fehlten Prismen, waren Kristallgirlanden zerrissen in ihren Kronen, so daß sie einen angefressenen und zahnlückigen Eindruck machten. Der seidene, damastene Bezug der Staatsmöbel, die steif geschwungen, weitarmig und in eintöniger Anordnung an den Wänden paradierten, war fadenscheinig, die Vergoldung ihrer Gestelle abgestoßen; große blinde Flecken unterbrachen die Lichtfelder der hohen, von Wandkandelabern flankierten Spiegel, und der Faltensturz der Vorhänge, entfärbt zum Teil und verblichen an den gerafften Stellen, ließ da und dort den Tag durch Mottenlöcher scheinen. Mehrfach hatten sich die vergoldeten, versilberten Leisten der Tapetenfelder gelöst und standen verwahrlost ab von der Wand, ja, in dem Silbersaal der Schönen Zimmer, wo der Großherzog feierliche Gruppenempfänge vorzunehmen pflegte und in dessen Mitte ein Perlmuttertischchen mit silbernem, baumstumpfartigem Fuße stand, war einfach ein Stück des Silberstuckes vom Plafond heruntergefallen, und eine große, weiße gipserne Lücke war nun dort oben zu sehen . . .

Aber warum schien es bei alledem, als ob diese Räume dennoch dem nüchternen, lachenden Tageslicht standhielten, ihm stolz und abweisend Widerpart boten? Klaus Heinrich betrachtete von der Seite seinen Vater . . . Der Zustand der Gemächer schien ihn nicht zu beirren. Von jeher kaum mittelgroß, war der Großherzog mit den Jahren fast klein geworden. Aber er schritt herrisch zurückgeworfenen Hauptes, das zitronengelbe Ordensband über der Generalsuniform,

die er heute, obgleich er ohne militärische Neigungen war, angelegt hatte; unter der hohen und kahlen Stirn, den ergrauten Brauen blickten seine Augen, blau und matt umschattet, mit müdem Hochmut ins Weite, und von dem spitzgedrehten weißen Schnurrbärtchen liefen die beiden, tief durch die altersgelbe Haut schürfenden Furchen mit einem verächtlichen Ausdruck in den Backenbart hinab ... Nein, der klare Tag konnte den Sälen nichts anhaben; die Schadhaftigkeit tat ihrer Würde nicht nur keinen Abbruch, sondern erhöhte sie sogar gewissermaßen. In ihrer hohen Unbehaglichkeit, ihrer szenenmäßigen Symmetrie, ihrer seltsam dumpfigen Bühnen- oder Kirchenatmosphäre standen sie fremd und mit kaltem Verzicht der luftigen und warm durchsonnten Welt da draußen entgegen — strenge Stätten eines darstellerischen Kultes, an denen Klaus Heinrich heute zum erstenmal feierlichen Dienst tat ...

Zwischen dem Lakaienpaar hindurch, das mit einem Ausdruck von Unerbittlichkeit die Lippen zusammenpreßte und die Augen schloß, hielt man Einzug in die weißgoldene Weite des Thronsaales. Andächtige Übungen, ein Sinken und Wogen, Scharren, Beugen und Salutieren fing an und setzte sich fort durch den Saal, wie man an der Front der Festgäste vorüberzog. Es waren Diplomaten mit ihren Damen, Hof- und Landadel, das Offizierskorps der Residenz, die Minister, unter denen man die gezwungene zuversichtliche Miene des neuen Finanzministers Dr. Krippenreuther gewahrte, die Ritter des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen, die Präsidenten des Landtags, allerlei Würdenträger. Aber hoch oben in der kleinen Loge, die an der Entreeseite über dem großen Spiegel gelegen war, bemerkte man die Vertreter der Presse, die emsig notierend einander über die Schultern blickten ... Vor dem Thronbaldachin, einem ebenmäßig gerafften Sammetarrangement, von Straußenfedern gekrönt und mit Goldborten eingefaßt, die der Auffrischung bedurft hätten, teilte sich der Zug wie bei einer Polonaise, führte genau vorgeschriebene Evolutionen aus. Die Edelknaben, die Kammerherren schwenkten nach rechts und links, Herr von Bühl ging mit dem Throne zugekehrtem Antlitz und erhobenem Stabe rückwärts und blieb inmitten des Saales stehen. Das Großherzogliche Paar und seine Kinder stiegen die gerundeten, rot ausgeschlagenen Stufen hinan zu den weit ausladenden und vergoldeten Theaterstühlen, die dort oben standen. Die übrigen Mitglieder des Hauses ordneten sich mit den auswärtigen Hoheiten zu beiden Seiten des Thrones, hinter ihnen stellte sich das Gefolge, die Ehrendamen, die diensttuenden Kavaliere auf, und Pagen besetzten die Stufen. Auf einen Handwink Johann Albrechts eilte Herr von Knobelsdorff, der vorerst gegenüber dem Throne Posten gefaßt hatte, mit lächelnden Augen und in einer bestimmten Bogenlinie auf das mit Sammet behangene Tischchen zu, das seitwärts vor den Stufen stand, und begann an der Hand von mehreren Dokumenten mit den amtlichen Formalitäten.

Klaus Heinrich ward für mündig erklärt und damit für fähig und berechtigt, wenn die Not es erheischte, die Krone zu tragen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet an dieser Stelle — und auf Albrechts, seines älteren Bruders, königliche Hoheit, der neben ihm stand. Der Erbgroßherzog trug die Rittmeisteruniform des Husarenregimentes, dem er dem Namen nach angehörte. Aus seinem mit Silber betreßten Kragen ragte unmilitärisch weit der weiße Zivil-Stehkragen hervor, und darauf ruhte sein feiner, kluger und kränklicher Kopf mit dem langen Schädel und den schmalen Schläfen, dem strohblonden, noch formlosen Bart auf der Oberlippe und den blauen, einsam blickenden Augen, die den Tod gesehen hatten . . . Kein Reiterkopf eben, aber so schlank und unnahbar adelig, daß der Klaus Heinrichs mit seinen volkstümlichen Backenknochen fast plump dagegen erschien. Der Erbgroßherzog machte seinen kleinen Mund, während alle ihn ansahen, schob ein wenig seine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen sog.

Sämtliche Orden des Landes wurden dem volljährig gewordenen Prinzen verliehen, auch das Albrechtskreuz und der Große Orden vom Grimmburger Greifen, abgesehen vom Hausorden zur Beständigkeit, dessen Insignien er seit seinem zehnten Geburtstage besaß. Und dann fand große Gratulation statt, in Form einer Defiliercour, geleitet von dem schwänzelnden Herrn von Bühl, — woran sich das Gala-Frühstück im Marmorsaal und im Saal der zwölf Monate schloß . . .

Während der nächsten Tage wurden die auswärtigen Fürstlichkeiten unterhalten. In Hollerbrunn ward ein Gartenfest abgehalten, mit Feuerwerk und Tanz für die höfische Jugend im Park. Feierliche Lustfahrten mit Pagen durch das sommerliche Land nach Monbrillant, nach Jägerpreis, nach der Ruine Haderstein wurden unternommen, und das Volk, dieser untersetzte Schlag mit den grübelnden Augen und den zu hoch sitzenden Wangenknochen, gratulierte, indem es an den Wegen stand und Lebehochs ausbrachte auf sich selbst und seine Repräsentanten. In der Residenz hing Klaus Heinrichs Photographie in den Fenstern der Kunsthändler, und der „Eilbote" brachte sogar gedruckt ein Bildnis von ihm, eine populäre und seltsam idealisierte Zeichnung, die den Prinzen im Purpurmantel darstellte. Aber dann kam nochmals ein großer Tag: Klaus Heinrichs formelle Einstellung ins Heer, in das Regiment der Leibgrenadiere ward vorgenommen.

Das ging so zu. Das Regiment, dem die Ehre zuteil werden sollte, Klaus Heinrich zu seinen Offizieren zu zählen, war auf dem Albrechtsplatz in offenem Viereck aufgestellt. Viele Federbüsche wehten in der Mitte; die Prinzen des Hauses, die Generäle waren anwesend. Das Publikum, schwärzlich gegen das bunte Tableau, staute sich hinter den Absperrungslinien. Photographische Apparate waren an mehreren Stellen auf den Ort der Handlung gerichtet. Die

Großherzogin sah mit den Prinzessinnen und ihren Damen von den Fenstern des Alten Schlosses dem Schauspiele zu.

Klaus Heinrich, als Leutnant gekleidet, meldete sich zunächst in aller Form beim Großherzog im Schloß. Ernst, ohne an ein Lächeln zu denken, trat er vor seinen Vater hin, um ihm mit geschlossenen Beinen dienstlich kund zu machen, daß er zur Stelle sei. Der Großherzog dankte ihm kurz, gleichfalls ohne ein Lächeln, und begab sich dann auch seinerseits, gefolgt von seinen Adjutanten, in großer Uniform und mit flatterndem Federbusch auf den Platz hinab. Klaus Heinrich trat vor die gesenkte Fahne, ein gesticktes, vergilbtes und halb zerfetztes Seidentuch, und leistete den Eid. Der Großherzog hielt in abgerissenen Sätzen und mit einer scharfen Kommandostimme, deren er sich eigens zu diesem Zweck bediente, eine Ansprache, worin er seinen Sohn „Eure Großherzogliche Hoheit" anredete, und drückte dem Prinzen öffentlich die Hand. Der Oberst der Leibgrenadiere brachte mit rotem Gesicht ein Hoch auf den Großherzog aus, in das die Gäste, das Regiment und das Publikum einstimmten. Eine Parade schloß sich an, und das Ganze endigte mit einem militärischen Frühstück im Schloß.

Dieser schöne Akt auf dem Albrechtsplatze war ohne praktische Bedeutung, er trug seinen Wert in sich selbst. Klaus Heinrich trat nun keineswegs den Frontdienst an, sondern begab sich noch am selben Tage mit seinen Eltern und Geschwistern nach Hollerbrunn, um dort, in den kühlen, altfränkischen Zimmern am Fluß, zwischen den mauerähnlichen Hecken des Parks, den Sommer zu verbringen und dann, im Herbst, die Universität zu beziehen. Denn so entsprach es dem vorgezeichneten Plane seines Lebens: Im Herbste bezog er auf ein Jahr die Universität, nicht die der Residenz, sondern die zweite des Landes, und zwar in Begleitung Doktor Überbeins, seines Studienlehrers.

Die Berufung dieses jungen Gelehrten zum Mentor war wiederum auf einen besonderen, lebhaft vertretenen Wunsch des Prinzen zurückzuführen, und gerade was die Persönlichkeit des Gouverneurs und älteren Kameraden betraf, den Klaus Heinrich während dieses Jahres studentischer Freiheit an seiner Seite sehen sollte, so glaubte man an maßgebender Stelle seine ausgesprochene Willensmeinung berücksichtigen zu müssen. Gleichwohl sprach manches gegen diese Wahl; sie war unpopulär, wurde wenigstens in weiteren Kreisen laut oder leise mißbilligt.

Raoul Überbein war nicht beliebt in der Residenz. Seine Rettungsmedaille und seine ganze beängstigende Strebsamkeit in Ehren, aber dieser Mann war kein angenehmer Mitbürger, kein liebenswürdiger Kollege, kein einwandfreier Beamter. Die Wohlwollendsten sahen in ihm einen Sonderling von verbissener und unselig rastloser Gemütsart, der keinen Sonntag, keinen Feierabend, kein Ausspannen kannte und es nicht verstand, nach erfüllter Berufspflicht ein Mensch

unter Menschen zu sein. Dieser natürliche Sohn einer Abenteurerin hatte sich mittellos aus den Tiefen der Gesellschaft, aus einer dunklen und aussichtslosen Jugend mit zäher Willenskraft zum Volksschullehrer, zum akademischen Würdenträger, zum Gymnasialdozenten emporgearbeitet, hatte es erlebt — „erreicht", wie manche sagten, — daß er ins Fasanerie-Konvikt als Lehrer eines großherzoglichen Prinzen berufen wurde; und dennoch gelangte er zu keiner Ruhe, keinem Genügen, keinem behaglichen Genuß des Lebens . . . Aber das Leben, wie irgend ein guter Kopf ganz zutreffend im Hinblick auf Doktor Überbein bemerkte, das Leben geht in Beruf und Leistung nicht auf, es hat seine rein menschlichen Anforderungen und Pflichten, die außer acht zu lassen eine schwerere Sünde bedeutet, als etwa eine gewisse Jovialität gegen sich und andere auf dem Gebiete der Arbeit, und eine harmonische Persönlichkeit darf jedenfalls nur genannt werden, wer jedem Teile, dem Beruf und der Menschlichkeit, dem Leben und der Leistung das Seine zu geben versteht. Überbeins Mangel an kollegialem Empfinden mußte gegen ihn einnehmen. Er mied jede gesellige Gemeinschaft mit seinen Amtsgenossen, und sein freundschaftlicher Verkehr beschränkte sich auf die Person eines Herrn aus anderer wissenschaftlicher Sparte, eines Arztes und Kinderspezialisten mit dem unsympathischen Namen Sammet, der übrigens großen Zulauf hatte, und mit dem Überbein vielleicht in gewissen Charakterzügen übereinstimmte. Aber höchst selten — und auch dann nur gleichsam aus Gnade — fand er sich etwa an dem Stammtisch ein, der die Gymnasiallehrer nach des Tages Müh' und Last zu einem Glase Bier, einem Kartenspiel, einem zwanglosen Gedankenaustausch über öffentliche und persönliche Fragen um sich vereinigte, — sondern er verbrachte seine Abende und, wie man von seiner Wirtin wußte, auch einen großen Teil der Nacht mit wissenschaftlicher Arbeit in seinem Studierzimmer, — während seine Gesichtsfarbe beständig grünlicher wurde und die Überspannung ihm in den Augen zu lesen war. Die Behörde hatte sich kurz nach seiner Rückkehr von Schloß Fasanerie veranlaßt gesehen, ihn zum Oberlehrer zu ernennen. Was wollte er noch werden? Direktor? Hochschulprofessor? Unterrichtsminister? Fest stand, daß sich in der Maß- und Friedlosigkeit seines Strebens Unbescheidenheit und Überheblichkeit verbarg — oder vielmehr *nicht* verbarg. Sein Gehaben, seine laute, scharf schwadronierende Redeweise ärgerte, reizte, erbitterte. Er wahrte gegen ältere und ihm übergeordnete Mitglieder des Lehrkörpers den Ton nicht, der ihm zukam. Er benahm sich väterlich gegen jedermann, vom Direktor bis zum geringsten Hilfslehrer, und seine Art, von sich selbst als von einem Manne zu reden, der „sich den Wind hatte um die Nase wehen lassen", von „Schicksal und Strammheit" zu rodomontieren und dabei seine wohlwollende Geringschätzung all derer an den Tag zu legen, die „es nicht nötig hatten" und „sich des Morgens eine Zigarre anzündeten", war zweifellos dünkelhaft. Seine Schüler hingen an ihm, er erzielte

ausgezeichnete Ergebnisse mit ihnen, das traf zu. Aber im übrigen besaß der Doktor viele Feinde in der Stadt, mehr, als er sich träumen ließ, und das Bedenken, sein Einfluß auf den Prinzen möchte kein wünschenswerter sein, trat sogar in einem Teil der Presse zutage . . .

Jedenfalls erhielt Überbein Urlaub von der Lateinschule, besuchte zunächst allein, als Quartiermacher, das berühmte Studentenstädtchen, in dessen Mauern Klaus Heinrich das Jahr seiner Burschenherrlichkeit verbringen sollte, und wurde bei seiner Rückkehr von dem Minister des Großherzoglichen Hauses, Exzellenz von Knobelsdorff, in Audienz empfangen, um die üblichen Instruktionen entgegenzunehmen. Ihr Inhalt war, das nahezu wichtigste Ergebnis dieses Jahres habe darin zu bestehen, daß auf dem gemeinsamen Boden akademischer Ungebundenheit zwischen dem Fürstensohn und der studentischen Jugend eine kameradschaftliche Überlieferung geschaffen werde und zwar aus allgemeinem dynastischen Interesse, — feststehende Redewendungen, die von Herrn von Knobelsdorff ziemlich obenhin vorgebracht wurden, und die Doktor Überbein mit stummer Verbeugung entgegennahm, indem er seinen Mund mitsamt dem roten Bart ein wenig seitwärts zog. Dann erfolgte Klaus Heinrichs Abreise, mit seinem Mentor, einem Dogcart und einiger Dienerschaft, auf die Universität.

Ein schönes, vom Reize musischer Freiheit umwobenes Jahr in den Augen des Publikums und im Spiegel der öffentlichen Berichterstattung, — doch ohne sachliches Schwergewicht in jeder Beziehung. Befürchtungen, die etwa dahin gegangen waren, Doktor Überbein möchte verfehlter und mißverständlicher Weise den Prinzen mit allzu schwerfälligen Ansprüchen in gegenständlich wissenschaftlicher Richtung behelligen, wurden zerstreut. Im Gegenteil wurde deutlich, daß der Doktor zwischen seiner eigenen ernsten und der hohen Daseinsform seines Schülers wohl zu unterscheiden wisse. Andererseits blieb es (gleichviel, ob durch Schuld des Mentors oder des Prinzen selbst) auch in bezug auf die Instruktion, auf Ungebundenheit und zwanglose Kameradschaft bei einer maßvollen und rein sinnbildlichen Andeutung, so daß als das Wesentliche und Eigentliche dieses Jahres weder das eine noch das andere, weder die Wissenschaft noch die Ungebundenheit gelten konnte. Das Wesentliche und Eigentliche war vielmehr, wie es schien, das Jahr an sich selbst, als Brauch und schöne Umständlichkeit, der sich Klaus Heinrich in angemessener Haltung unterzog, wie er sich den darstellerischen Übungen an seinem letzten Geburtstag unterzogen hatte, — nur jetzt nicht mit einem Purpurmantel, sondern zuweilen mit einer farbigen Studentenmütze, einem sogenannten Stürmer angetan, in deren Schmuck ihn der „Eilbote" seinem Leserkreise alsbald im Bilde vorführte.

Was das Studium betraf, so vollzog sich die Immatrikulation ohne besondere Feierlichkeit, doch nicht ohne einen Hinweis auf die Ehre, welche der Hochschule durch Klaus Heinrichs Aufnahme zuteil werde; und die Vorlesungen, denen er

beiwohnte, begannen mit dem Anruf: „Großherzogliche Hoheit!" Von der hübschen, grünumwachsenen Villa, die das Hofmarschallamt seines Vaters ihm in einer vornehmen und nicht zu teuren Gartenstraße gemietet hatte, fuhr er, einen Diener hinter sich, vom Straßenpublikum bemerkt und begrüßt, auf seinem Dogcart zu den Vorlesungen, und er saß dort in dem Bewußtsein, daß alle diese Gegenständlichkeit für seinen hohen Beruf unwesentlich und unnötig sei, doch mit einer Miene höflicher Aufmerksamkeit. Liebenswürdige Anekdoten liefen um und erhoben die Herzen: wie der Prinz seine Teilnahme zu bekunden wisse. Gegen Ende eines Kollegiums über Naturkunde (denn Klaus Heinrich besuchte „des Überblicks wegen" auch solche Kollegien) hatte der Professor, zur Anschauung, eine Metallkugel mit Wasser gefüllt und angekündigt, das Wasser werde, zum Gefrieren gebracht, infolge der Ausdehnung die Metallhülle sprengen; das nächste Mal werde er die Bruchstücke vorzeigen. In diesem letzteren Punkte nun hatte er, wahrscheinlich aus Vergeßlichkeit, sein Wort nicht gehalten; man hatte im nächsten Kolleg die zersprungene Kugel nicht zu sehen bekommen. Da aber hatte Klaus Heinrich sich nach dem Ausfall des Experimentes erkundigt. Wie irgendeiner hatte er sich am Schluß der Vorlesung unter die Studenten gemischt, die den Professor interpellierend umstanden, und hatte an diesen in aller Schlichtheit die Worte gerichtet: „Ist die Bombe geplatzt?" — worauf der Professor, zunächst ganz unfähig, sich zurechtzufinden, ihm schließlich in freudiger Überraschung, ja Bewegung, seinen Dank für das gütige Interesse zum Ausdruck gebracht hatte . . .

Klaus Heinrich war Gast einer Studenten-Korporation — nur Gast, denn er durfte nicht fechten — und wohnte ein und das andere Mal den Stürmer auf dem Kopf, ihren förmlichen Trinksitzungen bei. Aber da diejenigen, die über ihn wachten, wohl wußten, daß der abgespannte und blödselige Zustand, den der Genuß geistiger Getränke zur Folge hat, sich ganz und garnicht mit seinem hohen Beruf vertrug, so durfte er auch nicht ernstlich trinken, und man war gehalten, auch in dieser Hinsicht seiner Hoheit Rechnung zu tragen. Die rauhen Bräuche wurden auf ein sinniges Ungefähr beschränkt, der Verkehrston war vortrefflich wie einst in der obersten Gymnasialklasse, alte Lieder von frischer Poesie erklangen, und es waren im ganzen Gala- und Paradesitzungen, verklärte Abbilder ihrer Alltäglichkeit. Das „Du" war Vereinbarung zwischen Klaus Heinrich und den Korpsbrüdern, als Ausdruck und Grundlage zwangloser Gemeinschaft. Aber die allgemeine Beobachtung war, daß es grundfalsch und gewaltsam klang, wie man es auch damit versuchte, und daß man jeden Augenblick, ohne es zu wollen, in die Anrede zurückfiel, in welcher seiner Hoheit Erwähnung geschah.

Dies war die Wirkung seines Wesens, dieser freundlich und streng gefaßten, von keiner sachlichen Beteiligung jemals aufgelösten Haltung, die übrigens in dem Benehmen der Personen, mit denen der Prinz in Berührung kam, zuweilen

ganz seltsame, ja komische Phänomene zeitigte. So zog er eines Abends, in einer Soiree, die einer seiner Professoren veranstaltete, einen Herrn ins Gespräch, — einen korpulenten Mann schon vorgerückten Alters, Justizrat seinem Titel nach, der übrigens unbeschadet seiner gesellschaftlichen Geltung im Geruche eines großen Liederjahns und unzüchtigen alten Sünders stand. Das Gespräch, dessen Gegenstand gleichgültig ist und auch kaum festzustellen gewesen wäre, dauerte, da sich nicht gleich eine Ablösung fand, ziemlich lange. Und plötzlich, mitten in der Unterhaltung mit dem Prinzen, pfiff der Justizrat, — flötete mit seinen dicken Lippen eine jener sinnlos trällernden Tonfolgen, wie man sie von sich gibt, wenn man in bedrängter Lage sorglose Unbefangenheit heucheln möchte, worauf er durch Räuspern und Husten die lächerliche Ungehörigkeit zu vertuschen suchte . . . Klaus Heinrich war solcher Erscheinungen gewohnt und ging mit zarter Nachsicht darüber hinweg. Er trat vielleicht in einen Laden, um auf eigene Faust irgendeinen Einkauf zu machen, und sein Eintritt hatte etwas wie eine kleine Panik zur Folge. Er tat seine Forderung, verlangte einen Knopf, dessen er bedurfte; aber das Ladenfräulein verstand ihn nicht, sie blickte verwirrt, ihre Geisteskräfte waren nur schwer auf den Knopf hinzulenken, waren ersichtlich von etwas Anderem, Außer- und Übersachlichem auf das Äußerste in Anspruch genommen, — sie ließ Mehreres hinfallen, warf in offenbarer Ratlosigkeit die Schachteln durcheinander, und Klaus Heinrich hatte Mühe, sie freundlich zu beschwichtigen.

So war, wie gesagt, seines Wesens Wirkung, und vielfach in der Stadt wurde es als Hochmut und tadelnswerte Menschenverachtung gedeutet. Andere freilich leugneten den Hochmut, und Doktor Überbein, mit dem man bei irgendeiner geselligen Gelegenheit darüber diskutierte, warf die Frage auf, ob — „jederlei Veranlassung zur Menschenverachtung bereitwillig zugegeben" — bei einer Entfernung von aller menschlichen Wirklichkeit, wie sie in diesem Falle bestehe, Verachtung eigentlich möglich sei. Ja, während man dies noch bedachte, stellte er in seiner unwidersprechlich schwadronierenden Weise die Behauptung hin, daß der Prinz die Menschen nicht nur nicht verachte, sondern sie sogar alle, auch die minderwertigsten, dermaßen respektiere, für voll nehme, ernst nehme, gut nehme, daß das arme überschätzte und überanstrengte Alltagsmenschenkind nur so schwitze . . .

Die Gesellschaft der Universitätsstadt hatte keine Zeit, sich hierüber schlüssig zu werden. Das Studienjahr war um, ehe man sich's versah, und Klaus Heinrich reiste ab, kehrte dem Programm seines Lebens gemäß in die väterliche Residenz zurück, um dort, trotz seines linken Armes, ein weiteres Jahr lang in vollem Ernst militärischen Dienst zu leisten. Er stand sechs Monate bei den Garde-Dragonern und befehligte die Herstellung von acht Schritt Distanz zu Lanzenübungen sowie die Bildung viereckiger Formationen, als ob es seine Sache gewesen wäre, wechselte dann die Waffe und trat, um auch in den

Infanteriedienst Einblick zu tun, zu den Leibgrenadieren über. Er zog sogar auf die Schloßwache und kommandierte die Ablösung, — ein Vorgang, dem viel Publikum beiwohnte. Er kam, den Stern auf der Brust, im Geschwindschritt aus der Wachtstube, stellte sich mit gezogenem Säbel an den Flügel der Kompagnie und gab nicht ganz richtige Kommandos, was aber nicht schadete, da die braven Soldaten dennoch die richtigen Bewegungen ausführten. Auch saß er im Kasino an der Seite des Obersten beim Liebesmahl, und verhinderte durch seine Anwesenheit, daß die Herren ihre Uniformkrägen öffneten und sich nach Tische dem Glücksspiel überließen. Aber hierauf, nun zwanzigjährig, trat er eine „Bildungsreise" an, — nicht mehr in Gesellschaft des Doktors Überbein, sondern in der eines militärischen Begleiters und Reisemarschalls, des Garde-Hauptmanns von Braunbart-Schellendorf, eines blonden Kavaliers, der bestimmt war, Klaus Heinrichs Adjutant zu bleiben, und dem durch diese Reise Gelegenheit gegeben wurde, Intimität und Einfluß zu gewinnen.

Klaus Heinrich sah nicht viel auf der Bildungsreise, die ihn weit herumführte und vom „Eilboten" eifrig verfolgt wurde. Er besuchte die Höfe, stellte sich den Souveränen vor, fuhr mit Herrn von Braunbart zu Galatafeln und erhielt bei seiner Abreise einen hohen Orden des Landes verliehen. Er nahm die Sehenswürdigkeiten in Augenschein, die Herr von Braunbart (der gleichfalls mehrere Orden erhielt) für ihn auswählte, und der „Eilbote" meldete von Zeit zu Zeit, daß der Prinz sich über ein Bild, ein Museum, ein Bauwerk gegen den führenden Direktor oder Konservator höchst anerkennend geäußert habe. Er reiste gesondert, geschützt und getragen von der ritterlichen Fürsorge des Herrn von Braunbart, der die Kasse führte, und dessen frommer Eifer verhütete, daß Klaus Heinrich am Ende der Fahrt auch nur imstande gewesen wäre, einen Koffer aufzugeben.

Zwei Worte, nicht mehr, mögen einem Zwischenspiel gewidmet sein, welches eine Großstadt des weiteren Vaterlandes zum Schauplatz hatte und durch Herrn von Braunbart mit aller gebotenen Sorgfalt in die Wege geleitet wurde. Herr von Braunbart besaß in dieser Stadt einen Kameraden, welcher, adelig, Rittmeister und Junggeselle, von seiner Seite mit einer jungen Dame aus der Theaterwelt, einer freundwilligen und dabei zuverlässigen Persönlichkeit, aufs engste verbunden war. Indem man, gemäß brieflicher Vereinbarung zwischen Herrn von Braunbart und seinem Kameraden, Klaus Heinrich mit dem Fräulein — und zwar in deren zweckdienlich ausgestattetem Heim — zusammenführte und die Bekanntschaft unter vier Augen sich hinlänglich vertiefen ließ, wurde auf gewissenhafte Art ein ausdrücklich vorgesehenes Bildungsziel der Reise erreicht, ohne daß es sich auch in diesem Falle für Klaus Heinrich um mehr, als um eine beifällige Kenntnisnahme gehandelt hätte. Das verdiente Fräulein erhielt eine Erinnerungsgabe, und Herrn von Braunbarts Freund ward gelegentlich dekoriert. Nichts mehr hierüber. —

Klaus Heinrich bereiste auch die schönen Länder des Südens, inkognito, unter einem Decknamen von romanhaftem Adelsklang. Da saß er denn wohl, allein vielleicht auf eine Viertelstunde, gekleidet in ein Zivil von zurückhaltender Vornehmheit, unter anderen Fremden auf einer weißen Restaurationsterrasse über einem dunkelblauen See, und es mochte geschehen, daß man von einem anderen Tisch aus ihn beobachtete, ihn nach der Art Reisender einzuschätzen und gesellschaftlich unterzubringen versuchte. Was mochte er sein, dieser still und gefaßt blickende junge Mann? Man ging die bürgerlichen Sphären durch, paßte ihn versuchsweise in die kaufmännische, die militärische, die studentische ein. Aber es wollte nicht stimmen, nirgends so recht und ganz. — Man fühlte die Hoheit, aber niemand erriet sie.

## Albrecht II.

Großherzog Johann Albrecht starb an einer furchtbaren Krankheit, die etwas Nacktes und Abstraktes hatte und eigentlich mit keinem anderen Namen, als eben dem des Todes zu bezeichnen war. Es schien, als ob der Tod, seines Besitzrechtes sicher, in diesem Falle jede Maske und Erscheinung verschmähe und unmittelbar als er selbst, als die Auflösung an und für sich auf den Plan trete. Es handelte sich im wesentlichen um eine Zersetzung des Blutes, hervorgerufen durch innere Eiterungen, und eine tiefgreifende Operation, die von dem Direktor der Universitätsklinik, einem namhaften Chirurgen vorgenommen wurde, konnte den fressenden Gang der Vernichtung nicht einmal verlangsamen. Es ging schnell zum Ende, und zwar um so schneller, als Johann Albrecht dem Tode wenig Widerstand leistete. Er gab Zeichen eines grenzenlosen Überdrusses und äußerte sich seinen Angehörigen und sogar den behandelnden Ärzten gegenüber wiederholt dahin, daß er „des Ganzen" — also wohl seines fürstlichen Daseins, seiner hohen und zur Schau gestellten Lebensführung — sterbensmüde sei. Seine Wangenzüge, diese beiden Furchen des Hochmuts und der Langenweile, prägten sich in seinen letzten Tagen auf entsetzlich übertriebene, wahrhaft groteske und grimassenhafte Weise aus, um sich erst im Tode wieder ein wenig zu glätten . . .

Des Großherzogs letzte Krankheit fiel in den Winter. Erbgroßherzog Albrecht, von seinem warmen und trockenen Aufenthaltsort abberufen, geriet in ein nasses Schneewetter, das seine Gesundheit schwer bedrohte. Sein Bruder Klaus Heinrich unterbrach seine Bildungsreise, die sich übrigens ohnedies ihrem Abschluß näherte, und kehrte mit Herrn von Braunbart-Schellendorf in großen Tagereisen aus den schönen Ländern des Südens in die Residenz zurück. Außer den beiden Prinzen-Söhnen weilten die Großherzogin Dorothea, die Prinzessinnen Katharina und Ditlinde, Prinz Lambert — ohne seine zierliche Gemahlin —, die behandelnden Ärzte und Kammerdiener Prahl am Sterbelager, während im

Nebenzimmer die Hofstaaten und die Minister dienstlich versammelt waren. Wenn man den Beteuerungen der Dienerschaft glauben durfte, so hatte sich in diesen Wochen und Tagen das spukhafte Lärmen in der „Eulenkammer" außerordentlich verstärkt. Es sollte ein Rumpeln und schütterndes Poltern sein, das periodisch wiederkehrte und außerhalb des Gemaches nicht zu vernehmen war.

Johann Albrechts letzte Hoheitshandlung bestand darin, daß er dem Professor, der mit großer Meisterschaft die nutzlose Operation vorgenommen hatte, eigenhändig seine Ernennung zum Geheimrat überreichte. Er war furchtbar erschöpft, war „des Ganzen" müde, und sein Bewußtsein war auch in lichteren Augenblicken durchaus nicht mehr klar; aber er nahm den Akt mit aller Sorgfalt vor und machte eine Zeremonie daraus. Er ließ sich ein wenig aufrichten, verbesserte, die wächserne Hand schirmend über den Augen, die zufällige Aufstellung der Anwesenden, hieß seine Söhne sich zu beiden Seiten des Himmelbettes stellen, — und während sein Geist bereits vagierte, sich auf unbekannten Abwegen befand, ordnete er mit mechanischer Kunst seine Miene zum Gnadenlächeln, um dem Professor, der nach einiger Abwesenheit ins Zimmer zurückkehrte, das Diplom einzuhändigen . . .

Ganz gegen das Ende, als die Zerstörung schon das Gehirn ergriffen hatte, machte der Großherzog einen Wunsch deutlich, der, kaum verstanden, auch eiligst erfüllt wurde, obgleich seine Erfüllung nichts bessern konnte. In dem Murmeln des Kranken kehrten gewisse Worte, scheinbar zusammenhangslos, beständig wieder. Er nannte mehrere Stoffe, Seide, Atlas und Brokat, erwähnte des Prinzen Klaus Heinrich, brauchte einen medizinischen Fachausdruck und ließ etwas von einem Orden, dem Albrechtskreuz dritter Klasse mit der Krone vernehmen. Zwischendurch fing man ganz allgemeine Wendungen auf, die sich wahrscheinlich auf des Sterbenden fürstlichen Beruf bezogen und wie „außerordentliche Verpflichtung" und „bequeme Mehrzahl" lauteten; dann wiederholten sich die Stoffbezeichnungen, zu denen sich schließlich, mit stärkerer Stimme, das Wort „Sammet" gesellte. Und da begriff man, daß der Großherzog den Doktor Sammet zur Behandlung heranzuziehen wünsche, jenen Arzt, der vor zwanzig Jahren bei Klaus Heinrichs Geburt zufällig auf der Grimmburg zugegen gewesen war und nun seit langem in der Hauptstadt praktizierte. Der Doktor war freilich ein Kinderarzt, aber man berief ihn doch, und er kam: ziemlich ergraut bereits an den Schläfen, mit sorglos hängendem Schnurrbart, auf den seine Nase allzu flach abfiel, sauber rasiert übrigens und ein wenig wund davon an den Wangen. Seitwärts geneigten Kopfes, eine Hand an der Uhrkette und den Ellenbogen dicht am Oberkörper, prüfte er die Sachlage und begann sogleich, sich in tätiger Sanftmut um den hohen Kranken zu bemühen, worüber dieser in unzweideutiger Weise seine Befriedigung kundgab. So geschah es, daß Doktor Sammet dem Großherzog die letzten In=

jektionen verabfolgen, ihm mit stützender Hand den schweren Übergang erleichtern, vor den übrigen Ärzten ihm als Todeshelfer beistehen durfte, — eine Auszeichnung, die bei jenen Herren wohl einige stille Gereiztheit weckte, andererseits aber zur Folge hatte, daß der Doktor kurze Zeit danach, als der wichtige Posten vakant ward, zum Direktor und Chefarzt des Dorotheen-Kinderspitals ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er später an der Entwicklung gewisser Dinge nicht ohne Anteil war.

So starb denn Johann Albrecht der Dritte, tat seinen letzten Seufzer in einer Winternacht, und das alte Schloß war feierlich erleuchtet, während er verschied. Die strengen Furchen der Langenweile glätteten sich in seinem Gesicht, und jeder eigenen Anspannung überhoben, durfte er sich der Form überlassen, die zum letztenmal um ihn waltete, ihn trug, seine wächserne Hülle noch einmal zum Mittelpunkt und Gegenstand ihrer darstellerischen Bräuche machte . . . Herr von Bühl zu Bühl führte in voller Rüstigkeit die Oberleitung der Funeralien, die in Gegenwart vieler fürstlichen Gäste begangen wurden. Die düsteren Umständlichkeiten, diese unterschiedlichen Aufbahrungen und Überführungen, Leichenparaden, Einsegnungen und Gedächtnisfeiern am Katafalk, nahmen Tage in Anspruch, und acht Stunden lang war Johann Albrechts Leiche, inmitten einer Ehrenwache, die aus zwei Hauptleuten, zwei Leutnants, zwei Soldaten und zwei Kammerherren bestand, dem Publikum zur Besichtigung ausgestellt. Dann endlich kam der Augenblick, da der Zinksarg aus der Altarnische der Hofkirche, wo er zwischen umflorten Kandelabern und mannshohen Kerzen paradiert hatte, von acht Lakaien in die Vorhalle gebracht, von acht Förstern in den Mahagoni-Sarg gestellt, von acht Leibgrenadieren zum sechsfach bespannten und finster aufgeputzten Leichenwagen getragen wurde, der sich unter Kanonenschüssen und Glockengeläut nach dem Mausoleum in Bewegung setzte. Schwer von Nässe hingen die Fahnen von der Mitte ihrer Stangen herab. Obgleich es früh am Nachmittag war, brannten die Gaslaternen in den Straßen, die der Leichenkondukt zurückzulegen hatte. Zwischen traurigen Dekorationen war die Büste Johann Albrechts in den Schaufenstern ausgestellt, und die überall feilgebotenen Postkarten mit dem Bilde des dahingeschiedenen Repräsentanten wurden eifrig begehrt. Hinter den aufgereihten Truppen, den Turner- und Kriegervereinen, die die Ehrengasse freihielten, stand das Volk auf den Zehenspitzen im Schneebrei und blickte entblößten Hauptes auf den langsam vorüberziehenden Sarg, dem kranztragende Lakaien, Hofbeamte, die Träger der Insignien und der Hofprediger D. Wislizenus voranschritten und dessen silbergestickte Decke Oberhofmarschall von Bühl, Oberhofjägermeister von Stieglitz, Generaladjutant Graf Schmettern und Hausminister von Knobelsdorff an den Zipfeln hielten. Aber zur Seite seines Bruders Klaus Heinrich, gleich hinter dem Leibpferd, das dem Leichenwagen nachgeführt wurde, und an der Spitze der übrigen Leidtragenden

schritt Großherzog Albrecht der Zweite. Sein Kostüm, der hochragende, steife Federbusch vorn an seinem Pelz-Tschako, die Lack-Stulpenstiefel unter dem hellen, faltigen Husaren-Überrock mit dem Trauerflor, stand ihm schlecht. Er schritt behindert unter den Blicken der Menge, und seine Schulterblätter, ein wenig schief stehend von Natur, verzogen sich im Gehen auf linkisch nervöse Art. Widerwille gegen den Zwang, bei dieser funebren Schaustellung als Erster mitwirken zu müssen, war in seinem blassen Gesicht zu lesen. Er blickte nicht auf im Schreiten und sog mit seiner kurzen, gerundeten Unterlippe an der oberen . . .

Diese Miene behielt er bei während der Kurialien des Regierungsantrittes, die übrigens mit aller Schonung vollzogen wurden. Der Großherzog unterzeichnete im Silbersaal der Schönen Zimmer vor den versammelten Ministern die Eidesurkunde und verlas im Thronsaal, vor dem geschwungenen Theatersessel unter dem Baldachin stehend, die Thronrede, die Herr von Knobelsdorff angefertigt hatte. Die wirtschaftliche Lage des Landes wurde darin mit Ernst und Zartsinn gestreift und die schöne Einhelligkeit gepriesen, die trotz aller Schwierigkeiten zwischen dem Fürsten und dem Lande herrsche, — bei welcher Stelle ein höherer Funktionär, der wahrscheinlich mit seinem Avancement nicht zufrieden war, seinem Nachbarn zugeflüstert haben sollte, die Einhelligkeit bestehe darin, daß der Fürst ebenso verschuldet sei wie das Land, — ein scharfes Wort, das vielfach weitergetragen wurde und sogar in die gehässig gesinnte Presse gelangte . . . Schließlich brachte der Präsident des Landtags ein Hoch auf den Großherzog aus, ein Gottesdienst in der Hofkirche fand statt, und dabei hatte es sein Bewenden. Albrecht unterschrieb noch eine Verordnung, kraft welcher eine Reihe von Geld- und Gefängnisstrafen, die für harmlosere Straftaten, hauptsächlich Forstfrevels halber, verhängt worden waren, in Gnaden erlassen wurden. Der feierliche Umzug durch die Stadt und die Begrüßung im Rathause unterblieben ganz, da der Großherzog sich allzu ermüdet fühlte. — Er wurde, Rittmeister bisher seiner militärischen Charge nach, gelegentlich seiner Thronbesteigung sofort zum Obersten à la suite seines Husarenregimentes befördert, legte die Uniform aber fast niemals an und hielt sich seine soldatische Umgebung so fern als möglich. Er nahm, vielleicht aus Pietät, keinerlei Personalwechsel vor, nicht unter den Hofchargen und auch nicht unter den Ministern.

Das Publikum sah ihn selten. Seine stolze und schamhafte Abneigung, sich zu zeigen, sich vorzuführen, sich grüßen zu lassen, trat vom ersten Tage an in einem Grade hervor, der die Öffentlichkeit betrübte. Er erschien niemals in der großen Loge des Hoftheaters. Er beteiligte sich niemals an dem Korso im Stadtgarten. Wenn er im Alten Schloß residierte, so ließ er sich in geschlossenem Wagen in eine entlegene und menschenleere Gegend der Anlagen führen, wo er ausstieg, um sich ein wenig Bewegung zu machen; und im Sommer zu Hollerbrunn trat er nur ausnahmsweise aus den Heckengängen des Parkes hervor.

Wurde das Volk seiner ansichtig, am Albrechtstor etwa, wenn er, gehüllt in den schweren Pelz, den schon sein Vater getragen hatte und auf dessen dickem Kragen nun sein zartes Haupt ruhte, sein Coupé bestieg, so richteten sich schüchterne Blicke auf ihn, und die Rufe blieben zag und ohne das rechte Zutrauen. Denn die geringen Leute fühlten wohl, daß sie diesen Fürsten nicht hochleben lassen und sich selbst damit meinen konnten. Sie sahen ihn an und erkannten sich nicht in ihm wieder, dessen reine Vornehmheit kein Merkmal ihres besonderen Schlages trug. Sie waren es anders gewohnt. Stand nicht auf dem Albrechtsplatz noch heutigentages ein Dienstmann, der mit seinen zu hoch sitzenden Wangenknochen und seinem grauen Backenbart auf derbe und niedrige Art genau aussah, wie der verstorbene Großherzog ausgesehen hatte? Und traf man nicht des Prinzen Klaus Heinrich Züge auf dieselbe Weise im niederen Volke wieder? Es war nicht so mit seinem Bruder. Das Volk fand in ihm nicht sein erhöhtes Wunschbild, in dessen Anblick es hoch leben und seiner selbst hätte froh werden können. Seine Hoheit — seine unzweifelhafte Hoheit! — war ein Adel von allgemeiner Natur, überheimatlich und ohne das trauliche Gepräge der Echtheit. Auch wußte er das; und das Bewußtsein seiner Hoheit zusammen mit dem seines Mangels an volkstümlicher Echtheit, das mochte wohl seine Scheu und seinen Hochmut ausmachen. Schon damals fing er an, die Repräsentation nach Möglichkeit auf den Prinzen Klaus Heinrich zu übertragen. Er schickte ihn zur Brunnenenthüllung nach Immenstadt und zum historischen Stadtfest nach Butterburg. Ja, seine Verachtung jeder Darstellung seiner fürstlichen Person ging so weit, daß Herr von Knobelsdorff ihn nur mit Mühe und Not überredete, den feierlichen Empfang der Präsidenten der beiden Kammern im Thronsaale selber abzuhalten und nicht auch diese Schauhandlung „aus Gesundheitsrücksichten", wie er beabsichtigte, an seinen jüngeren Bruder abzutreten.

Albrecht der Zweite lebte recht einsam im Alten Schloß; der Gang der Dinge brachte das mit sich. Erstens hielt seit dem Tode Johann Albrechts Prinz Klaus Heinrich selbständig Hof. Das war eine Forderung der Etikette, und so hatte man ihm die „Eremitage" zum Wohnsitz ersehen, jenes Empire-Schlößchen am Rande der nördlichen Vorstadt, das so verschwiegen und anmutig-streng, aber lange unbewohnt und vernachlässigt, inmitten seines wuchernden Parkes, der in den Stadtgarten überging, zu seinem kleinen, von Schlamm starrenden Teich hinüberblickte. Schon um die Zeit, da Albrecht mündig geworden war, hatte man der „Eremitage" die notwendigste Auffrischung zuteil werden lassen und sie der Form halber zum Erbgroßherzoglichen Palais bestimmt; aber da Albrecht sich immer von seinem warmen und trockenen Aufenthaltsort im Sommer direkt nach Hollerbrunn begeben hatte, so hatte er niemals von seiner Residenz Gebrauch gemacht . . .

Klaus Heinrich wohnte dort ohne überschwänglichen Aufwand mit einem

Hofchef, der dem Haushalte vorstand, einem Freiherrn von Schulenburg-Tressen, Neffen der Oberhofmeisterin. Außer dem Kammerdiener Neumann hatte er noch zwei Lakaien zur täglichen Aufwartung; den Jäger, dessen er zu zeremoniellen Ausfahrten bedurfte, lieh ihm der Großherzogliche Hof. Ein Kutscher und ein paar Knechte in roten Westen versahen Remise und Stall, deren Bestand sich auf eine Chaise, ein Coupé, einen Dogcart, zwei Reit- und zwei Wagenpferde belief. Ein Gärtner besorgte mit Hilfe zweier Burschen den Park und den Garten; und eine Köchin nebst ihrer Küchenmagd sowie zwei Zimmermädchen bildeten das weibliche Personal auf Schloß „Eremitage". Hofmarschall von Schulenburgs Sache war es, für seinen jungen Herrn mit der Apanage hauszuhalten, die der Landtag nach Albrechts Thronbesteigung dem Bruder des Großherzogs in einer bedenkenvollen Sitzung bewilligt hatte. Sie betrug fünfzigtausend Mark. Denn die Summe von achtzigtausend, welche ursprünglich gefordert worden, hatte keinerlei Aussicht gehabt, im Landtage durchzugehen, und so hatte man in Klaus Heinrichs Namen beizeiten einen weisen und großmütigen Verzicht getan, der im Lande den besten Eindruck gemacht hatte. — Jeden Winter ließ Herr von Schulenburg das Eis des Teiches veräußern. Zweimal im Sommer ließ er die Wiesen des Parkes mähen und das Heu verkaufen. Nach dem Mähen sahen die Wiesenflächen fast aus wie englischer Rasen.

Ferner residierte Dorothea, die Großherzogin-Mutter, nicht mehr im Alten Schloß, und mit ihrer Zurückgezogenheit hatte es eine traurige und unheimliche Bewandtnis. Auch von dieser Fürstin nämlich, die der gereiste und bewanderte Herr von Knobelsdorff gelegentlich als eine der schönsten Frauen bezeichnet hatte, die er je gesehen, auch von ihr, deren festlicher Anblick Glück, Herzenserhebung und Lebehochs bewirkt hatte, wann immer sie sich den sehnsüchtigen Blicken bedrückter Alltagsmenschen dargestellt, auch von ihr hatte die Zeit ihren Tribut gefordert. Dorothea war gealtert, ihre kühl und streng gepflegte, berühmte, bejubelte Vollkommenheit war während der letzten Jahre so schnell und unaufhaltsam verwelkt, daß die Frau in ihrem Innern nicht Schritt mit dieser Wandlung zu halten vermochte. Nichts, keine Kunst, kein Mittel, auch die lästigen und widerlichen nicht, mit denen sie den Verfall bekämpft, hatte zu hindern vermocht, daß der süße Glanz ihrer tiefblauen Augen erlosch, daß Ringe von schlaffer, gelblicher Haut sich darunter bildeten, daß die wundervollen kleinen Gruben in ihren Wangen sich zu Furchen höhlten und ihr stolzer und herber Mund nun so scharf und mager erschien. Da aber ihr Herz streng gewesen war, wie ihre Schönheit, und auf nichts als diese Schönheit bedacht, da ihre Schönheit ihre Seele gewesen war und sie nichts gewollt und geliebt hatte, als die erhebende Wirkung dieser Schönheit, während ihr eigenes Herz nicht hochschlug, keineswegs, für nichts und für niemanden, so war sie nun ratlos und sehr verarmt, konnte innerlich den Übergang zu dem neuen Zustand nicht finden und nahm Schaden an ihrem

Gemüte. Generalarzt Eschrich äußerte noch etwas von seelischer Erschütterung infolge eines ungewöhnlich raschen Rückbildungsprozesses und hatte zweifellos auf seine Art recht mit dieser Deutung. Die traurige Tatsache war jedenfalls, daß Dorothea schon während der letzten Lebensjahre ihres Gemahles Merkmale tiefer geistiger Trübung und Verstörung gezeigt hatte. Sie ward helligkeitsscheu, ordnete an, daß bei den Donnerstag-Konzerten im Marmorsaal alle Lichter rot umkleidet wurden und bekam Zufälle, als sie nicht durchzusetzen vermochte, daß diese Maßregel auch auf alle übrigen Festlichkeiten, den Hofball, den intimen Ball, das Diner, die große Cour ausgedehnt werde, da die Sonnenuntergangsstimmung im Marmorsaal ohnedies viel Anlaß zum Gespött gegeben hatte. Sie verbrachte ganze Tage vor ihren Spiegeln, und man beobachtete, wie sie diejenigen mit den Händen liebkoste, die aus irgendeinem Grunde ihre Erscheinung in günstigerem Lichte wiedergaben. Dann wieder ließ sie alle Spiegel aus ihren Zimmern entfernen, ja, die in die Wände eingelassenen verkleiden, legte sich ins Bett und rief nach dem Tode. Eines Tages fand Freifrau von Schulenburg sie völlig zerstört und entzündet vom Weinen im Saal der zwölf Monate vor dem großen Porträt, das sie auf der Höhe ihrer Schönheit darstellte . . . Gleichzeitig begann eine krankhafte Menschenfurcht ihrer Herr zu werden, und für Hof und Volk war es eine Pein, zu bemerken, wie die Haltung dieser ehemaligen Göttin an Sicherheit verlor, ihr Auftreten seltsam linkisch wurde und ein elender Ausdruck ihren Blick befing. Schließlich verbarg sie sich ganz, und bei dem letzten Hofball, dem er angewohnt, hatte Johann Albrecht statt seiner „unpäßlichen" Gemahlin seine Schwester Katharina geführt. Sein Tod war insofern eine Erlösung für Dorothea, als er sie aller Repräsentationspflichten enthob. Sie wählte als Witwensitz Schloß Segenhaus, ein klösterlich anmutendes altes Jagdschloß, das, anderthalb Stunden Wagenfahrt von der Residenz entfernt, inmitten seines ernsten Parkes lag und von einem frommen Jagdherrn mit religiösen und weidmännischen Emblemen in seltsamem Durcheinander geschmückt war. Dort lebte sie, verdüstert und wunderlich, und Ausflügler konnten manchmal von weitem beobachten, wie sie an der Seite der Freifrau von Schulenburg-Tressen im Park promenierte und mit gnädiger Neigung die Alleebäume zu beiden Seiten grüßte . . .

Was aber endlich Prinzessin Ditlinde betraf, so hatte sie sich, zwanzigjährig, ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters, vermählt. Sie reichte ihre Hand einem Fürsten aus mediatisiertem Hause, dem Prinzen Philipp zu Ried-Hohenried, einem nicht mehr jugendlichen aber wohl erhaltenen kunstsinnigen kleinen Herrn von vorgeschrittenen Anschauungen, der sich längere Zeit artig um sie bemüht, seine Sache ganz persönlich betrieben und der Prinzessin bei einem Wohltätigkeitsfest auf gut bürgerliche Art Herz und Hand angetragen hatte. Daß diese Verbindung im Lande stürmischen Jubel hervorrief, kann nicht gesagt werden. Sie ward

mit Gelassenheit hingenommen, sie enttäuschte wohl gar stolzere Hoffnungen, die man im Stillen für Johann Albrechts Tochter gehegt hatte, und die Krittler fanden, wenn man diese Heirat nicht geradezu unebenbürtig nennen müsse, so sei das alles. Daran war richtig, daß Ditlinde sich unzweifelhaft aus ihrer Hoheitssphäre in eine ungebundenere und zivilere Lebensgegend hinabließ, als sie — übrigens völlig unbeeinflußt von außen und aus freier Neigung — dem Fürsten ihre Hand reichte. Dieser Standesherr war nicht nur ein Liebhaber und Sammler von Ölgemälden, sondern auch Geschäftsmann und Gewerbetreibender in großem Maßstabe. Das Dynastengeschlecht war seit hundert Jahren der Landeshoheit entkleidet, aber Philipp war der erste seines Hauses, der seinen Privatstand wirtschaftlich ungezwungen zu nützen sich entschlossen hatte. Nachdem er seine Jugend auf Reisen verbracht, hatte er nach einer Tätigkeit ausgeschaut, die ihm innere Befriedigung gewähren, vor allem aber (was nötig geworden) seine Einkünfte vermehren würde. So ward er zum Unternehmer, errichtete Meiereien, Bierbrauereien, eine Zuckerfabrik, mehrere Sägemühlen auf seinen Gütern und fing namentlich an, die ausgebreiteten Torflager, die dazu gehörten, planmäßig auszubeuten. Da er all diesen Betrieben mit Sachkenntnis und umsichtigem Geschäftsgeiste vorstand, so begannen sie bald in Flor zukommen und warfen Summen ab, die, wenn ihr Ursprung nicht sehr fürstlich war, ihm jedenfalls eine fürstliche Lebensführung erst eigentlich ermöglichten. Andrerseits mußte man den Krittlern die Frage vorlegen, was für einer Partie sie sich nüchterner Weise für die Prinzessin hatten versehen können. Ditlinde, die ihrem Gatten beinahe nichts mitbrachte, als einen unerschöpflichen Schatz von Leibwäsche, darunter viele Dutzende gänzlich veralteter und unnützer Gegenstände, wie Nachthauben und Halstücher, die aber ehrwürdiger Überlieferung nach zur Brautausstattung gehörten, — sie gelangte durch diese Heirat in behaglich reiche und heitere Verhältnisse, wie sie sie von Hause aus schlechterdings nicht gewohnt gewesen war: wobei die Empfindungen ihres Herzens noch nicht einmal in Anschlag gebracht sind. Auch tat sie den Schritt ins Privatleben mit offenbarer Genugtuung und Entschlossenheit und behielt von den Äußerlichkeiten der Hoheit nichts als den Titel bei. Sie blieb in freundschaftlichem Verkehr mit ihren Damen, nahm aber dem Verhältnis alles Dienstliche und vermied es, ihrem Hauswesen den Charakter eines Hofes zu geben. Das mochte wundernehmen, bei einer Grimmburgerin überhaupt und bei Ditlinden im besonderen, mußte aber doch wohl ihren Bedürfnissen entsprechen. Das Paar verbrachte den Sommer auf den fürstlichen Landgütern, den Winter in der Residenz in dem schönen Palais an der Albrechtsstraße, das Philipp zu Ried erworben hatte; und hier war es, nicht im Alten Schloß, wo die großherzoglichen Geschwister — Klaus Heinrich und Ditlind, zuweilen auch Albrecht — sich dann und wann zu vertraulicher Aussprache zusammenfanden.

So geschah es, daß eines Tages zu Anfang Herbst, nicht ganz zwei Jahre nach dem Tode Johann Albrechts, der „Eilbote", wohlunterrichtet wie er war, noch in seiner Abendausgabe die Nachricht brachte, heute nachmittag hätten Seine Königliche Hoheit der Großherzog und Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich bei Ihrer Großherzoglichen Hoheit der Fürstin zu Ried-Hohenried den Tee genommen. Nur diese Notiz. Es waren aber an jenem Nachmittag zwischen den Geschwistern mehrere für die Zukunft belangreiche Dinge besprochen worden.

Klaus Heinrich verließ gegen fünf Uhr die Eremitage. Da sonniges Wetter herrschte, hatte er die Chaise bestellt, und das offene, braunlackierte Gefährt, blank gewaschen, wenn auch nicht sehr neu und modisch von Ansehen, näherte sich dreiviertel fünf Uhr, vom Stalle kommend, der mit seinem gepflasterten Hof am rechten Flügel der Wirtschaftsgebäude gelegen war, im Schritt auf dem breiten Kiesweg dem Schlößchen. Die Wirtschaftsgebäude, ockerfarbene, altväterische Erdgeschoß-Baulichkeiten, bildeten mit dem weißen und schlichten Herrenhause (wenn auch in einiger Entfernung davon) einen ziemlich langen Trakt, dessen in regelmäßigen Abständen mit Lorbeerbäumen gezierte Front dem schlammigen Teich und dem öffentlichen Teile des Parkes zugewandt war. Der vordere Teil des Besitzes nämlich, der in den Stadtgarten überging, war dem Verkehr, Fußgängern und leichtem Fuhrwerk, geöffnet und eingefriedigt nur der ein wenig ansteigende Blumengarten, auf dessen Höhe das Schloß lag, sowie der rückwärts gelegene und arg verwilderte Parkgrund, der durch Hecke und Zaun gegen wüste, mit Schutt bedeckte Vorstadtwiesen abgegrenzt war. — Der Wagen also fuhr auf dem Wege zwischen Teich und Wirtschaftsgebäude hin, lenkte durch die hohe, mit zwei ehemals vergoldeten Laternen geschmückte Gartenpforte, legte die Auffahrt zurück und wartete vor der kleinen, steifen, von Lorbeerbäumen flankierten Terrasse, die zum Gartenzimmer emporführte.

Klaus Heinrich kam wenige Minuten vor fünf Uhr heraus. Er trug wie gewöhnlich die festsitzende Uniform eines Oberleutnants der Leibgrenadiere und hatte den Säbelkorb über den Arm gehängt. Neumann, in violettem Frack, dessen Ärmel zu kurz waren, lief vor ihm die Stufen hinab und verpackte mit seinen roten Barbierhänden den zusammengelegten grauen Mantel seines Herrn im Wagen. Dann, während der Kutscher, die Hand am Rosettenhut, sich ein wenig seitwärts vom Bock neigte, ordnete der Kammerdiener die leichte Wagendecke über Klaus Heinrichs Knieen und trat mit stummer Verbeugung zurück. Die Pferde zogen an.

Draußen vor der Gartenpforte hatten sich einige Spaziergänger aufgestellt. Sie grüßten, führten, mit emporgezogenen Brauen lächelnd, ihre Hüte tief hinab, und Klaus Heinrich dankte ihnen, indem er seine weiß bekleidete Rechte an den Mützenschirm legte und mehrmals lebhaft den Kopf neigte.

Es ging am Rande unbebauten Geländes eine Birkenallee entlang, deren Laub schon vergilbte, und dann durch die Vorstadt, zwischen ärmlichen Wohnungen hin, auf ungepflasterten Straßen, wo Volkskinder einen Augenblick Tonnenreifen und Kreisel ruhen ließen, um dem Gefährt mit grüblerischen Augen nachzusehen. Einige schrieen Hoch und liefen, den Kopf gegen Klaus Heinrich gewandt, ein Stückchen neben den Rädern her. Übrigens hätte der Wagen auch den Weg über den Quellengarten nehmen können; aber der durch die Vorstadt war kürzer, und die Zeit drängte. Ditlinde war von empfindlicher Ordnungsliebe und leicht gereizt, wenn man durch Unpünktlichkeit den Gang ihres Hauswesens störte.

Dort war das Dorotheen-Kinderspital, das Überbeins Freund Doktor Sammet leitete; Klaus Heinrich fuhr daran vorüber. Und dann verließ sein Wagen die volkstümliche Gegend und gelangte in die Gartenstraße, eine stattliche, mit Bäumen bepflanzte Avenue, an welcher die Häuser und Villen begüterter Bürger lagen, und deren Trambahnlinie den Quellengarten mit dem Zentrum der Stadt verband. Hier herrschte ziemlich lebhafter Verkehr, und Klaus Heinrich war angestrengt beschäftigt, die Grüße zu erwidern, die man ihm darbrachte. Zivilisten zogen die Hüte und blickten von unten, Offiziere, zu Pferd und zu Fuß, erwiesen Honneur, Schutzmänner machten Front, und Klaus Heinrich in seiner Wagenecke führte die Hand zum Mützenschirm und dankte nach beiden Seiten mit jenem von Jugend auf geübten Nicken und Lächeln, das bestimmt war, die Leute in ihrer Teilnahme an seiner festlichen Persönlichkeit zu bestärken . . . Er hatte eine ganz eigentümliche Art, im Wagen zu sitzen, — nicht träg und bequem in den Kissen zu lehnen, sondern beim Fahren auf ähnliche Weise beteiligt zu sein, wie beim Reiten, indem er, die Hände auf dem Säbelkorbe gekreuzt und einen Fuß etwas vorgestellt, die Unebenheiten des Bodens gleichsam „nahm", sich tätig den Bewegungen des schlecht federnden Wagens anpaßte . . .

Die Chaise fuhr über den Albrechtsplatz, ließ das alte Schloß mit der präsentierenden Doppelwache zur Rechten liegen, verfolgte die Albrechtsstraße in der Richtung gegen die Kaserne der Leibgrenadiere und rollte zur Linken in den Hof des Fürstlich Riedschen Palais. Es war ein Bau von intimen Verhältnissen, im Zopfstil errichtet, mit einem geschwungenen Giebel über dem Hauptportal, umschnörkelten Oeils-de-boeuf im Zwischengeschoß, hohen Balkonfenstern in der Bel-étage und einer zierlichen cour d'honneur, die von den beiden nur einstöckigen Seitenflügeln gebildet wurde und gegen die Straße durch ein gebogenes Gatter abgeschlossen war, auf dessen Pfeilern steinerne Putten spielten. Aber die innere Ausstattung des Schlosses war im Gegensatz zu dem geschichtlichen Stil seines Äußeren durchaus in einem neuzeitlichen und behaglich bürgerlichen Geschmack gehalten.

(Fortsetzung folgt)

# Das Reich der Gewerkschaft/ von Eduard Bernstein



Es ist kein territoriales Gemeinwesen, woran wir zu denken haben, wenn vom Reich der Gewerkschaft die Rede ist. Aber es ist auch mehr wie bloß das Reich einer Idee, mehr wie eine bloß geistige Gemeinschaft. In Europa allein zählt dieses Reich heute über sechs Millionen erwachsener Bürger, die mit ihren Angehörigen einen Körper von wohl zwanzig Millionen Menschen, mehr als das ganze Königreich Spanien, und erheblich mehr als die drei, neben Preußen die Bezeichnung als Königreich führenden deutschen Bundesstaaten Bayern, Sachsen und Württemberg zusammen repräsentieren. Über ein Drittel davon entfällt auf Deutschland, dessen Gewerkschaftsarmee im Jahre 1907 gegen zweiundeinehalbe Million Mitglieder, und mit den Angehörigen dieser eine Bevölkerung von gegen 8 Millionen Seelen zählte, mehr als das größte der genannten drei deutschen Königreiche umfaßt.

Nur wenige von denen, die nicht direkt mit der Gewerkschaftsbewegung zu tun haben, haben eine rechte Vorstellung davon, wie groß in seiner Ausdehnung das Reich ist, das diesen Namen führt, und wohl noch weniger haben einen rechten Begriff von seiner Wirkungskraft und wissen, daß das Walten der Gewerkschaft auf die Wirtschaftslage auch derjenigen von Einfluß ist, die mit ihr keinerlei direkte Beziehung haben und keiner geschlossenen Berufsschicht angehören. Ein den Beteiligten und den Forschern noch ungelöstes Problem aber ist es, welches die wirtschaftlich-soziale Potenz dieses Reiches ist, wo wir die Grenzen seines Wachstums und seines Könnens zu suchen haben. Sehr hervorragende Politiker, sehr tiefblickende Vertreter der Sozialökonomie haben in dieser Hinsicht mit Voraussagungen Schiffbruch erlitten. Ja, von den beiden größten geistigen Vorkämpfern der modernen Arbeiterklasse hat der eine, Ferdinand Lassalle, die Bedeutung und Potenz der Gewerkschaft völlig verkannt, der andre, Karl Marx, sie nur erst halb und unter unzulänglichen Gesichtspunkten gewürdigt.

„Der hoffnungslose Versuch der Ware Arbeitskraft, sich als Mensch zu gebärden" — dies Wort Lassalles über die Gewerkschaftskämpfe der englischen Arbeiter zeigt, welche geringe Meinung der Verfasser des Bastiat-Schulze von der Potenz der Gewerkschaft hatte. Um die deutschen Arbeiter „vor dem Elend der englischen Gewerkschaftsbewegung zu bewahren", hatte er ihre Blicke auf die nun seit langem aufgegebene Idee der staatlich finanziierten Produktivgenossenschaften gelenkt. Man darf nicht meinen, es sei vielleicht Erfinderliebhaberei hinsichtlich dieses letzteren Mittels gewesen, was Lassalle zur Verwerfung der Gewerkschaften bestimmte. Was er von den englischen Trade Unions erfahren hatte, war in der Tat nicht geeignet, eine hohe Meinung von ihnen zu erzeugen. Sie

hatten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ungleich mehr Niederlagen als Siege zu verzeichnen gehabt. Bezüglich einer solchen Niederlage, die Unterstützungen aus bürgerlichen Kreisen in Höhe von über 80000 Mark nicht hatten verhindern können, hatte Lassalle sich im Jahre 1852 ausdrücklich von Marx nähere Auskunft erbeten. Er sprach also nicht obenhin, als er den obigen Satz prägte. Und viel günstiger als er hat sich, genauer zugesehen, auch Marx nicht über die ökonomische Potenz der Gewerkschaften ausgesprochen. Er hatte sie in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit als Organe des Klassenkampfes der Arbeiter in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung schon vor 1848 erkannt, und in der von ihm verfaßten Denkschrift des Generalrats der Internationale an den Genfer Kongreß dieser groß gedachten Verbindung heißt es von den englischen Trade Unions, sie hätten „unbewußt Schwerpunkte für die Organisation der Arbeiterklasse gebildet, wie die mittelalterlichen Kommunen es für die Bürgerklasse waren". Das ist ein bemerkenswertes Wort, dem unzweifelhaft eine große geschichtliche Wahrheit innewohnt; aber Marx läßt es bei diesem historischen Vergleich bewenden und geht über die ökonomisch-soziale Funktion der Gewerkschaft im kapitalistischen Wirtschaftssystem mit einigen sehr wenig sagenden Worten hinweg. Er bezeichnet sie als „für den täglichen Guerillakampf zwischen Kapital und Arbeit unentbehrliche Aufhebung der Konkurrenz unter den Arbeitern", fährt aber sogleich fort, sie seien „noch weit wichtiger in ihrer Eigenschaft als organisierte Hebel der Aufhebung des Systems der Lohnarbeit und Kapitalherrschaft selbst" und sollten deshalb „jede soziale und politische Bewegung, die auf dieses Ziel lossteuert, unterstützen und sich als die handelnden Vorkämpfer der ganzen Klasse" betrachten und verhalten.

Damit wird jedoch die Gewerkschaft nur als Organ des historischen Befreiungskampfes der Arbeiter, nicht aber mit Bezug auf ihre besonderen, ihr Wesen als Berufsorganisation bestimmenden Aufgaben — wohl hinsichtlich dessen, was sie über sich hinaus sein soll, nicht aber hinsichtlich dessen, was sie in ihrer eigenen Sphäre sein kann und soll, gewürdigt. Und wenn man den Vortrag nachliest, den Marx ein Jahr vor dem Genfer Kongreß, im Juni 1865, im Schoß des Generalrats der Internationale über die Gewerkschaftsfrage hielt, so findet man dort am Schluß als Zusammenfassung des Ausgeführten Sätze, in denen die Möglichkeiten der Gewerkschaft hinsichtlich der ihr ureigenen ökonomisch-sozialen Aufgaben sehr pessimistisch beurteilt werden. Es sei die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Produktion, sagt Marx daselbst, den durchschnittlichen Normallohn zu senken, den Wert der Arbeitskraft auf seine Mindestgrenze zu drücken, und diese „Abwärtsbewegung" der Löhne könnten die Gewerkschaften allenfalls „aufhalten", aber sie könnten „deren Richtung nicht ändern". Sie verfehlten daher „im allgemeinen ihren Zweck dadurch, daß sie sich auf einen Guerillakrieg gegen die Wirkungen des gegenwärtigen

Systems beschränken, statt gleichzeitig auf seine Umwandlung hinzuarbeiten und ihre organisierte Kraft als einen Hebel für die endgültige Emanzipation der arbeitenden Klassen, das heißt die endgültige Abschaffung des Lohnsystems zu gebrauchen."

So nimmt die Gewerkschaft nach ihrem Sollen bei Marx ein Gesicht an, das mehr dem Ideal der revolutionären Syndikalisten der romanischen Länder entspricht als dem Gewerkschaftstypus, wie er sich in Deutschland und der großen Mehrheit der übrigen Länder entwickelt hat. Was Marx vorzeichnet und bei seiner Auffassung vom wirtschaftlichen Entwicklungsgang auch vorzeichnen mußte, ist ein Mittelding zwischen dem jetzigen deutschen und jenem romanischen Gewerkschaftstypus, so daß, wenn Vertreter beider Typen sich auf ihn berufen, wie das heute vielfach der Fall ist, sie es so ziemlich mit gleichem Recht und Unrecht tun. Jeder Typus hat ein Stück von Marx, aber beide greifen, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, über das von Marx entwickelte Vorbild hinaus.

Den Vertretern des revolutionären Syndikalismus in Frankreich und Italien ist der „Guerillakrieg" und seine Fortbildung und Steigerung die Hauptaufgabe der Gewerkschaften, das Mittel, den Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat in seiner größten Schärfe rege zu erhalten und immer mehr zuzuspitzen, kurz, das „Gegengift" gegen das im Parlamentarismus zum Ausdruck kommende „Zusammenwirken der Klassen". Er ist die Vorbereitung des großen revolutionären Generalstreiks, der den Sturz der Bourgeoisie und des kapitalistischen Wirtschaftssystems herbeiführen wird. Die Tendenz der deutschen Gewerkschaftsbewegung und der ihr wesensverwandten Gewerkschaften anderer Länder ist es dagegen, den täglichen Guerillakrieg auf das möglichst geringe Maß zu reduzieren, und das, was durch ihn erreicht werden könnte, durch das Mittel des Vertrags zu erreichen. Sie streben dahin, durch die gewerbliche Demokratie, wie das Ehepaar Webb die Gewerkschaftsbewegung treffend benannt hat, den „Konstitutionalismus in der Fabrik" zu verwirklichen. Ihre Vertreter blicken mit Geringschätzung auf die revolutionären Syndikalisten als Phantasten herab, während diese in ihnen philiströse Vertreter rückständiger Ideen von Demokratie erblicken, über die sie selbst hinweg zu sein glauben.

Es ist nun eine Tatsache, die auf dem soeben in Marseille abgehaltenen Kongreß des französischen Gewerkschaftsbundes in helles Licht gerückt wurde, daß der revolutionäre Syndikalismus selbst in den romanischen Ländern im Rückgang begriffen ist und der reformistischen Gewerkschaft, wie dort die dem deutschen Typus sich nähernde Gewerkschaft genannt wird, weicht. Im Reich der Gewerkschaften, wie es heute beschaffen ist, stellt die um die Generalkommission Deutschlands gruppierte Gewerkschaft sozusagen das Juste Milieu dar. Denn England, das Mutterland der modernen Gewerkschaftsbewegung, kennt keinen einheitlichen Gewerkschaftstypus.

Die Engländer als die Pioniere der Bewegung hatten alles auf sich selbst zu ergründen, ihre Geschichte verwies sie auf das empirische Tasten und Probieren. An der Wiege der deutschen Bewegung dagegen stand die Idee, das theoretisierende Denken. Allerdings fehlt auch ihr nicht die Zersplitterung, aber sie ist hier mit wenigen Ausnahmen auf prinzipielle Gegensätze zurückzuführen und geht nicht weiter, als diese. Unterschiede in der Grundidee trennten von vornherein die liberalen Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine von den sozialdemokratischen Gewerkschaften, politische Rücksichten führten zur Gründung der christlichen Gewerkschaften, politische Meinungsverschiedenheiten zur Sonderverbindung der jetzt meist stark anarchistisch gerichteten lokalorganisierten sozialistischen Gewerkschaften, und nur einige zwanzig, meist unbedeutende Vereinigungen sind ohne ersichtliche prinzipielle Gründe „unabhängig". Alles in allem sind das 80 bis 90 Organisationen mit — soweit sie wirkliche Gewerkvereinsfunktionen erfüllen — höchstens etwa 300000 Mitgliedern, denen in den 61 zentralisierten sozialistischen Gewerkschaften ein Heer von 1800000 organisierten Arbeitern gegenübersteht.

Sowohl in Bezug auf die Kopfzahl der Mitglieder wie in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit sind diese freien, sich heute meist offen als sozialdemokratisch bekennenden Gewerkschaften jenen anderen Gewerkschaften Deutschlands so sehr überlegen, daß, wenn von der deutschen Gewerkschaftsbewegung die Rede ist, jeder, ob Freund oder Feind, zuerst an sie denkt. Sie bilden in ihr die festgefügte und in den Hauptzügen einheitlich gegliederte Masse, zu der die anderen Vereine sich wie Nebenbildungen verhalten, sie sind es, die in Deutschland der Gesamtbewegung ihren Stempel aufdrücken, und von ihnen kann man sagen, daß sie heute den Mittelpunkt der internationalen Gewerkschaftsbewegung darstellen.

Es sind fünfzehn Jahre verflossen, seit die freien Gewerkschaften Deutschlands nur erst 230000 Mitglieder zählten. Damals — im Jahre 1893 — ward in sozialistischen Kreisen von sehr hervorragenden Führern die Meinung geäußert, daß im Angesicht der vorgeschrittenen Konzentrierung der Industrie und der starken Organisationen der Industriekönige auf ein erhebliches Wachstum der Gewerkschaften in Deutschland nicht mehr gerechnet werden könne, daß ihnen im reinen Wirtschaftskampf nennenswerte Erfolge nicht mehr beschieden sein würden. Das Reich der Gewerkschaften schien in Bezug auf Ausdehnungsfähigkeit und Leistungskraft nur noch sehr eng begrenzt.

Daß diese Auffassung hinsichtlich des ersteren Punktes irrig war, haben wir an den vorgeführten Zahlen gesehen. Es liegt ferner kein Grund vor, anzunehmen, daß selbst mit der oben gegebenen Zahl das Höchstmaß der Ausbreitung der Gewerkschaft nunmehr erreicht sei. Man kann wohl sagen, daß ohne gesetzlichen Zwang gewisse Berufe schwerer zu organisieren sind, als andre, unüberwindliche

Hindernisse stehen aber der Organisierung der großen Mehrheit aller Berufsangehörigen nur in den wenigen Gewerben im Wege, deren Arbeiter und den Arbeitern gleich entlohnte Angestellte ihre Stellung als um Lohn Arbeitende noch als Durchgangsstellung zur gewerblichen Selbständigkeit betrachten dürfen.

So sind wir denn zu der Folgerung berechtigt, daß das Reich der deutschen Gewerkschaften, die heutige Zahl der Beschäftigten zugrunde gelegt, ganz gut bis auf sechs Millionen Mitglieder und darüber anwachsen kann. Hierin sind die fünfundeinehalbe Million Landarbeiter noch nicht einbegriffen, obwohl auch bei der Mehrheit dieser die Organisationsfähigkeit nur eine Frage der Zeit ist. Desgleichen fehlen der Handel, die technischen Angestellten und die freien Berufe, welche Gruppen heute in Deutschland gegen 600000 Organisierte zählen.

So offenbart sich uns bei näherer Betrachtung das Reich der Gewerkschaft als etwas Gewaltiges, dessen Wachstumsmöglichkeit selbst viele seiner Angehörigen kaum ahnen mögen.

Aber das betrifft nur das quantitative Wachstum, gewissermaßen die Flächenausdehnung unsres Reiches, und die Frage ist, ob es sich mit seiner Wirkung in die Tiefe ebenso verhält, wie mit seiner Ausdehnung in die Breite. Mit andern Worten, ob seine Wirkungskraft als Faktor der wirtschaftlichen und im weiteren Begriff sozialen Entwicklung in ähnlicher Weise Fortschritte gemacht hat und weiterer Leistungen fähig ist.

Hier sind wir auf viel umstrittenem und in vielen Punkten überhaupt noch nicht systematisch untersuchtem Gebiet. Denn von dem, was die Gewerkschaften für die Lage ihrer Mitglieder tun, läßt sich vieles nicht greifbar feststellen, und bei anderm, was sich wenigstens im Hauptumriß statistisch erfassen läßt, sagen die Ziffern der Gewerkschaftsstatistik nicht alles, was zur Würdigung der Potenz der Gewerkschaften zu erfahren nötig ist.

Die bekannteste und auch in der Tat häufigste Betätigung der Gewerkschaft betrifft die Lohnfrage. Von 3059 Streiks, welche die Statistik der freien Gewerkschaften für das Jahr 1906 verzeichnete, hatten 1271 ausschließlich Lohnfragen und 938 die Lohnfrage in Verbindung mit andern Fragen zum Anlaß, so daß also über 70 Prozent dieser Kämpfe den Lohn betrafen. Die große Mehrheit davon brachten zusammen 158000 Arbeitern Lohnaufbesserungen, und für 492000 Arbeiter erzielten die Gewerkschaften Lohnaufbesserungen durch bloße Verhandlungen, ohne daß es zum Streik kam. Die Summe der so erlangten Lohnzuschläge berechnet sich, das Jahr zu 45 Wochen Beschäftigung angesetzt, auf 84,6 Mark pro Kopf oder insgesamt rund 55 Millionen Mark im Jahr. Ein ganz ansehnlicher Betrag, und man wird dazu noch annehmen dürfen, daß in weiterer Folgewirkung die Löhne einer erheblichen Zahl von nicht direkt beteiligten Arbeitern durch bloße Verallgemeinerung dieser Errungenschaften

ebenfalls gestiegen sind. Denn was bestimmte Kategorien von Arbeitern erkämpft haben, das hat die Tendenz, bald auch andren Kategorien im entsprechenden Verhältnis zuteil zu werden. Sind nun aber diese Lohnerrungenschaften voller Gewinn für die Arbeiter gewesen und waren sie wirklich rein gewerkschaftlicher Erfolg?

Um die erste Frage mit Sicherheit beantworten zu können, müßten wir in der Lage sein, festzustellen, ob die geschilderte Lohnsteigerung die Bewegung der Warenpreise unberührt gelassen hat oder nicht, und, falls letzteres der Fall war, in welchem Maße sie sie beeinflußt hat. Dies für eine so kurze Periode zu ermitteln, ist jedoch eine kaum lösbare Aufgabe, da der Preis durch mehr Faktoren als den Lohn bestimmt wird. Im allgemeinen aber kann als durch die Erfahrung festgestellt gelten, daß, wo Lohnerhöhungen nicht durch arbeitsparende technische Verbesserungen ausgeglichen werden, eine gewisse Rückwirkung auf die Preise durch sie nicht auszubleiben pflegt. Schon aus diesem Grunde fehlt uns das Recht, hier glattweg von einem reinen Gewinn für den Arbeiter zu sprechen. Zum Teil aber hat im vorliegenden Fall die Lohnsteigerung den Arbeitern nur einen Ausgleich gebracht für eine schon eingetretene Steigerung des Preises notwendiger Lebensmittel.

Auch das wäre ein Erfolg und würde ganz allein die sehr bedeutenden Opfer rechtfertigen, welche die Arbeiter in jenen Lohnkämpfen auf sich genommen haben. Nun erhebt sich aber die andere Frage: waren die Erhöhungen auch wirklich dem Gewerkschaftskampf zu verdanken, nur durch ihn zu ermöglichen? Das Jahr 1906 war ein Jahr großer geschäftlicher Prosperität und damit starker Nachfrage nach Arbeitern, fast durchgängig überwog der Bedarf an Arbeitern das Angebot. Bei solcher Geschäftslage nun kann schon das Walten von Angebot und Nachfrage allein Lohnsteigerungen herbeiführen, und Gegner der Gewerkschaften behaupten denn auch, daß deren Einwirken auf den Lohn eine Illusion sei. Sie könnten Lohnerhöhungen nur dann erzielen, wenn der Lohn auch sonst steigen würde, und sie könnten nicht verhindern, daß bei schlechtem Geschäftsgang der Lohn seinem alten Niveau wieder zustrebe. Mit andern Worten, das Reich der Gewerkschaft habe faktisch keinen — oder wenigstens *keinen nennenswerten dauernden Einfluß* auf die Bewegung der Löhne, und zwar namentlich keinen nennenswerten Einfluß auf den *Reallohn*, den in *Lebensmitteln* ausgedrückten Lohn des Arbeiters.

Es kann selbst dem größten Freund der Gewerkschaft, sofern er sich nicht selbst belügen will, nicht beikommen, diese Einwände schlechthin als leere Behauptungen abzuweisen. Es trifft an ihnen vielmehr soviel zu, daß die Gewerkschaft in der Tat jeweilig nur innerhalb bestimmter Grenzen die Höhe des Reallohns beeinflussen kann. Sie kann die anderen Faktoren der Preisbildung — Profit, Grundrente, Betriebskosten — nicht aus der Welt schaffen, sondern nur

einen mehr oder minder starken Druck auf sie ausüben, der jeweilig von einem bestimmten Punkt ab versagt. Man sieht das unter anderm in Revolutionszeiten, wenn das Erschlaffen der alten Ordnung die Arbeitermassen anscheinend zu absoluten Herren der Situation macht. Ihre ersten Forderungen setzen sie meistens glatt durch, und wenn sie, wie es neuerdings in verschiedenen Industriezentren Rußlands und Russisch-Polens geschah, terroristische Mittel anwenden, können sie sie auch noch eine Weile steigern. Immer aber kommt für sie ein Punkt, wo selbst der stärkste Terrorismus versagt. Mit Browning-Pistolen bringt man keine Fabrikschornsteine zum Rauchen.

Wenn aber dem Gewerkschaftsreich hinsichtlich der Bestimmung der Lohnhöhe — oder, greifbarer ausgedrückt, hinsichtlich der Bestimmung des Anteils der Arbeiterklasse am Gesamtergebnis der Produktion — stets jeweilig Grenzen gezogen sind, so sind diese Grenzen doch nicht so eng, als sie nach den obigen Einwänden erscheinen. Zunächst kann die gutorganisierte Gewerkschaft die Möglichkeiten einer günstigen Geschäftslage schneller und systematischer ausnutzen, als es die Arbeiter in ihrer Vereinzelung könnten, und sie kann, was mir als *das Wichtigste* erscheint, den *Druck* der schlechten Geschäftskonjunktur auf die *Löhne vermindern*. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß, wo die Gewerkschaften stark sind, die Kurve der Lohnschwankungen viel geringere Hebungen und Senkungen aufweist, als wo die Gewerkschaften und mit ihnen die Unternehmerverbände fehlen oder nur geringe Bedeutung erlangt haben. Anders ausgedrückt, der Lohn verliert ein großes Stück glückspielmäßiger Bewegung und erhält eine zwar langsam, aber stetig sich vollziehende Hebung seines Minimums. Von welcher Bedeutung dies für die kulturelle Entwickelung der Arbeiterklasse ist, leuchtet ohne weiteres ein. Nur bei einer stetigen Hebung ihres Einkommens kann die Arbeiterklasse ihre Lebensweise und ihre Bedürfnisse im Sinne einer größeren Teilnahme an den Kulturgütern weiter entwickeln. Wenn die „Abschaffung des Systems der Lohnarbeit" mit den Voraussetzungen der Weltwirtschaft und des Weltverkehrs unvereinbar geworden ist und nur als *symbolischer Ausdruck* für die auf politischem Gebiet zu erkämpfende Ausdehnung und demokratische Verwaltung der Staats- und Gemeindebetriebe, für die Vermehrung der unentgeltlichen öffentlichen Dienste Bedeutung hat, so bleibt, da es für diese Unentgeltlichkeit stets Grenzen geben wird, den Gewerkschaften um so mehr das Reich der *Demokratisierung des Systems der Lohnbestimmung*.

Die Lohnhöhe ist nur eine Seite der Lohnfrage. Neben ihr spielen noch eine große Rolle in den gewerblichen Kämpfen der Gegenwart die Fragen der Lohnform und der Löhnungsmethoden oder Lohnberechnungen. Hier ist die Gewerkschaft oft ganz unentbehrlich. Nur mit ihrer Hilfe können Lohntarife ausgebildet und durchgeführt werden, die den Zeitlohn mit den Interessen der Gesamtheit

an der Produktion in Übereinstimmung bringen und dem Werklohn den Stachel der Schwitz- oder Schmutzkonkurrenz ausziehen. Wer einigermaßen Einblick gewonnen hat in das Wirtschaftsgetriebe der Gegenwart, wo die Werkstatt und das der Werkstatt sich mehr und mehr annähernde Bureau einen immer größeren Raum ausfüllt, der wird auch leicht begreifen, welche bedeutende Provinz des Gewerkschaftswirkens in dieser Frage der Lohnmethoden eingeschlossen liegt.

Das Gleiche ist der Fall mit der Frage der Arbeitszeit. Unter wie vielen Gesichtspunkten sie heute eine höhere Bedeutung hat, als je zuvor, sollte dem gebildeten Leser unserer Tage kein Geheimnis mehr sein, aber Unzähligen, die sich für gebildet halten, erscheint sie doch noch immer im Lichte der simplistischen Frage von „faul und fleißig". Es mag daher daran erinnert werden, daß die gewerbliche Arbeit heute zwar vielfach weniger Anforderungen an die Muskelkraft stellt als früher, dafür aber die Nerven um so stärker in Anspruch nimmt; daß sie für den Arbeiter eintöniger, unpersönlicher und zugleich intensiver geworden ist; daß die besten Ventilatoren und Saugapparate die Luft in gewissen Fabriken nicht frei von Staub zu halten vermögen; daß in anderen Fabriken und Werkstätten die immer stärkere Anwendung chemischer Prozesse neben den Ausströmungen der Hilfsstoffe (Schmieröle, Farben usw.) den Geruchsnerven die stärksten Zumutungen stellt; daß in wieder anderen das unaufhörliche Gerassel von Maschinen die Sinne betäubt, kurz, daß die Arbeit für die große Mehrheit der Arbeiter aller jener Reize entbehrt, die der alten Handwerkerarbeit innewohnten, dafür aber an unangenehmen Nebenwirkungen gewaltig zugenommen hat. Macht dies schon eine Begrenzung des Arbeitstages auf ein kürzeres Maß auch dort unumgänglich, wo die Nebenwirkungen nicht unmittelbar den Körper angreifen, so kommt für die Großstädte und die wachsenden Fabrikstädte als weiteres Moment noch die zunehmende Trennung von Arbeitsstätte und Wohnstätte hinzu. Ganz abgesehen von philantropischen Rücksichten sind bei der Frage des Arbeitstages soziale und kulturelle Interessen von größter Bedeutung beteiligt. Nun geht aber die Gesetzgebung in dieser Sache nur äußerst langsam und widerwillig vor. Sie verallgemeinert meist nur, was für die Mehrheit der Beteiligten von organisierten Arbeitern schon erkämpft worden ist. So bleibt also der Selbstaktion der Arbeiter auch hier noch ein großes Arbeitsfeld, und als das geeignetste Organ dazu bewährt sich überall die Gewerkschaft. Hier, auf diesem Felde wichtiger Kulturarbeit, leistet sie wahrhaft unentbehrliche Pionierdienste. Sie geht der Gesetzgebung voran, indem sie innerhalb der Grenzen, die diese dem Arbeitstag läßt, neue Grenzsteine für seine Beschränkung aufstellt. In Deutschland, wo die Gesetzgebung jetzt endlich daran gegangen ist, den Arbeitstag für Fabrikarbeiterinnen auf zehn Stunden zu beschränken, haben die Gewerkschaften in vielen Gewerben schon den Neunstundentag erkämpft. Allein im Jahre 1906 erkämpften die freien Gewerkschaften

Deutschlands für 339000 Arbeiter Arbeitszeitverkürzungen, die sich auf 1248624 Stunden pro Woche oder, wieder das Beschäftigungsjahr zu 45 Wochen angenommen, auf 56 Millionen Stunden im Jahr berechnen. Im Jahre 1907 waren die betreffenden Zahlen: 249000 Arbeiter 912660 Stunden pro Woche oder 41,5 Millionen Stunden im Jahr. In zwei Jahren nahezu 100 Millionen Stunden der Muße, der Erholung, des ermöglichten Familienlebens, der ermöglichten selbstgewählten Beschäftigung — mit einem Wort der Freiheit! Das wissen die Wenigsten von denen, die so leichthin das Gerede von der Tyrannei der Gewerkschaften nachsprechen, welch machtvoller Bannerträger der Freiheit diese Tyrannei ist. Der Freiheit und der Kultur. Der in der Fabrik überarbeitete Arbeiter wird nie ein Teilnehmer an den Kulturgütern, nie der freien Betätigung fähig sein, mag er noch so hohen Lohn empfangen. Ein geistig ungewöhnlich hochstehender Freund, der in England und in Amerika als Maschinenbauer gearbeitet hatte, erzählte mir, daß er in England, wo der Neunstundentag vorherrscht, nach der Arbeit stets noch lesen oder sonst sich etwas geistig habe beschäftigen können, in den Vereinigten Staaten aber, wo zehn Stunden gearbeitet wird, habe er nach der Arbeit kein Buch mehr in die Hand nehmen mögen, sondern, da er kein Trinker ist, bis er schlafen ging nur noch dahingedämmert. Er bestätigte damit, was die englischen Gewerkschaftler, die 1902 mit der Moseley-Kommission nach den Vereinigten Staaten gingen, über die dortige Arbeitsweise berichteten. Sie erklärten einstimmig, sie zögen trotz niedrigerer Bezahlung die Arbeitsverhältnisse in der Heimat vor.

Die Frage der Arbeitszeit ist nicht mehr eine Frage von Fleiß und Faulheit, sie ist eine Frage von Sklaverei oder Freiheit, von Unkultur oder Kultur. Nur derjenige Arbeiter, dem nach der Arbeit Zeit bleibt, sich wirklich zu gehören, wird Lohnerhöhungen zur Hebung seiner Lebensführung verwenden.

Eine Kulturfrage von größter Bedeutung ist ferner die Ausbildung der Rechtsstellung des Arbeiters in der Werkstatt. Das politische Recht allein schützt den Arbeiter nicht davor, Sklave in der Werkstatt zu sein. Vereinzelt ist er als Arbeitsuchender den größten Demütigungen ausgesetzt, in der Fabrik bei der Arbeitszuteilung von der Gunst des Unternehmers oder dessen Beauftragten abhängig, und, mit dem Damoklesschwert der Entlassung über sich, um so mehr unfrei, je mehr er den Jahren nach und als Familienvater die Voraussetzungen der Staatsbürgerschaft erfüllt. Die kapitalistische Entwicklung hat auch hier die Beziehungen verschärft. Der Handwerksgeselle vergab sich nichts, wenn er bei den Meistern, die ihm in ihrer Mehrheit sozial so nahe standen, Umfrage nach Arbeit hielt, für den modernen Arbeiter ist die Umfrage oft eine wahre Entwürdigung. An ihr kann das Gesetz wenig ändern, es kann dem Unternehmer nicht vorschreiben, welchen Arbeiter er anstellen und wen er entlassen soll. Aber die Gewerkschaft kann Einrichtungen schaffen und ausbauen,

welche die niederdrückenden Wirkungen des modernen Arbeitsverhältnisses neutralisieren.

Welche große Bedeutung die in das Arbeitsverhältnis einschlagenden Fragen erlangt haben, zeigt die anschwellende Literatur über den Arbeitsnachweis und die Arbeitsvermittelung. Professor Jastrow, der bekannte Dozent der Berliner Universität, hat diese, dem Uneingeweihten so nebensächlich erscheinenden Fragen der Arbeitsnachweise die ersten Abschnitte seines großen Werkes über Sozialpolitik und Verwaltungswissenschaft gewidmet, die Universität Straßburg vor einigen Jahren einen Preis für die beste Arbeit über den Gegenstand ausgeschrieben. Ganz neue Zweige der Verwaltungspolitik werden durch die geschilderten Umwälzungen notwendig. Aber die öffentlichen Verwaltungskörper können durch kommunale Arbeitsnachweise und dergleichen bestenfalls die technischen Grundlagen für das notwendige neue Recht schaffen, den materiellen Rechtsinhalt dagegen erkämpft erst die Gewerkschaft. Das ist so sehr in den Verhältnissen begründet, daß es heute kaum einen Theoretiker des Arbeitsnachweises gibt, der nicht mindestens die Beteiligung der Gewerkschaften befürwortete. Um die Arbeitsvermittelung herum gruppieren sich aber jene Aufgaben der Gewerkschaft, die die Erhebung der Stellung des Arbeiters in der Werkstatt zu der eines gleichberechtigten Kontrahenten zum Ziel haben. Zu ihnen gehört z. B. auch die von vielen Gewerkschaften organisierte und ohne sie gar nicht durchzuführende Arbeitslosenunterstützung, deren Zusammenhang mit der Frage der Hebung der Arbeiterwürde ohne weiteres einleuchtet.

So sehen wir das Reich der Gewerkschaft, wenn wir es als Potenz betrachten, auf drei große Gruppen von Aufgaben gerichtet, die wir als die drei großen Provinzen seiner ureigenen Wirkungssphäre bezeichnen können: die Fragen des Arbeitslohns, die Fragen der Arbeitszeit und die Fragen des Rechts und der Würde des Arbeiters in der Werkstatt. Alle andern Aufgaben, denen wir in den Verfassungen der Gewerkschaften begegnen, sind entweder Mittel, die Widerstandskraft und den Zusammenhalt der Mitglieder zu stärken, und finden darin ihre Berechtigung, oder aber Nebenzwecke, die ebensogut von andern Körpern besorgt werden könnten. Hier und da spuken aber auch in Gewerkschaftsstatuten noch Zwecke, die als ganz außerhalb des der Gewerkschaft zukommenden Aufgabenbereiches bezeichnet werden müssen. Zu ihnen gehört die Idee der gewerkschaftlichen Produktivgenossenschaft, für die sich einst namentlich die englischen Gewerkschaften begeisterten.

Die Arbeitergewerkschaft hat den Zweck, den Arbeiter als Produzenten zu schützen, nicht aber, ihn als Berufsangehörigen zum Unternehmer zu machen. Die eine Aufgabe widerspricht der andern. Die Berufsgruppe als Unternehmer würde entweder ihre Unternehmerfunktion um ihrer Schutzaufgaben willen oder ihre Schutzaufgaben um ihrer Unternehmerzwecke willen hintenansetzen

müssen. Der Gedanke, diese Funktionen zu vereinen, gehört der Kindheit der Arbeiterbewegung an. Ein Menschenalter Erfahrung hat gezeigt, daß die Gewerkschaft so gut wie jeder andre soziale Organismus ihr Reich begrenzen muß, wenn sie nicht in Widerspruch mit sich selbst geraten soll. Es hat aber auch gezeigt, daß dieses Reich einer Entwicklung fähig ist, welche seine Begründer selbst in ihren kühnsten Träumen nicht zu ahnen wagten.

Als zeitweilige Aushilfsmittel traten die ersten neuzeitlichen Gewerkschaften ins Leben, von den einen als Rückfälle in Einrichtungen der Zunftzeit bekämpft, von den andern als untergeordnete Glieder oder Vorstufen der genossenschaftlichen und der politischen Arbeiterbewegung betrachtet. In Wirklichkeit sind die Gewerkschaften zu einem Reich herangewachsen, das in Bezug auf Ausdehnung und Bedeutung seiner Funktionen den andern Interessenverbänden der Arbeiterklasse durchaus nicht nachsteht, sondern neben ihnen als gleichwertig seinen Platz ausfüllt, auch dort noch unentbehrlich, wo an die Stelle der privaten Unternehmung die öffentliche Unternehmung getreten ist oder treten wird.

# Aus einem spanischen Tagebuch / von Julius Meier-Graefe

(Fortsetzung)

Granada, den 25. Mai.



Ja, lieber Thomas, das ist richtig, ich hatte mir ganz etwas anderes unter Velasquez vorgestellt. Es ist auch möglich, daß du, als du in Madrid warst, nicht enttäuscht wurdest, weil dir das, was mir vorschwebte, fremd war, und du verstehst mich nicht, weil es dir fremd geblieben ist. Und du hast recht, viel mehr recht als du glaubst, daß meine frühere Vorstellung phantastisch war. Ich erwartete etwas, das es nicht geben kann. Nur dies muß ich zu meinen Gunsten vorbringen: einen Rembrandt, einen Genius in der Richtung Rembrandts habe ich nie erwartet. Es kam mir nie in den Sinn, daß ich einen weltumspannenden Schöpfer, dem alles gelingt, was er anfaßt, sehen würde. Daß Velasquez' enge Beziehung zur Natur den Komplex seiner Erscheinungen von vorneherein irgendwie begrenzen mußte, etwa wie bei Manet oder Courbet, war mir durchaus klar. Mein Lieber, gerade danach sehnte ich mich, nach dem Maximum auf dem Wege Manets. Ich hoffte, die Norm einer ganz gelassenen Kunst kennen zu lernen. Das Unwandelbare sicherer Erkenntnis, eine Schöpfung, die sich stets im gleichen Abstand von der Natur bewegt und sich trotzdem vollkommen ausspricht. Nichts von dem das Maß zerstörenden Genie eines Michelangelo, nichts von dem Überschäumenden eines Rubens, nichts von der bohrenden Tragik der Insichgekehrten. Wenn irgendeiner, mußte Velasquez jenen vollkommenen Ausgleich zwischen Wollen und Können bringen, an dessen Mangel die Kunst krankt, seitdem sie Sklave der Persönlichkeit geworden ist. Die wundervolle Zuversicht, daß es eine Realisierung unserer der Natur gewärtigen Sehnsucht gebe — Realisierung ohne Kompromiß. Greco war ihm bei mir nicht im Wege. Im Gegenteil. Diese Velasquez-Fata-morgana hielt mich sogar von Greco zurück. Was ich von dem Griechen wußte, verhieß mir wieder einen der Ungestümen von der dämonischen Art, die mit den Großen der ganzen neueren Zeit untrennbar verbunden scheint. Gerade das wollte ich nicht in meinem Wahn, selbst wenn es das Erstaunlichste wäre. Ein unpersönliches Genie wollte ich, eins, das aus reinem Intellekt bestünde, unabhängig von der Tradition und gleichzeitig jeder Zoll von höchster Sittlichkeit durchdrungen. Nie habe ich vor der Ankunft im Prado an einen anderen als Velasquez gedacht — merke es dir, Thomas! — Und als ich das erstemal den Prado betrat, ging ich steifen Schritts an den Grecos vorüber, obwohl mir der erste Blick einen neuen Menschen verriet. Ich wollte das nicht, nichts was mit Rubens, Delacroix, Cézanne zusammenhing, nichts, was mit Temperament, mit halsbrecherischem Kampf erreicht wurde. Wollte den einzigen Menschen unserer Ära sehen, der ohne Nervenzuckungen zum Ziel gelangte.

Nun weiß ich, daß der Velasquez meiner Träume ein unrealisierbares Hirngespinst war, daß die Existenz eines von den Schulden der Zeit unbelasteten Genies nicht gedacht werden kann, daß in unseren Zeiten immer nur aus dem Gegensatz zur Masse das große Kunstwerk entsteht, daß die Vorstellung einer großen Persönlichkeit, die sich in lediglich konventionellen Handlungen äußert, ein Nonsens sein muß, daß wir immer nur Kämpfer, immer nur Grecos, nie Velasquez haben können. Und das bekümmert mich nicht, ich freue mich darüber. Es war Atavismus, was mich zu dem Idol trieb. Wir hätten nicht unsere einzigen Freuden, wenn die Velasquez möglich wären. Du hältst mir meine grimmige Selbstenttäuschung vor. Mein Lieber, so denkt immer nur das Mißtrauen in unserer Epoche. Der Schmerz hat nicht acht Tage gedauert. Gibt es einen größeren Sieg unserer Zeit, als daß in dem Moment, wo Velasquez, ein Wert, dessen Norm in Wirklichkeit die größte Anomalie gewesen wäre, in den Hintergrund tritt, ein Greco sichtbar wird, ein Mensch, der nicht den bestehenden Velasquez, sondern den gedachten hundertmal übertrifft, nicht die Reihe der Manet, sondern die der Rembrandt vergrößert? Was verliere ich? Der Verlust des Velasquez wäre Gewinn, selbst wenn Greco nicht wäre. Er bleibt eine Fundgrube von Erkenntnissen, deren Wert nicht durch die Einsicht, daß ihr Resultat zuletzt gegen ihn selbst entscheidet, geschmälert werden kann. Er liefert das Vorbild eines Äußersten von Talent, dem das Genie versagt blieb, zeigt einen Kultur-Querschnitt, von dem man alles ablesen kann, was einen großen Maler von einem großen Künstler scheidet. Ist das nicht genug, und stärkt es uns nicht, daß unsere Vorstellung von Künstler-Kraft und Künstler-Gesittung über ihn hinausgeht, daß nicht einer der Großen des neunzehnten Jahrhunderts die Gebrechen zeigt, die ihn zu Falle brachten? Nein, er ist nicht der Ahne unserer Kunst, sondern eine schnell degenerierte Nebenlinie. Der Ahne ist Greco. Und, dessen sei versichert, die Ahnenschaft eines idealen Spaniers könnte uns nie wie dieser Grieche bereichern. Alles, was man sich vernünftigerweise unter Velasquez denken konnte, steckt als Teil in Greco. Ich begreife nicht, daß es mir nicht schon einfiel, als ich vor ein paar Jahren bei Durand Ruel den Kardinal sah, der jetzt bei Havemeyer in Neuyork ist, das Modell des Papstbildnisses bei Doria. Immer habe ich mich, als ich das letztemal in Rom war, gefragt, an wen mich der Innozenz erinnerte. Ich kann heute nicht sagen, daß mir Greco vorschwebte, obwohl gerade kurz vorher der Kopf des Kardinals, der dann zu Kahn ging, von Bode abgelehnt worden war. Ich glaube es nicht mal, weiß nur, daß mich eine unbestimmte Erinnerung beunruhigte, während ich früher das Bild wie ein Evangelium hingenommen hatte. Vor der Venus in London ging es mir noch sonderbarer. Sehr schön, alles Mögliche, und dahinter ein Aber, das man nicht deuten konnte. Ein geheimer Mißton in der Bewunderung dieses graziösen Gliederspiels, fast ein Mißtrauen, das vor Werken,

die vielleicht viel weniger die Bewunderung herausforderten, ausblieb. Ich gestand es mir nicht ein. Ein Zweifel an Velasquez wäre mir wie eine Ketzerei an der Kunst selbst erschienen. Diese Unruhe konnte die Folge der Unkenntnis des übrigen Werkes sein, wie ja überhaupt für jeden, der nicht in Spanien war, der Hinweis auf den Prado die Diskussion ausschließt. Ein paar Monate darauf, es war vor zwei Jahren, traf ich Berenson in Florenz, und wir stritten uns einen guten Nachmittag weidlich über Velasquez und Rembrandt. Ich gestand ihm, daß ich in dem Spanier nicht annähernd eine Potenz vom Schlage Rembrandts zu sehen vermöchte. Wie es immer bei solchen Diskussionen geschieht, gingen wir beide viel weiter, als wir wollten. Berenson stellte Velasquez weit über Rembrandt, und das reizte mich, ihn einen Meister zweiten Ranges zu nennen. Nachher ärgerte ich mich wie gewöhnlich und hätte am liebsten Berenson eine Abbitte geschickt, weil ich, bei all meiner Verehrung Rembrandts, nicht im entferntesten respektlos gegen Velasquez sein wollte. Damals hatte es Berenson leicht, die Farbe gegen Rembrandt auszuspielen. Es ging ihm ganz ähnlich, wie dir. Er pries die Farbe des Spaniers, während ich das Farbige Rembrandts höher stellte, das nicht der Palette bedarf. Bei Greco wäre die Diskussion einfacher. Was Greco im Gegenstand nicht mit Velasquez gemein hat, kann jenseits bleiben. Er hat Bildnisse gemalt wie Velasquez, auf genau derselben Basis, also „farbige" Bildnisse im Gegensatz zu dem, was die Leute, die Rembrandt nicht kennen, braune Sauce nennen. Er hat die feurigsten roten Lacke, wie sie nicht leuchtender bei den Venezianern vorkommen, die prächtigsten Violett und Blau, Orange usw. Seine Palette ist ebenso reich wie die des Nachfolgers. So hindert nichts, das abzuwägen, was beide mit dem gleichen Mittel erreicht haben. Irgendein Bildnis von Velasquez sieht neben dem Covarrubias (du hast die Photographie) wie gemalt aus. Verstehst du, was ich meine? Gemalt, abgemalt von etwas anderem, vom Äußeren genommen. Natürlich vom Äußeren sagst du, von was denn sonst? Und Berenson meinte damals, das sei eben seine Stärke, daß er auf das Seelenlesen verzichtet habe. Ich meine aber, man kann das Fehlende sehr wohl bezeichnen, ohne sich auf das vage Gebiet der Interpretation, wo die Seelenleserei in Frage kommt, zu begeben. Die Anschauung des Velasquez wirkt äußerlich, weil die Farbe äußerlich bleibt. Sie schildert nur, sie handelt nicht, ist lediglich das Echo einer Existenz, wird nicht zum eigenen Dasein. Seine Rosa, seine Grau, seine Blau stellen Gesichter, Mäntel, Haarbüsche, Schärpen usw. dar. Das erreichen sie außerordentlich treffend. Wir wissen sofort, was gemeint ist, und da die mit diesen Dingen geschmückten Menschen äußerst vorteilhaft plaziert sind, ist immer ein angenehmer Eindruck gesichert. Man kann sich immer vorstellen, daß sie so waren, folglich also auch ein wahrscheinlicher Eindruck, sogar daß sie so gesehen werden wollten, also noch dazu ein kultureller Eindruck. Aber denke nach, Thomas, ob das für

einen großen Meister langt. Was findet der, dem alle diese Menschen und Dinge gleichgültig sind, der Velasquez kennen lernen möchte. Meinst du nicht auch, daß die Farbe noch eine andere mehr subjektive Aufgabe zu erfüllen hat? Daß das Bild als noch so geschickte und wahrscheinliche Reproduktion ein kleines Machwerk bleibt? daß alle diese Zwecke viel zu gering sind, nicht nur für Velasquez, sondern für jeden Künstler? Willst du aber von dem Bilde mehr haben, willst du jenen eigenen Organismus der Farben kennen lernen, der sich und uns von dem Objekt befreit, für den das Objekt nur die Brücke ist zu reicheren, an keinen engen Zweck gebundenen Empfindungen, so versagt Velasquez. Man hat immer wieder nur den Haarbusch, die Schärpe, das Gesicht vor Augen. Das ermüdet auf die Dauer und scheidet schließlich selbst den geringen Zweck als unerfüllbar aus, den man vorher erfüllt glaubte. Sind das wirklich Menschen? Es ist etwas Unbewegliches in allen seinen Figuren, selbst in seinen besten, und zwar gerade, weil sie auf den ersten Blick außerordentlich bewegt scheinen. Die Posen sind mit so feinem Takt für das Natürliche gewählt, daß man die Menschen für Natur nehmen könnte. Und es soll schon passiert sein, daß sie dafür genommen wurden, daß einer in den Saal der Meninas hineinlief, weil er sich einbildete, mit der Prinzessin reden zu können. Deshalb soll man eine Brüstung vor das Bild gebaut haben. Ein Naturalist vom derbsten Kaliber, dessen niedrige Stufe bis dahin nur noch nicht erkannt wurde, weil seine Natur so gewählt ist. Modern nur, weil er einer Erfindung der Neuzeit vorgriff und sie sofort besser exploitierte als alle Photographen, die seit ihm gekommen sind. Im übrigen ein Akademiker, wie so viele Naturalisten. Und zwar, das ist komisch genug, ein Maler der braunen Sauce. Was man mit Unrecht Rembrandt vorwirft, trifft auf Velasquez zu. Er malte immer nur braun. Ich meine hier nicht das leere Braun seiner Hintergründe. Seine farbigsten Effekte wirken braun. Die Blau und Rosa vibrieren so wenig, daß sie verhältnismäßig schmutzig werden, d. h. genau das Gegenteil des gesuchten Eindrucks erreichen. Und sie vibrieren nicht, weil der Mensch, als er malte, selbst nicht vibrierte, sondern kalt blieb, kälter als Ingres oder David je gewesen sind. Er dachte immer an den Eindruck des Spontanen, aber wie ein Spekulant, ohne sich spontan geben zu können. Er gab sich einen Ruck, wie manche Furchtsamen, die im Moment, wo man glaubt, daß sie wider alles Erwarten einmal losbrechen, maskenhaft starr werden. So ein Ruck steckt in dem Philipp IV. zu Pferde oder in dem Gaul des Baltasar Carlos, oder in dem Olivares. Die Erstarrung hat diese Reiter ewig an eine Stelle gebannt. Die Borrachos sind gelungen, weil er damals noch zu jung war, um sich zu verstellen. Er scheint mir in allen diesen schulhaften Frühbildern, denen das Konventionelle italienischer Herkunft deutlich aufgeprägt ist, viel freier als später, als er seine Geste erfunden hatte. Auch in den Borrachos ist er starr in der Pose, aber diese Starre wird durch die volle Farbe fast zu einer stilistischen Wirkung

erhoben. Man könnte sich beinahe denken, daß sie beabsichtigt war, so monumental erscheinen neben den Spätwerken diese wenig geschätzten Küchenstücke. Freilich eine recht primitive Verwendung der Farbe. Behält man das Resultat im Auge, so steht sie höher als die Experimente des gefeierten Koloristen.

Neben diesem Unfertigen solltest du Greco sehen, wie da das Violett der Palette im Bilde noch viel violetter wird, wie die Rot noch brennender, die Weiß, die garnicht mal rein sind, leuchtend werden. Weil der Impuls des Malers in jedem Teil und Teilchen darinnen ist wie die Sonne auf jedem Blättchen des Gartens. Nimm dieses Leuchten nicht für einen dekorativen Effekt, den man mit dem Hinweis, daß Greco geschickter als die anderen war, erklären könnte. Das Leuchten kommt von dem Dasein des Menschen in seiner Farbe her, von seiner Schöpferkraft, die aus dem Gegenstand des Bildes ein neues Dasein jenseits der Wirklichkeit zaubert. Es ist die Sprache, die der Starrheit des anderen abgeht, der Laut des Unsichtbaren. Hörst du die Nachtigall?

Auch auf der Auferstehung Grecos im Prado, von der ich dir schon einmal erzählt habe, gibt es Helme, Haarbüsche, Schärpen und Degen. Du solltest sie mal ohne jede Rücksicht auf den Rest mit den gleichen Dingen des anderen vergleichen und beobachten, wie diese Details, selbst wenn sie aus ihrer Umgebung gelöst werden, unverhältnismäßig wahrscheinlicher aussehen. Denke an den Kartonpanzer auf dem Juan de Austria oder an die Rüstung Philipps IV. Du wirst nie den Gedanken los, daß es sich um Imitationen handelt. Nun haben solche Stücke in den Bildern Grecos nicht annähernd die Bedeutung der gleichen Stücke auf den Repräsentationsporträts des Velasquez. Sie sind zufällig da, niemand braucht sich bei ihnen etwas zu denken. Und leben trotzdem, leben still für sich hin, von demselben Odem getroffen, der die Leiber beseelt, der in jedem Winkel des Bildes zittert. Dieses Zittern suchen wir, Rhythmus, Symbol des Lebens. Keine Noblesse der Pose, keine Charaktere, keine Farbe. Alles das sind Nebensachen, Versatzstücke; gut, wenn das Andere da ist; ohne das belanglos wie abgeschossene Raketen. Sicher war Greco ein Kolorist sondergleichen, unvergleichlich geschickter als Velasquez; sicher gab er Charaktere, unendlich stärker als die stummen Puppen des anderen. Seine Posen gleichen denen des Velasquez wie Göttergebärden Höflingsmanieren. Und doch, mein Lieber, könnte ich auf das alles leichten Herzens verzichten. Die Palette wird bei ihm in letzter Instanz so unwesentlich wie bei Rembrandt, die Charaktere seiner Leute dienen schließlich nur, um seinen Charakter zu zeigen, und von den Gebärden bleibt nur die Erschütterung der Luft, die sie bewegten, übrig. Aber der Genius, das Unsichtbare, der Odem, den ein Gott irdischen Dingen einblies, steht greifbar vor dir. Hörst du die Nachtigall? Thomas, Thomas, was gäbe ich darum, wenn ich dir die Göttlichkeit dieses Menschen zeigen könnte. Ich meine oft, es

müßte besser mit uns werden, nicht nur in der Kunst, sondern überall, wenn jeder verstände, was in solchen Menschen steckt.

Granada, den 26. Mai.

Diese deine letzte Epistel hat mich in Staunen gesetzt. Greco erscheint dir also als einer jener tragischen, unter Umständen genialen Desequilibrierten, Velasquez dagegen als das vollendete Ebenmaß. Thomas, wo hast du das her? Ich meine nicht „das Genie unter Umständen“, sondern den Desequilibrierten und den famosen Gegensatz zu dem vollendeten Ebenmaß. Sage, wer gab dir das ein? Von Greco sahst du bisher mit Bewußtsein zwei oder drei Bilder, das hast du mir zugegeben. Hast du etwa Justi gelesen? Doch, das würdest du selbst in einem Briefe nicht unterlassen, in einer Fußnote zu erwähnen. Du hast es geahnt. O, du einziger! Deine Ahnung grenzt ans Fabelhafte.

Dafür habt ihr Instinkt. Weißt du, daß ihn einer deiner berühmtesten Kollegen für pathologisch erklärt hat! Du fühlst etwas Warmes in dir rinnen, stolz erhebst du das Haupt, daß du dich mit einem anderen begegnetest, ohne ihn gelesen zu haben. Das gibt dir Mut, du hast es dir gleich gedacht. Thomas, Thomas, es stecken noch Hügelchen in deinem Schädel, die ich dir mit einem kleinen, süßen, blanken Hämmerchen eintreiben möchte. Erführest du nun noch, daß Greco dem Rotspon huldigte, wäre der Mann fertig.

Es ist aber nicht so. Wir wissen nichts von ihm, absolut nichts. Cossio hat nicht das leiseste Dokument für eine spannende Lebensgeschichte gefunden. Nur, daß er sich aus Venedig Musikanten kommen und sich vorspielen ließ. Nun ja, bedenklich, aber nicht entscheidend. Sonst nichts! Allah sei gepriesen! Wir haben nur seine Bilder, in genügender Anzahl, sehr viel mehr als von Velasquez. Wenn du erlaubst, halten wir uns an sie und von diesen, bitte, zunächst nicht an die Kleinigkeiten, die zufällig in deinen Gesichtskreis verschlagen werden, sondern an die dreißig Hauptwerke. Hast du die, dann die anderen, bis auf den kleinsten Fetzen, der heut noch in irgendeinem Kloster als Lampenteller dient. Alsdann wird dir ohne Biographie das Leben dieses Menschen aufgehen. Du wirst ein stetes Aufsteigen zu immer kühneren Gebilden, zu immer strengerer Selbstzucht, zu immer reineren Abstraktionen erkennen. Wirst einen Menschen kennen lernen, in dem sich lichtester Intellekt — ein Intellekt, der alles vorausnahm, das unsere moderne Farbenlehre beschäftigt — mit der durstigsten Seele verband und der Ordnung zu halten wußte. Einen Phantasten, dem alles einfiel, und der sich getrost zu den Realisten rechnen durfte. Einen Unabhängigen, der sich im Spanien der Inquisition Existenz und Achtung erwarb. Einen Mann, der möglicherweise größeren Mannesmut bewies, als irgendein Feldherr seiner Epoche. Folglich ein tragisch Desequilibierter.

Ich habe nicht mehr viel Zeit. Wir wollen zu unseren Zigeunern auf dem Sacro Monte und den Brauttanz der kleinen Amaya sehen. Ich glaube, es

wäre für dich besser, ihr zuzusehen, als meine Briefe zu lesen. Schließlich ist meine ganze Mühe umsonst, wenn du nicht sehen kannst, und ich weiß nicht mal, ob du willst.

Versuche, dir Velasquez ebenso anzusehen wie Greco, ebenso jenseits aller Biographie. Laß alle stimmungsvollen Daten weg und halte dich an die Bilder. Versuche, aus dem Saal des Prado, wo du alles bequem beisammen hast, ebenso das Werden des Menschen zu konstruieren, wie es dir mit mehr Umständen bei Greco gelingt. Nimm die frühen Sachen, z. B. die Borrachos und die kleinen Landschaften aus der Villa d'Este, die nicht so gut wie gute Corots, aber immer schon recht reizend sind. Das ist ein Anfang. Nun sieh, wie es weiter ging. Vergleiche die Gesittung der Borrachos, das stille Leben dieser Landschaften mit den späteren Bildern. Sieh dir die Entwickelung von den Borrachos zu den Lanzas an, ob das wirklich eine Entwickelung der Form ist, die du in dem Frühbild bemerkst, oder ob da nicht etwa andere Elemente, die dem Frühbild fehlen, hinzugekommen sind, die das Formale unbeteiligt lassen. Versuche, ob du von den Lanzas einen Fortschritt zu den Meninas und von den Meninas einen Fortschritt zu den Hilanderas herausbringst, oder ob nicht etwa zugunsten von hübschen Details die Haltung des Ganzen immer mehr verloren geht und der Trieb nach malerischer Realisierung, der die Werke des Debuts auszeichnet, geradezu schrittweise von einer immer oberflächlicheren Dekoration verdrängt wird. Überlege dir, daß das groteske Bild mit den beiden Heiligen vor dem Felsen und die noch schlimmere Krönung der Jungfrau nicht etwa Erstlingswerke sind, sondern aus der letzten Zeit des Malers stammen und ob in ihnen nicht so etwas wie ein eklatanter Bankrott zum Ausdruck kommt. Und dann prüfe die Qualität des Hofmalers. Lies es nicht im Justi nach, sondern halte dich an die Bildnisse. Blieb er wirklich innerlich frei an dem Hofe Philipps? Hat sich nicht auch an ihm die Muse gerächt, die er zäumen mußte? Natürlich, nicht so kraß wie bei seinem englischen Nachkommen, den Porträt-Manufacturers des 18. Jahrhunderts, und nicht so platt wie bei den Hofmalern unserer Tage. Vielleicht war er sich nicht mal der Fessel bewußt. Denn man kann ihn weder im gewohnten Sinn servil nennen, noch hat er je als Sklave gegolten. Doch gibt es Fesseln vielerlei Art. Wir sehen bei uns so manchen, den die Abhängigkeit nicht um die stolze Haltung bringt, der im geheimen das Joch trägt, das sein Sein und Handeln bestimmt. Er hatte sich ein Schema zurecht gemacht, das man vortrefflich fand und wie eine geniale Eingebung betrachtete. Es war ein ganz persönliches Schema. Niemand zweifelte an dem Stolz des Erfinders; vielleicht nicht mal der König, sein Herr. Nur er selbst wußte es besser. Ihm genügte die angestaunte Selbstigkeit nicht. Dafür war er zu klug, zu nahe der großen Kunst, die er wie kein anderer schätzte. Dafür sah er zu deutlich in Bruchstücken, die ihm der Moment schenkte, wohin er hätte gelangen

müssen. Dafür erkannte er zu gut, wie es der andere in Toledo gemacht hatte, dieser Verrückte, über dessen Bilder die Leute vor Lachen barsten. Er lachte nicht mit. Sein düsteres Gesicht wurde steinern, wenn auf Greco die Rede kam, und die Menschen wunderten sich, daß er die Werke des Griechen aus der Verborgenheit in den Escurial brachte. Hätten sie geahnt, wie klein er sich neben dem anderen fühlte, wie sehnsüchtig es ihn oft vom Hof weg nach der stillen Stadt mit den hohen Brücken zog, wo der andere gemalt hatte. Wie er ihn bewunderte, diesen Herrlichen mit der freien Seele, diesen Meister von Gottes Gnaden, wie er ihn liebte, er, der für alle Welt kalt war. Und wie er ihn haßte! Er hat ihn mit aller Inbrunst gehaßt, er hätte ihn vielleicht morden wollen, diesen Toten, dem niemand die Unsterblichkeit rauben konnte, diesen Fremdling, aus unbekanntem Lande, der alles das verachtet hatte, was ihn, den Gefeierten, groß machte, diesen Schatten, der nur für ihn, den Wissenden, Dasein besaß, und der ihn wie ein gestaltgewordenes Gewissen peinigte. Er lachte nicht mit, wenn sich die anderen über Pachecos Berichte amüsierten. Er lachte überhaupt nie, war immer gleichgültig, stolz und gelassen wie in seinen Bildern und liebte es, allein zu sein. Und dann, wenn die Stunde kam, konnte es passieren, daß dieser Mensch mit der stolzen Maske erzitterte und sich vor Greco wie vor einem Gotte hinwarf, um Kraft flehend, um ein Atom jener Kraft, die den Unnahbaren hinaufgetragen hatte.

Seit dem Papstbildnis, in dem es ihm einmal gelungen war, den Abgrund zwischen sich und Greco zu verringern, hielt er sich mit Gewalt von ihm fern. Er konnte es nicht über sich gewinnen, einem anderen die Schönheit zu danken, die sich seinem eigenen Willen verschloß, und malte Dinge, die sich im Motiv so weit wie möglich von denen Grecos entfernten. Aber er dachte immer an ihn wie der Verbannte an die Heimat und konnte nicht hindern, daß die Erinnerung an ihn unter seinen Händen zur Farbe wurde, zu einem blassen Schimmer jener überirdischen Pracht. Und ganz zuletzt, am Ende einer an Ehren überreichen Laufbahn packte es ihn nochmal unwiderstehlich, mit der wahnsinnigen Liebe des Greises. Er will nicht gehen, ohne den letzten größten Versuch, sich dem anderen zu nähern, sollte er auch dabei alles, seine ganze Laufbahn, aufs Spiel setzen. Da malt er diese grecohaften, ganz mißlungenen Bilder und bricht zusammen.

Sag' mal, Thomas, hast du je im Leben eines anderen Künstlers ähnliches, meinetwegen nimm nur das äußerliche Faktum, gesehen? Wer von beiden war wohl mehr im Gleichgewicht und wer die tragischere Erscheinung? Mir scheint, diese Tragik veredelt Velasquez, und sein Ausgleiten am Schluß verschönert die Starrheit der Maske.

Granada, den 26. Mai, nachm.

Lieber Thomas! Dein Ausweg aus der Enge des Vergleichs ist überaus bequem. Jedem leuchtet der Gegensatz zwischen Krieg und Frieden, Warm und

Kalt, Dämon und Engel ein. Man sollte das berühmte Wort von dem Ersatz der Begriffe durch Worte modifizieren. Nichts deckt den Mangel an Begriffen besser als das Sinnbild. Dein Ausweg wird noch vielen dienen. Auch Cossio trotz seines ehrlichen Enthusiasmus meinte, als ich ihn auf den Kopf frug, Velasquez habe das Ponderierte für sich. Mit diesem Gemeinplatz köpft man das Problem genau an der Stelle, wo das größte Interesse beginnt. Aus ganz demselben latenten Grunde könnte man van Dyck oder noch geringere Rubens-Epigonen über Rubens stellen. Denn es kann nur das Barock Grecos sein, was zu solchen Irrtümern verleitet. Verzeiht man doch auch Delacroix nicht die Beweglichkeit der Hände und Beine seiner Gestalten. Bei Michelangelo hat man sich schon daran gewöhnt. Thomas, nimmst du etwa für das höhere Gleichmaß, daß Velasquez' Leute ruhiger stehen und sitzen oder sich womöglich garnicht bewegen?

Dabei fällt mir unser gemeinsamer Freund Max Benz ein. Der hat auch so etwas Ponderiertes. Er versteht, etwas mit vollendeter Ruhe zu sagen. Kurz vor seiner Abreise speisten wir mit Charles Simon zusammen. Simon kam auf die Franzosen zu sprechen. Er hatte gerade die Korrespondenz Taines gelesen und schwärmte für die Zeit des zweiten Kaiserreichs. Plötzlich sagt Max Benz: „Die Franzosen sind eine Schweine-Nation". Er sagte das fabelhaft. In dem Sch von Schweine hörte man die drei Konsonanten, und Nation war dreisilbig. Es war direkt ein Vergnügen, und ich hätte ihn gern gebeten, es nochmal zu sagen. Es war so kristallklar und dabei ungekünstelt wie sein Plastron mit zwei Perlen als Hemdenknöpfen und dem weißen Schlips. Da Simon mit den Beinen wackelte und sehr rot wurde, wollte ich vermitteln und sagte: „Nu, nu, wieso?" Das war sehr blöde, und es klang auch danach. Es war nicht im mindesten imstande, den Eindruck der Benzschen Worte zu lindern. Im Gegenteil, es gab sozusagen Benz eine Bestätigung. Und die Dame des Hauses sah Benz an wie alle Damen aller Häuser Benz anzusehen pflegen. Da Simon wie ein Krebs wurde, sagte ich noch was Ähnliches, wie man, wenn die Tinte einen großen gewölbten Klex auf die Tischplatte gemacht hat, Kanälchen zieht, damit sie ablaufen kann. Ich sagte, man könne unmöglich usw. Zum Beispiel die französische Revolution, Flaubert und Poussin und Clemenceau. Max Benz aß wie nur er zu essen vermag, mit Betonung aller Silben, und sein klares Auge zuckte nicht unter der Flut meiner Worte. Er erzählte der Dame des Hauses von einem Fisch, den man ausschließlich im Titikakasee fängt und der wie Rosinen schmeckt. Und schließlich drehte er sich zu mir um und sagte: „Weil es einem modernen Geschäftsmann unmöglich ist, bei geschäftlichen Konferenzen mit ihnen die wesentlichen Punkte mit der Geschwindigkeit zu erledigen, die dem modernen Geschäftsgebaren angemessen ist." Wie er das sagte, mein Lieber, in einem beschleunigten Parademarsch, der alle Vorteile des

pathetischen Ausdrucks mit dem Reiz fließender Konversation vereinte, da war ich fertig, nicht nur in den Augen der Dame des Hauses, die Max Benz allerlei zu verstehen gaben, nicht nur in den Augen des Hausherrn, die etwas freundlich Väterliches hatten, nein auch in meinen eigenen. Die Neuheit dieses mit vollkommener Gelassenheit dargelegten Gesichtspunktes machte mich vollkommen schlapp, ich glaubte Max Benz wie ich ihm noch nie geglaubt hatte und freute mich, als er mir nachher eine Zigarette schenkte. Was aber das Tollste ist, Charles Simon, der warme Freund der Franzosen, von dem ich einen Moment einen Eklat gefürchtet hatte, wurde an dem Abend der intimste Freund Benzens. So wirksam war das Ponderierte der Vortragsweise. Und siehst du, Thomas, trotzdem hat Max Benz vielleicht doch nicht recht. Zum mindesten läßt sich manches gegen seinen neuen Standpunkt vorbringen. Aber er hatte das Talent, mit seinem wohl doch zu weit gehenden Urteil gewisse, gewissermaßen latente Möglichkeiten in vollendeter Weise zu formulieren. Wenn dieser Mensch, wie kaum zu zweifeln steht, Minister wird, wird er einen immensen Einfluß gewinnen.

Ich meine, so sollte man sich auch auf unserem Gebiet vor der Suggestion einer äußerlichen Ponderiertheit hüten, die unter Umständen ja die größte Unponderiertheit verdecken könnte. Was aber das Barock Grecos anlangt, so könnte man daran erkennen, daß der Unabhängige keineswegs das Kleid seiner Zeit verleugnet. Ehrlich gestanden, verehre ich diesen Kompromiß, der den Maler freiließ, ebenso wie ich ihn bei Delacroix und jedem großen Menschen verehre, der das relative Recht der Tradition ohne Schaden für den Kern seines Wesens zu respektieren vermag. Nichts steht großen Leuten besser als diese Duldsamkeit. Und sieh mal näher zu, wie sich Greco des Barocks zu seinem Vorteil bedient, wieviel leichter seine überirdischen Eingebungen, mit dem Hauch dieses uns vertrauten Stils bekleidet, zu uns gelangen. Auch Rembrandt verleugnet nicht diesen Anspruch. Und ich wüßte kaum einen, der ihm nicht Rechnung trägt — außer Velasquez. Velasquez bedurfte nicht dieser zarten Fessel. Ist er deshalb freier, oder war er nur deshalb ihrer ledig, weil er in festeren Banden schmachtete?

Jeanne, Hans und May stehen um mich herum und machen infame Witze. Sie wollen schon wieder auf den Sacro Monte zu den Zigeunern. Unter den Zigeunermädchen ist eine Kleine von zwölf Jahren. Hans malt sie. Sie ist nicht sehr hübsch, wenigstens durchaus nicht nach den Begriffen von spanischer Mädchenschönheit, mit denen man herkommt. Aber sie hat Rhythmus. O, Thomas, wenn ich dir das, was sie hat, mit der Ponderiertheit, die Max Benz besitzt, mitteilen könnte. Es ist im Grunde das, was Max Benz an den Franzosen und du an Greco übersiehst und was überhaupt wohl bei vielen Gelegenheiten übersehen wird.

Granada, den 27. Mai.

Wir saßen gerade in der Höhle bei den Zigeunern, da brachte mir der Briefbote einen deutschen Brief. Es hat etwas sehr Merkwürdiges, wenn man in der Höhle auf dem Sacro Monte etwas von draußen erhält. Noch dazu einen Brief von Mama. Und natürlich, wie könnte es anders sein? Über Velasquez. Und höchst merkwürdig, bei aller rührenden Liebe eine Spitze aus derselben Gegend. Sie müsse sich nun doch wundern, daß man eine Reise wegen Velasquez unternehmen und dann einfach den Gegenstand der Fahrt in einer Versenkung verschwinden lasse. Und dann, ohne jede Verbindung: „Ihr Künstler habt doch eine ganz eigenartige Auffassung eurer Pflichten."

Wo sie nur das Eigenartige her hat? Das Wort hat sie früher nicht gekannt. Und diese Erwiderung auf eine sachliche Bemerkung mit einer Epistel über Pflichten! Ich glaube, dies ist das zweitemal, daß sie mir von meinen Pflichten redet. Das erstemal, vor zwanzig Jahren, handelte es sich um eine Mädelgeschichte.

Wenn man das nur als Zeichen ernsthaften Interesses nehmen könnte! Mama interessiert sich aber gar nicht für Velasquez. Michelangelo ist ihr alles. Sie ist in Rom nicht mal zu Doria gegangen. Aber sie hat ein Gefühl für gewisse Pflichten, und sie hält es für ihre Pflicht, mich an die meine zu erinnern, zum erstenmal seit der Mädelgeschichte. Und dabei eine kluge, aufgeklärte Frau, die mir begeisterte Briefe nach Paris schrieb, als dort der Kulturkampf losging, und Zola eine Wurstkiste schicken wollte.

Ich glaube, es ist vielmehr ein Zeichen des Mangels an jedem ernsthaften Interesse; eine Art von Ungeduld: laß uns doch zufrieden.

Jeanne merkte, daß etwas los war und ich log ihr vor, einen Brief von Müller, Korn & Co. erhalten zu haben. Manchmal schämt man sich seiner eigenen Mutter. Der Tanz war mir gründlich verdorben, obwohl die Chiquita niedlich wie selten war. Nachher zankte ich mich auch noch mit Hans.

Heute fürchteten wir einen Tag zu verlieren. Es regnete den ganzen Morgen. Wir konnten zum erstenmal nicht im Garten essen, und Hans mußte seine Landschaft aufgeben. Am späten Nachmittag machten wir unseren Spaziergang nach dem Kirchhof. Das ist immer unser Weg des Abends. Man sieht die Alhambra nicht von hier und hat dafür den weitesten Blick über Tal, Stadt und Berge. Kaum waren wir auf dem höchsten Punkt jenseits der Gräber, so trat ein Stück der untergehenden Sonne aus den grauen Wolken hervor. Mit einem Male war das dunstige Grau zu prangender Farbe geworden. Die Berge, die dem Kirchhof als Hintergrund dienen, hatte man zum Greifen nahe. Jeanne meinte, ein Courbet. Der zirkushafte Abschluß erinnerte an das Begräbnis von Ornans, nur die Farbe war härter; stählerne Blau und eisenartige Rot, die der Regen gewaschen hatte. Vom Regen war nur noch die Reinheit in der

Luft. Als wir uns wieder der Sonne zuwandten, standen wir sprachlos. Die enorme rote Scheibe hatte alle Wolken geschmolzen, und nun lag die ganze Ebene wie flüssiges Email da. Granada und alles, was dazu gehört, war verschwunden. Es war geschmolzen wie vorher die Wolken. Etwas Überweltliches stand, schwamm, zitterte an derselben Stelle und war ganz still inmitten einer ungeheuerlichen Verschwendung von Gold und anderen feurig glitzernden Materien. Man unterschied große Flächen von klarstem Smaragd, daneben kilometerweise Rubin, daneben rauschende Felder von Saphir. Die Steine nenne ich nicht, um die Farbe zu nennen. Es waren buchstäblich Edelsteinmaterien, ein Meer von aufgelösten Juwelen, die noch in diesem flüssigen Zustand ihre Farbe und ihre Art ungemischt bewahrten. Daraus stieg rechts eine violette Masse empor. Ein Gebirge, aber allen Vorstellungen von Bergen fremd, ohne jede Gemeinschaft mit dem harten Stein in unserer Nähe. Gewaltig und dabei ganz aufgelöst in Dunst, daß man hindurchzusehen vermeinte, kristallener Rauch über flüssigen Kristallen, gasiger noch als die rosa Wolken. Die bildeten ein neues Gebirge, das eine ganz bekannte Form hatte, es war eine steile, zinnenreiche Burg. May flüsterte ganz leise: „Alhambra", und obwohl wir es kaum gehört hatten, zitterte in uns allen der Name ungesprochen nach, so deutlich war das Zeichen. Wir hätten nicht die Zeit gehabt, Alhambra zu sagen. So schnell verschwand sie. Die Burg war zur Wolke, das Meer zur Ebene, die violetten Massen zu Bergen geworden, und jeder suchte in den Augen des ihm Zunächststehenden, ob er geträumt oder den Verstand verloren hatte. Die Natur hatte den Takt eines übermenschlichen Genies. Sie brachte als einzigen Abschluß, den man nach diesem Zauber ertragen konnte, das Weiß und Schwarz des Abends. Auf dem Heimweg schlugen zwei Nachtigallen neben uns. Die Töne hatten auch etwas mit dem anderen zu tun. Wir kamen lange nach neun Uhr zu Tisch. Unser gutmütiger Wirt schimpfte, was sehr sonderbar war. Sein alter knurriger Vater, der gewöhnlich im großen Stuhl neben der Tür sitzt, stand mitten im Zimmer, schlug die Kastagnetten und sang dazu.

Granada, den 29. Mai.

An den unregelmäßig gewölbten Kalkwänden hängen Messingschüsseln und anderer blitzender Kram. Ein paar Fliegen kriechen darauf herum. Auch auf dem Öldruck der Madonna. Das Licht kommt nur zur Tür herein. Es ist blendend weiß. Ich sitze auf dem breiten Bett des hintersten Raumes und schaue in das Licht wie in einen weißglühenden Schmelzofen meiner fernen Heimat. Am Boden hockt Maria und sieht mir zu. Die anderen räkeln sich in der vorderen Kammer und zwitschern leise und schläfrig. Hinter mir liegt die Großmutter des Kapitäns und stöhnt leise. Sie ist immer krank, wenn nicht getanzt wird. Alle zehn Minuten stippt sie mich leise an, dann gebe

ich ihr eine neue Zigarette. Wenn ich nicht in das Weiß sehe, schaue ich in das grünliche Blau der Augen Marias. Sie schließt sie manchmal bis auf einen ganz kleinen Spalt, und dann meine ich, auf dem ganzen Körper einen leisen Druck zu spüren und blinzele auch. Sie träumt. Ich denke an die polnische Kutscherstube. Den Abend war großer Ball bei den Eltern. Es waren an die vierzig Wagen im Hof, darunter zwei vierspännige. Auf mich hatte niemand acht gegeben, und ich war seit vielen Wochen zum erstenmal wieder in die Kutscherstube geschlichen. Es roch so gut nach Pferden, Tabak und Schnaps. Die vielen Männer dampften und qualmten. Niemand sah uns, Maruschka und mich, hinten auf dem Bett der Kammer. Unser Stephan erzählte den anderen Reitergeschichten aus dem Kriege, und dann sangen sie polnische Lieder. Der Lorenz von den Winzeks, von dem ich damals der Maruschka gesagt hatte, daß er nie mehr auf den Hof kommen würde, oder ich würde die Hunde auf ihn hetzen, war auch dabei. Sie hatten schon viel getrunken. Je toller es wurde, desto enger rückten Maruschka und ich zusammen. Klang der Baß des alten Heinrich von Forstmeisters, so drückten wir uns. Wie sehnten wir uns nach dem Baß! Wenn sie leiser sprachen, oder gar mal eine Pause eintrat, so zitterten wir wie losgelöste Atome und glaubten zerspringen zu müssen. Brach dann der Sturm los, wie gewöhnlich nach einer Pause, dann flogen wir nur so zusammen und waren wie von einer Zauberluft gefüllt, so daß sich unsere Glieder wie von selbst bewegten. Dabei sagten wir laut unsere Namen, so daß es uns schauderte. Das Toben kam gewöhnlich, wenn Stephan gesprochen hatte. Er war der Kapitän der anderen. Wir lauerten darauf atemlos und duckten uns immer kurz vorher wie zum Sprunge. Schließlich flogen wir richtig über den Pferdestall, die Remise und das Herrenhaus, über die Schornsteine, sogar über den höchsten, durch den man in den feurigen Mittelpunkt der Erde sehen konnte. Dann über die Reihe der Koksöfen, wo der heiße Koks unter dem Wasser dampfte. Die Hochöfen zischten große gelbe Flammen nach uns und brüllten uns nach in einem donnerähnlichen Baß. Über das Walzwerk. Die weißen Schlangen schnellten durch die Walzen. Die nackten Menschen tanzten wie Gespenster dazwischen. Niemand sah nach uns und der Lärm verschluckte alles, was wir sagten und dachten. Wir konnten ganz laut unsere Namen rufen, wir sangen unsere Namen. Maruschka! Maruschka! Dann kam das feurige Gebläse der großen Stahlbirnen. Wir flogen mitten in den sprühenden Strahl hinein und wurde im Nu in den Himmel geblasen.

Vorn stand plötzlich etwas Dunkles, und der Kapitän sagte wie gewöhnlich zu den Fremden, dies sei das Chambre à coucher. Es war mir unangenehm, die Großmutter hinter mir tippte mich zitternd an, und ich reichte ihre eine Zigarette und bekam dabei das Zittern. Die Engländerin sagte ein englisches Wort, das sie immer sagen, und ihr Mann, ein blonder Rüpel, nickte. Er sah

in dem hellen Licht aus, als hätte er Fleisch ohne Haut unter der hellen Jacke. Dann handeln sie. Einen zweispännigen Wagen haben sie vor der Tür und einen Führer und den Polizisten. Aber für den großen Tanz knickern sie um einen Piaster. Und sind fünf Menschen. Sie haben sich zusammengetan, weil es da für den einzelnen billiger kommt. Der Kapitän sagt ihnen, was er jedem sagt. Er würde ihnen zu Liebe eine Ausnahme machen und es für 30 Peseten tun.

All right!

Hinter mir die Alte keucht. Und Maria sieht stumpf zur Erde. Der Kapitän läßt die Gitarrenspieler holen und unterdessen bittet er die Gäste, Platz zu nehmen. Der Engländer und die Engländerin schütteln den Kopf. Die Berliner sagen etwas und lachen. Sie wollen lieber draußen warten. Nun also! Der Kapitän versteht schon. Er versteht das so gut wie ich, aber sieht mich nicht mal an, wie ich ihm Feuer gebe. Ein großer kühner Kerl, der Kapitän! Auf den kann man sich verlassen.

Nun beginnt es. Sie reden nicht mehr ihre Märchensprache, sie ziehen nicht mehr von Land zu Land, sie stehlen nicht mehr die Kinder, aber sie tanzen. Die Chiquita ist daran und Marias jüngere Schwester, die den Mann macht. Es geht gut. Die Chiquita hat ihr verschlafenes Gesicht. Dann sieht sie vierjährig aus. Nächstens hat sie Geburtstag. Dann wird man ihr neue Schuhe schenken. Man kann sehen, wie sie sich den Schlaf aus den Gliedern tanzt. Erst torkelt sie herum, die Beine wie die Beine einer neugeborenen Eselin, die Händchen vor den Augen, die fest geschlossen sind wie bei neugeborenen Katzen. Manchmal sieht sie wie eine Maus aus. Wir nennen ihren Tanz, den ersten Tanz, den der Tiere. Die Rufe des Kapitäns und der anderen machen sie wach. Chiquita! Chiquita! He, he, Chiquita! Langsam straffen sich ihre winzigen Glieder. Das junge Tier weicht dem jungen Menschen. Manchmal glaubt man, sie hätte schon alles hinter sich. Sie sieht greisenhaft aus, wenn sie die Augen öffnet. Das kindliche Knixen ist nur so zum Schein. Es steckt etwas ganz anderes dahinter. Chiquita! He, Chiquita! Ich möchte wohl wissen, was dahinter steckt. Aber nun ist sie fertig. Sie setzt sich auf ihr Stühlchen. Wie eine Schnecke sitzt sie da.

Die Engländer sehen wie Idioten aus. Wenn sie verstünden, was der Kapitän ihnen sagt! Er tanzt nicht. Dafür sind sie ihm nicht gut genug. Aller Ausdruck liegt in den Kastagnetten. Die Gitarren begleiten. Er steht gewaltig da, einen Fuß wie zum Angriff vorgestellt, die Fechterhände erhoben. In dem straffen Antlitz spielen die Sehnen des ganzen Körpers. Es ist, als risse er die grellen Töne von dem Stein ab und würfe sie den Fremden ins Gesicht. Er schaut sie nicht an. Die Blicke gehen starr nach drüben, nach den Felsen. Maria, neben mir, zittert. Auch sie blickt hin. Alle blicken hin. Da drüben

liegt die Alhambra. Sie waren dabei, als die Mauren dort oben herrschten. Von ihren Erdhöhlen sahen sie die weißen Zelter die bunte Pracht in die Burg tragen. Und durften nicht hinein. Sie sahen Boabdil fliehen. Er kam des Nachts mit seiner Mutter in die Höhle und bat um Obdach. Den nächsten Tag war er König. Zehn Jahre später gab er das Schloß der Väter auf. Sie sahen die katholischen Könige das Dunkel über die Alhambra breiten und durften nicht hinein und sie erlebten die neue Pracht des Kaisers. Mit heimlicher Freude sahen sie, wie unter den Nachfolgern der Stein zu Ruinen wurde. Die Kastagnetten knattern wie Gewehrfeuer. Wenn ein Zigeuner nicht die Zündschnur der Franzosen durchgeschnitten hätte, wäre nichts mehr da. Was jetzt noch da ist, wissen nur die Zigeuner. Nun sind sie es noch, die von der alten Größe wissen. Wir, die nie hinein durften, wie die Verachteten, denen Ihr Eure Piaster hinwerft, wir, die Bettler, die Ihr anbettelt! — — Der Kapitän schlägt die Kastagnetten zusammen, das schreiende Holz möchte die Höhle sprengen. Wir die Verachteten, die nie hinein dürfen! — — Hinter mir regt sich's. Ich denke, das Bett versinkt in die Tiefe. Ein schwerer Panther gleitet an uns vorbei. Maria duckt sich, so tief sie kann, ich sitze wie gelähmt. Der englische Rüpel wird um einen Schein blässer. Einen Moment ist Ruhe. Liebe, kleine Maruschka. Sobald die Alte tanzt, verliert sich das Ungeheuerliche. Auch ihr Alter. Sie ist so sehr und so wenig alt wie die Kleinste jung ist. Nur ihr Tanz ist das Alter. Und man vergißt, daß man niemals eine Greisin tanzen sah. Man hätte sie sehen müssen. Wenn wir alle Grade des Lebens durchschauten, würden wir solche Greisinnen sehen. Wie ein Schiff wiegt sie sich, gewaltig in den Wogen der Töne, hebt sich hoch, immer höher als die höchste Woge, ohne Anstrengung. Wenn man so alt ist, weiß man, wie es ohne Anstrengung geht. Senkt sich tief, gefällig wie alle alten Leute. Sie müßte eigentlich des Anstands wegen gebrechlich sein, deshalb ist sie gebrechlich. Eine Ehrfurcht erfaßt mich. Damals, als ich, ich weiß nicht mehr, wo, der alten Fürstin — wie hieß sie noch? — vor einem hohen Fenster die Hand küßte. Nein, es war mein alter Lehrer. Oder neulich vor dem Totenbette.

Der Kapitän ist bei ihr. Jetzt naht sich, was in der Pracht des stählernen Körpers drohte. Es ist kein Gehen, kein Tanzen. Er umkreist sie, ein Kreisen von Muskeln. Er ist, was noch vom Raubtiere im Menschen steckt. So werben Tiger um das Weibchen. Die Sprünge gehen haarscharf an ihr vorbei, mit der Exaktheit des Kolbens einer Maschine. Eine einzige Berührung müßte zum Mord werden. Der Alten Würde wird Majestät. Sie lächelt unter der drohenden Pracht der stählernen Glieder.

Jetzt läuft die Chiquita zu ihr. Die Urenkelin wird die Partnerin der Alten. Das zweite Paar machen Lola und die Frau des Kapitäns. Ein drittes, ein viertes. Der Kapitän nimmt das Zymbel. Nun heißt es, Achtung! Es ist,

als ob die Musik unten aus dem Tale käme. Sie tanzen den Tanz der geraubten Braut. Maria bleibt bei mir. Sie hat Kastagnetten an den Fingern und klappert manchmal ganz willkürlich damit, wie zur Übung. Sie ist vielleicht doch nur ein ganz dummes Geschöpf. Etwas Stumpfsinniges liegt in ihrem Blick, das sich, wenn ich sie anschaue, zu einem freundlichen Danklächeln verzieht, wie wenn ich ihr Schokolade bringe. Ich schaue nicht mehr hin, verstimmt, beinahe beleidigt, und nun merke ich, wie sich etwas zwischen dem Tanz und ihr vorbereitet. Man sieht es nur an den langen zitternden Wimpern. Das Lächeln ist immer noch blöde. Das ist für mich. Aber dahinter dehnt sich etwas Lebendiges, das sich sehnt, das ganz fern von mir ist, vor dem ich wieder diese alberne Scheu empfinde. Maruschka, Maria! — Goldener Staub ist in dem breiten Lichtstrahl vom Freien zu uns. Sie haben den Vorhang ganz von der Tür weggezogen. Maria ist in Gold gebadet. Sie sitzt ganz still, aber ich sehe sie schon lange nicht mehr sitzen, ich weiß nicht, wie sie sich hält. Der Kopf ist ganz in den Nacken geworfen, Nase und Mund scheinen eins. So lächeln auf Bildern Grecos die Engel in der Nähe des Nimbus. Sie atmet das Gold, während ich es kaum noch ertragen kann. Und dabei sitzt sie in Wirklichkeit ganz still, mit demselben blöden Lächeln, alles andere habe ich dazu getan. Nun merke ich es endlich. Ich drücke mich mit meiner Häßlichkeit in die Ecke. Sie rückt ins Licht, ich weiß nicht, wie es geschieht. Jetzt sitzt sie auf dem Bett wie eine Nackte zum Bade. Der gewölbte Raum strahlt von Licht. Sie scheint selbst zu Licht geworden. Die Schellen der Zymbeln wirbeln ihr lockendes Jauchzen. Sie wandelt, schwebt in dem Strahl, neigt sich nach rechts und nach links und gießt das Gold von ihrem Haupt nach allen Seiten. Dann geht sie durch die Weizenfelder, eine lächelnde Erntegöttin. Die schweren Ähren streifen ihre Wangen. Sie lacht und hebt sich auf den Fußspitzen. Laßt mich, ich muß weiter! — Schneller schreitet sie durch die wogenden Halme. Man sieht sie schon nicht mehr deutlich. Kleid und das blonde Haar scheinen zu Ähren geworden. Plötzlich ein brutaler Mannesschrei. Maria! Rauh und häßlich, aber das, was kommen mußte. Es ist mir wirklich so, als hätte ich selbst geschrieen. Noch einer. Sie steht still. Noch einer. Sie fängt an zu zittern. Nun schlagen alle die Kastagnetten, Zymbeln und Gitarren. Sie windet sich unter den Schlägen und Schreien und lächelt dabei. Nun verstehe ich das Lächeln. Ihre Lenden biegen sich wie junge Birken im Sturm. Da tanzt sie.

(Weitere Teile folgen)

# Der goldene Vogel/ Novelle von Hans Reisiger

Der alte Herr Gorreluk hatte sich und seine drei noch unerwachsenen Töchtern aus dem steinernen Getriebe der Stadt in das kleine Haus geflüchtet, das er sich weit hinter stillen Wäldern in der Nähe des Meeres aus Holz gebaut hatte.

Es war erst jüngst fertig geworden. Herr Gorreluk hatte die Pläne dazu selbst gezeichnet und insbesondere alle die Farben angegeben, mit denen die Grundflächen und Leisten an Wänden, Decken, Türen und Fenster gestrichen werden sollten. Das Gesamtbild des Häuschen war jedoch nicht zuerst in seinem Kopfe aufgetaucht. Er hatte einst in einer Abendgesellschaft neben einem sehr berühmten Baumeister gesessen und flüchtig von seiner Absicht, sich ein stilles Haus zu bauen, gesprochen; worauf der sehr elegante, mit einer großen Glatze versehene Herr ein Glas Wein hinuntergestürzt, einen goldenen Bleistift hervorgezogen und auf die Rückseite seiner Tischkarte schnell die Umrisse eines kleinen Hauses gezeichnet hatte. Diesen unter den Lichtern einer großen Tafel bei Wein und Wechselrede zu Tage getretenen Schemen hatte Herr Gorreluk zu bannen gewußt. Er hatte das schmale Papier mit seiner feinen, gepflegten Hand von dem Damast aufgenommen und mit höflicher Erlaubnis des Baumeisters eingesteckt und einige Wochen darauf den Bau begonnen.

Das Haus lag nun leibhaftig zwischen Wäldern und Wassern in reinen klaren Lüften da. Das ganze waldige Hinterland war hügelig erhöht und zog sich auf der einen Seite in gewaltigem Bogen bis ans Meer, das man in der Ferne sehen konnte. Nach rechts hin war das Land frei und verwuchs heideartig fern in den Sand den Dünen.

Das Haus selbst war niedrig und fast ganz aus Holz. Das Dach war leicht nach beiden Seiten gesenkt und mit Torf gedeckt, in dem Gras und Unkraut wuchs. Ein Nebendach lag etwas tiefer über dem Raum des Hauses, der als Diele eingerichtet war. Die Balken der Wände waren braun gebeizt. Innen jedoch war alles Holzwerk in der größten Farbigkeit angestrichen, die durch keine Möblierung gestört war.

In der einen Ecke des Obergeschosses, mit der Aussicht nach dem Walde, lag die Behausung der drei Töchter Herrn Gorreluks.

Wie im ganzen Hause, so waren auch hier Schränke und Betten in die Wand eingebaut. Jedes der drei Matratzenlager war von einer leichten, fast bis an die Decke reichenden Holzwand, deren oberer Teil von Stäben durchbrochen war, als ein jüngferlicher Traumkäfig umgeben. Jeder dieser Schlafräume hatte sein besonderes Fenster. Das gemeinsame Hauptfenster, das an der Hinterwand des Hauses lag, war niedrig, aber breit und licht, ohne vieles Leistenwerk, und ließ die grünen Sonnenschatten reichlich ins ganze Zimmer spielen. Der

dünne Vorhang, der an der Seite hing, war aus weißem Stoff gemacht und mit großen rosa Rosen leicht bestickt.

Der Fußboden war mit einem hellen Mattenteppich bedeckt, in der Mitte stand ein runder Tisch, und an der einen Wand befand sich ein großer Spiegel, in dem man sich ganz sehen konnte.

Die drei Töchter Herrn Gorreluks mußten sich ihr Zimmer allein besorgen. Niemand im Hause durfte es ohne ihre Erlaubnis betreten, und jeder mußte sich im Falle eines Besuches der allergrößten Ritterlichkeit und Zurückhaltung befleißigen.

Die drei Fräulein Gorreluk betrieben ihre Kemenatenherrschaft in einer prinzessinnenhaften Manier und walteten der Wonnen des Refugiums mit großer Würde. So löste sich für sie, ihrer Natur und ihrem Alter gemäß, aller Widerstreit zwischen zu großer Scheu und einer bloß gesellschaftlichen Sicherheit in einer Art Spiel.

Die Art der drei Mädchen war der ihres Vaters fremd. Der alte Herr Gorreluk war ein äußerst feiner und ritterlicher Mann von sehr zarter Gesundheit, mit einer hohen schmalen Stirn und elegant geschnittenem weißem Vollbart. Er bewegte sich mit sicheren und durchaus achtungfordernden Manieren und war sich der tausend winzigen Balancierungen der Kräfte im Verkehr der Menschen wohl bewußt. Aber er war sich ihrer ein wenig z u bewußt, er hatte sich angewöhnt, sein Benehmen in vielen Fällen immer erst vorauszuempfinden und war allmählich in einen leichten Nebel von Affektiertheit hineingeraten. Seitdem er, nach dem Tode seiner Frau, unmerklich einsamer und gleichgültiger geworden war, war diese Unnatürlichkeit nur noch wie ein schwaches, etwas süßliches Parfüm an ihm haften geblieben.

Die verstorbene Frau Anna Gorreluk war von einer seltsamen Schönheit gewesen. Von Kind auf an alle Arten von Sport gewöhnt, hatte sie bis zu ihrem frühen Tode kräftige, rassige, elegante Glieder gehabt, eine sonnigbraune Haut im Gesicht und am ganzen Leibe, frei von jedem Makel; auch nicht einer Zehe Glied, auch nicht ein Fingernagel war verbildet oder verdrückt. Sie trug enggeknotet eine Fülle schwarzen Haares im Nacken; dabei hatte sie seltsam verlockende, feuchtschimmernde, graublaue Augen und einen etwas vortretenden, weichen und sinnlichen Mund.

Als sie aus den riesigen aber kargen Ebenen der Besitzungen ihres Vaters in das Haus Herrn Gorreluks in die Stadt gezogen war, hatte sie sich zuerst wie eine Gefangene gefühlt. Hier, wo alles reich und weich war, wo man mit engem Prunk und erstickenden Genüssen die Freiheit und Kraft des Körpers tötete, wo man selbst leibliche Übungen nur als Gelegenheit zu neuen Modetorheiten benützte, hier verging ihr die Lust, ihre alten Gewohnheiten auf eine kümmerliche Art weiterzutreiben. Sie mochte nicht im Stadtpark elegant spazieren reiten oder die kläglichen, geschniegelten Rasen- und Ballspielchen der Großstadt be-

treiben, oder in Badeanstalten, in denen alles aufs schönste eingerichtet ist und nur das Wasser mulmig und kümmerlich fließt, ihren an die blanken, kalten Seen ihrer Heimat gewöhnten Körper baden. Sie zog sich lieber ganz zurück. Sie begnügte sich mit ihrem Haus und mit einsamen Spaziergängen, zu denen sie freilich auch immer erst weit hinausfahren mußte.

Infolge dieser Veränderung kam allmählich immer mehr die große Weichheit zum Vorschein, die im Grunde ihr Wesen war. Sie war eine an Leib und Seele für die Liebe geschaffene Frau. Und als sie an der Geburt ihrer dritten Tochter starb, war sie noch im Zwielichte des Todes von einer wilden, wehen, verlockenden Schönheit. In der grauen Morgenstunde, die wider aller Erwarten schon ihre letzte war, war sie noch einmal ganz allein. Ihre Wärterin schlief. Das Fenster war ein wenig offen, und sie witterte blind die neblige Luft wie einst als Mädchen auf manchem Morgenritt in den weiten Feldern ihres Vaters. Sie dachte nicht an ihren Mann und nicht daran, daß sie drei Kinder geboren hatte, von denen sie fort müßte; es war ihr nur, als ob sie nun wieder einmal frei auf ihrem treuen Pferde in den Rauch der Frühe, in das weite Rund der Erde hineinreiten dürfte, in die frische, scharf und kühl duftende Leere des Paradieses, das schwarze Haar eng überm Nacken geknotet, die Augen schimmernd in die Ferne gerichtet, den Mund leicht gröffnet und die Flanken ihres nackten Gaules fest umschließend mit den braunen, blanken Gliedern . . .

Dies lag nun alles jahreweit zurück. Frau Gorreluk hatte ihren Töchtern ihre schönen, gesunden Glieder vererbt und Haar und Mund und Augen. Nur Marie, die zweite, war blond; auch waren ihre Züge, besonders der Mund, weicher und begehrlicher als die der andern beiden.

Man war noch im Spätwinter in das Haus eingezogen. Die erste Zeit über war es bitter kalt gewesen; denn die Öfen heizten schlecht und mußten ihr bischen Wärme verblasen lassen von den gewaltigen Winden, die scharf und stetig gegen den Wald herwehten. Man wickelte sich allerorten in Decken ein und saß tagsüber in dem einzig möglichen heizbaren Aufenthaltsort, dem Eßzimmer. Trotz dem schlechten Wetter unternahm jedoch Herr Gorreluk jeden Tag einen längeren Spaziergang mit seinen Töchtern, von dem nur das blonde Fräulein Marie sich manchmal ausschloß, weil sie leicht von Erkältungen des Halses befallen wurde. Man wanderte alsdann, meistens ziemlich schweigsam, über die nassen oder leicht wieder überfrorenen Wege dem Ende des Waldes zu, vielleicht zwei oder drei Stunden im Bogen und wieder zurück. Herr Gorreluk pflegte dann in seiner liebenswürdigen, ritterlichen Art dies und jenes seinen Töchtern zu zeigen oder sich selbst bei ihnen nach diesem oder jenem zu erkundigen, denn sie hatten von ihrer Mutter die starke Witterung für Verhältnisse und Erscheinungen der Natur geerbt. Bei der Jüngsten, die auch Anna hieß, war diese Fähigkeit des Spähens und Gewahrens sogar als bleibender Zug in ihrem Gesicht ausgeprägt, das da=

durch etwas Scheues, Wildes, Rehhaftes bekam. Nicht als ob etwa ein besonderer Sinn für das Naturforschen den Fräulein zu eigen gewesen wäre und sie mit großer Kenntnis von hundert Ordnungen, Familien und Gattungen brilliert hätten. Vielmehr waren sie darin höchst unwissend. Nur jungen Tieren glichen sie, die selber mit draußen leben und ihren Instinkt gebrauchen.

Am Abend saß man dann im Eßzimmer noch beisammen, und meistens sangen die Fräulein dreistimmig viele Lieder. Manchmal gab auch Herr Gorreluk einen etwas undeutlichen Baß dazu; es kostete ihn aber immer, wenn auch unbewußt, eine leise Überwindung, und er wunderte sich, wenn auch unbewußt, immer ein wenig über die Leichtigkeit und Natürlichkeit, mit der die Mädchen sangen, und hörte lieber, freundlich die Zeitung lesend, zu.

Das Zimmer der drei Fräulein stand diese ganze Zeit über am Tage kalt und verlassen da, und vor seinen Fenstern bewegten sich nah und melancholisch die nassen Fichten, die weiterhin anstiegen, durchsetzt von dem Rauch der kahlen Lärchenbäume. Manchmal strich Phylax, der Hund, dort am Rande und im Gestrüpp umher, das schwarze, zottige Fell naß und voll alter Blätter. Aber sonst kam dort niemand vorbei.

Nur am Abend wurde es in den Zimmern lebendig. Dann erschien zuerst Fräulein Martha Gorreluk, die älteste, die Lampe in beiden Händen haltend. Sie wurde im nächsten Sommer siebzehn Jahre alt und war vielleicht die schönste von den drei Schwestern. Sie war, wie das oft den „ältesten Schwestern" so geht, über ihre Jahre hinaus „vernünftig" und hatte als einzige von den dreien einen kleinen Anflug von Hausmütterlichkeit. Aber auch nur einen Anflug. Denn sonst war sie in jeder Bewegung und in jedem Ausdruck ihres Gesichtes ganz von der wild-flüchtigen Art ihrer Schwestern.

Als letzte pflegte die blonde Marie die Treppe heraufzukommen und mit ihr tapps tapps Phylax, der Hund, seinen dicken Kopf neben ihren Knien.

Wenn dann die Lampe in der Mitte des Tisches stand und mit ihrem Schein der Melancholie des Waldranddunkels draußen Widerspruch hielt, und Fräulein Anna das Zubettgehen damit eröffnete, daß sie sich gähnend auf einen Stuhl setzte, und Phylax sich draußen auf seinem Lager zurechtdrehte, und man mit den immer gleichen Hantierungen sich für Schlafen und Träumen herrichtete — wenn dann endlich Fräulein Martha die Lampe auslöschte und im langen Nachthemd auf bloßen Füßen als letzte in ihren Verschlag schlüpfte und alsbald die Dunkelheit im Zimmer umging — so schien alle Welt durch die Wälder und Finsternisse des Märchens abgeschieden von dieser leichten Behausung, die da im Dunkel lag wie ein Rehgatter im Forst. —

Das kalte und nasse Wetter dauerte bis in den Mai hinein fort. Eines Tages wurde es plötzlich bei bedecktem Himmel warm und den Morgen darauf war leuchtender blauer Frühling.

Bei so schnellem Umschlag des Wetters scheint es immer bald, als läge die vorige, unwirtliche, graue Zeit wer weiß wie lange schon zurück. Es dauerte nicht lange, so war das ganze kleine Haus durchlüftet und der letzte Rest matter Luft aus den Stuben hinweggeflutet von den Strömen Wärme, die man durch Türen und Fenster hereinließ. Bei diesem luftigen Scheuerfest verschwanden auch immer mehr die winterlichen Tücher und Kleider und die Fräulein Gorreluk ließen sich in hellen Blusen sehen, und auch Fräulein Marie trug keines ihrer gewohnten feinen Tüchlein mehr um den Hals, sondern ließ sich die Sonne darauf scheinen. Man lief den ganzen Tag draußen herum und interessierte sich für alles, was die Erde trieb. Man hatte in dem kleinen Garten tausend Dinge zu tun. Und wenn man aus der lebendigen Frische draußen ins Haus trat, so fand man hier wiederum allerhand herzurichten, zu säubern und zu schmücken. In keiner Jahreszeit versetzt uns der Wechsel von draußen und drinnen mit seinen kleinen Luftveränderungen so in eine Art Fieber, wie im Frühling.

Fräulein Anna Gorreluk zeichnete sich in dieser Zeit durch einen besonders guten Appetit aus, während bei Fräulein Marie der Beginn der warmen Jahreszeit sich eher entgegengesetzt bemerkbar machte. Was den alten Herrn Gorreluk angeht, so ist zu sagen, daß er sich in den hellen, leichten Jacken, die er jetzt trug, viel wohler fühlte als in Winterkleidung. Er hieb sich dann gerne einen leichten Filzhut auf den Kopf und verließ, flüchtig vor dem Spiegel mit seiner gepflegten Hand über den weißen, kurzgeschnittenen Vollbart streichend, schon am frühen Vormittag das Haus zu einem längeren Spaziergang, von dem er dann immer sehr aufgeräumt und manchmal fast mit kindlicher Ausgelassenheit und Freiheit zurückkehrte, die allerdings nicht allzulange anzuhalten pflegte. Er nahm auch gewöhnlich auf diese Spaziergänge Phylax, den Hund, mit; wenn es dann der Zufall fügte, daß gerade beim Fortgehen Fräulein Marie sich sehen ließ, so wollte der Hund nicht mitlaufen, und es kostete immer langes Zureden oder irgendeine rasche List, um ihn von dem blonden Mädchen wegzubringen; was dem alten Herrn Gorreluk manchmal sogar ernstlich die Laune verdarb.

Fräulein Martha Gorreluk war in dieser Zeit am meisten beschäftigt. Denn sie wurde viel mit Fragen in Anspruch genommen, wie dies oder jenes im Hause zu machen sei. Nicht etwa, als ob sie die Hausfrau gemacht hätte. Vielmehr ordnete sie alles ganz in ihrer fleißigen Art, halb immer fragend und wie zu einem Versuch oder Spiel. Sie trieb sich deshalb auch nicht weniger als die andern draußen herum. Aber jeder hätte, trotzdem sie nur wenig älter war als Fräulein Marie, doch merken können, daß sie die Älteste sei.

Der Frühling war in diesem Jahre wärmer, würziger, fieberhafter als je. Tage um Tage gingen vorüber, immer gleich leuchtend, wie Wellen. Die Luft war stark und schwer und müdemachend. Nur in den Wäldern hielt sich die feuchte Kühle.

Bei Herrn Gorreluk stellten sich ab und zu kurze Besuche aus der Stadt ein, die zwei, drei Tage blieben und dann wieder verschwanden.

Bei einem Besucher jedoch stellte es sich heraus, daß er alle anderen mit der Zeit überdauerte. Dies war der alte liebenswürdige Herr Klemens Schnurrian.

Herr Klemens Schnurrian pflegte sich selbst mit bedrohlicher Miene einen „Forscher" zu nennen. Er hatte viel Reisen gemacht, von denen er immer wieder braun gebrannt und lustig nach Europa zurückgekehrt war. Erforscht hatte er wohl eigentlich nur die Schönheit der Weiber aller Erdenländer. Er besaß eine tiefbegründete Liebe zur Kunst und war im ganzen bei aller Sicherheit und gewandten Liebenswürdigkeit ein Erfurcht hegender Mensch.

Herr Schnurrian hatte sich die Zuneigung des Fräulein Gorreluk in hohem Maße gewonnen. Er gehörte zu den Männern, denen gegenüber sich eine Frau eigentlich niemals fremd fühlt. Er hatte die leichte und elegante Art in allen Bewegungen, besonders der Hände, die die Frauen auch eine gewisse körperliche Scheu unmerklich vergessen macht. So liebte es das Fräulein Anna Gorreluk, bei allen Spaziergängen sich flüchtig in seinen Arm zu hängen, ja er hatte ihr sowohl wie Fräulein Martha lachend als guter Onkel feierlich einen Kuß gegeben.

Als Herr Schnurrian etwa einen Monat hindurch zu Besuch war, hielt er eines Tages bei Herrn Gorreluk um die Hand seiner Tochter Marie an. Der alte Herr Gorreluk war sehr überrascht, wurde sehr verlegen, zuckte sehr nervös mit den Augen und strich sich wiederholt mit der Hand über seine hohe schmale Stirn und seinen wohlgepflegten weißen Bart und sagte nach einigen höflichen und freundschaftlichen Worten schließlich, das käme ihm gänzlich unerwartet und ob denn Herr Schnurrian schon mit Marie gesprochen habe. Herr Schnurrian erwiderte, er habe sich zuvor der väterlichen Zustimmung Herrn Gorreluks versichern wollen und hoffe zuversichtlich, daß Fräulein Marie, obwohl sie ja noch so sehr jung sei, seine Hand nicht ausschlagen werde. — Ja, sie sei ja noch so sehr jung, erwiderte Herr Gorreluk, und er habe das nicht erwartet, aber er wolle seiner Tochter nicht in Dingen der Liebe Vorschriften machen. Herr Schnurrian möge nur zusehen, ob ihn seine Hoffnungen nicht täuschten.

Herr Schnurrian verließ darauf trotz strömenden Regens das Haus und machte einen weiten Spaziergang, von dem er mit nassen Kleidern und Haaren zurückkam. Er stieg mit großen Schritten zu seinem Zimmer hinauf, um sich schnell umzukleiden. An der Treppe jedoch traf er Fräulein Marie, die soeben aus der Stube kam. Er grüßte sie sehr hastig und bat sie, einen Augenblick in ihr Zimmer eintreten zu dürfen, er müsse ihr etwas sehr Wichtiges sagen. Seine kurzgeschnittenen, schon leicht ergrauten Haare waren ganz naß und die Tropfen liefen ihm über seine braunen, roten Wangen. Aber seine Augen glänzten wie die eines Jünglings und die Hände zitterten ihm vor Erregung.

Fräulein Marie sah ihn etwas verwundert an und ging dann freundlich ein

paar Schritte zurück und öffnete die Tür. Sie hustete ein wenig und hatte den Hals leicht mit einem seidenen Tuch verbunden.

Die Vorhänge mit den großen Rosen waren von dem breiten Fenstern zurückgeschoben und man sah die Nässe an den Scheiben herabgleiten und -perlen. Auf dem runden Tisch stand eine dicke graue topfartige Vase voller Blumen.

Einen Augenblick, ehe Herr Schnurrian zu sprechen anfing, war es ganz still in der Stube. Und in diesem Augenblick schien es, als ob eine leichte feine Verzauberung vor sich ginge. Herr Schnurrian, der so lange nun in dem Hause war und die drei Fräulein und ihren Vater so gut kannte, fühlte sich mit einemmale ganz seltsam beirrt, wie er das blonde Haar dieses ganz jungen Mädchens in dem verschleierten Regenlicht so nahe vor sich glänzen sah.

Und als sie ziemlich heftig husten mußte und er das Tuch um ihren Hals sah, stieg eine unsinnige heiße Zärtlichkeit in ihm auf. Die Sprache versagte ihm wie einem jungen Manne, den zum erstenmal die Liebe überwältigt, und er erlebte blitzartig in seiner Phantasie eine Art exaltierter Szene, voll rücksichtsloser, überströmender Hingabe, Güte und Begierde.

Alles das ging so rasch in ihm vor, daß Fräulein Marie Gorreluk das kleine Schweigen kaum besonders gewahr wurde. Mit den ersten Worten, die er sprach, bezwang Herr Schnurrian das seltsame Fieber, und er vermochte den Ton zu finden, den er finden wollte.

Fräulein Marie hörte ihm zuerst sehr verwundert und mit leise geöffnetem Munde zu. Als sie jedoch verstand, worum es sich handelte, wurde sie plötzlich ganz rot bis an die Stirn und zog an ihrem Halstuch. Der Knoten ging auf und das Tuch lockerte sich und sie zog es verwirrt ganz herunter und wurde von neuem rot, als ob sie etwas Ungehöriges getan hätte. Ihre Verlegenheit erschien um so hilfloser und kindlicher, da sie die Augen nicht niederschlug, sondern Herrn Schnurrian direkt ansah, jedoch so, als ob sie ihn gar nicht recht sähe, sondern selbst durch flüchtige, verschleierte Spiegelungen in ihrem Auge geblendet und beirrrt würde.

Herr Schnurrian sah wohl, daß sie jetzt nichts sagen oder tun würde, was ihm antworten sollte. Er selbst aber fühlte sich jeder Wendung, das Gespräch zu beenden und die Entscheidung aufzuschieben, unfähig. Wider sein besseres Bewußtsein, und alle Worte, die er noch vorbrachte, als falsch und tonlos empfindend, beharrte er auf seiner dringenden Frage.

Marie Gorreluk, so bedrängt, bemühte sich irgend etwas hervorzubringen. Aber indes sie noch nach Worten suchte und das Tuch in ihren Händen hin und her zog, machte Herr Schnurrian seinem Reden mit einemmale ein Ende und nahm, wie er schon so viele Frauen genommen hatte, nun selber zitternd, Fräulein Gorreluk in seine Arme.

Die Verlobung wurde im ganzen Hause sehr bald als etwas ganz Natürliches betrachtet. Fräulein Marie selbst hatte sich in ihrem Wesen offenbar so wenig

verändert, daß auch die andern nach der ersten Überraschung sich ganz von selbst in das neue Verhältnis fanden.

Herr Gorreluk vor allem, der die Dissonanzen dieser ganzen Vorgänge wohl gedämpft zu vernehmen glaubte, war, innerlich verlegen und widerstrebend, doch in der gewohnten Weise freundlich und liebenswürdig.

Mit ihren Schwestern sprach Fräulein Marie weder über die Begebenheiten der Verlobung noch über irgendwelche Zukunftspläne. Sie war in dieser Zeit sehr viel krank und mußte meist wegen Erkältungen im Bett liegen. Deshalb hatte man auch eine eigentliche Feier der Verlobung immer wieder verschoben. Überhaupt war sowohl Herr Gorreluk als auch Herr Schnurrian solchen Veranstaltungen abgeneigt.

Eines schönen warmen Augusttages jedoch, als sich zufällig einige Bekannte im Hause zusammengefunden hatten, kam es doch zu einer kleinen Festlichkeit. — Fräulein Marie, die noch den Tag zuvor im Bette gelegen hatte, stand früh ziemlich blaß und müdegeschlafen auf. Die Schwestern waren schon unten und die Stube war noch unordentlich von ihrer Toilette. Die Sonne schien schräg über den Tisch. Fräulein Marie zog sich ein weißes Sommerkleid an und ging dann langsam hinaus und die Treppe hinunter.

Während des ganzen Tages war Herr Schnurrian im Innersten bewegt. Er behandelte seine junge Verlobte mit der erlesensten Ritterlichkeit und unterhielt sich lange, mitten unter den anderen Gästen, ganz ausschließlich mit ihr, erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, entwickelte kluge Ansichten über Völker und Länder, und er fand wie kaum noch je die richtigen Farben und warmen Worte, so daß sich oftmals dunkle, bunte, wandelnde Prospekte gleichwie Einblicke in sein eigenes Wesen, aufzutun schienen. Dabei schien es oft, wenn Fräulein Marie ihm leise und halb fragend etwas antwortete und mit der Hand dabei irgendeine kleine helfende Bewegung machte, als ob ihm die Tränen plötzlich in die Augen stiegen und er nur mühsam seine überquellende Zärtlichkeit zurückhalte.

Keiner der Gäste konnte umhin, sich immer wieder vorzustellen, daß dieser liebenswürdige, weitgereiste, ältere Herr nun dieses ganz junge, freundliche, aber wie durch einen seltsamen Zauber entfremdete Mädchen sein eigen nennen würde. Jeder empfand das scheu Verlockende, das von ihr ausging; diesen Duft, der aus den Flechten ihres mattblonden Haares, aus jeder Falte ihres weißen Kleides zu wehen und in der zarten Muschel ihrer geschlossenen Hand zu schlummern schien.

Und jeder, der seine Sinne ein wenig länger bei diesem Zauber verweilen ließ, fing an, leise die schwer süße Unruhe mitzuempfinden, die Herrn Schnurrian heimlich verzehrte.

Der Tag ging in Plauderei und Spielen schnell hin und man fand sich am Abend in leichter Weinstimmung im Garten bei einer großen Bowle zusammen. Es war das kein eigentlicher Garten; Herrn Gorreluks Besitzung war nur durch

den Wald und einen Feldweg in der Ferne begrenzt, und bloß um das Haus herum waren ziemlich ausgedehnte, dichte Gebüsche und geschützte Wege angelegt und allerhand Blumen und Kräuter gepflanzt.

Der Himmel flammte im kühlen Licht von Millionen Sternen über dem Dunkel der Erde, das alle Farben und Körper in schwarzen Silhouetten gebannt hielt. Man plauderte leicht und vergnüglich durcheinander im Licht der zwei kleinen Windlampen, die Fräulein Martha Gorreluk selbst herbeigebracht und angezündet hatte. Fräulein Anna hatte sich einen leichten Schwips aus dem einen Glas Bowle getrunken, das man ihr bewilligt hatte; es schien als ob sie wie ein kleines Nachttier jetzt erst mit einem Male wach und munter geworden sei und als ob aus den verdunkelten Büschen und dem Wehen der weichen, melancholisch durchsungenen Nacht ein seltsames Leben ihr zuströmte. Ihre Augen glänzten wie in einem gespiegelten matten Licht, und immer, wenn sie lachenden Mundes sich das Haar hastig von der Stirn wegstrich, waren ihre Bewegungen von einer fremden, indischen Grazie und Leidenschaftlichkeit.

Auch Fräulein Marie Gorreluk wurde mit zunehmender Dunkelheit lebhafter. Sie hatte den Schal, den ihr Herr Schnurrian über ihren bloßen Hals gelegt hatte, heruntergezogen und ließ es sich gefallen, daß ihr Bräutigam, der im Schutze dunkler Blätter den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gelegt hatte, mit seiner leichten Hand ihren Nacken streichelte.

Es schien, als ob sie in dieser verkleinerten, umdunkelten Welt, die der Lampenschein und das Gespräch der hier und da behaglich Sitzenden und der Duft der Bowle erfüllte, sich wohlig fühlte wie eine Nixe im Teich, nur flüchtig von Zeit zu Zeit hinlauschte auf die sehnsüchtigen, seltsam gezogen singenden und zirpenden Stimmen draußen in der kühl werdenden, feuchten und grenzenlosen Nacht.

Dann sah sie sich nur wie im Traum in ihrer Stube, wo sie sich ihre Jacke holte. Das beirrende Licht des Nachthimmels schien durch das breite Fenster. Der dünne Vorhang war auf der einen Seite vorgeschoben und die großen Rosen zeichneten sich matt und farblos, wie ohne Blut, darauf ab. Durch den offenen Flügel sah man draußen den nah und drohend beglänzten Waldrand, und als Fräulein Marie den dunkeln Schrank aufmachte, in dem alle ihre Kleider hingen, zitterte sie vor Furcht. —

Unten, zwischen den dunkeln Gebüschen, traf sie ihren Verlobten.

Herr Schnurrian, der nur mit widerstrebenden Händen Fräulein Marie für diesen kurzen Augenblick weggelassen hatte, war aufgestanden und abseits von dem geselligen Kreise gegangen. Als er hier, wo es durchdringend nach Erde, Rinde und Blättern roch, die wenigen Minuten mit leeren Händen allein hin und her gegangen war, spürte er plötzlich ein Herzschlagen und jähen Andrang seines Blutes, als er Fräulein Marie ganz nah in denselben Weg biegen sah.

Er hielt sie mit zitternden Händen auf. Sie hatte die Jacke übergezogen und

nur der Streifen, wo sie vorn offen stand, und der Rock leuchteten im Dunkeln. Sie stand vom schnellen Gehen und von dem leichten Schrecken tief atmend vor ihm, er fühlte den Hauch ihres Mundes, und legte, wie unter einem unwiderstehlichen Zwange, seine Hand an den Gurt ihrer Taille. Fräulein Marie, wie in plötzlicher Angst halb noch vor dem gespenstischen Anhauch ihres Zimmers, wollte rasch an ihm vorbeieilen, dabei, in unwillkürlichem Ausweichen, bog sich ihr Kopf beiseite und ihre Taille legte sich wider Willen noch fester in die Hand, der sie entgehen wollte. Und Herr Schnurrian, in jäher Begier, preßte ihren Körper mit aller Kraft an sich, indes er ihren zurückgebogenen Hals mit wütenden Küssen fast erwürgte. Sie wollte sich wehren, aber er zog ihr die Arme über dem Rücken zusammen und hielt sie da fest. Sie wand sich in seinen Händen. Ein plötzlicher heftiger Husten schüttelte sie und nahm ihr die Kraft. Herr Schnurrian, vollends berauscht durch die Bewegungen ihres Körpers, in der wilden Ratlosigkeit, seine Gier ganz auszukosten, vergaß, wo er sich befand und wer er war, und wie irr von einem unablässig dröhnenden Ton hatte er nur noch einen Gedanken.

Aber im letzten Moment, sei es daß die furchtbare Spannung seiner Leidenschaft eine Sekunde nachließ, oder das Mädchen zu einer letzten verzweifelten Anstrengung alle Kräfte zusammennahm — es gelang ihr, sich kurz wegzureißen und sich seinen hastigen und rücksichtslosen Händen zu entziehen und fort ins Haus zu entfliehen.

Herr Klemens Schnurrian blieb wie betäubt in dem dunklen Wege stehen. Er sah das fremde blonde Mädchen, das eben noch als seine Braut friedlich neben ihm gesessen hatte, in wilder Hast, ihre Jacke und Bluse zurecht zerrend, vor ihm ins Haus fliehen. Von ferne klangen die vergnüglichen Stimmen der Weinrunde und das Lachen von Fräulein Anna Gorreluk, und der Schein der Lampen leuchtete durch die Zweige herüber.

Und Herr Schnurrian begann, die Hände geballt, gesenkten Kopfes auf und ab zu gehen, und es war ihm fast zumute, als befände er sich hier, schwer und doch wie schwebend, in den dunkeln Gängen eines Traumes. Er fing an, mit aller Energie sich sein Tun vorzustellen und Wahrheit festzustellen und Falsches in seinem Verhältnis zu Fräulein Marie Gorreluk zu erfassen. Er kam in seiner Erregung zu keinem Ende, so oft er auch immer wieder von neuem anfing, zu denken. Aber er fühlte immer deutlicher, daß er, zärtlich gelockt durch etwas, was er sich nicht erklären konnte und was ihm jetzt so ganz seltsam fremd erschien, an irgendeine Zukunft zusammen mit diesem Mädchen eigentlich niemals klar gedacht habe — und er begann halb unbewußt zu verstehen, weshalb sein ganzes Empfinden hier so ratlos fast in eine Art wilden Vernichtungstriebes abgeirrt war.

Er empfand aber auch, daß das alles viel zu unbestimmt in ihm durcheinanderspräche, als daß er es zu irgendeiner Entschuldigungsrede formen könnte, und empfand auch die tiefe Lust, die wir manchmal in Träumen haben, schnell und heimlich alles das zu beenden und sich in die gemütliche, männliche Freiheit

seiner gewohnten Lebensweise zu retten. Er kam daher, so abenteuerlich ihm das auch zuerst erscheinen wollte, zu dem Entschluß, gar nicht mehr in den Lichterkreis da drüben zurückzukehren, sondern sofort in sein Zimmer zu gehen, seinen reisegewohnten Handkoffer zu packen und unter Zurücklassung eines Briefes, der die Ehre Fräulein Mariens unantastbar sicherstellte, geradenwegs aus dem Hause und auf die Bahnstation zu gehen und davonzufahren.

Fräulein Marie Gorreluk kam, ohne daß sie jemand sah, in ihre Stube. Sie schob den Riegel vor und blieb dann atmend stehen. Der gespenstische Zauber des nächtlich beschienenen Zimmers, des breiten Fensters, hinter dem ungewiß und doch wie in drängender Nähe und Deutlichkeit der Wald lag, dieser Zauber, der sie eben vorhin noch mit Furcht erfüllt hatte, schien sie jetzt zu beruhigen und zu kühlen. Sie stand hinter dem Tisch, leicht an seinen Rand gelehnt, und strich sich mit erhobenen Händen das Haar zurecht. Dann, mit einer mädchenhaften Bewegung, stützte sie die Hände an ihre Taille, und stand lange so, den Kopf etwas gesenkt, aber doch unverwandt die Augen von der beglänzten Kühle draußen festgebannt.

Und je länger sie so ruhig stand, um so mehr belebte sich ihr Atem und glänzten ihre Augen. Es schien als zöge sie leicht die Luft, die durch das Fenster strömte, mit ihren ein wenig geröteten Lippen ein und schmeckte sie auf ihrer Zunge. Sie nahm schließlich mit schneller Bewegung — einer Bewegung voll jener fremden Grazie — die Glocke von der Lampe, die schon auf dem Tisch stand, und machte Licht. Darauf schloß sie das Fenster und zog den Vorhang ganz zu und begann, wie alle Abende, sich auszukleiden. Während sie aber sonst, schon ehe sie ganz fertig war, ihr langes, auf dem Bett bereit liegendes Nachthemd über den Kopf sich anzog, ließ sie es diesmal ruhig liegen, nahm die Lampe mit beiden Händen und stellte sie neben den großen Spiegel und fing an, in aller Ruhe und doch bis in ihr innerstes Wesen von einem wunderlichen Leben erregt, sich, aller Hüllen bloß, in dem halbdunkeln Glase zu betrachten.

So, indes ihr schöner Körper die Zaubereien von Licht und Schatten auffing und selbst wie in einem lieblichen, rätselhaften Rhythmus bannte, stand sie lange, lange unbeweglich vor der glänzenden Tiefe, die ihr Bild barg. Welt und Wirklichkeit verging halb vor ihren Sinnen, und es wurde ihr zumute, als stände sie hier, wer weiß wo, bewegungslos und doch bewegt, verlockend und unnahbar selig, wie auf einem perlmutterfarbenen Schiffe gleitend, und ihr zur Seite flöge mit leichtem Flügelschlag ein großer, schöner Vogel, dessen Hals und Schweif und Fittiche von lauter goldenen Federn glänzten, die im Fliegen fein und tönend sängen, indes seine roten Füße im Flug sich rund ineinanderkrallten und seine runden, glühenden, klugen Augen unbewegt und stolz in die Weite vorausschauten, die silbern vor ihnen beiden dämmerte.

# Ich will Feindschaft setzen . . ./ von Lucia Dora Frost

Daß Männer und Frauen verschiedene Götter brauchen, die einander so fremd sind wie Sonne und Mond, galt einst als selbstverständlich. Die tiefe Gegnerschaft der Geschlechter war damit auf die würdigste, ernsteste und entschiedenste Weise anerkannt. War dieser Zustand nicht so verständig, so gesund und notwendig, daß er immer, wenn auch in neuen Formen, wiederkehren muß? Wenn wir die Feindschaft der Geschlechter an der Oberfläche suchen oder gar sie leugnen, leisten wir damit nicht kleiner Gehässigkeit Vorschub oder sentimentalen Illusionen und auf jeden Fall halben Maßregeln, die nicht lebensfähig sind? Doppelter Geist scheint für die Menschheit von doppeltem Geschlecht so nötig wie doppelte Moral. Wie kam es, daß man sich davon entfernte, und wie kommt es, daß man sich noch täglich mehr davon entfernt? Muß man nicht umkehren? Und kann man umkehren?

Das Recht auf eigene Gottheiten verlor die Frau immer unter denselben Umständen. In den dunklen, lebensstarken Zeiten, als jedes bedrohte Organ, wie jeder bedrohte Charakter sich Gottheiten schuf, und die Funktionen des Körpers Schutz suchten unter dem Sinnbild der Sphinx mit Krallen und zwölf Brüsten, der Stärke des Stieres oder der überklugen Schlange, da kam auch das Weib leicht zu seinem besonderen Recht und Schutz. Aber diesen von Lebensnotwendigkeiten geschaffenen, biologischen Gottheiten erwuchsen früh zwei sichtbare Feinde: die politischen Nöte und das Selbstbewußtsein des Kopfes. Das Organisationsbedürfnis der Menschenstämme verwandelte die Religion aus einer praktischen Biologie in eine Angelegenheit der Politik, so, daß die großen organisierenden Staatsgötter die Lebensgottheiten verdrängten. Und das Entwickelungsbedürfnis des Kopfes kam dem entgegen; der Kopf mit Menschenbewußtsein, die letzte Errungenschaft des Menschentieres, bewies die Stärke des Jüngsten: sich für das Wichtigste zu halten und in wütender Notwehr das Alte sich unterzuordnen. In dieser glühend hellen Atmosphäre eines theokratischen Imperialismus und der ungeheuren Tyrannei des absoluten Gehirns schmolzen alle Götterbilder von des Blutes Gnaden. Sie sind verschwunden vor dem Einen, dem Gott des Kopfes, dem allgemeinen, vernünftigen, geistigen, wesenlos-gerechten. Das war für die Frau nicht günstig.

Das Original dieser Entwickelung liegt im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit; aber sie wiederholte sich überall auf der Erde, hier früher, dort später; sie wiederholt sich auch heute noch in den einzelnen Menschen. Eines Vorgangs von solcher Prägnanz bemächtigte sich früh der Mythos. Als man zum erstenmal den Übermut des Gehirns übersah und das Verhängnis, das aus dieser Verschiebung folgen mußte, da war man sich auch noch ganz klar darüber, daß diese Ordnung

im Weibe einen ewigen Feind haben würde. Ich will Feindschaft setzen zwischen der Schlange und dem Weibe, zwischen dem Übermut des Kopfbewußtseins, das von sich aus Gut und Böse setzt, und dem Weibe. Schmerzen, schlechte Nerven, Entartung und Abhängigkeit sind für das Weib die Folgen der Hirn- und Bewußtseinsherrschaft. Die Feindschaft wird ewig bestehen: als ein aussichtsloser Kampf; bis alles vorüber ist. So sprach der Schicksalsgott in dem Sündenfallmythos. Und der könnte in jeder Volksgeschichte stehen, an der Stelle, wo das Volk in die Geschichte eintritt; denn die weitere Entwickelung pflegt ihm in zwei Punkten recht zu geben: daß das verhängnisvolle Übergewicht des Geistes eine gesunde Wertung erschwert und dazu verführt, das Weib als eine verunglückte Art Mann anzusehen; und daß eine Gegnerschaft, die nicht mehr gebilligt werden kann, korrumpiert werden muß. Aber warum muß das so bleiben?

Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe: seit unserer Kindheit klingt uns das Wort in den Ohren, geheimnisvoll, quälend, ungeheuerlich, doch mit dem ehernen Ton der Gewißheit, wie eine Fanfare aus einer Höhe, wo freier Atem weht. Wer ist dieser Feind und worauf beruht das Unabänderliche der Feindschaft? Daß wir auf Erden einen Feind haben, der uns um unsere Schätzung bringt, um unsere Gottheiten, ist offenbar. Daß der Mann in Person dieser Feind sei, glaubt fast niemand mehr; aber daß alle Feindschaft uns in ihm entgegentritt, ist nicht zu leugnen. Der Glaube, daß Gleichstellung mit dem Manne für uns Erlösung bedeute, und daß eine solche Gleichstellung möglich sei, ist zwar noch verbreitet. Aber es zeigt sich schon, daß die Gegnerschaft der Geschlechter nicht so flach ist wie die Mittel, mit denen man jetzt versucht, sie zu beseitigen. Ja, es taucht die Frage auf, ob diese Stellungnahme, die Orientierung nach dem Mann, nicht so falsch wie irgend möglich ist. Ein sicheres Wissen um die Ursachen unseres Schicksals ist aber gerade in Zeiten der Bewegung unentbehrlich: denn wir leben nicht unter Verhältnissen, wo das Gute und Richtige von selbst wachsen könnte. Ebenso gewiß ist, daß eine solche Einsicht, aus der sich Notwendigkeiten und Möglichkeiten der weiblichen Natur ableiten ließen, nicht existiert, mindestens nicht sicher im Mittelpunkt der Bestrebungen steht.

Diese Einsicht kann nicht aus den Regionen geholt werden, wo die ewigen Menschenrechte hängen sollen, sondern da die Gegnerschaft der Geschlechter zu den Urphänomenen des Lebens gehört, so ist für unsere Frage letzten Endes die Biologie zuständig. In ihren Begriffen muß die Antwort gegeben werden, zum wenigsten in Begriffen, die sie anerkennen kann. Aus der Biologie kam freilich auch das Zauberwort, mit dem man alle Bedenken gegen das Gleichheitsdogma niederschlug: Entwickelung. Was nicht ist, kann werden. Alles kann werden. Alles ist möglich. Alles ist erlaubt. Man muß nur wollen. Man muß nur fordern. So faßte man den Begriff Entwickelung auf, so wendet man ihn noch heute an.

Gerade durch diesen biologischen Begriff glaubte man alle Gleichheitforderungen gedeckt. Aber die Biologie ist auch eine Lehre von den Grenzen der Entwickelungsmöglichkeiten. Man muß den Entwickelungsgedanken ergänzen.

Von den Gesetzen der Organisation ist dafür eins wichtig: Es gibt für jeden Körperteil eine Grenze der Energieäußerung, über die er unmittelbar nicht hinaus kann; er hat seine physiologische Konstante und hat die Tendenz, sie zu erhalten. Gleichwohl besteht gegenüber dieser konservativen Tendenz die Möglichkeit einer Verschiebung. Will ein Körperteil sich vergrößern, so kann er und muß er von einem anderen nehmen. Ein Knochen z. B. kann wachsen auf Kosten eines Nachbarn. Er entzieht ihm Masse oder verwächst mit ihm und absorbiert ihn. Es muß also auch für den ganzen Körper eine physiologische Konstante existieren, die unveränderlich ist. Innerhalb ein und derselben Haut können die Kräfte in gewisser Freiheit verteilt werden, aber die Summe muß immer dieselbe bleiben.

Die Anwendung dieses Gesetzes auf das Verhältnis von Mann und Weib ergibt folgendes. Das Weib trägt die wesentliche Eigenschaft des Organismus, die Fortsetzungsfähigkeit als primäre Funktion in sich; in ihm ist eine viel größere Summe von organischem Vermögen an diese Funktion gebunden als beim Manne. Er ist physiologisch entlastet. Für beide Geschlechter ist aber die physiologische Konstante gleich groß. Wenn also das genus masculinum etwas von der ihm mitgegebenen Organisationskraft spart, so ist das ein Freiwerden eines anderweitig verfügbaren Überschusses an Kraft. Dieser Überschuß muß verwendet werden. Daher ist das Maskulinum variabler; es entwickelt sekundäre Eigenschaften, nicht durchaus notwendige, schöne. Das Weib ist elementar, der Mann sekundär und deshalb der höhere Typus. Er scheint der vollkommenere Mensch, weil er das unvollständigere Tier ist. Dieses Verhältnis ist unabänderlich und äußert sich bis in die letzten Verzweigungen des Geistes. Der Mann ist der empfängliche und der „baumeisterliche" Mensch. Alles, was aus dem Überschuß der Kraft geschaffen ist, also alles Bauen im Gebiet der Kunst, der Wissenschaft, der staatlichen Organisation, auch auf dem Gebiet der körperlichen architektonischen Schönheit begünstigt den Mann. Denn nach diesen Schöpfungen wird gewertet. Hier spielt die Frau die sekundäre Rolle; für immer. Dieses Verhältnis darf man in keiner der vielen Frauenfragen aus den Augen verlieren.

Die Basis dieser Überschußtheorie ist die Hypothese einer physiologischen Konstanten. Sie ist am Hof der Wissenschaft nicht anerkannt. Immanent ist sie schon dem Gesetz von der Korrelation der Teile, das Cuvier aufstellte, dem Gesetz, das dem sehr versierten Verführer Kierkegaards erlaubte, aus dem Fuß einer Dame auf weiteres zu schließen. Noch deutlicher ist sie in dem Gesetz des Etienne Geoffroy-Saint-Hilaire ausgesprochen, in dem Gesetz des Gleichgewichts

der Organe, nach dem die „Masse" des Tierkörpers sich gleichbleibt, so daß ein Organ sich nur vergrößern oder verkleinern kann, wenn ein anderes sich verkleinert oder vergrößert. Am stärksten lebte diese Vorstellung einer beschränkenden Gesetzmäßigkeit in Goethe. Sie war recht eigentlich seine Idee, von der er in seiner Wissenschaft und seiner Kunst gesprochen hat, in Versen und in Prosa, in Sprüchen, Dramen und Epen, in Gedichten und in Abhandlungen, in Abstraktionen und in Liedern. Er nannte das organische Vermögen Bildungskraft und ging bei seinem Versuch, einen Säugetiertypus zu konstruieren, von der Annahme aus, daß die Bildungskraft für alle Säugetiere eine feste Größe darstelle, über die hinauszugehen der Natur unmöglich sei:

„Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich."

In seiner Abhandlung zur vergleichenden Anatomie veranschaulicht er sehr faßlich an einem Beispiel die „Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens", nach der ein Teil das Opfer des andern fordert: „So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungsorgane weit mehr Kraft wegzunehmen als die Bewegungs- und Antriebsorgane. Herz und Lunge sitzen in einem knöchernen Gehäuse fest, anstatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältnisse schwanken. Man sieht, daß der Bildungsintention nach, so gut ein Brustgrat als ein Rückgrat stattfindet. Aber das Brustgrat, bei den Tieren das untere, ist, gegen das Rückgrat betrachtet, kurz und schwach. Seine Wirbelknochen sind länglich, schmal oder breit gedrückt, und wenn das Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbarn hat, so stehen am Brustgrat nur Knorpel gegenüber. Das Brustgrat scheint also den sämtlichen oberen Eingeweiden einen Teil seiner Festigkeit, den unteren hingegen seine völlige Existenz aufzuopfern; sowie selbst das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln stehen könnten, der vollkommeneren Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Teile aufopfert." Auch auf die Bedeutung des Organisationsgesetzes für das Weib hat er hingewiesen. „Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Existenz ist die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit (wirksam oder latent, sagen wir) die höchsten Kräfte, in Anziehung, Ausdehnung, Zusammenziehung usw. Nun scheint die Bildungskraft auf diesen Teil, durch alle vollkommeneren Tiere, soviel verwenden zu müssen, daß sie genötigt ist, bei anderen Teilen der Gestalt kärglich zu verfahren; daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: auf die Ovarien war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr stattfinden konnte."

Hätte Goethe sich entschließen können, das Weibchen als das normale Geschöpf

anzusehen, so hätte er hier von freiem männlichem Überschuß sprechen müssen. Jedenfalls liegt dieser Begriff seinen Anschauungen sehr nahe. Auch Darwin nähert sich empirisch der Vorstellung einer für beide Geschlechter gleichen Lebenssumme. Er schreibt gelegentlich: „Im ganzen ist bei beiden Geschlechtern der Aufwand von Stoff und Kraft wahrscheinlich fast gleich, obgleich er in sehr verschiedenen Weisen und in verschiedenen Maßen wirkt". Aber im allgemeinen war die geistige Atmosphäre des neunzehnten Jahrhunderts der Idee einer beschränkten biologischen Konstanten nicht günstig. Einmal dachte man in diesem Jahrhundert nicht gern an das, was beharrlich ist, sprach lieber von unbegrenzten Entwickelungsmöglichkeiten und berauschte sich an der Unerschöpflichkeit der Natur. Und dann war die materialistische Anschauungsweise der Annahme einer besonderen organischen Kraft hinderlich; man glaubte, sie könne durch chemische Umwandlung zustande kommen und hielt beispielsweise die Ernährung für eine Steigerung der organischen Kraft, während sie in Wirklichkeit Kraftverbrauch ist, eine Abnutzung des Lebensvermögens. Erst die neuere Biologie sieht die einem Keim mitgegebene Potenz als konstant und von außen nicht vermehrbar an; sie spricht auch nicht von Entwicklung, sondern von Zerlegung des organischen Vermögens, das in seiner Urintensität „Fähigkeit der Selbsterhaltung ist, welche sich in einzelne Erhaltungsfaktoren auflösen läßt". Mit dieser Anschauung ließe sich der Begriff des Überschusses als eines ungebundenen Lebensfaktors sehr gut vereinigen. Und wenn die Biologie erst eine Biometrie geworden ist, wird man den Überschuß auch zahlenmäßig ausdrücken können.

Unentbehrlich aber ist die Annahme eines freien Überschusses gerade für die Entwicklungslehre. Bei dem entschiedenen Beharrungsvermögen jedes Organismus und der Spezifität jedes Organs in Form, Tätigkeit und Kraftbindung kommt man um die Annahme einer Ursache aller Umbildungen, einer Kraft, die die konservative Tendenz überwindet, nicht herum. Es muß eine freie Kraft, ein störender Überschuß im Organismus sein, der ohne festes Organ sucht, wo er sich binden kann, auf Umbildung drängt, jeden Anlaß dazu, wenn er von außen kommt, begierig aufgreift, jede von der Umwelt gebotene Möglichkeit auffaßt und so eigentlich den Rapport mit der Außenwelt intensiver, intelligenter macht. Dieses Anpassungsvermögen und Anpassungsbedürfnis des freien Überschusses kann die Ursache der Entwicklung sein. In der Deszendenzlehre fehlt eine solche Ursache, eine treibende Kraft. Häckel behauptet zwar, daß „Darwin in dem Selektionsprinzip jene direkte Ursache der Transformation entdeckte, welche Lamarck noch gefehlt hatte". Aber das ist nicht richtig. Die Selektion als wählende Erhaltung kann schon deshalb nicht Ursache der Transformation sein, weil sie erst auf Transformation folgt, weil sie schon Transformation voraussetzt. (Darwin selbst war kein solcher Darwinist; er hat nur behauptet, daß die natürliche Selektion Umbildungen summiere, wobei die Umwelt die Richtung angab,

nach welcher die Summierung erfolgte. Nicht die Entstehung, sondern die Fixierung von Arten konnte er so erklären; er war auch nicht der Meinung, daß man eine große Veränderung nur in eine Summe kleiner Veränderungen aufzulösen brauche, um der Notwendigkeit überhoben zu sein, nach einer Ursache zu suchen). Immer nur eine freie Kraft, ein Trieb kann vorausgesetzt werden, wo eine Umbildung erfolgt. Das Analoge lehrt die Physik, das Analoge lehrt die psychologische Erfahrung: jede Umbildung entsteht durch die Not einer Kraft durch ein Pathos.

Das Maskulinum ist also der eigentliche Herd der Entwicklung; denn es allein verfügt über einen freien Überschuß. Das Weibchen konnte nicht alle Umbildungen aufnehmen. In der Kargheit und der von sich in Anspruch genommenen Natur des Femininum, in seiner Widerwilligkeit gegen Neuerungen liegt die eigentliche geschlechtliche Zuchtwahl; in ihr liegt die Feindschaft gegen den Überschuß, gegen die Schlange. Daß die sekundären männlichen Geschlechtscharaktere Folgen des Überschusses sind, ist leicht zuzugeben; aber eine wirkliche Grenze zwischen diesen und anderen Charakteren besteht nicht. Fast alle Komplizierungen müssen zuerst als sekundäre männliche Charaktere aufgetreten sein. „Im ganzen Tierreich, wo die Geschlechter in ihrer äußeren Erscheinung von einander abweichen, ist es mit wenigen Ausnahmen das Männchen, das mehr modifiziert worden ist. Denn gewöhnlich behält das Weibchen eine größere Ähnlichkeit mit den Jungen ihrer eigenen Art und den anderen erwachsenen Mitgliedern derselben Gruppe. Die Ursache dessen scheint darin zu liegen, daß die Männchen stärkere Leidenschaften besitzen als die Weibchen." (Darwin.) Durch stärkere Glieder, schärfere Sinne, glänzendere Farbe und Stimme, durch stärkere Erfindungsgabe der Intelligenz ist das Männchen ausgezeichnet. Die Natur des Maskulinum ist voll Luxus, voll Schönheit, voll Überfluß, voll feurigen Strebens. Der göttliche Funke der Schöpfung ist in ihm eingeschlossen. Es gibt kein Buch, das für die Frau so deprimierend zu lesen wäre wie das Buch der Natur.

In ihm sehen wir, wie unendlich weit die Wurzeln der geschlechtlichen Gegnerschaft zurückreichen, und daß wir heute bewußt eine Feindschaft erleben, die die Natur zwischen Mann und Weib vor undenklichen Zeiten gesetzt hat. Kann man einen stärkeren Gegensatz erdenken als den zwischen einem Organismus, der sich im Gleichgewicht befindet und einem Organismus, der eine Kraft in sich schließt, die darauf angewiesen ist, im eigenen Körper Umbildungen vorzunehmen, ihn zu entwickeln! Nicht in der Verschiedenheit der Organe liegt die Feindschaft (dann könnte man freilich von der Ergänzung der Geschlechter sprechen), sondern in der Verschiedenheit der ganzen Charaktertendenz, die jede Fiber, jede Bewegung, jeden Gedanken beeinflußt. Und dieser Widerspruch muß größer werden. Denn der Mann ist zu immer neuen Enormitäten befähigt. Er ist der nach außen drängende Charakter, der suchende und stets bereite. Der Glaube an

unbegrenzte Möglichkeiten, der den Frauen im Grunde so leicht lächerlich erscheint, ist seine innerste persönliche Erfahrung, ein Bedürfnis, nicht etwas, das er draußen gelernt hätte. Dies ist auch der Punkt, an dem die Geschlechter sich entfremden, wo Haß und Verachtung entspringt. Als das Tier von der Erde in die Lüfte strebte, als der Hirsch stolz sein Geweih emportrieb, als der Mensch seine Augen zu den Bergen hob und seine Sehnsucht in die Wolken trug: immer stand das genus femininum gleichgültig dabei, abwartend, mäßig interessiert an solchen Experimenten, an den Freuden und Schmerzen solcher Experimente. Was soll das? Ist die Welt nicht in Harmonie? Warum sie stören? Mit Widerstreben nahm sie Neues an, nur zögernd, tastend folgte sie, ganz in sich hineingezogen. So ist es noch heute. Der Mann ist noch immer von überflüssigen Kräften bedrängt, noch immer bereit, noch immer strebend, noch immer ungewiß. Und fragt man heute:

„Was sucht Ihr? Sagt! Und was erwartet Ihr?", so antwortet er:

„Ich weiß es nicht; ich will das Unbekannte!
Was mir bekannt, ist ungemein; ich will
Darüber noch! Mir fehlt das letzte Wort."

Darüber noch! Er sucht bis zum Tode, hofft sterbend noch zu finden. So wird er ewig suchen.

Es ist besonders empfindlich, daß wir ihm in allem Aktuellen unterlegen sind. Heute setzt er den Überschuß nicht wie einst in der Tierzeit in neue Muskeln, in Blutkörper, in höhere Temperatur um, sondern in neue Nerven und geistige Leistungsfähigkeit. Jetzt bleiben wir darin zurück. Die Frau in der Kargheit ihrer Natur wird ihm niemals in der schöpferischen Leistung den ersten Rang streitig machen können. Wir können uns in einem qualvollen Ringen sein Wissen aneignen, vielleicht auch, wenn wir opfern, die Methode seines Schaffens zu eigen machen und sicherlich den Tonfall dessen treffen, den wir lieben, aber die Leistung bleibt sekundär im besten Falle, meist aber noch viel geringer. Wir schreiben leidliche Romane, nachdem der Mann unsterbliche Meisterwerke geschaffen hat. Wir kommen ihm nie gleich. Wir holen ihn nie ein.

Das ist am schwersten zu verschmerzen. Seine Überlegenheit zeigt sich zwar in allen physiologischen Äußerungen, aber nur hier ist sie drückend: wenn der Überschuß modern wird, wenn er Geist wird. Hier aber wird sie auch am meisten verkannt; hier täuschen wir uns am leichtesten und liebsten. Gerade im Geistigen hofft man ja den Ausgleich der Geschlechter vollziehen zu können. Hier muß man deshalb genau sehen, um nicht in trügerische Hoffnungen zu verfallen.

Des Mannes psychische Situation muß von der unsern ganz verschieden sein. Wenn sein freier Überschuß an organischer Kraft, ganz Spannung, ganz Wille, ohne Bindung an ein in sich zentriertes Organ, und in seiner Freiheit und Ab=

solutheit allen Wesen verwandt, sich in das Vorstellungsvermögen zieht, so muß dort freilich etwas wie ein Allgefühl entstehen, der wunderbare künstlerische Zustand, aus dem er die Dinge und Vorgänge schildert, nicht als hätte er dabeigestanden, sondern als wäre er in ihrem tiefstem Innern gewesen, der Zustand, in dem er fähig ist, mit jeder Substanz zu sympathisieren, tote Dinge zum Sprechen zu bringen, die Steine ihre Gesetze aussprechen zu lassen und selbst Dinge, die nie gewesen sind und nie sein werden, so zu erschaffen, daß sie möglich erscheinen, daß sie Leben atmen. Weshalb das leugnen, wenn wir vor jedem Kunstwerk des Mannes widerrufen müssen, vor jedem Torso eines Kunstwerks, wenn wir in allen Schöpfungen des Mannes sein Allgefühl sehen, auch in den Abstraktionsleistungen des Gelehrten. Und wie von dem unsern verschieden muß der Bewußtseinszustand des Mannes sein! Alle seine Begriffe müssen einen andern Inhalt haben, als wir nach unserer Erfahrung ihnen geben. Wie anders muß ihm der Wille erscheinen, wie zwiespältig, wie eigenartig aus Freiheit und Notwendigkeit gemischt! Das Problem von der „Willensfreiheit", auf das wir nie gekommen wären, weil in jeder ungestörten Natur Wollen und Müssen dasselbe sein muß, hat es im Überschuß seinen Grund? Wie seltsam muß die Seele des Mannes sein, wenn aus ihr der bedenkliche, allen sonstigen Tatsachen widersprechende Satz entspringt: „Was der Mensch will, was jeder kleinste Teil eines lebenden Organismus will, das ist ein Plus von Macht!" Spricht hier nicht deutlich eine ungebundene, überschüssige freie Kraft, beinahe etwas Absolutes, eine Kraft vor der Schöpfung, etwas Vorweltliches, unheimlich heute am hellen Tage erscheinend? Und wie gut läßt sich der Willenspessimismus verstehen, der ihn befällt, wenn der Überschuß nicht findet, woran er sich binden kann. Der Überschuß in ihm will dienen. Er braucht einen Herrn, an den er sich hängt: ein Organ, eine Sache oder auch eine Person. Er sucht darin seinen Imperativ, seine Notwendigkeiten, seinen festen Wohnsitz, Heimat, Ruhe, Recht. Er häuft dann auf seinen Herrn alle Verehrung, er erfindet die leidenschaftliche Dialektik, um seine Größe zu beweisen. Und wenn er auch manchmal den Herrn lästert (der Mann ist ja nicht nur Überschuß), an seiner Sache zweifelt, sie skeptisch verwirft, so sind das doch folgenlose Episoden: er gehorcht weiter, weil er gehorchen muß, als Ritter des Königs, der Dame, als Ritter Gottes oder des Allgemeinwohls, oder als willenloser Diener seines Talents oder spezieller Fähigkeiten. Er hält fest daran mit Fanatismus. Hier hat das Irrationelle des Begriffes „Ehre" in allen seinen Formen und des Idealismus seine Wurzeln. Wollen, Fühlen und Denken des Mannes ist anders als das unsere. Was für einen Erfolg kann es da haben, ihn nachzuahmen?

Es wäre aus der Überschußtheorie ja auch für das Weib eine Möglichkeit abzuleiten, in diese Welt einzudringen, auch einen frei verwendbaren Überschuß auszusparen. Aber es ist zu bedenken, daß der Mann (um es mit Übertreibung

zu sagen) normalerweise hysterisch ist, daß er an einer Hysterie leidet, die nicht pathologisch, sondern Gesundheit, Übergesundheit ist. Exstirpationen wären freilich am Ende nicht nötig, um zu einer überschüssigen Kraft zu gelangen. Es genügte vielleicht ein Training, das der Tilgung gleichkäme: Verkümmerung. Man brauchte nur in der Entwicklungszeit des jungen Mädchens die Bildungskraft dem Hauptorgan zu entziehen, durch raffinierte Methoden (Pädagogik nennt man sie) alle erreichbare Kraft ins Gehirn zu ziehen, das junge Mädchen zur Konzentration zu zwingen, sein animalisches Gleichgewicht zu stören, um ihm auch zu einem Überschuß zu verhelfen und es konkurrenzfähig zu machen. Vielleicht ist das möglich. Die Pädagogik macht ja Fortschritte. Die Natur erlaubt viel, nur fordert sie immer den vollen Preis für das Gewährte. Wieviel auf diese Weise zu erreichen ist, ist immerhin ungewiß; welche Funktion des Weibes aber die Kosten des Erreichten trägt, steht schon fest; und diese Kosten sind zu hoch. Deshalb kann dieser Weg (man geht ihn ja) nicht dauernd und allgemein eingehalten werden. Unsere Enkel werden nicht wissen, ob sie lachen oder weinen sollen über unsere Anstalten und hoffnungsvollen Bemühungen, die Natur zu prellen. Aber sie werden wissen, daß sie von dieser Methode abkommen müssen.

Bleibt uns nichts? Der Überschuß ist zunächst für den Mann immer nur eine Möglichkeit. Wird er nicht zum Guten verwendet, so muß er Entstellungen und Häßlichkeiten des Charakters verursachen; und wird er überhaupt nicht verwendet, so leidet der Mann noch mehr an der Ungebundenheit dieser Kräfte, die nun schwelen, mißmutig vagieren, sich flackernd hin und herwerfen. Dient er dem Mann nicht zum Talent oder zur Ritterlichkeit, macht er ihn nicht produktiv oder ehrfürchtig, so muß er ihn verheeren. Der Mann kommt dann nicht mit sich ins Reine, sucht Rausch und Betäubung, und da er wirken muß, fällt er zerstörend über Menschen und Dinge her und schließlich über sich selbst. Aus dem Überschuß entspringt nicht nur seine Überlegenheit, sondern auch seine Gefahr. Die Wertunterschiede zwischen Mann und Mann sind daher erschreckend groß. Er kann ein Könner sein, uns unerreichbar oder ein unruhig Wollender, ein Schöpfer oder ein Zerstörer, ein Künstler oder ein Säufer. Eins von beiden muß er sein, und das erste ist selten. Ja, es ist denkbar, daß der Schaden des Überschusses seinen Nutzen ganz unverhältnismäßig überwiegt. Das muß sogar eintreten, wenn die Möglichkeiten, ihn auf harmlose, würdige oder nützliche Weise zur Wirkung zu bringen, abnehmen. Und es scheint so, als ob mit fortschreitender Zivilisation die Möglichkeiten für des Mannes Temperament geringer werden. Die Welt wird enger; sie wird ihm zu eng. Und wenn er schon vorher zu nichts schlechter befähigt war, als sich zurechtzufinden, eine Übersicht zu gewinnen und Ordnung zu halten, so muß er in diesem unbefriedigten Zustande geradezu ein zersetzendes Element werden, daß diese Welt der

Unruhe, der Überraschungen und widersprechendsten Bestrebungen vollends in ein Chaos zu verwandeln droht. Wenn er nicht ein Gegengewicht findet.

Hier liegen unsere Möglichkeiten. Hier kann der Frau dieselbe Aufgabe zufallen, die die Natur seit undenklichen Zeiten dem Femininum zuwies: die Auslese und die Lenkung der organischen Entwickelung. Dem Pathos des Überschusses steht in ihr ein organischer Instinkt gegenüber. Dieser Instinkt, ein Gefühl für das Lebensnotwendige und Lebensfähige, ist recht eigentlich ein Gegenspieler jeder überschüssigen Kraft: ein zartes Gespinst unterirdischer Gedanken, ein Beratschlagen, sicher und vollständig, ein Konsilium, das die Gründe nicht nur hört, sondern ihnen ihr Gewicht gibt, das die Ubiquität voraus hat vor der Einseitigkeit des Geistes; er ist ein Vertreter des ganzen Organismus, warnend und beschränkend, leise eigensinnig, ein Gewissen des Leibes. Alle Äußerungen des Weibes sind Analogien zu diesem Instinkt, sind unbetont und flächenhaft. Auch ihr Intellekt ist von dieser Art, wenn er unverbildet ist. Er verwebt und ist vor allem darauf bedacht, nichts zu übersehen; er strebt in seiner Ausbildung unbewußt oder bewußt danach, eine richtige Vorstellung vom Gewicht der Dinge zu gewinnen, von ihrem Gewicht nach den verschiedensten Seiten hin, von den Beziehungskräften; und die Grenze für „Imponderabilien" fängt im allgemeinen für uns wohl etwas später an. Des Mannes intellektueller Genuß besteht darin, das Gleichgewicht zu stören. Unser intellektueller Genuß ist, die Dinge zu balanzieren. Das tun wir im Hause, in der Gesellschaft, das taten wir in der Politik, der einzigen öffentlichen Region, in der sich die Frau dem Manne gewachsen gezeigt hat. Es gibt also ein Gebiet, in dem unsere Unterlegenheit zum Vorteil werden kann. Das müssen wir erreichen. Auf Gleichstellung können wir nie rechnen. Da wir ungleichartig sind, können wir uns nur unterordnen oder überordnen. Wer das erste nicht will, muß das zweite können. Nicht als ob einzelne herrschen könnten: sondern nur der Geist unseres Geschlechts, das vom Überschuß frei ist und ihn doch am Manne liebt. Nicht, als ob unsere Herrschaft Tyrannei sein könnte: sondern nur ein Verteilen der Kräfte, ein maßgebendes, fast unsichtbares, gesundes Organisieren, eine Selektion.

Die Theorie vom freien Überschuß ist also zweischneidig; aber sie schneidet doch wenigstens. Sie ist keine Walze, die alles platt fegt, sie ist ein Instrument, mit dem man trennen kann, was falsch zusammengewachsen ist, sie ist auch eine Waffe gegen Feinde und falsche Freunde. Es ist für die Frau nicht ganz ununwichtig, ob man bei Gleichheitshoffnungen beharrt. Eine falsche Theorie kann ungeheuern Schaden anrichten. Und die Theorie, die Entwickelung zu irgendwelcher Gleichheit für möglich hält, ist falsch. In Nichts können wir gleich werden, nicht einmal ein gemeinsamer Schein von Bildung kann uns einen; denn noch unsere Mißverständnisse müssen verschieden sein. Der Weg zur Herrschaft ist weit, sehr weit und führt durch ein von männlichem Werten und männ=

lichem Selbstbewußtsein magnetisiertes Feld. Wie wollen wir da verhindern, daß wir in Nachahmung verfallen und unsern Weg verlieren, wenn wir nicht die Polarität wahren, wenn wir uns gerade unserer Eigenheit zu entledigen suchen. Wir können nicht vom Manne lernen, wenn wir keine Unterschiede anerkennen, die uns erst eine Methode aufzustellen erlauben, nach der wir von ihm lernen können. Der Jüngling lernt vom Manne, ohne im üblen Sinne gelehrig zu sein. Er kann das, weil des Meisters Denkweise seine Denkweise sein kann: er ist verwandt mit ihm. Was kann aber die Frau ohne das Bewußtsein der trennenden Kluft anders erreichen, als ihn gelehrig mißzuverstehen? Wie können wir zu geistiger Selbständigkeit kommen, ohne uns mindestens alle seine Begriffe ins weibliche, in unsere gemäßigte Atmosphäre zu übersetzen? Hat die geistige Selbständigkeit etwa zugenommen unter der Herrschaft des Gleichberechtigungsdogmas, haben wir unter ihm Triumphe der Qualität gefeiert, Leistungen erreicht, die noch dem niedrigsten Weibe zugute kämen, wie die Taten großer Männer noch auf den elendesten Mann einen schwachen Abglanz werfen, und mit Recht werfen, weil sie Leistungen des Geschlechtscharakters waren? Was an Dauerndem entstanden ist, ist trotz der Gleichheitsbestrebungen entstanden. Muß nicht die Herrschaft dieses falschen Dogmas dazu führen, jede mittelmäßige Nachahmung schon als eine Tat, jeden falschen Erfolg als einen echten anzusehen, gerade die feinen und entscheidenden Wertunterschiede zu verwischen und schließlich den Mann noch als hohlen Phraseur zu verspotten, wenn er von seinem Besten spricht, nur weil wir nicht zugeben können, daß in ihm anderes und mehr steckt als in uns selbst? Das Gleichheitsdogma verhindert auch Verständigung. Wenn man zwei Wesen, die in tiefer, natürlicher Feindschaft zueinander stehen, auf eine krude Weise einander anzunähern versucht, so entsteht nicht Freundschaft, nicht Kameradschaft, nicht Liebe, sondern Haß. Es kann garnicht anders sein. Darüber darf man sich nicht täuschen: der Geschlechterhaß wächst durch das Streben nach Gleichheit.

Über die Zukunft der Frau wird jetzt auf lange Zeit entschieden. Mit dem Bemühen, es dem Manne gleichzutun, verurteilen wir uns zur zweiten Rolle und können dem Wohl der Menschheit mehr schaden als nützen. Damit ist nichts zu gewinnen, wohl aber eine günstige Möglichkeit zu verscherzen. Feindschaft wird ewig bestehen. Nur ob sie Liebe oder Haß sein wird, das liegt ein wenig in unserer Hand.

# Aus den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge/ Fragment von Rainer Maria Rilke

Zwölf Jahre oder höchstens dreizehn muß ich damals gewesen sein. Mein Vater hatte mich nach Urnekloster mitgenommen. Ich weiß nicht, was ihn veranlaßte, seinen Schwiegervater aufzusuchen. Die beiden Männer hatten sich jahrelang, seit dem Tode meiner Mutter, nicht gesehen, und mein Vater selbst war noch nie in dem alten Schlosse gewesen, in welches der Graf Brahe sich erst spät zurückgezogen hatte. Ich habe das merkwürdige Haus später nie wiedergesehen, das, als mein Großvater starb, in fremde Hände kam. So wie ich es in meiner kindlich gearbeiteten Erinnerung wiederfinde, ist es kein Gebäude; es ist ganz aufgeteilt in mir; da ein Raum, dort ein Raum und hier ein Stück Gang, das diese beiden Räume nicht verbindet, sondern für sich, als Fragment, aufbewahrt ist. In dieser Weise ist alles in mir verstreut, — die Zimmer, die Treppen, die mit so großer Umständlichkeit sich niederließen, und andere enge rundgebaute Stiegen, in deren Dunkel man ging wie das Blut in den Adern; die Turmzimmer, die hoch aufgehängten Balkone, die unerwarteten Altane, auf die man von einer kleinen Tür hinausgedrängt wurde: — alles das ist noch in mir und wird nie aufhören in mir zu sein. Es ist, als wäre das Bild dieses Hauses aus unendlicher Höhe in mich hineingestürzt und auf meinem Grunde zerschlagen.

Ganz erhalten ist in meinem Herzen, so scheint es mir, nur jener Saal, in dem wir uns zum Mittagessen zu versammeln pflegten, jeden Abend um sieben Uhr. Ich habe diesen Raum niemals bei Tage gesehen, ich erinnere mich nicht einmal, ob er Fenster hatte und wohin sie aussahen; jedesmal so oft die Familie eintrat, brannten die Kerzen in den schweren Armleuchtern, und man vergaß in einigen Minuten die Tageszeit und alles was man draußen gesehen hatte. Dieser hohe, wie ich vermute, gewölbte Raum war stärker als alles; er saugte mit seiner dunkelnden Höhe, mit seinen niemals ganz aufgeklärten Ecken alle Bilder aus einem heraus, ohne einem einen bestimmten Ersatz dafür zu geben. Man saß da wie aufgelöst; völlig ohne Willen, ohne Besinnung, ohne Lust, ohne Abwehr. Man war wie eine leere Stelle. Ich erinnere mich, daß dieser vernichtende Zustand mir zuerst fast Übelkeit verursachte, eine Art Seekrankheit, die ich nur dadurch überwand, daß ich mein Bein ausstreckte, bis ich mit dem Fuß das Knie meines Vaters berührte, der mir gegenüber saß. Erst später fiel es mir auf, daß er dieses merkwürdige Benehmen zu begreifen oder doch zu dulden schien, obwohl zwischen uns ein fast kühles Verhältnis bestand, aus dem ein solches Gebaren nicht erklärbar war. Es war indessen jene leise Berührung, welche mir die Kraft gab, die langen Mahlzeiten auszuhalten. Und nach einigen Wochen krampfhaften Ertragens hatte ich, mit der fast unbegrenzten Anpassung

des Kindes, mich so sehr an das Unheimliche jener Zusammenkünfte gewöhnt, daß es mich keine Anstrengung mehr kostete, zwei Stunden bei Tische zu sitzen; jetzt vergingen sie sogar verhältnismäßig schnell, weil ich mich damit beschäftigte, die Anwesenden zu beobachten.

Mein Großvater nannte es die Familie, und ich hörte auch die andern diese Bezeichnung gebrauchen, die ganz willkürlich war. Denn obwohl diese vier Menschen miteinander in entfernten verwandtschaftlichen Beziehungen standen, so gehörten sie doch in keiner Weise zusammen. Der Oheim, welcher neben mir saß, war ein alter Mann, dessen hartes und verbranntes Gesicht einige schwarze Flecken zeigte, wie ich erfuhr, die Folgen einer explodierenden Pulverladung; mürrisch und malkontent wie er war, hatte er als Major seinen Abschied genommen und nun machte er in einem mir unbekannten Raum des Schlosses alchymistische Versuche, war auch, wie ich die Diener sagen hörte, mit einem Stockhause in Verbindung, von wo man ihm ein- oder zweimal jährlich Leichen zusandte, mit denen er sich Tage und Nächte einschloß und die er zerschnitt und auf eine geheimnisvolle Art zubereitete, so daß sie der Verwesung widerstanden. Ihm gegenüber war der Platz des Fräuleins Mathilde Brahe. Es war das eine Person von unbestimmtem Alter, eine entfernte Cousine meiner Mutter, von der nichts bekannt war, als daß sie eine sehr rege Korrespondenz mit einem österreichischen Spiritisten unterhielt, der sich Baron Nolde nannte und dem sie vollkommen ergeben war, so daß sie nicht das Geringste unternahm, ohne vorher seine Zustimmung oder vielmehr etwas wie seinen Segen einzuholen. Sie war zu jener Zeit außerordentlich stark, von einer weichen, trägen Fülle, die gleichsam achtlos in ihre losen, hellen Kleider hineingegossen war; ihre Bewegungen waren müde und unbestimmt und ihre Augen flossen beständig über. Und trotzdem war etwas in ihr, das mich an meine zarte und schlanke Mutter erinnerte. Ich fand, je länger ich sie betrachtete, alle die feinen und leisen Züge in ihrem Gesichte, an die ich mich seit meiner Mutter Tode nie mehr recht hatte erinnern können; nun erst, seit ich Mathilde Brahe täglich sah, wußte ich wieder wie die Verstorbene ausgesehen hatte; ja ich wußte es vielleicht zum erstenmal. Nun erst setzte sich aus hundert und hundert Einzelheiten ein Bild der Toten in mir zusammen, jenes Bild, das mich überall begleitet. Später ist es mir klar geworden, daß in dem Gesichte des Fräuleins Brahe wirklich alle Einzelheiten vorhanden waren, die die Züge meiner Mutter bestimmten, — sie waren nur, als ob ein fremdes Gesicht sich dazwischengeschoben hätte, auseinandergedrängt, verbogen und nicht mehr in Verbindung miteinander.

Neben dieser Dame saß der kleine Sohn einer Cousine, ein Knabe, etwa gleichaltrig mit mir, aber kleiner und schwächlicher. Aus einer gefältelten Krause stieg sein dünner, blasser Hals und verschwand unter einem langen Kinn. Seine Lippen waren schmal und fest geschlossen, seine Nasenflügel zitterten leise und

von seinen schönen dunkelbraunen Augen war nur das eine beweglich. Es blickte manchmal ruhig und traurig zu mir herüber, während das andere, immer in dieselbe Ecke gerichtet blieb, als wäre es verkauft und käme nicht mehr in Betracht.

Am oberen Ende der Tafel stand der ungeheure Lehnsessel meines Großvaters, den ein Diener, der nichts anderes zu tun hatte, ihm unterschob und in dem der Greis nur einen geringen Raum einnahm. Es gab Leute, die diesen schwerhörigen und herrischen alten Herrn Exzellenz und Hofmarschall nannten, andere gaben ihm den Titel General. Und er besaß gewiß auch alle diese Würden; aber es war so lange her seit er Ämter bekleidet hatte, daß diese Benennungen kaum mehr verständlich waren. Mir schien es überhaupt als ob an seiner in gewissen Momenten so scharfen und doch immer wieder aufgelösten Persönlichkeit kein bestimmter Name haften könne. Ich konnte mich nie entschließen, ihn Großvater zu nennen, obwohl er bisweilen freundlich zu mir war, ja mich sogar zu sich rief, wobei er meinem Namen eine scherzhafte Betonung zu geben versuchte. Übrigens zeigte die ganze Familie ein aus Ehrfurcht und Scheu gemischtes Benehmen dem Grafen gegenüber, nur der kleine Erik lebte in einer gewissen Vertraulichkeit mit dem greisen Hausherrn; sein bewegliches Auge hatte zuzeiten rasche Blicke des Einverständnisses mit ihm, die eben so rasch von dem Großvater erwidert wurden; auch konnte man sie zuweilen an den langen Nachmittagen am Ende der tiefen Galerie auftauchen sehen und beobachten, wie sie, Hand in Hand, die dunklen alten Bildnisse entlang gingen, ohne zu sprechen, offenbar auf eine andre Weise sich verständigend.

Ich befand mich fast den ganzen Tag im Parke und draußen in den Buchenwäldern oder auf der Heide; und es gab zum Glück Hunde auf Urnekloster, die mich begleiteten; es gab da und dort ein Pächterhaus oder einen Meierhof, wo ich Milch und Brot und Früchte bekommen konnte und ich glaube, daß ich meine Freiheit ziemlich sorglos genoß, ohne mich, wenigstens in den folgenden Wochen, von dem Gedanken an die abendlichen Zusammenkünfte ängstigen zu lassen. Ich sprach fast mit niemandem, denn es war meine Freude, einsam zu sein; nur mit den Hunden hatte ich kurze Gespräche dann und wann: mit ihnen verstand ich mich ausgezeichnet. Schweigsamkeit war übrigens eine Art Familieneigenschaft; ich kannte sie von meinem Vater her, und es wunderte mich nicht, daß während der Abendtafel fast nichts gesprochen wurde.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft allerdings benahm sich Mathilde Brahe äußerst gesprächig. Sie fragte den Vater nach früheren Bekannten in ausländischen Städten, sie erinnerte sich entlegener Eindrücke, sie rührte sich selbst bis zu Tränen, indem sie verstorbener Freundinnen und eines gewissen jungen Mannes gedachte, von dem sie andeutete, daß er sie geliebt habe, ohne daß sie seine inständige und hoffnungslose Neigung hätte erwidern mögen. Mein Vater hörte höflich zu, neigte dann und wann zustimmend sein Haupt und ant-

wortete nur das Nötigste. Der Graf, oben am Tisch, lächelte beständig mit herabgezogenen Lippen, sein Gesicht erschien größer als sonst, es war als trüge er eine Maske. Er ergriff übrigens selbst manchmal das Wort, wobei seine Stimme sich auf niemanden bezog, aber, obwohl sie sehr leise war, doch im ganzen Saale gehört werden konnte; sie hatte etwas von dem gleichmäßigen unbeteiligten Gang einer Uhr; die Stille um sie schien eine eigene leere Resonanz zu haben, für jede Silbe die gleiche.

Graf Brahe hielt es für eine besondere Artigkeit meinem Vater gegenüber, von dessen verstorbener Gemahlin, meiner Mutter, zu sprechen. Er nannte sie Gräfin Sibylle, und alle seine Sätze schlossen, als fragte er nach ihr. Ja es kam mir, ich weiß nicht weshalb, vor, als handle es sich um ein ganz junges Mädchen in Weiß, das jeden Augenblick bei uns eintreten könne. In demselben Tone hörte ich ihn auch von „unserer kleinen Anna Sophie" reden. Und als ich eines Tages nach diesem Fräulein fragte, das dem Großvater besonders lieb zu sein schien, erfuhr ich, daß er des Großkanzlers Conrad Reventlow Tochter meinte, weiland Friedrichs des Vierten Gemahlin zur linken Hand, die seit nahezu anderthalb hundert Jahren zu Roskilde ruhte. Die Zeitfolgen spielten durchaus keine Rolle für ihn, der Tod war ein kleiner Zwischenfall, den er vollkommen ignorierte, Personen, die er einmal in seine Erinnerung aufgenommen hatte, existierten, und daran konnte ihr Absterben nicht das Geringste ändern. Mehrere Jahre später nach dem Tode des alten Herrn, erzählte man sich, wie er auch das Zukünftige mit demselben Eigensinn als gegenwärtig empfand. Er soll einmal einer gewissen jungen Frau von ihren Söhnen gesprochen haben, von den Reisen eines dieser Söhne insbesondere, während die junge Dame, eben im dritten Monate ihrer ersten Schwangerschaft, fast besinnungslos vor Entsetzen und Furcht neben dem unablässig redenden Alten saß.

Aber es begann damit, daß ich lachte. Ja ich lachte laut und ich konnte mich nicht beruhigen. Eines Abends fehlte nämlich Mathilde Brahe. Der alte, fast ganz erblindete Bediente hielt, als er zu ihrem Platze kam, dennoch die Schüssel anbietend hin. Eine Weile verharrte er so; dann ging er befriedigt und würdig und als ob alles in Ordnung wäre, weiter. Ich hatte diese Szene beobachtet und sie kam mir, im Augenblick da ich sie sah, durchaus nicht komisch vor. Aber eine Weile später, als ich eben einen Bissen in den Mund steckte, stieg mir das Gelächter mit solcher Schnelligkeit in den Kopf, daß ich mich verschluckte und großen Lärm verursachte. Und trotzdem diese Situation mir selber lästig war, trotzdem ich mich auf alle mögliche Weise anstrengte, ernst zu sein, kam das Lachen stoßweise immer wieder und behielt völlig die Herrschaft über mich.

Mein Vater, gleichsam um mein Benehmen zu verdecken, fragte mit seiner breiten gedämpften Stimme: „Ist Mathilde krank?" Der Großvater lächelte in seiner Art und antwortete dann mit einem Satze, auf den ich, mit mir

selber beschäftigt, nicht acht gab und der etwa lautete: Nein, sie wünscht nur, Christinen nicht zu begegnen. Ich sah es also auch nicht als die Wirkung dieser Worte an, daß mein Nachbar, der braune Major, sich erhob und mit einer undeutlich gemurmelten Entschuldigung und einer Verbeugung gegen den Grafen hin, den Saal verließ. Es fiel mir nur auf, daß er sich hinter dem Rücken des Hausherrn in der Tür nochmals umdrehte und dem kleinen Erik und zu meinem größten Erstaunen plötzlich auch mir winkende und nickende Zeichen machte, als forderte er uns auf, ihm zu folgen. Ich war so überrascht, daß mein Lachen aufhörte mich zu bedrängen. Im übrigen schenkte ich dem Major weiter keine Aufmerksamkeit; er war mir unangenehm und ich bemerkte auch, daß der kleine Erik ihn nicht beachtete.

Die Mahlzeit schleppte sich weiter wie immer und man war gerade beim Nachtisch angelangt, als meine Blicke von einer Bewegung ergriffen und mitgenommen wurden, die im Hintergrund des Saales, im Halbdunkel vor sich ging. Dort war nach und nach eine, wie ich meinte, stets verschlossene Türe, von welcher man mir gesagt hatte, daß sie in das Zwischengeschoß führe, aufgegangen, und jetzt, während ich mit einem mir ganz neuen Gefühl von Neugier und Bestürzung hinsah, trat in das Dunkel der Türöffnung eine schlanke, hellgekleidete Dame und kam langsam auf uns zu. Ich weiß nicht, ob ich eine Bewegung machte oder einen Laut von mir gab, der Lärm eines umstürzenden Stuhles zwang mich, meine Blicke von der merkwürdigen Gestalt abzureißen, und ich sah meinen Vater, der aufgesprungen war und nun, totenbleich im Gesicht, mit herabhängenden geballten Händen, auf die Dame zuging. Sie bewegte sich indessen, von dieser Szene ganz unberührt, auf uns zu, Schritt für Schritt, und sie war schon nicht mehr weit von dem Platze des Grafen, als dieser sich mit einem Ruck erhob, meinen Vater beim Arme faßte, ihn an den Tisch zurückzog und festhielt, während die fremde Dame, langsam und teilnahmslos, durch den nun freigewordenen Raum vorüberging, Schritt für Schritt, durch unbeschreibliche Stille, in der nur irgendwo ein Glas zitternd klirrte, und in einer Tür der gegenüberliegenden Wand des Saales verschwand. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß es der kleine Erik war, der mit einer tiefen Verbeugung diese Türe hinter der Fremden schloß.

Ich war der einzige, der am Tische sitzen geblieben war; ich hatte mich so schwer gemacht in meinem Sessel, mir schien, ich könnte allein nie wieder auf. Eine Weile sah ich ohne zu sehen. Dann fiel mir mein Vater ein und ich gewahrte, daß der Alte ihn noch immer am Arme festhielt. Das Gesicht meines Vaters war jetzt zornig, voller Blut aber der Großvater, dessen Finger wie eine weiße Kralle meines Vaters Arm umklammerten, lächelte sein maskenhaftes Lächeln. Ich hörte dann wie er etwas sagte, Silbe für Silbe, ohne daß ich den Sinn seiner Worte verstehen konnte. Dennoch fielen sie mir tief ins Gehör,

denn vor etwa zwei Jahren fand ich sie eines Tages unten in meiner Erinnerung, und seither weiß ich sie. Er sagte: „Du bist heftig, Kammerherr, und unhöflich. Was läßt du die Leute nicht an ihre Beschäftigungen gehn?" „Wer ist das?" schrie mein Vater dazwischen. „Jemand der wohl das Recht hat, hier zu sein. Keine Fremde. Christine Brahe." — Da entstand wieder jene merkwürdig dünne Stille, und wieder fing das Glas an zu zittern. Dann aber riß sich mein Vater mit einer Bewegung los und stürzte aus dem Saale.

Ich hörte ihn die ganze Nacht in seinem Zimmer auf- und abgehen; denn auch ich konnte nicht schlafen. Aber plötzlich gegen Morgen erwachte ich doch aus irgend etwas Schlafähnlichem und sah mit einem Entsetzen, das mich bis ins Herz hinein lähmte, etwas Weißes, das an meinem Bette saß. Meine Verzweiflung gab mir schließlich die Kraft, den Kopf unter die Decke zu stecken, und dort begann ich aus Angst und Hilflosigkeit zu weinen. Plötzlich wurde es kühl und hell über meinen weinenden Augen; ich drückte sie, um nichts sehen zu müssen, über den Tränen zu. Aber die Stimme, die nun von ganz nahe auf mich einsprach, kam lau und süßlich an mein Gesicht und ich erkannte sie: es war Fräulein Mathildes Stimme. Ich beruhigte mich sofort und ließ mich trotzdem, auch als ich schon ganz ruhig war, immer noch weiter trösten; ich fühlte zwar, daß diese Güte zu weichlich sei, aber ich genoß sie dennoch und meinte sie irgendwie verdient zu haben. „Tante" sagte ich schließlich und versuchte in ihrem zerflossenen Gesicht die Züge meiner Mutter zusammenzufassen: „Tante, wer war die Dame?"

„Ach," antwortete das Fräulein Brahe mit einem Seufzer, der mir komisch vorkam, „eine Unglückliche, mein Kind, eine Unglückliche."

Am Morgen dieses Tages bemerkte ich in einem Zimmer einige Bediente, die mit Packen beschäftigt waren. Ich dachte, daß wir reisen würden, ich fand es ganz natürlich, daß wir nun reisten. Vielleicht war das auch meines Vaters Absicht. Ich habe nie erfahren, was ihn bewog, nach jenem Abend noch auf Urnekloster zu bleiben. Aber wir reisten nicht. Wir hielten uns noch acht Wochen oder neun in diesem Hause auf, wir ertrugen den Druck seiner Seltsamkeiten und wir sahen noch dreimal Christine Brahe.

Ich wußte damals nichts von ihrer Geschichte. Ich wußte nicht, daß sie vor langer, langer Zeit in ihrem zweiten Kindbett gestorben war, einen Knaben gebärend, der zu einem bangen und grausamen Schicksal heranwuchs, — ich wußte nicht, daß sie eine Gestorbene war. Aber mein Vater wußte es. Hatte er, der leidenschaftlich war und auf Konsequenz und Klarheit angelegt, sich zwingen wollen, in Fassung und ohne zu fragen dieses Abenteuer auszuhalten? Ich sah, ohne zu begreifen, wie er mit sich kämpfte, ich erlebte es, ohne zu verstehen, wie er sich endlich bezwang.

Das war, als wir Christine Brahe zum letztenmal sahen. Dieses Mal war

auch Fräulein Mathilde zu Tische erschienen; aber sie war anders als sonst. Wie in den ersten Tagen nach unserer Ankunft sprach sie unaufhörlich ohne bestimmten Zusammenhang und fortwährend sich verwirrend, und dabei war eine körperliche Unruhe in ihr, die sie nötigte, sich beständig etwas am Haar oder am Kleide zu richten, — bis sie unvermutet mit einem hohen klagenden Schrei aufsprang und verschwand.

In demselben Augenblick wandten sich meine Blicke unwillkürlich nach der gewissen Türe und wirklich: Christine Brahe trat ein. Mein Nachbar, der Major, machte eine heftige, kurze Bewegung, die sich in meinen Körper fortpflanzte, aber er hatte offenbar keine Kraft mehr, sich zu erheben. Sein braunes, altes, fleckiges Gesicht wendete sich von einem zum andern, sein Mund stand offen und die Zunge wand sich hinter den verdorbenen Zähnen; dann auf einmal war dieses Gesicht fort, und sein grauer Kopf lag auf dem Tische und seine Arme lagen wie in Stücken darüber und darunter, und irgendwo kam eine welke, fleckige Hand hervor und bebte.

Und nun ging Christine Brahe vorbei, Schritt für Schritt, langsam wie eine Kranke, durch unbeschreibliche Stille, in die nur ein einziger wimmernder Laut hineinklang wie eines alten Hundes. Aber da schob sich links von dem großen silbernen Schwan, der mit Narzissen gefüllt war, die große Maske des Alten hervor mit ihrem grauen Lächeln. Er hob sein Weinglas meinem Vater zu. Und nun sah ich, wie mein Vater, gerade als Christine Brahe hinter seinem Sessel vorüberkam, nach seinem Glase griff und es wie etwas sehr Schweres eine Handbreit über den Tisch hob.

Und noch in dieser Nacht reisten wir.

# Spruch in die Ehe/ von Hans Kyser

Habt ihr zur langen Pilgerschaft
Auch eines Pilgers zähe Kraft?

Ihr werdet eure Liebe lieben,
Um eurer Liebe euch betrüben.

Um eurer Trübnis euch verehren,
Mit eurer Ehrfurcht euch beschweren.

Euch dumpf um eurer Schwere hassen,
Um eures Hasses euch verlassen:

Verlassen in den Ketten stöhnen,
Um eurer Ketten euch versöhnen.

Euch nackend sehn mit euren Lügen,
Um eurer Lügen euch betrügen,

Um eures Trugspiels euch verachten,
So elend immer im Innersten schmachten

Zurück in die Freiheit, zurück in das Leben:
Und eure Sünden euch doch nimmer vergeben.

## Die Revolution der Hauswirtschaft / von Alice Salomon

Alle Wissenschaft und Technik hat nicht verhindert, daß die Familie noch heut wie vor tausend Jahren eine Wirtschaftsgemeinschaft ist. Das Haus scheint für die Ewigkeit zum Träger des Wirtschaftslebens bestimmt zu sein. In tausenden von Wohnungen steht heut wie ehedem Tag für Tag eine Frau am Herd. Tausend Herdfeuer müssen brennen, und auf jedem Feuer wird eine aus Fleisch und Gemüse bestehende Mahlzeit hergerichtet. Tausend Frauen bemühen sich täglich von neuem, das individuelle Kotelette nach dem Geschmack ihres Gatten zuzubereiten, und immer wieder auf dem Weg „über den Magen" um seine Liebe zu werben.

Diese Kräftevergeudung in einer Zeit, die jeder Kraft die beste Verwendung, vollste Ausnutzung zu sichern sucht!

Die moderne Kultur — soweit sie materieller Art ist — beruht auf der zunehmenden Spezialisierung aller Arbeit, auf fortschreitender Beruftsteilung. Jeder stellt nur Teile — kein Ganzes her. Und er wirkt mit unzähligen anderen Teilarbeitern zusammen, damit das Ganze durch die gemeinsame Arbeit besser und billiger werde. So ist es in der Fabrik, in der modernen Unternehmung schlechthin; überall in der Welt der materiellen Güterzeugung. Bei der Produktion geistiger Werke nicht viel anders! Differenzierung und Integrierung als Gesetz der Soziologie. Man kann auch sagen: Mechanisierung und Sozialisierung als Gesetz des Wirtschaftslebens.

Auch die Hauswirtschaft ist mechanisiert und sozialisiert worden — trotzdem in tausend Küchen tausend Herdfeuer brennen. Die moderne Unternehmung liegt im Kampf mit ihr. Täglich entreißt sie ihr Funktionen; eine nach der andern. Manche schnell und schmerzlos; andere nach heißem, erbittertem Ringen und Kämpfen gegen Tradition und Vorurteil.

Die deutsche Hausfrau fürchtet, entthront zu werden. Es gibt anerkannte und bestrittene Verlustkonten in ihrem Aufgabengebiet. Banal wäre es, die anerkannten Veränderungen aufzuzählen. Jedes Kind hört in der Schule davon. Der Stolz des industriellen Zeitalters, der Glanz eines nie dagewesenen wirtschaftlichen Aufschwungs erleichtert den tränenlosen Verzicht auf die Füllung des Leinenschranks mit Produkten eigenen Hausfleißes, die heroische Aufgabe des Schlachtfestes und der selbstgemachten Wurst. (Auch ist die beim Metzger gekaufte Wurst oft sehr schmackhaft!) Man fühlt, daß der Gewinn sicherlich den

Verlust ausgeglichen hat; zumal jene Revolution die Gemütswerte der Mütter und Großmütter, nicht die der jetzigen Generation traf.

Die Revolution, die unser eigenes Wirtschaftsleben ergreift, wird schon weniger allgemein gebilligt. Veränderungen der täglichen Lebensgewohnheiten machen sentimental. Wir empfinden es als lästig, täglich und stündlich andere Arbeiter in unserm Hause zu haben. Heute zum Fensterputzen, morgen um Zylinder zu reinigen; um Uhren aufzuziehen, Stiefel zu putzen, Kohlen zu tragen, Teppiche zu klopfen, das Essen für Gesellschaften herzurichten, den Fußboden zu bohnen usw. Man fühlt sich in seinem eigenen Zimmer nicht mehr vor solchen Überfällen sicher. Zu den unmöglichsten Zeiten — immer gerade, wenn man es am wenigsten erwartet, wenn es am wenigsten paßt, und ganz anders als verabredet — erscheinen diese spezialisierten dienstbaren Geister auf der Bildfläche, verdrängen sie uns von unserem Schreibtisch, jagen sie uns von der Arbeit fort, zum Hause hinaus. Ob die technische und wirtschaftliche Revolution den deutschen Professor, in dessen Haus achtungsvolle Stille herrscht, dessen Geist nicht durch die Bekanntschaft mit den Vorgängen des erdgebundenen Wirtschaftslebens beschwert werden darf, überwinden wird?

Die Gefühle, die einer modernen Art der Bedürfnisbefriedigung im Wege stehen, haben aber auch einen höchst realen, nüchternen, praktischen Hintergrund. Die Revolution der Hauswirtschaft ist zunächst jedenfalls teuer. Viele Frauen würden ihre Wäsche viel lieber in einer Dampfwäscherei reinigen und plätten lassen, als sich der Pönitenz des „Waschtages" auszusetzen. Der Vakuum-Entstauber ist geradezu eine Idealerfindung — aber nur die Reichen können diese „Fortschritte der Kultur" bezahlen.

Und nicht immer ist die Sozialisierung der Produktion ein „Fortschritt der Kultur". Die massenhafte Herstellung gleichartiger Kleider ist gewiß billig. Sie braucht auch nicht häßlich zu sein, solange wenigstens das Kaufen und Aussuchen noch die individuellen Bedürfnisse zum Ausdruck bringt. Ein Jahresabonnement auf die Lieferung und Instandhaltung aller nötigen Kleidungsstücke, wie manche Großstadtunternehmer es neuerdings anbieten, mag bequem, mag eine wirtschaftliche Erleichterung für das Haus und die Menschen sein. Aber es ist scheußlich, geschmacklos, einfach kulturwidrig. Es nimmt der Befriedigung eines ganz an die Person gebundenen, im wahrsten Wortsinn individuellen Bedürfnisses jede persönliche Note, den individuellen Einfluß. Wir brauchen mehr, nicht weniger individuellen Geschmack in der Kleidung!

Auch der Individualismus ist nicht überall von nutzen. Ganz gewiß nicht. Vielleicht haben wir uns an eine viel zu individuelle Befriedigung unseres Nahrungsbedürfnisses gewöhnt. Die Fortschritte der Technik, der Sozialisierung des Wirtschaftslebens scheinen hier ihre Schranke gefunden zu haben. Jeder will die Speisen in „seiner" Zubereitung, die Saucen in „seiner" Mischung,

„sein" Lieblingsgetränk, „sein individuelles Kotelette" haben. Das macht sich in Deutschland vielmehr bemerkbar als in anderen Ländern. Uns steckt die jahrhundertelange Zersplitterung des Reichs, der Partikularismus nicht nur in den Gliedern — auch im Magen. Der Bayer will andere Knödel essen als der Schlesier — wenn beide auch schon seit zehn Jahren „gute Berliner" sind. Alle Einrichtungen zur Befriedigung des Nahrungsbedarfs im großen leiden unter diesem ausgeprägten Geschmack. Der Arbeiter geht nur im Notfall in die Volksküche. In allen Pensionen und Anstalten klagen die Bewohner über das Essen. Jeder flüchtet aus dieser Art der Massenversorgung in den Familien- oder Einzelhaushalt, sobald Mittel und Verhältnisse das gestatten. Selbst der Reiche, der für teures Geld in luxuriösen Hotels leben und sich dort die Dienste eines hochqualifizierten Kochs nutzbar machen kann, sehnt sich schon nach kurzem Aufenthalt in der Fremde nach dem heimischen „Kochtopf" zurück.

Jeder Fortschritt der Kultur beruht auf Differenzierung des Geschmacks, der Bedürfnisse — so sagt man. Auch auf Differenzierung des Nahrungsbedürfnisses? Wir Deutschen haben es darin schon herrlich weit gebracht! Wir sollten einmal überlegen, ob nicht durch eine größere Gleichförmigkeit, durch eine Schematisierung auf diesem Gebiet Platz für eine Verfeinerung unseres Geschmacks, für eine reichere Bedürfnisbefriedigung auf anderen, wertvolleren Gebieten geschaffen würde! Ob nicht Kräfte freigelegt würden, die der geistig-sittlichen Durchdringung des Familienlebens, einer zwangloseren und geistvolleren Geselligkeit nutzbar gemacht werden könnten. Die englische Küche ist einfacher, einförmiger, gewiß geschmackloser als die unsrige. Aber sie ist gesünder. Das bedeutet doch keinen Mangel, kein Zurückbleiben englischer Kultur.

Von der Änderung dieser Lebensgewohnheiten wird es abhängen, ob das Projekt des Einküchenhauses oder der Wirtschaftsgenossenschaften, das in Deutschland besonders durch Lily Braun propagiert wird, in größerem Umfang zu verwirklichen ist. Der Gedanke, für eine ganze Anzahl von Familien gemeinsam zu kochen, sie in einem großen Haus oder in einem Komplex von Gebäuden gemeinsam durch eine Zentralküche und einen Zentralhaushalt zu versorgen — unter Beibehaltung von abgeschlossenen Einzelwohnungen, denen nur Küche und Wirtschaftsräume fehlen — ist für viele Kreise verlockend genug. Vielleicht ist es ein Zukunftsbild — wenn auch gewiß nicht das Zukunftsbild unserer Hauswirtschaft. — Das Einküchenhaus wird — entgegen dem Optimismus einzelner Verfechter dieses Projekts — nicht billig sein. Der Großbetrieb ist, wo es sich um Befriedigung individueller Bedürfnisse handelt, wohl technisch, aber nicht immer wirtschaftlich dem Kleinbetrieb überlegen. Er eignet sich am wenigsten für die Versorgung von Kindern. Man muß durch die Brille sozialistischer Doktrinen blind für alle praktischen Erfahrungen geworden sein, um das leugnen zu wollen. Selbst bei der Aufzucht der jungen Tiere ist der Klein-

betrieb erfolgreicher als der Großbetrieb. Die beruflich geschulten Kräfte können in der Fürsorge für lebendiges Leben nicht Liebe, Hingabe, Aufopferung ersetzen. Gewiß kann man den Satz auch umkehren. In bezug auf die Pflege der Kinder heißt er dann: Eine gute Erzieherin ist besser als zwanzig untüchtige Mütter. Aber alle Mütter sind nicht untüchtig. Sie brauchen es auch nicht zu bleiben, wenn bei der Erziehung der Mädchen dem „weiblichen Beruf", von dem man so gern spricht, nicht mehr durch Ausschluß aus der männlichen Bildungssphäre, sondern durch positive Maßnahmen Rechnung getragen wird. Und nicht alle Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen sind gut. Vielmehr muß man die „guten" mit der Laterne suchen. Die Berufsbildung ist nur eine Garantie für positive Kenntnisse — nicht für die Fähigkeit der Hingebung, der Aufopferung, die bei der Kinderpflege ebenso notwendig ist.

Will man sich die seltenen guten Kräfte für die gemeinsame Versorgung der Kinder in Zentralhaushaltungen sichern, so wird man sie teuer bezahlen müssen. Tausend kleine Leistungen, die heut aus Liebe, Sympathie oder Pflichtgefühl getan werden, verwandeln sich in geldgelohnte Leistungen. Das rentiert nur — vom Standpunkt des Einzelnen wie der Gesellschaft — wenn die Frau dadurch frei für hochbezahlte und hochwertige Berufsarbeit wird. Das Einküchenhaus und der Zentralhaushalt kann eine Befreiung von schwersten Fesseln bedeuten, wo eine Frau trotz glücklichster Ehe sich innerlich so stark mit einem Beruf verwachsen fühlt, daß ein Aufgeben dem Verschütten edelster Kräfte, einer Verkümmerung des Persönlichkeitswertes gleichkäme. Es kann aber auch die Frau vor der Schädigung durch Doppellasten behüten, wo eine Ehe nur auf der Grundlage gemeinsamer Erwerbsarbeit von Mann und Frau zu errichten ist.

Doch ist das nur dann eine Lösung, wenn die Frau soviel verdient, um mit Vorteil die hochqualifizierten häuslichen Arbeiter eines Zentralhaushalts die traditionellen Hausfrauenpflichten erfüllen zu lassen. Für die Durchschnittsfrau im Durchschnittsberuf trifft das nicht zu. Für sie ist das Einküchenhaus unökonomisch. Es würde ihr nur einen Wechsel der Arbeit ermöglichen, bei dem sie geistig und seelisch mehr verlieren als gewinnen könnte.

Das gilt besonders für die Frau des Arbeiterstandes, der bei völliger Sozialisierung der Hauswirtschaft nur die Fabrik mit ihren mechanischen, stumpfmachenden, geisttötenden Handreichungen winkt. Die verheiratete Textilarbeiterin, die ihren ganzen Lohn hingeben muß, um während der Arbeitszeit ihre Kinder versorgen zu lassen, kann nicht der „Typ der neuen Frau", das Weib der Zukunft sein!

Die Verhältnisse machen eine solche Entwickelung auch nicht wahrscheinlich. Je mehr die ökonomische Lage der Arbeiter sich hebt, desto wertvoller und umfangreicher bleibt der häusliche Wirkungskreis ihrer Frauen. In den oberen Schichten der Arbeiterklasse „geht die Frau nicht auf Arbeit".

Aber die Sozialisierung ihrer Hauswirtschaft wird auch durch äußere Hemmungen unterdrückt. Der moderne Arbeiter hat kein festes, kein dauerndes Heim. Er wandert seiner Arbeitsstätte nach. Von Jahr zu Jahr. Von Monat zu Monat. Er ist Flugsand. Und die neuen Experimente in der Hauswirtschaft brauchen gleichmäßige, kontinuierliche Bedürfnisse, um Erfolg haben zu können.

Nur wo die Frauenarbeit auf anderen Gebieten Eigenwerte erzeugt, wird die Revolution der Hauswirtschaft sich völlig durchsetzen.

Der Inhalt des menschlichen Lebens und Tuns ist nicht auf eine kurze Formel zu bringen. Auch nicht der Inhalt einer wirtschaftlichen Entwickelung. Partielle Bewegungstendenzen deuten eine Sozialisierung der Hauswirtschaft an. Andere wirken dem entgegen, scheinen das Verlangen nach stärkerer Differenzierung anzuzeigen. Wir wissen nicht, welcher die Zukunft gehört.

Auf unserer schönen Erde wachsen vielerlei Bäume nebeneinander. Einer braucht dem andern nicht Luft und Licht zu nehmen. Vielleicht wird auch die Wirtschaft der Zukunft vielerlei Formen hervorbringen. Und eine wird die Existenz der andern nicht gefährden.

## Napoleon auf St. Helena/ von Karl Jentsch

Wenn der Verborgene, der die Gestirne kreisen läßt und die Geschicke der Völker lenkt — oder wer sonst wohl? Ein Kollegium der Weisen etwa? Goethe, der Weiseste seiner Zeit, stand den politischen Umwälzungen verständnislos und gleichgültig gegenüber, und die großen Patrioten, die Stein, die Arndt, vermochten in Bonaparte und seinen Franzosen nichts anderes zu sehen als Verkörperungen des bösen Prinzips — also wenn dieser Verborgene die Gebilde einer abgelaufenen Kulturperiode weg und für Neubildungen Raum schaffen will, so kann er dazu nicht einen Wedel von Pfauenfedern verwenden, sondern muß sich einen eisernen Besen konstruieren. Hat dieser die Arbeit verrichtet, dann —: in die Ecke, Besen! Sei's gewesen! „Es war ein schönes Reich! Ich hatte 83 Millionen menschlicher Wesen zu regieren, mehr als die Hälfte der Bevölkerung Europas!" Armer Besen! Die 83 Millionen gewaltsam zusammengefegter und aneinandergekoppelter Menschen sind kein Reich gewesen, sondern nur eine Phantasmagorie. Deine Aufgabe war nicht, ein Reich zu gründen, sondern verrottete Staaten teils zu zerstören teils ihren Zusammenbruch vorzubereiten. Und weil das Zerstörungswerk vollendet war und die Kräfte für die Neubildung teils geweckt, teils entfesselt hatte, mußtest du nach Rußland gehen. Aus Napoleons Gesprächen mit seinen Getreuen erfährt man, daß er selbst nicht gewußt hat, warum und zu welchem Zweck er diesen wahnsinnigen Zug unternommen. Er erkennt, daß er

die Weichsel nicht hätte überschreiten sollen. Verblendung war eben nötig, ihn zu stürzen. Da hockt er nun in der weltfernen Ecke, hat die schlechte Laune der wenigen Getreuen zu erdulden, die ihm in die Verbannung gefolgt sind, und die zum Eremiten- oder Klosterleben keinen Beruf haben, disputiert mit ihnen darüber, was er hätte tun und nicht tun sollen, schlichtet ihre Zänkereien, ereifert sich über die fortgelaufene Kuh, die man für den Säugling der Gräfin Montholon angeschafft hat, und ärgert sich über die Schikanen der Wächter, die ihm von der „dummen und kleinlichen" Regierung Englands bestellt worden sind. Ich weiß nicht, ob Lord Rosebery mit dem Urteile recht hat, daß die Aufzeichnungen Gourgauds „der ungeschminkten Wahrheit am nächsten kommen", aber der Eindruck, den sie machen, scheint das Urteil zu rechtfertigen. Gourgaud, der 1783 geborene Sohn eines Hofmusikus, wurde 1811 Napoleons Ordonnanzoffizier, rettete ihm zweimal das Leben, in Moskau durch Entdeckung einer Mine und bei Brienne, indem er einen den Kaiser bedrohenden Kosaken niederschoß, und begleitete ihn aus aufrichtiger Anhänglichkeit nach St. Helena, wo er ihm als Amanuensis diente. Im Februar 1818 führte er die Komödie eines Zerwürfnisses mit dem Kaiser durch, um die Erlaubnis zur Rückkehr zu erlangen und in Europa für den Verbannten zu wirken. Louis Phillippe verwendete ihn als General. 1848 verlor er seine Ämter; 1852 ist er gestorben. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hat Heinrich Conrad ein deutsches Buch zurechtgemacht (es ist bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen), das er „Napoleons Gedanken und Erinnerungen, St. Helena 1815—18" betitelt, weil dieser Titel dem Inhalt am besten entspreche, nicht etwa als Seitenstück zu dem gleichnamigen Werke Bismarcks. Das ist es nun auch wirklich nicht; haben wir doch in Bismarcks zwei Bänden eine auf die öffentliche Tätigkeit des Verfassers sich beschränkende Autobiographie. Gourgauds Memoiren gehören neben Eckermann und Moritz Busch: eine Steppe neben einem Gartenparadies und einem Eichwald! Welche Fülle fruchtbarer Ideen, welche Schätze von Lebensweisheit finden wir beim zweiten. In Büschchens drei Bänden aber erfahren wir die wohltätige Einwirkung einer großen, edlen, frischen und gesunden Persönlichkeit, blicken in die Werkstatt ihres erfolgreichen Schaffens und fühlen uns wohl in seiner und der mitschaffenden Gesellschaft. Gourgaud bietet höchstens dem Offizier eine spärliche Ausbeute von Schlachtkritiken, Bemerkungen über Strategie und Taktik. Die historischen Persönlichkeiten der Zeit werden ja fast alle durchgehechelt, aber Urteile eines Mannes, dem der Blick fürs Gute im Menschen fehlt, haben wenig Wert für die Geschichtsschreibung. Und Klugheitsregeln, die dem materialistischen Pessimismus entspringen, sind keine Weisheit. An politischer Begabung hat es Napoleon nicht gefehlt, das Konkordat — er nennt es das schwierigste seiner Werke — und der Code waren Institutionen, die sich, auch das erste doch länger als ein halbes Jahrhundert, bewährten. Praktische

Psychologie besaß er genug, die Diplomaten je nach Umständen zu überlisten oder einzuschüchtern, und mit meisterhaft berechneten Worten und Handlungen die Herzen seiner Soldaten zu gewinnen. Aber die militärische Begabung, die sein Besenberuf erforderte, überwog so stark, daß er einseitig begabt erscheint — mathematisch nennt er es selbst. „Ein General darf sich niemals Gemälde vorstellen: das ist das schlimmste von allem". Nur Linien! „Die senkrechte ist kürzer als die schräge". Goethe und Bismarck sind ganz unmathematisch, besonders Goethe, dem alles geradlinige ein Greuel ist, der nie Umrisse, sondern immer lebensvolle Bilder sieht, dem das Universum ein Organismus ist, der eine Welt von Organismen aus sich gebiert; das organische Leben aber duldet und kennt keine grade Linie (außer wo sich seine Produkte, wie im Knochengerüst und im Baumstamm, dem Unorganischen nähern). Dem Korsen sind die Menschen nur Schachfiguren. Goethe liebt den Menschen in dem Grade, daß diese Liebe sein Leben ausmacht, und Bismarck empfindet wenigstens mit den Menschen und für sie. Wenn er am 2. Dezember 1870 einem verwundeten Polaken ein polnisches Gebetbuch besorgt (sei keins aufzutreiben, so genüge auch ein Roman, nur eben etwas Polnisches zum Lesen) so liegt dem gar keine Berechnung zugrunde; es ist lediglich eine Äußerung reinen menschlichen Mitgefühls. Napoleon hat solches nur selten und schwach empfunden. Ein grausamer Bluthund freilich ist er nicht gewesen. Er legt Gewicht darauf, seine Freunde davon zu überzeugen, daß er niemals zwecklos Blut vergossen, nie einen Mord begangen oder befohlen, daß er in Krisen, die blutige Gewalttat zu fordern schienen, vor solcher zurückgeschreckt sei (er hätte keine Verfassung geben, nachdem er sie gegeben, die Deputierten in die Seine werfen sollen, die Franzosen könnten nur mit Galgen und Henkerbeil regiert werden; Robespierre, der rechtschaffene, habe mit dem Schrecken regiert, um den schlimmeren Greueln vorzubeugen, die von der canaille drohten); er habe, als er von Elba zurückkam, keiner Fliege etwas zuleide tun wollen, habe die Prinzen im voraus begnadigt. Auch den Krieg hätte er, meint er, barbarischer führen sollen, als es geschehen sei. Der Krieg — damit hat er recht — sei nun einmal eine ernste Sache, könne nicht mit Rosenwasser geführt werden, und die Leute, die immer den Feldherrn Menschlichkeit predigen, müßten den Krieg abschaffen, sonst habe ihre Predigt keinen Sinn. Also nicht aus tigerhaftem Gelüst, sondern weil's zu seinem Handwerk, zu seinem providentiellen Beruf gehörte, hat er Blut in Strömen vergossen, aber er hatte im fleischlichen Sinne des Wortes kein Herz. So unbemerkbar, sagt er, sei sein Herzschlag, daß es ihm vorkomme, als habe er kein Herz. Er hatte nur 50 bis 55 Pulsschläge in der Minute. Der Irrtum der alten Psychophysiologie ist eben verzeihlich: die Wirkung der Nerven-, der Hirnerregungen wird am ehesten und deutlichsten im Gefäßsystem, an der Beschleunigung des Blutumlaufs, an der stärkeren Herztätigkeit wahrgenommen. Bei Napoleon dauerte es viele Stunden, ehe ihn

eine furchtbare Botschaft in Aufregung versetzte, und es kostete ihn keine Anstrengung, „ein hölzernes Gesicht" anzunehmen, das keine Gemütsbewegung verriet. Nur leibliche Übermüdung, nie eine seelische Erregung, hat manchmal, wie nach Waterloo, sein Handeln ungünstig beeinflußt. Wie sensibel und erregbar sind dagegen Goethe und Bismarck gewesen!

Eines hatte Napoleon mit Goethe gemein. Beide waren absichtlos, so zusagen reine Naturprodukte; pflanzenähnlich wuchsen, lebten sie sich aus, handelten im großen ohne Zweck (im kleinen verfolgt selbstverständlich jedermann Zwecke). Seiner Natur gemäß hat sich jeder der beiden ausgelebt: Goethe in poetischen Schöpfungen, Napoleon in zerstörenden und verwüstenden Kriegen. Denn was er mit diesen eigentlich wollte, das hat Napoleon, auch abgesehen von 1812, nie gewußt. Die Welt beherrschen, ja, das wollte er wohl, aber das war doch in einer nicht mehr naiven Zeit phantastischer Unsinn. Seine militärisch-politischen Betrachtungen sind voll von solchem Unsinn. „Wenn ich in Ägypten geblieben wäre, so wäre ich jetzt Kaiser des Orients". Er würde in diesem Falle sehr gern den Turban aufgesetzt haben und als frommer Moslem nach Mekka gepilgert sein. Er habe eine Kompagnie von Kamelreitern eingerichtet, um durch Probieren zu ermitteln, ob er mit Kamelen und gekauften Negern auf dem Landwege bis nach Indien vordringen könne. Er habe gefunden, das sei ganz gut möglich. Was hätte ihm, was hätte den Franzosen Indien genützt? Für die Zwecke, zu denen die Engländer Indien gebrauchen, hatte er kaum Verständnis. Nachdem seine Macht gebrochen sei, werde Indien den Russen zufallen, denen überhaupt die Weltherrschaft sicher sei, weil sie — mit 300000 Kosaken ganz Europa überschwemmen können. Immer nur Geometrie und Arithmetik: Weil Rußland so viele tausend Menschenleiber als Kanonenfutter verwenden kann, ist es Herr der alten Welt! Von den wirtschaftlichen Grundlagen der politischen Macht hat er wohl etwas verstanden, wie die Kontinentalsperre beweist und die Bemerkung, mit der er sich über sein russisches Unglück tröstet, der Brand von Moskau habe eine Milliarde an Werten vernichtet (das dürfte Überschätzung sein) und dadurch Rußland in der Entwicklung zurückgebracht; aber als das, was auf die Dauer die Machtstellung eines Volkes entscheidet, hat er die wirtschaftliche Grundlage nicht erkannt, und noch weniger hatte er Augen für die in der Nationalität und in der höheren Geistes- und Herzenskultur ruhenden Kräfte; höchstens das Wissen hat er gebührend gewürdigt. Bismarck hat richtig und klar erkannt, daß das Heer nur dem Staatsmann, dieser dem Vaterlande zu dienen hat; daß das Wohl des Vaterlandes der einzige vernünftige Zweck alles politischen Handelns ist; daß es ebenso viele Vaterländer wie große Kulturvölker geben muß, und daß, diese Naturgrundlage der Staatenbildung durch Eroberung zerstören wollen, ein frevelhaftes Beginnen ist, das an seinem eignen Widersinn scheitern muß. In der mit dieser Einsicht gegebenen Beschränkung zeigt er sich als Meister, und seine

einzigen beiden Fehler in der auswärtigen Politik haben darin bestanden, daß er Rußland überschätzte (wenn auch nicht so arg wie Napoleon), und daß er die Beschränkung zu weit trieb. Nicht für seine Person, denn er konnte, wenn er Haltbares schaffen wollte, nicht weiter gehen als er gegangen ist, sondern nur in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die zu lange an die „saturierte Nation" geglaubt und dann die Sättigung und Ergänzung in einer falschen Richtung gesucht hat. Seine Fehler in der innern Politik entsprangen daraus, daß er seine Deutschen noch nicht vollständig genug kannte, namentlich die katholische und die Arbeiterpsyche nicht begriff, und daß er mit Parlamenten regieren, darum die Kunst der Diplomatie auf die Lenkung der Parteien anwenden mußte. Denn der Sinn und Zweck der Volksvertretung liegt darin, daß sie die Regierung zu kontrollieren, unter Umständen zu hemmen, jederzeit sie zu informieren und zu beraten hat. Die modernen Parlamente aber bilden sich ein, regieren zu können und zu sollen. Da dies nun nicht möglich ist, so muß der regierende Staatsmann (wenn einer da ist; zeitweilig hat man keinen und sieht sich aufs Wursteln angewiesen) seine Absichten und Ansichten den Parteiführern suggerieren und sich mit Diplomatenkünsten Mehrheiten schaffen. Es ist vielleicht übertrieben, wenn Bismarck einmal über die Dummheit des doch aus lauter gescheiten Männern bestehenden preußischen Landtags klagt und die Ursache dieser Dummheit darin findet, daß das Parlamentstreiben in jedem Menschen die Einbildung züchte, er verstehe „vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser als sämtliche gelernte Fachmänner"; aber soviel steht wenigstens fest, daß jeder Abgeordnete reden und fordern muß, was die Wähler seiner Partei befehlen, und daß dieses nicht vom Gemeinwohl sondern von einem Sonderinteresse diktiert wird. Bismarck hatte für das allgemeine Wohl tiefes, wenn auch nicht immer und überall bis zum Grunde eindringendes Verständnis und darum war seine Politik im Gebiete der Verwaltung wie in dem der Reichs- und Staatenbildung natürlich. „Ich habe stets den Eindruck des Unnatürlichen von der Tatsache gehabt, daß die Grenze, welche den niedersächsischen Altmärker bei Salzwedel von den kurbraunschweigischen Niedersachsen bei Lüchow, in Moor und Heide dem Auge unerkennbar, trennt, doch den zu beiden Seiten plattdeutsch redenden Niedersachsen an zwei verschiedne, einander unter Umständen feindliche völkerrechtliche Gebilde verweisen will, deren eines von Berlin, und das andere früher von London, später von Hannover regiert wurde, das eine Auge rechts nach Osten, das andere Auge links nach Westen bereit stand, und daß friedliche und gleichartige, im Konnubium verkehrende Bauern dieser Gegend, der eine für welfisch-habsburgische, der andre für hohenzollersche Interessen aufeinander schießen sollten". (Konsequent durchgeführt, gebiert dieser Gedanke Großdeutschland.)

Von Napoleon wie von Goethe unterscheidet sich Bismarck dadurch, daß Reflexion sein Handeln bestimmt. Zwar wird auch er von seinem Dämon ge-

trieben und lebt sich aus in der ihm angemessenen Tätigkeit, aber doch mit dem Bewußtsein, in der Erstrebung vernünftiger Zwecke heilige Pflichten zu erfüllen. Die vernünftigen Zwecke und das Pflichtbewußtsein fehlen dem Imperator. Er ist darin ganz ancien régime, daß er nach Willkür und Laune auf der Landkarte alte Grenzen auslöscht und neue zieht, Menschen wie Schafherden auseinanderreißt und zusammenpfercht. Sein Zweck ist die Betätigung seiner militärischen Virtuosität, die an sich mit irgendwelchen vernünftigen Zwecken nichts zu schaffen hat, und deren Vernünftigkeit nur in einem, den handelnden Werkzeugen unbewußten Zwecke der Vorsehung liegt. Daher die oben angedeutete sinnlose Konjekturalpolitik. Russel belästigte Bismarck einmal mit der Schwarzen Meer-Frage und wollte wissen, ob sich Deutschland nicht verpflichten wolle, im Falle daraus entstehender Konflikte neutral zu bleiben. Bismarck antwortete: da Deutschland vorläufig an dieser Frage kein Interesse habe, so würde die Übernahme einer solchen Verpflichtung Konjekturalpolitik sein; er aber sei kein Freund von Konjekturalpolitik; bei jeder politischen Frage hänge die Entscheidung des praktischen Staatsmannes von den im Augenblick obwaltenden Umständen ab. Bismarcks Pflichtgefühl entsprang aus seinem religiösen Glauben, und darum, und weil er menschlich fühlte, bedrückte ihn der Gedanke, daß er durch drei große Kriege viele unglücklich, mit all seiner Arbeit (hier tut er sich selbst unrecht), niemand glücklich gemacht habe. (Oktober 1877) der Gedanke drückt, aber erdrückt ihn nicht: „Das habe ich mit Gott abgemacht". Im Auftrage Gottes hat er eine schwere Verantwortung übernommen, harte Pflichten erfüllt; nicht sein Gewissen, sondern nur sein Herz wird durch das Unheil, das er anrichten mußte, beunruhigt und bedrückt. Hätte Napoleon ein Herz gehabt, hätte er sich durch die Ströme von Blut und Tränen, die durch seine Schuld vergossen wurden, beunruhigt gefühlt, so hätte ihm Birmarcks Trost nicht zur Verfügung gestanden, denn er glaubte nicht an Gott. Seine Gelehrten, allen voran Laplace, waren Atheisten. Er selbst hatte auf den Schlachtfeldern, beim Anblick der massenhaft gleich Flämmchen erlöschenden Menschenleben, die Überzeugung gewonnen, daß das Leben, die sogenannte Seele, nur die Funktion eines in bestimmter Form organisierten Teilchens der Materie sei. Die Wahrnehmung, die er zu machen glaubte, daß es nur den Schurken gut, allen ehrlichen Leuten elend gehe, hatte ihm die Annahme eines guten und gerechten Gottes vollends unmöglich gemacht. Doch war er nicht ganz fest und sicher in seinem Unglauben. Zwar, wenn er der Herzogin Luise von Weimar sagt: Croyez, Madame, il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis que l'instrument, so kann das eine Phrase oder Vorsehung Euphemismus für Naturlauf gewesen sein. Es kommen aber auch andre ähnliche Äußerungen vor. So gesteht er, daß der Verkehr mit einigen gläubigen und dabei rechtschaffenen und gescheiten Kirchenfürsten seine Überzeugung beinahe erschüttert hätte. Am meisten Eindruck habe auf ihn der Bischof von

Nantes (den Namen nennt er nicht) gemacht, der „alle äußeren Bollwerke der christlichen Lehre preisgab, in den letzten Verschanzungen aber unangreifbar war. Er war ein heiliger Mann“. Diesem gegenüber hat also auch seine Menschenverachtung nicht standgehalten, während er am großen Laplace häßliche Charakterfehler fand. Daß er auch von der Vergänglichkeit der Menschenseele nicht unbedingt überzeugt war, geht aus einer seiner Äußerungen über den Selbstmord hervor. „Die Stimmung des Augenblicks darf nicht zu einer Tat führen, die nicht wieder gut zu machen wäre. Man weiß nicht, ob man die Tat nicht später bereuen würde“. Das wäre doch nur möglich, wenn die Seele nach dem Tode fortlebte. Doch hat der Materialismus in seinem Denken entschieden vorgewaltet, darum erschien ihm das Leben wertlos und der Tod gleichgültig.

Ist schon eine solche Auffassung wenig geeignet, einen Menschen gewissenhaft zu machen, so kam noch dazu, daß er, einem halbwilden Menschenstamm entsprossen, unter Soldaten und in den Greueln der Revolution gereift, nichts von jener zarten und vornehmen Empfindung für Rechtschaffenheit und Schicklichkeit haben konnte, die den echten Aristokraten Bismarck auszeichnete. Er mogelte beim Spiel, wenn auch nur zum Vergnügen, nicht des Gewinns wegen, zahlte den Großmarschall Bertrand mit Aktien aus, von denen er soeben erfahren hatte, daß sie wertlos waren, und bekannte sich offen zu dem Grundsatze, man müsse viel versprechen und nichts halten. Auch liebte er Zynismen, ich meine nicht gewisse unpassende Äußerungen im Verkehr mit Frauen, die mehr südländische Naivität als Roheit bekunden, sondern daß er z. B. einen Chirurgen fragt: „wieviel Arme haben Sie abgeschnitten?“, und einen Zahlmeister: „Wieviel stehlen Sie?“ Er hielt ja so ziemlich alle Menschen für Spitzbuben. Doch zog er eine Grenze: Schurken, welche die Gemeinheit und Niedertracht so weit trieben wie Fouché und Talleyrand, waren ihm zuwider. Man müsse sich mit anständigen Menschen umgeben, sagt er einmal. Seine Gesinnung war so anständig, wie sie bei seinem Naturell und seinen Erfahrungen sein konnte. Und, so kalt und schwer erregbar er sein mochte, völlig fühllos war er nicht. Er empfindet wirkliche Zuneigung für seine zweite Gattin und schätzt ihre guten Eigenschaften, beweist seinem treuen Gourgaud Teilnahme in seinen Nöten, läßt es sich gefallen, daß ihm dieser vorjammert, statt ihn aufzuheitern, und daß er der Aufheiterung bedarf, sehr niedergeschlagen ist, beweist eben doch schon Gefühl. Manchmal, wenn das Gespräch gar zu trübe Erinnerungen weckt, unterbricht er es mit den Worten: das ist zu traurig! In der Jugend scheint er sogar empfindsam gewesen zu sein. Auch versteht er den Einfluß der Religion auf das Gemüt, namentlich ihre tröstenden Wirkungen; wie er sie als Regierungsmittel zu schätzen wußte, beweist das Konkordat. Also: ein Ungeheuer ist Napoleon nicht gewesen, nur soweit hart und fühllos, als es von seiner Bestimmung gefordert wurde, und ungeheuer, ja ungeheuerlich groß. Freilich war seine Größe nicht menschlicher, sondern, wie

die des astronomischen Universums oder einer bewunderungswürdigen Uhr, mechanischer Art. Er war mit einer außergewöhnlich feinen, exakten und dauerhaften Wahrnehmungs- und Denkmaschine ausgerüstet (eine solche hat bekanntlich auch Bismarck nicht gefehlt). „Meine Überlegenheit bestand vor allem darin, daß geistige Arbeit mich nicht angriff; ich habe niemals einen Menschen gekannt, der es in dieser Hinsicht mit mir hätte aufnehmen können. Ich konnte acht Stunden lang über eine Frage hin und her reden und dann einen andern Gegenstand vornehmen, und dabei blieb mein Geist so frisch wie am Anfang. Noch jetzt könnte ich zwölf Stunden hintereinander diktieren".

## Peter Altenberg/ von Karl Albrecht

Ist es nicht merkwürdig, wie er so an der Peripherie des Alltags dahinwandelt, an den äußeren Rändern des bürgerlichen Lebens? Dirnenlokale, Freudenhäuser, Boheme-Spelunken, Varietees, Kabaretts. Bei Menschen, die der brutalen Neugierde, der stumpfen Lustbarkeit, dem gedankenlosen Vergnügen der Satten dienen. Bei Menschen, die aufgebraucht, genossen, verachtet werden und die er anbetet. Dort schwelgt er in subtilen Wonnen, vergeht in Anfällen feiner und zärtlicher Verzweiflung. Dort waren die moskowitischen Sänger von der Newsky-Roussotine-Truppe, denen er seine Seele hingab, dort war die spanische Tänzerin Carmen Aguileras, der er gleichfalls seine Seele hingab, das Aschanti-Mädchen Nah Bâdúh, an das er ebenfalls seine Seele hingab, dann die Schwestern Nagel, welche wienerische Lieder singen, dann die Leopoldine, die Gusti, die Anna, die Helene, die Gabriele, denen er immer wieder und wieder seine Seele hingegeben hat.

In die tobende Musik, in den Bierdunst, in das Gläserklirren, Kreischen, Lachen und Lärmen eines Nachtkafees tritt er ein, geht mit seinen sanften Schritten und mit seinem sanften Lächeln durch den Tumult, und der Reihe nach grüßen ihn zehn, zwölf, zwanzig Mädchen. „Servus Altenberg! . . . O, Peter — wie geht's dir? . . ." Sie grüßen ihn nicht wie einen Habitué, nicht wie eine geschätzte Kundschaft, sondern wie einen Freund, oder richtiger, wie man in einem Verein etwa ein Ehrenmitglied begrüßt. Vertraulich und hochachtungsvoll. Vertraulich, weil er ja dazugehört, und hochachtungsvoll, weil es ein Ehrenmitglied ist.

Man steht mit ihm an einer Straßenecke. Graben oder Kärtnerstraße. Spät nachts. Er disputiert, regt sich auf, schreit. Die Kutscher vom Standplatz hören zu, treten näher heran, bilden einen Kreis, lächeln. Dann sagt einer von ihnen mit tiefem Baß: „Hab' die Ehre, Herr von Altenberg . ." Um sich vor uns damit auszuzeichnen, daß er ihn kennt. Die anderen wiederholen es, intim

und respektvoll. Es ist beinahe eine Ovation. Der Schutzmann kommt herbei, weil er glaubt, es gäbe einen Auflauf. Seine Mienen sagen: ach soo . . Er lächelt, salutiert: „Hab' die Ehre, Herr von Altenberg."

Drei Uhr früh am Hof, wo die Marktweiber sitzen, Gemüse und Blumen verkaufen. Er geht mitten in dem Gewühl umher, atmet den Duft von Erdbeeren, Reseda, Levkojen, von Spinatblättern, Artischocken, Zuckererbsen; den Geruch des aufgehenden Tages und des frischbesprengten Straßenstaubes; sucht mit den Augen, liebkost mit den Augen die taufeuchten Blumen, die aufgetürmten grünen Gemüseberge und die hübschen Töchter der Marktweiber, die vierzehn- und fünfzehnjährigen. Die Mütter und die Töchter nicken ihm zu: „Grüaß' Ihna God, Herr von Altenberg . ."

Peter Altenberg erwünscht es sich, daß die Seele des Menschen an Terrain gewinne. Er hat das selbst einmal geschrieben und es drückt sein Wesen vortrefflich aus. Er wird jetzt fünfzig Jahre alt. Das ist ein Abschnitt, um manches zu überdenken und sich mancher Dinge zu besinnen und ich lese seine Bücher.

Ich lese, was ihm eine von den Spanierinnen einmal gesagt hat; eine Sängerin oder Tänzerin, vielleicht auch nur eine, die durch die American Bars und Chantant-Promenoirs von Europa zigeunert, jedenfalls eine von den Vielen, denen er seine Seele hingegeben hat: „Votre lettre . . je comprends, que vous me comprenez . . c'est tout ce qu'il nous faut . . c'est plus!"

Ich lese, wie er zusammen mit dem Pudel der Geliebten im Kafeehaus die Geliebte erwartet, die aus dem Theater kommen soll: „Der Pudel setzte sich so, daß er die Eingangstür im Auge behalten konnte, und ich hielt es für sehr zweckmäßig, wenn auch ein wenig übertrieben, denn, bitte, es war halb acht Uhr und wir hatten bis viertel zwölf Uhr zu warten. Wir saßen da und warteten. Jeder vorüberrauschende Wagen erweckte in ihm Hoffnungen und ich sagte jedesmal zu ihm: ‚Es ist nicht möglich, sie kann es noch nicht sein, bedenke doch, es ist nicht möglich!' Er war direkt krank vor Sehnsucht, wandte den Kopf nach mir um: ‚Kommt sie oder kommt sie nicht?!' — ‚Sie kommt, sie kommt . .' erwiderte ich. Einmal gab er den Posten auf, kam zu mir heran, legte die Pfoten auf meine Kniee und ich küßte ihn. Wie wenn er zu mir sagte: ‚Sage mir doch die Wahrheit, ich kann alles hören!' Um zehn Uhr begann er zu jammern. Da sagte ich zu ihm: ‚Ja, glaubst du, mein Lieber, daß mir nicht bange ist?! Man muß sich beherrschen!' Er hielt nichts auf Beherrschung und jammerte. . . .!

Ich lese das Hotelzimmer: „Um drei Uhr morgens begannen die Vögel leise zu piepsen, andeutungsweise. Meine Sorgen wuchsen und wuchsen. Es begann im Gehirn wie mit einem rollenden Steinchen, riß alle Hoffnungsfreudigkeiten mit, die Lebensleichtigkeiten, wurde zur zerstörenden Lawine, begrub die Fähigkeit, dem Tag zu genügen, und der unerbittlichen gebieterischen Stunde! Ein lauer Sturm brauste in den Baumwipfeln vor meinem Fenster . . .!" Und

dann der Schluß: „Das Singen der Vögel in den Baumkronen wird deutlicher, Ansätze zu Melodien sind vorhanden. Laue Stürme bringen Wiesengeruch. Es wäre die schicklichste Stunde, sich am Fensterkreuze aufzuhängen . ."

Ich lese die kleine Dichtung von den Märschen: „Es gibt drei Märsche, die in Musik umgewandelte Todeskühnheit und Blutdunst sind: Lorrainemarsch, Sternenbannermarsch, Einzug der Gladiatoren. Sie müssen mit einer kurzen und schrecklichen Entschlossenheit gespielt werden! — — Die Instrumente mögen direkt in den Tod gehen! Besonders kleine Trommel und Klarinette seien Helden! Sterben fürs Vaterland! Ex! Man muß die Bataillone gleichsam sehen, die den Selbsterhaltungstrieb hinter sich zurücklassen! Vor, vor, vor! Eine schreckliche Krankheit hat das Gehirn, das Nervensystem ergriffen: ‚Du oder ich, Hund!' Sonst nichts!"

Dann aus dem Tagebuch eines Großvaters: „Also Arterien-Verkalkung höchsten Grades — —. Die junge Frau wird leben, leben, die zu mir gesagt hat: ‚Ich glaube nicht, daß mein Erscheinen jemanden je so glücklich gemacht hat wie Sie!' — — Die Bergwiesen in R. werden duften und leuchten, besonders nach Regen am Abend. Niemals ist jemand so begeistert vor ihnen gestanden wie ich. — — Enkelin, süße, bescheidene, allzuzarte, verlegene, in dich gekehrte, immer spürtest du es: ‚Mein Großpapa versteht mich besser als alle —.' Ich möchte dich anflehen aus dem Grabe: ‚Warte auf einen, der dich so, so verstünde wie dein verstorbener Großvater! Aber du wirst ihn nicht erwarten können.' — — — Amen — — Arterien-Verkalkung höchsten Grades — — Lebet wohl!"

Dann das Kafee de L'Opera im Prater: „Jawohl, eine eigentümliche Beziehung ist zwischen diesen Dingen: Herr; Dame; Mandolinengezirpe, Birke, Platane, Esche; weiße Bogenlampe und kühler Auen Nachtduft. Etwas abseits vom Leben ist es. Es schleicht nicht dahin wie Brackwasser. Eine wundervolle Mischung ist es, welche uns heiter macht und leicht. So unbedenklich sitze ich und lausche. Niemanden beneide ich. Eine Rose kaufe ich und schenke sie Signorina Maria. Eine wundervolle Zigarette zünde ich mir an. Wie lieblich die Mandolinen gebaut sind, wie hohle tönende Birnen! Wie die Birkenblätter glitzern! Wie ruhig die Platane steht. Und wie die Esche mit ihren zarten Blätterfingern bebt."

Ich lese alle diese kleinen Werke, diese kleinen Predigten, Ansprachen und Dichtungen. Manche sind wie stählerne Projektile, so fest in sich geschlossen, so vollendet und präzise in ihrer Form; und sie dringen einem wie Projektile in die Brust; man ist getroffen und blutet an ihnen. Manche sind wie Kristalle und Edelsteine, funkelnd in allen farbigen Reflexen des farbigen Lebenslichtes, strahlend von eingefangenen Sonnenstrahlen und blitzend von einem geheimnisvollen inneren Feuer. Manche sind wie reife Früchte, warm vom Hauch des Sommers, schwellend und süß, und voll Duft nach Laub und Gärten. Ich lese alle diese kleinen Werke und sie sind entzückend in dem Rhythmus ihrer

Sprache, in ihrem Tempo, in ihren, gleichsam mit einer heftigen Gebärde hingeschleuderten Satzformen, die so viel Plastik haben und so viel malerische Kraft. Diese Sprache ist wunderbar persönlich und erinnert an keine andere. Nur hie und da, ganz leise, mahnt irgendein Klang an den Sprechton von Andersen. Und wenn man es weiß, daß Altenbergs Vater für Viktor Hugo geschwärmt und die französische Kultur fanatisch geliebt hat, aber nur wenn man das weiß, merkt man, daß die Jugend dieses Dichters oft den Schwung und das graziöse Pathos französischer Konversationskünste gehört hat, und daß davon ein schwaches Echo in seiner Rhetorik vernehmlich wird. Sonst aber erinnert diese Sprache an nichts. Wenn er sagt: „Sterben fürs Vaterland! Ex!" . . wenn er sagt: „So ist es! Schweige, Rekrut des Lebens!" . . oder: „Basta! Wozu Ereignisse?" . . oder: „Siehe! Diese Herrliche, Jugendliche, in purpurrotem Samt hat ihr Sedan in sich. Sie wird sich verfetten! Helas — —"; wenn er dies sagt, dann ist das wie lauter kleine neue Erfindungen, die er gemacht hat. Es ist, als ob man ihn reden hörte; als sprängen diese Ausrufe, diese verkapselten federnden, abschnappenden, pointierten Schlußwendungen unmittelbar aus der Hast und Aufregung seines Denkens und seines Temperaments. In seiner Form ist etwas Zwingendes; diese scheinbar asthmatische Beredsamkeit, dieses Klopfen aller Pulsadern in seiner Prosa, diese kurze, schnalzende Prägnanz wirkt verführerisch und lockt zur Kopie. Aber er allein nennt diese Echtheit sein eigen. Er hat vor sein erstes Buch das Motto gesetzt: „Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre!" Mit der Zeit trinken freilich auch manche andere aus diesem Glas. Aber das macht nichts.

Er wählte dieses Motto von Alfred de Musset als er anfing. Damals war er etwa dreißig Jahre alt und reif und fertig. Er ist nicht anders geworden seither und was man künstlerische Entwicklung nennt, liegt nicht in seinem Wesen. Er wird niemals ein großes Werk schaffen, langsam komponieren und bauen, wird niemals die Fäden irgendeiner Handlung spinnen, knüpfen und lösen, niemals in seiner Phantasie Gestalten und Schicksale erschaffen. Denn er trägt nicht wie andere Künstler einen Teil des Lebens, ein Stück — einen „Fetzen" würde er sagen — mit sich nach Hause, reißt nicht irgendein Stück aus dem Leben, um es bei sich zu verarbeiten, um es zu verändern, zu erhöhen und sein ganzes Ich darein zu verweben. Er sieht das Leben wie ein einziges, furchtbares und herrliches Schauspiel vor sich abrollen und hat keine Zeit, etwas zu versäumen, indem er sich mit sich selbst und mit einem Werk einschlösse. Er ist von diesem Schauspiel in solchem Maße erschüttert, gefesselt, berauscht, daß er keinen Moment vom Platze weicht. Ihm enthüllt sich die Tiefe der Welt in Worten, die Vorübergehende sprechen, in dem Auflachen oder im Erbleichen einer Dirne. Ihm öffnen sich die schwarzen Abgründe der Tragik im Seufzer eines enttäuschten Jünglings, in dem Blick, den eine gealterte Frau auf eine Er-

blühende richtet. Er sagt: „Goldgelber, wunderbarer China-Thee", und empfindet unermeßliche Fernen, exotische Landschaften, unermeßliche Möglichkeiten des Daseins. Er wird andächtig und ergriffen vor dem rosigen gesunden Körper eines Kindes, erbebt vor den hellen unbeirrbaren Augen einer Dreizehnjährigen, als vor etwas Göttlichem. Es ist seine innerste Notwendigkeit, still dazusitzen und zu schauen, und sich schauend am Leben zu entzücken, oder zu kränken. Und es ist seine innerste Notwendigkeit, daß er dann diese kurzen Briefe an das Leben richtet. Manchmal Anerkennungsschreiben, die von seinem Entzücken auf eine rührende Weise ganz durchtränkt sind. Manchmal wieder Schmähbriefe, in denen ein erstickender Zorn ins Stammeln gerät. Er wird immer nur diese kleinen Prosastücke schreiben; alle seine Bücher enthalten nur solche kleine Prosastücke, und die folgenden Bücher, die er noch erscheinen lassen mag, werden auch nichts anderes enthalten. Aber unter ihnen sind viele kleine Meisterwerke. In diesen wohnt eine ungemeine Flugkraft und sie werden ihn über die Jahre hinwegtragen zu Generationen, die erst noch kommen. Denn Altenberg besitzt eine wunderbare Macht. Während andere mit der Gewalt eines langen Atems Werke schreiben, die man morgen schon vergessen hat, kann er mit seinem kurzen Atem Dinge sagen, die einfach unvergeßlich sind.

Er sitzt in den Dirnenlokalen, in den Freudenhäusern, in den Varietees, in den Boheme-Kaffees und erwünscht es sich, daß die Seele des Menschen an Terrain gewinne. Es sind seine eigenen Worte. Freilich ist das der Wunsch so ziemlich aller Dichter, nebenbei auch aller Priester. Die Dichter betonen es nur nicht immer ausdrücklich, streben bloß bewußt oder unbewußt danach, zur Erreichung dieses Zieles etwas beizutragen. Die Priester wieder predigen und verkündigen es unaufhörlich, und wissen Rezepte, die unfehlbar dazu verhelfen, daß die Seele an Terrain gewinne. Altenberg tut beides. Er predigt und er dichtet; er gibt Rezepte, er überredet, und schreit das Leben an, kanzelt es ab wie ein Priester, und wirft sich ihm dann wieder bedingungslos, fassungslos, überwältigt in die Arme wie ein Künstler.

Er sieht eine Akrobatin, einen Fechter, eine junge Tänzerin voll Verve in jeder Bewegung oder einen Collie von echter Rasse, oder ein Tiffany-Glas, oder eine frische Wiesenblume, und ruft mit geschnürter Stimme, zitternd vor Begeisterung: „Das ist das Höchste! Das Hö-ö-öchste!!" In dieser Sekunde ist es ihm wirklich das Höchste. Als habe das Leben eine neue Überraschung, irgendeine neue Aufmerksamkeit für Altenberg bereit gehalten, habe ihm diese Gabe plötzlich dargereicht, um ihn zu entzücken und als sei er nun fürstlich beschenkt, als sei er vor allen anderen begnadet. Es ist aber auch als umfasse er in dieser einen Sekunde wiederum den ganzen Reichtum des Daseins.

Er sieht eine Frau und in diesem Augenblick ist sie die einzige, an die er seine Seele hingibt. „Ich habe das Antlitz gesehen", sagt er. Jedes andere Antlitz

verlöscht in ihm, versinkt, und es existiert nur dieses eine. Dieses ist ihm für jetzt die Erfüllung seines Traumes von Frauenschönheit; dieses ist ihm für jetzt die höchste Meisterleistung der schaffenden Natur, und ist ihm ein Anlaß wiederum ein lobendes Schreiben, einen enthusiastischen Dankbrief an das Leben zu richten. Er hat seine Seele oft nur für wenige Tage, oft nur für eine halbe Stunde hingegeben; aber er hat sie immer ganz hingegeben, ohne Vorbehalt, und als täte er es zum erstenmal.

Er sitzt bei den jungen Männern, die sich Mädchen kaufen und sagt ihnen: Glaubt nicht, daß ihr jetzt alle Rechte über dieses Geschöpf habt! Beachtet, wie herrlich schön dieses Mädchen ist. Nehmt sie nicht im brutalen Heißhunger eurer Sinne. Nehmt sie nicht so, daß ihr dabei die freche Gesinnung hegt, ihr werdet durch sie besudelt. Beachtet ihre Traurigkeit und ihre Heiterkeit; beachtet ihr Schicksal. Seid nicht wie Tiere! Die jungen Leute denken bei sich: er ist verrückt! Aber sie schlagen einen andern Ton gegen die Mädchen an. Die Seele des Menschen hat an Terrain gewonnen.

Viele junge Männer drängen sich zu ihm; viele ältere sitzen an seinem Tisch und hören ihm zu. Viele haben sich im Laufe der Jahre nacheinander seiner bemächtigt, haben ihn nicht losgelassen, konnten nicht existieren ohne seinen Zuspruch, ohne seine milden Reden, ohne seine Wutanfälle und tobende Beschimpfungen. Verwöhnte Frauen, sehnsüchtige Mädchen langen über seine Bücher und über gesellschaftlichen Zwang hinweg nach ihm, begehren seine persönliche Nähe, seine Worte, spüren in ihm eine unbekannte neue Zärtlichkeit, eine wunschlose Anbetung, irgendeine Befreiung, irgendein Labsal oder eine Aufklärung. Die Leute in den Nachtlokalen, die Freudenmädchen, die stumpfsinnigen Trinker und Genießer, die Kellner, die Kutscher, die Schutzmänner, die Wirte, alle sprechen mit ihm. Er sagt ihnen: Hütet eure Verdauung! Habet Ehrfurcht vor eurem Schlaf! Er sagt ihnen: Die einzige Perversität, die es gibt, ist, seine Lebensenergien zu schwächen und zu vermindern! Alle diese Menschen verstehen ihn natürlich nicht, aber sie verstehen, daß er sie irgendwie liebt, daß er Güte für sie hat und sie lieben ihn auch. Sie lächeln, wenn er seine langen Reden hält, sie blinzeln einander an, sie zucken die Achseln, aber sie lassen nicht ab, ihm zuzuhören, sie kommen nicht los von ihm. Wie das Grubenpferd im Germinal das andere eben von den Wiesen ins Bergwerk hinuntergelassene junge Tier beschnuppert und an seinem frischen Geruch die freie Luft und die Sonne ahnt, so wittern diese Leute, die im Alkoholdampf, im Lärm, in der Nachtmusik, im Rausch und Dunst ihrer Welt eingeschlossen sind, an ihm etwas von der Unschuld, die ihnen verloren ging, wittern an ihm die Poesie, die sie nicht mehr kennen, und freuen sich wenn er kommt, und grüßen ihn, wenn er geht.

Er ist in dieser Welt etwa wie der Pilger Luka im Nachtasyl oder wie in der Macht der Finsternis der alte Akim. Er ist hier heimisch und kommt doch von wo anders her. Er wurzelt hier und doch brennt in ihm eine Flamme, die nicht

an diesen Lichtern hier unten entzündet worden ist. Er ist unter all den Erwachsenen und Beladenen und vom Dasein Entstellten vollkommen wie ein Kind. Seine Freunde, die ihn begreifen, schauen einander an und lächeln, wenn sie ihn wie ein Kind gegen das Leben eifern und streiten hören; und sie lächeln noch einmal, wenn sie merken, wie vielfältig er doch wieder den Wirklichkeiten dieses Lebens verstrickt ist und wie naiv er sich seiner bedient. Die breite Menge der Gebildeten ergötzt sich an seiner wunderlichen Erscheinung, verspottet seine kleinen Meisterwerke, hält ihn für verrückt, oder für einen, der sich zum Narren hergibt, wohl auch für gemeingefährlich, jedenfalls für sehr verkommen. Im Kabarett Fledermaus erzählt Dr. Egon Friedell Altenberg-Anekdoten. So oft er beginnt: „Es ist mir beschieden, im Leben des Dichters Altenberg dieselbe Rolle zu spielen, die Eckermann im Leben Goethes gespielt hat", brüllt das Publikum und meint, damit sei nun Altenberg gebührend verhöhnt worden. Es gilt ihnen schon als ein Witz, daß der Dr. Friedell sagt: Der Dichter Altenberg. Denn sie meinen, es sei im Ernst ganz unmöglich, ihn einen Dichter zu nennen. Sie brüllen auch zu den Anekdoten und ahnen nicht, wie glänzend diese erfunden sind. Die stürmische Heiterkeit, welche Dr. Friedell mit seinen Altenberg-Geschichten immer erregt, ist gewissermaßen eine falsche, eine mißverständliche Heiterkeit. Denn die Leute verstehen nicht, wie der ganze Wert dieser ausgezeichneten kleinen Geschichten nur darin besteht, daß aus ihnen die rührende und einzigartige Gestalt Altenbergs lebendig hervortritt, daß durch sie das Wesen Altenbergs mit einem klaren ungemein psychologischen Humor beleuchtet und manchmal verklärt wird. Die Leute sehen ihn von weitem. Sie sehen seine Werke aus der Entfernung ihres bürgerlichen und an vermorschte Wahrheiten geklammerten Standpunktes, genau so wie sie seine Person von weitem sehen, wenn er zufällig auf der Straße an ihnen vorbeigeht oder wenn er eben im Saale ist, während Dr. Friedell von ihm spricht. Sie meinen dann ja auch, nachdem sie ihn begafft haben, er sähe wüst aus, vernachlässigt und beinahe zerlumpt. Und wissen nicht, mit welcher Sorgfalt diese weiche, den Körper kaum beschwerende Kleidung ausgewählt ist; wissen nicht, was für ein gepflegtes, weißes, durchleuchtetes Antlitz er hat, was für feine beseelte Züge, was für schöne strahlende Augen; sie wissen nicht, daß er die schmalsten vornehmsten Alabasterhände hat, und daß seine Stimme sanft und gesanglich klingt und edel.

Ist es nicht merkwürdig, wie er so an der Peripherie des Alltags dahinwandelt, am äußern Rand des bürgerlichen Lebens, an den Grenzlinien, wo das Wohlgeordnete sich löst, wo viele Dinge, die sonst als unumstößlich gelten, zweifelhaft werden! Er wird jetzt fünfzig Jahre alt, ist in diesem heutigen Wien eine der interessantesten, subtilsten und ergreifendsten Existenzen, ist für alle Wissenden in Europa ein geliebter und bewunderter Dichter, in dem großen geistigen Orchester ein Instrument, dessen besonderer Klang durchdringend und aus tausend Stimmen kenntlich bleibt, . . und für das Amüsierpublikum vom Maxim, vom Kaffee

Central und vom Kabarett Fledermaus eine Kuriosität, ein ridiküles Schaustück neugierigen Bürgersleuten. Eines Tages aber wird man Altenberg-Erinnerungen schreiben und Altenberg-Biographien. Die dann diese Bücher lesen, werden glauben, ganz Wien habe dieses Original verstanden, verehrt und gefeiert, und sie werden sagen: Schade, daß wir ihn nicht mehr gekannt haben, wir hätten ihn ebenso gefeiert und verehrt. Eines Tages wird jemand beweisen, daß draußen, an den äußern Rändern des Alltags durch das Wirken Altenbergs die Seele des Menschen an Terrain gewonnen habe. Dieser Beweis wird gelingen, weil es einfach wahr ist. Nur heute würde das niemand glauben wollen.

## Dissonanzen / von Oskar Bie

Die Konsonanz ist der Schluß, die Dissonanz der Anfang. Kunst und Leben, und beides zusammen, was Musik heißt, wird aus der Dissonanz, Musikgeschichte und das Musikstück. Konsonanz ist die Ruhe des Endes, die Erinnerung, die gewordene Form, das erreichte Ideal. Es gibt konsonantische und dissonantische Menschen und Künstler. Ewige Sehnsucht unserer Dissonanz, sich zum Dreiklang zu klären, damit der Dreiklang nur die neue Dissonanz sich herbeiwünsche.

Es geht Mendelssohn-Feierstimmung durch die Welt. Er war ein Konsonantischer, eine Raphaelnatur, nur jung zu denken, und auch Gott dachte ihn so, er ließ ihn schnell zu sich kommen. Als Jüngling schrieb er den Sommernachtstraum, ein Gedicht von wahrhaft schöner, gerundeter Poesie, ein genial einfaches Stück Romantik. Die Klarheit blieb, die Inspiration ließ nach. Elfen liebte er von je und hat ihnen auch dann noch zarte und vollendete Seiten gewidmet, als er Frühlingsblumen auf Draht band, Lieder ohne Worte in Goldschnitt faßte und Salonkonzerte schrieb. Er liebte sie, wie Raphael die seinen, die Engelchen, die Putten, Liebenswürdigkeiten ohne Engagement der tiefen Seele. In der Hebriden-Ouvertüre huschen sie noch, kleine Tritonenengel unter den Schleiern fein bewegter Wellen, die bei Wagner zu Theaterwalküren werden sollten. Sie dulden nicht das Ungebrochene, sie rufen zur Konsonanz. Plastik ist die Tugend dieser konsonantischen Natur. Ein Meister des Vollendeten, Ganzen, Formalen ist er geworden, nicht einer, der die Leidenschaft überwindet wie die Stilisten des 18. Jahrhunderts, sondern wie ein Antikischer, zu wenig für eine Epoche, die gelernt hat aus der Dissonanz in das Werden der Welten zu sehen, zu viel für alle unruhigen Naturen, die ihn um eine Klarheit beneiden, welche ihr Ziel sein könnte, aber sein Ende war. Diese Menschen sind Organisatoren, so lange sie leben; dann bleibt an sie eine reine Erinnerung, unfruchtbar für die Gegenwart. Synthese und Konsonanz ist nicht zu verwechseln. Wir sind in der Zeit des Synthese-

wunsches, Goethe als Vorbild. Konsonanzen können wir nicht ersehnen, sie scheinen uns feige.

Um im Bilde zu bleiben: ich stehe vor dem Klingerschen Brahmsdenkmal und habe das Gefühl eines verminderten Septimenakkords. Die Musiker kennen diesen Gummiakkord. Er ist eine Dissonanz und doch keine, er läßt sich nach allen Tönen auflösen und drängt darum nicht. Er ist sehr intelligent, nämlich drei kleine Terzen, aber er rutscht aus, ist nicht innerlich organisch aus Vor und Nach empfunden und hängt wie ein dämonischer Ballon in der Luft, ein chinesischer Drache, dem Wind preisgegeben. Klinger ist höchste geistige Potenz, ein Gedankenmensch auf der Höhe des Tages, von Problemen voll, voll von Gegenwart und dabei von einer hellenistischen Elastizität. Vielleicht Hellenist. Sie wußten viel und konnten viel, mehr als die Hellenen. Aber sie hatten nicht den Frühling und nicht den Herbst. Der gewaltige, ernste Brahms, Genien um ihn, halb noch aus der Erde wachsend, halb schon ihn umfliegend, körperlich werdend um sein majestätisches Kleid, in dem er den Menschen, sich Menschen, hoheitsvoll verhüllt. Ein erhabener Gedanke, der nicht Plastik werden will. Rodins Balzac ist die Körperlichkeit des Verhüllten, sein Viktor Hugo mit den fliegenden Genien ist die Körperlichkeit in letzter materieller Vorstellung. Aber es ist Körper, Tastsinn, Rundgefühl, Flächenstreicheln, Massives in Licht und Schatten, Poesie des Widerstandes im Raum. Klinger vereinigt — ich sage: gleichsam, bei seiner bewußten Höhe — diese beiden, aber der Reiz des Körpers fehlt. Beethoven wurde bei ihm ein olympisches Monument des Kunstgewerblichen. Sein Brahms ist nicht so unbrahmsisch, als der Beethoven unbeethovensch war — aber er ist ohne den Detailwert einer Hand, eines physiognomischen Spiels, das ein Wunder im Raume wäre. Verlieben kann man sich in den Kopf, der da hinten an seinem „Drama" hängt, auch wenn das Ganze kalt läßt. Hier finde ich nichts für den Tastsinn. Es bleibt Idee. Idee der Form. Ungewöhnliches Denkmal, kein Kaiserdenkmal, aber der Stein und die Idee feiern keine Hochzeit. Es gehört zu den Werken, die sich wundervoll schildern, lyrisch erhöhen, ästhetisch verklären lassen, aber sie bleiben der verminderte Septimenakkord.

Dieser Akkord besteht dabei aus zwei ineinandergeschobenen Dissonanzen. Brahms' Dissonanz ist die tiefe, niemals prostituierte, niemals salonglatte, niemals in der Vollendung zufriedene, berstende, knorrige, unschöngeistige Wahrheit der absoluten musikalischen Empfindung, selbst in ihren zwecklosen Gängen. Klingers Dissonanz ist die gebildete, geistige, intellektschwere, gedankenvolle Poesie. Beide genügen sich nicht. Sie ringen nach Form. Brahms läßt Beethoven mit Schumann ringen, Klinger die humanistische Welt mit der romantischen. Brahms' Cmollsymphonie, das Klarinettenquintett, die Magelonenlieder scheinen vollkommen, das deutsche Requiem absolute Einheit von Erfindung und Stil. Aber die Schwere der ringenden Seele ist in ihnen, das Konzessionslose unge=

brochener, ungeschliffener Kunst, die Schönheit der inneren Dissonanz, das Leben der Empfindung: die Feldeinsamkeit ist Plastik des Unplastischen, Landschaft des Gefühls, Zeichnung der Farbe. Klinger hat zu seinen Liedern graphische Parallelen gegeben, das Schicksalslied ins Prometheische übertragen, die Landschaft in die Feldeinsamkeit gezeichnet. Es reizt ihn die verwandte Schwere der Empfindung, der Ernst, die Absolutheit. Aber indem er das Denkmal seines Mitmeisters machen will, öffnet sich seine Dissonanz zwischen Idee und Materie; er liebt Brahms so, daß er ihn nicht gestaltet; er versteht sein Werk so, daß er in ihm stecken bleibt. Er hat eine ausgezeichnete Büste von Wilhelm Wundt geschaffen.

In der Sezession ist Klinger = Brahms, in der Akademie Schadow, beinahe Schadow = Mendelssohn. Schadow hätte Mendelssohns Denkmal gemacht: ein Obelisk, darauf der edle Kopf des Meisters, geradeaus und reinlich, aber doch mit irgendeinem stillen Rest charakteristischer Menschlichkeit, wie das Blütenhafte in seinem jungen Friedrich Wilhelm III., der Abbé in seinem Wieland, der Flächenschnitt im Nicolai, das Väterliche, Philosophische im Fasch. Eine Muse hätte sich angelehnt, als ob sie über die Grazie des porzellanenen Jahrhunderts nachdenke. Ein Relief wäre unten gewesen: Sommernachtstraumelfen vor Jupiter Goethe tanzend, sehr projiziert, weit gestellt, antik dekorativ, doch mit der vollendeten Anmut der Balleteusen des Kgl. Theaters. Es wäre ein Denkmal gewesen des Mendelssohn, der zugleich sein Mendelssohn war. Eine Konsonanz zweier Konsonanzen. Ohne Schadow Unrecht zu tun. Er ist mehr als Mendelssohn. Er trägt in sich zwei Erbschaften: die kräftigere der Niederlande, die elegantere des Porzellans. Ohne die Niederlande wären der wundervolle Ziethen und Dessauer nie geworden, wahre Umarmungen von Charakter und Form, so schön fürs Auge, wie für die Kultur, Verewigungen von Gegenwärtigem in sinnlich empfundener Gestalt. Die zwei Erbschaften geben zu der antiken Strenge der romantischen Zeit reizende, kleine, feine Dissonanzen. Das ist sein Charakter, das seine Form in der Geschichte. Liebliche Erlösungen in einer plastischen Herzlichkeit, Distanz in einer bewußten, berlinischen Nüchternheit, Emigrantentum an der Havel, Potsdam nach Schlüter. Aber er hätte Mendelssohn gemacht. Das Edle, Souveräne, Unproblematische wäre, mit einem Hauch von Ergriffenheit, darin gewesen, das im Laufe der Jahre den blassen Teint erhält.

Ich saß bei einer kleinen Elektraprobe im finsteren Dresdener Opernhaus. Ein Tapezierer mit einer großen Laterne suchte nach schlecht gewordenen Sitzen im Parkett. Schuch unterbrach sich im Dirigieren und fragte: was sucht denn der da im Parkett? Da rief Strauß: einen Dreiklang. Das ganze Orchester, zwischen zwei Dissonanzen, lachte. Laßt mir einen Monat Generalpause für diesen Fall. Aus dem wirbligen Chaos von Mendelssohn, Brahms, Klinger, Schadow will ich die prachtvolle Dissonanz der Elektra ganz für sich und ganz für mich entwickeln. Alles gehört zusammen, aber alles gehört noch mehr allein.

# Wir sind vergnügt .../ von Arthur Eloesser



Man erzählt von den Pariser Lundistes, daß sie in vornehmster und bequemster Auffassung ihres Berufes nur einmal um eine Anschlagssäule herumzugehen brauchten, um sich das kritische Feuilleton zurechtzulegen, das alle großen Blätter erst am Montag brachten. Zu diesem etwas hochmütigen Verfahren könnten wir Nachtkritiker, die einem ungeheuerlich angewachsenen Theaterbetrieb nicht nur ihre hervorragenden Talente, sondern auch Schlaf und Nerven opfern, ohne besondere Gewissensstörung zurückkehren. Wenn ich mir die Titel der aufgeführten Stücke notiert habe mit den überaus stattlichen Wiederholungsziffern, die über die silberbekränzte 25 und sogar über die goldbekränzte 50 glorios hinausgehen, so bleibt kein Zweifel mehr über eine neue Einmütigkeit des Geschmackes, über einen entschiedenen Willen des Bedürfnisses und die Bereitwilligkeit der Theater, es zu erfüllen. Alle Bühnen, auch die ernstesten, die sich den kostbaren Luxus eines literarischen Gewissens hielten, schäkern heute mit der leichten Muse, sie gestehen sogar ein festes Verhältnis zu ihr ein, und das Publikum trägt mit Vergnügen die Kosten. In dieser traurigen Zeit der wirtschaftlichen Depression, der fallenden Renten und der steigenden Steuern sind die Theaterdirektoren, die an den Wassern Babels saßen und weinten, plötzlich die glücklichsten, wahrscheinlich die einzig glücklichen Geschäftsleute geworden. Reinhardt gibt wohl noch etwas Shakespeare, Brahm zelebriert die große Totenmesse für Ibsen, an einer anderen Bühne holte sich Hebbel den unvermutetsten Erfolg mit seiner bisher gemiedensten Tragödie von dem jüdischen Othello und der klug gewordenen Desdemona, aber den Grundstock des Gesamtrepertoires liefert die Posse. Jedes Theater hat seinen Heiterkeitserfolg gehabt. Wenn du es richtig anlegst, kannst du die ganze Woche hindurch lachen, Sonntag mit Shaw, Montag mit Wied, Dienstag mit Sardou, Mittwoch mit Nestroy, Donnerstag mit Kalisch, Freitag mit Thoma, Sonnabend mit Caillavet-Flers. Berlin amüsiert sich in einem einzigen theatralischen Karneval, und in meinem erstaunten Kopfe summt der gute alte Vers: Wir sind vergnügt und haben's garnicht nötig.

Oder haben wir es doch nötig? Da müssen wir die Kritik fragen. Nun, die Kritik hat die Erlaubnis zum Lachen gegeben, sie hat sogar mitgelacht, herzlich, schallend, schamlos. Für Ausgrabungen aller Art hat sie ja von vornherein ein gelehrtes kulturhistorisches Interesse. Nestroy hat bei den Franzosen ehrlich gestohlen, Kalisch hat das Beste von den Wienern gemaust, aber solche Bereicherungen werden im Laufe der Zeit zu legitimen Annexionen. Von wessen Acker er auch stammte, jedenfalls ist der Mumienweizen, wieder an die Sonne gebracht, herrlich aufgegangen und er hat den notleidenden Direktoren das tägliche Brot geliefert. Aber wir haben uns auch gegenüber der modernen Pro-

duktion um den Identitätsnachweis, um das reelle Verhältnis von Import und Export nicht gekümmert. Wo ist unser literarischer Hochmut geblieben? Die Franzosen sind wieder vorgerückt; ihre leichten Truppen, denen wir die Außenforts der speziellen Amüsirtheater mit einer gewissen Geringschätzung überließen, haben nun auch die Bastionen der Shakespeare-, der Ibsenburgen gestürmt, und wir sind am meisten über uns selbst überrascht, daß wir nicht tapferer schmälen können. Wenn wir die Franzosen einlassen, das bedeutet immer erfrorene Saaten, verhagelte Ernten. Wir leben heute ohne literarische Ambitionen, ohne gesinnungsstarke Programme, ohne verheißungsvolle Prospekte, und der leichtsinnigste Augur erblickt kein Zeichen am Himmel mehr. Wir haben Ibsen und Hauptmann durchgesetzt, Maeterlinck, Schnitzler, Hofmannsthal, wir haben den Naturalismus zu Tode, den Symbolismus beinahe zum Leben gebracht, wir haben dann etwas wie Höhenkunst dekretiert, eine einfache kühne Synthese des Lebens, die die Vorzüge von Äschylus, Shakespeare, Goethe vereinigt, und wie einige Dramaturgen behaupten, soll ja einigen Dramatikern diese Kombination auch geglückt sein, wenigstens auf dem Papier. Es ist kein Geheimnis, daß das Buchdrama wieder blüht.

Wir haben das Theater erst unter die Aufsicht der modernen Literatur, dann der modernen Kunst gestellt. Wir haben neue Illusionsspiele geübt, Architekten, Bildhauer, Maler berufen; wir haben neue Harmonien von Plastik und Malerei ersonnen, wir konnten Menzel oder Liebermann, Chodowiecki oder Beardsley spielen. Das Theater bekam eine nie gesehene Buntheit, eine unermüdliche stilistische Anpassungsfähigkeit, ein unerschöpfliches artistisches Ausdrucksvermögen, da es als höchste enthusiastisch hofierte Souveränin alle Künste benutzen, oder wie Goethe sagen würde, ausplündern durfte. Die Gründlichkeit unseres Enthusiasmus hat noch mehr geleistet. Wir haben das gesamte Korpus der Bühne an Haupt und Gliedern reformieren wollen, um es nach unseren heutigen Bedürfnissen zu organisieren, über die wir uns zunächst nicht einig waren. Wir haben die Theater nach ihren besonderen Zwecken differenziert und wir haben zugleich debattierend und experimentierend eine definitive ideale Form erstrebt. Wir haben Bühnen für das Volk und andere für Bankiers errichtet. Eine sieht aus wie ein Kongreßsaal, eine andere wie ein Damenboudoir, eine dritte wie ein Geigenkasten, eine vierte wie ein Gefängnis. Einige Architekten waren für die Tiefe, andere für die Breite, beide Parteien beriefen sich auf Shakespeare und die Antike. Panorama oder Relief? Illusion oder Suggestion? Der moderne Regisseur wurde zu einem Zauberer, zu dem großen Demiurgos, der alle Künste am Bändel hat, und jeder halbe Literat fühlte sich versucht, einmal am Drahte zu zupfen, dem eine ganze Zauberwelt gehorchte. Das Theater hat alle Erschütterungen, die literarischen wie die artistischen, geduldig ausgehalten, mit dem Erfolge, daß die Stürmer müde geworden sind. Es will heute nichts als uns unterhalten und es unterhält uns. Haben wir alle ins Faß der Danaiden geschöpft? Ich glaube es nicht.

Wir brauchen heute Ruhe nach so vielen redlichen Anstrengungen, ingeniösen Erfindungen, exzentrischen Experimenten, und das Publikum freut sich, daß es in Ruhe gelassen wird. Es hat den Ibsen verdaut, den Wedekind wiedergegeben, es hat an so mancher harten Speise gekaut, und wenn die Leute jetzt nicht Reis mit Rosinen bekommen, verderben sie sich für lange Zeit den Magen. Warum sollen wir sie aufstören? Die Reaktion muß sich ablaufen, und wir müssen die weise Gewohnheit der Geschichte anerkennen, die gerade nach Revolutionen ein tiefes Bedürfnis der Heiterkeit, des Lebensgenusses zuläßt, wenn nämlich die Leute merken, daß die Erde sich nicht schneller als sonst gedreht hat.

Wir wollen die Wichtigkeit der rein literarischen Motive nicht überschätzen, in die sich sehr beträchtliche von rein lokaler Bedeutung einmischen. Berlin will amüsant werden; das gehört sich für eine Großstadt. Mit zwanzig Jahren waren wir Spartaner, jetzt möchten wir als Athener gelten. In abermals zwanzig Jahren, wenn wir nicht mehr mitmachen, werden wir uns wundern, mit welcher Schnelligkeit wir gelebt, mit welcher ausbündigen Gründlichkeit wir die Reise um die Welt, d. h. um uns selbst gemacht haben. Wir waren ganz gewiß eine häßliche Gesellschaft von einseitigster Männlichkeit, von starrster Geistigkeit, dem Luxus, der Mode, dem Vergnügen mit jünglingshaftem Puritanismus verfeindet, Stubenmenschen, Kartenspieler, Biersäufer, Menschheitsretter vom ersten bis zum letzten Schoppen. Das Weib existierte nicht, es war eine Angelegenheit der Ladenschwengel, die es mit Bier oder mit Sekt genossen. Die norddeutsche Erotik hat einen notwendigen Zusammenhang mit dem Alkoholismus. Dann wurden wir Radfahrer, Ruderer, Tennisspieler, Florettfechter, wir begannen ein Perikleisches Zeitalter. Der anstellige Berliner schickt sich in alles, wenn seinem Lerneifer, seiner Gewissenhaftigkeit ein Prinzip vorgesetzt wird. Es sollte großstädtische Kultur gelernt werden, und dieses Pensum wurde in wenigen Jahren bewältigt, ohne die stille selbstverständliche Mitwirkung der Frau, nur durch das agitatorische, organisatorische Vorgehen des Mannes. Wir haben die genähten Schlipse, die Röllchen, die Chemisettes, die Gummizugstiefel verabschiedet und sind damit ein erhebliches Stück weiter gekommen. Wir haben uns auf Eitelkeit dressiert, und wir sind unglaublich gesund, jung und vergnügt geworden. Jetzt hätten wir fertig sein müssen, da wir auch eine Veredlung der Vergnügungen unternahmen. Ein dionysischer Zug hat die alte Verschämtheit mitgerissen, die spröde Starrheit aus ihren Fugen gebracht, und es traf sich sehr glücklich, daß der deutsche Sekt erfunden wurde, der mächtig strömend das neue Blumenboot flott machte. Wenn du nach drei Uhr morgens einen öffentlichen Ball besuchst, so wirst du anerkennen, wie er dem Berliner die Füße, die Herzen und die Sinne hebt. Der deutsche Sekt und das Temperament des Berliners, das ist ein wichtiger Zusammenhang, eine deutliche kulturhistorische Periode. Wir müssen mit Stimulantien, mit Surrogaten, mit Imitationen arbeiten, wir sind einfach darauf angewiesen.

Wir wollen uns amüsieren und haben aus eigenem dazu nicht die Mittel. Es gibt in Berlin eine Menge Kabaretts, die ich nicht besuche. Möglich, daß dort unter fürchterlichen Plattheiten, die mir von ferne zu Ohren kommen, jüdischer, pariserischer, wienerischer, und vielleicht auch ein wenig berlinischer Geist gemacht wird. Aber ich besuche sie nicht aus patriotischen Gründen, weil sie meistens französische Namen führen, von lebendigen und verstorbenen Gründungen des Montmartre und des Quartier latin entlehnt. Uns mangeln solche lokalen Voraussetzungen, die sich nur plump nachtäuschen lassen. Der Künstler, der Student hat auch keinen Fußbreit Bodens in Berlin imprägniert; wir haben keine exotischen Quartiers von eigener Farbe und Gesinnung, von phantastischer Selbständigkeit. Das denkende, arbeitende, forschende Berlin hat eine Geschichte; das Vergnügen hat sie nicht oder hat sie nicht mehr, seitdem die alte Provinzial- und Residenzstadt in der neuen Weltstadt verschwand. Wißt ihr, wie bejahrt das Vergnügen in Paris ist, das Laster, das Abenteuer, das Leben der Straße, der Zauber der Nächte? Lest den alten François Villon, der im fünfzehnten Jahrhundert zugleich Verlaine, Richepin, Bruant war, und ihr werdet bei keinem Kneipensänger von Montmartre eine phantastische Ausgelassenheit oder Unanständigkeit finden, die er nicht schon durch seine wilden Rhythmen gejagt hat. Paris hat eine alte Großstadtseele; es ist der einzige Ort, der seinen Bedarf an höheren und niederen Vergnügungen aus dem Eigenen befriedigt, der vom Überschuß der Produktion noch abgeben kann.

Sonntag Shaw, Montag Wied, Dienstag Sardou, Mittwoch Nestroy, Donnerstag Kalisch, Freitag Thoma, Sonnabend Caillavet-Flers, und in drei bis vier kleineren Theatern regieren die Franzosen die ganze Woche hindurch. Es ist glücklich ein einziger lebendiger Deutscher dabei, und der stammt aus Bayern. Berlin als Provinzialstadt hatte das Volksstück und die Posse, auch keine autochthonen Gewächse, aber guter Verschnitt mit Wiener und Pariser Marken, der sich unserem Boden bis zur Wurzelechtheit assimilierte. Dieser klobige junge Riese mit den kapitalsten Freß- und Verdauungswerkzeugen produziert immer noch nicht für den täglichen Bedarf an Unterhaltung. Unsere Schwankdichter sind rein auszuscheiden; sie bearbeiten immer wieder Krähwinkel und Bretzenburg, auch wenn sie großstädtische Milieus vornehmen. Die politische Satire ist jetzt in die Theater gedrungen, und der Respekt vor dem öffentlichen Leben hat sich erschüttern lassen, hauptsächlich durch die Blamagen der Leute, die uns regieren sollen. Aber die Ironie hat immer nur die eine Richtung von unten nach oben, sie vertritt die Erbitterung des schimpfenden Untertanen. Wenn wir eine Demokratie hätten, wenn alle Parteien schon Gelegenheit gehabt hätten, sich mit der Macht zu blamieren, würde die Satire vielleicht umfassender, menschlicher, mächtiger sein. Heute liegt sie in den Ketten des Liberalismus und sie ängstigt sich auch, den Sozialismus anzufassen. Es geht immer wieder gegen

Schutzmann, Leutnant, Staatsanwalt. Dem liberalen Stadtverordneten, dem sozialdemokratischen Abgeordneten bewilligt auch der Kühnste nicht den Anspruch auf die Legenden der Lächerlichkeit. Alle alten eng zusammengewachsenen Großstadtvölker haben eine tiefe, phlegmatische, umfassende Ironie: es ist ihre Salomonische Weisheit, ein gelassener, fast wieder fröhlich gewordener Pessimismus, weil die Großstadtseele die starken Reizungen, die schnellen Reaktionen, denen sie sich aussetzt, nicht anders beschwichtigen kann. Wie man alles organisiert, will man heute auch diese Art von Gemeingeist künstlich hervorbringen. Die Presse, oder wenigstens eine bestimmte unausstehliche Sorte, geht da voran. Sie will Berlin zu einer amüsanten Stadt machen, und wir haben nun glücklich Boulevardblättchen ohne einen Boulevard. Man schreibt da in der Regel unberlinisch und sogar undeutsch, galizisch, wienerisch, pariserisch, aber es muß wohl ein Bedürfnis vorhanden sein, wenn schon so viel Leute davon leben können, daß sie uns das Lächeln beibringen wollen. Vielleicht geschieht auch das für die Kultur. Haben doch Syrer und Juden, die auf dem Pont-neuf handelten, mit den eingesessenen Franken und Galloromanen im Mittelalter die Seele von Paris zusammengegossen. Ex oriente lux! Vielleicht müssen diese von östlichen Winden hergewehten Schmocks den Aristophanischen Geist über unser Perikleisches Zeitalter ausgießen, bis der Aristophanes aufsteht, der uns beim richtigen Namen nennt. Ich halte mich für einen leidlich ernsthaften Menschen und ich sehne mich nach dem, der mit der großen Peitsche kommen wird, um meine Lächerlichkeit herauszuklopfen, natürlich und vorzugsweise auch aus meinen guten Freunden, die wir es in einem halben Menschenleben so herrlich weit gebracht haben, von Herdenmenschen zu Herrenmenschen, von Doktrinären zu Opportunisten, von Stubenhockern zu Lichtathleten, von Weltverächtern und Weiberfeinden zu frivolen Diplomaten jeder Lebenskunst. Bisher haben uns nur die Knoten angerempelt; wir wollen aber nicht heilig sein, wir sind keine Stadtverordneten. Es soll überhaupt nichts heilig sein. Ehe nicht unser gesamtes öffentliches Leben in einer feinen Atmosphäre von Lächerlichkeit schwimmt, wodurch allein seine öde Gestaltlosigkeit zu einer Physiognomie geraten würde, eher empfangen wir nicht den dionysischen Geist der zarten Tollheit, die uns lächeln, tanzen, schwärmen macht. Das Bedürfnis ist da, das wir mit fremden Brocken jeder Herkunft wahllos, zahllos beschwichtigen. Wir amüsieren uns über alles, nur nicht über uns selbst. Tout finit en chansons. Bei unseren Nachbarn, nicht bei uns. Manches fing sich mit Liedern an, und wie ernsthaft hat es geendet! Vor fast zehn Jahren feierten die Berliner Intellektuellen einen literarischen Karneval; die uns damals Schall und Rauch vormachten mit entzückender Keckheit, Phantasie und Grazie, spielen heute den Shakespeare ohne Striche. Es ist uns vielleicht bestimmt, daß unter unseren Händen alles ernst und gründlich werden soll, und wenn diese Zeit der abspannenden Vergnügtheit vorüber ist, wird uns vielleicht

wieder ein Alarm zu den Waffen rufen. Noch meldet sich nichts; wir treiben Lagerscherze und schäkern mit der Marketenderin. Manchmal ist es, als ob noch viel zu tun wäre. Man weiß nur garnicht, was! Also laßt uns schlafen, vielleicht auch träumen! Es summt immer noch in mir, um mich herum so süß beruhigend, so stumpfsinnig einlullend: Wir sind vergnügt und haben's garnicht nötig ...

## Der Hermann Bahr-Preis/ von Hermann Bahr

Unzufriedene gehen mich an, doch gegen die Richter über den Nobel-Preis, als in den deutschen Dingen schlecht beraten, einmal ein kräftiges Wort zu sagen. Ich danke. Nein, das will ich nicht! Erstens: weil ich mißtrauisch an der Kraft der kräftigen Worte geworden bin. Wo ich nicht mit meinen Händen zugreifen kann, will ich mich lieber still verhalten. Worte geben nur wieder Worte, der Lärm wächst, indessen geht die Welt ihren stillen Weg. Zweitens: weil ich der Meinung bin, daß ein Volk dem anderen in seine Art nichts drein zu reden hat, sondern jedes aus Eigenem besser machen mag, was ihm nicht paßt. Wir haben doch schließlich auch Erfinder, die reich geworden sind. Wohin kommt das Geld? Mögen sie sich ein Beispiel an Nobel nehmen! Gibt es erst einmal einen Siemens-, einen Krupp-Preis, einen Auer-Preis, diese wollen wir dann im deutschen Sinn nach unserer Meinung verwalten. Doch scheint der deutsche Reichtum vorläufig, als ein rechter Plebejer, höchstens einmal nach Orden, niemals nach geistigen Wirkungen zu gehen und keine Lust zu einer anderen Tätigkeit als seiner eigenen zu haben. Drittens: weil ich mich überhaupt für andere Preise nicht mehr interessieren kann, seit wir den Hermann Bahr-Preis haben.

Ich will nun in der Ordnung sagen, zunächst was mich von der Notwendigkeit, diesen neuen Preis auszusetzen, überzeugt hat, dann wem er verliehen werden soll und an welchen Merkmalen erkannt wird, wer ihn ansprechen darf, endlich was etwa noch fehlt. Bemerken will ich nur noch auch, daß ich für mich selbst keinen Grund hätte, nicht mit den alten Preisen einverstanden zu sein: einer ist mir schon erteilt worden, der Bauernfeld-Preis, und die anderen bleiben auch keinem aus, der es erlebt, es geht ja nach einem gewissen Turnus.

Alle diese Preise haben das gemein, daß man sie kriegt, wenn man sie nicht mehr braucht. Dafür können die Richter nichts, es liegt an den Stiftern, die alle den Künstler dadurch zu ermutigen meinen, daß sie ihm am Ende der Bahn mit dem goldenen Kranz winken. Am Ende der Bahn: denn nur das beste Werk soll immer gekrönt werden. In allen solchen Stiftungen heißt es: das relativ beste Werk. Es soll also einer ausgezeichnet werden, der sich schon ausgezeichnet hat. Woran ist denn nun aber so ein bestes Werk zu erkennen? Was

bedeutet es eigentlich, wenn fünf Preisrichter sagen: Dieses ist das relativ beste Werk der letzten drei Jahre? Es bedeutet: Dieses ist unter allen das Werk, das auf uns fünf Preisrichter am stärksten gewirkt, uns fünf Preisrichtern am besten gefallen und unseren Lehrmeinungen vom Schönen, Notwendigen und Rechten am meisten entsprochen hat. (Seien wir nämlich einmal so naiv und nehmen wir an, es komme wirklich vor, daß sich die Preisrichter einmal an die Absicht des Stifters halten, statt an den Wunsch des Ministers oder einer von den Kunst-schützenden, gräflich jüdischen Damen; gar alle fünf!). Wer sind denn aber die fünf Preisrichter? Wen nimmt man zu dem Amt? Was bedeutet es, wenn einer Preisrichter wird? Es bedeutet: Dies ist einer, der bei jenen, die in diesen Dingen mit zu reden haben und denen ein Urteil darüber angemaßt wird, das Vertrauen genießt, es zu wissen, was wirken darf, was gefallen soll und was den allgemeinen Lehrmeinungen vom Schönen, Notwendigen und Rechten entspricht. Um zum Preisrichter auserwählt zu werden, muß einer das Vertrauen der Berufenen haben, daß er Geschmack habe. Nach diesem soll er urteilen. Geschmack heißt aber, worin die Gebildeten einig sind. Also: einen Preis bekommt, was den Preisrichtern gefällt, ein Preisrichter wird, wer mit den Gebildeten einig ist, daher gefällt den Preisrichtern, was den Gebildeten gefällt, und den Preis bekommt, was nach dem Urteil von fünf auserwählten Kennern den Gebildeten in den letzten drei, fünf, zehn Jahren am besten gefallen hat. Ein Preisgericht ist die Schlußrechnung, die der Geschmack der Gebildeten von Zeit zu Zeit macht. Nur erwarten die Gebildeten heute dies gar nicht erst, sondern rechnen vorher schon selbst unmittelbar ab, indem sie Stücken zuklatschen oder Bücher ankaufen, die nach ihrem Geschmacke sind, lange bevor das Preisgericht spricht. Das Preisgericht sagt dann bloß Amen. Einen Preis bekommt, wer schon so stark auf das Publikum gewirkt hat, daß am Ende sogar die Preisrichter davon hören. Ein Preis ist eine Belohnung für den Erfolg, den man gehabt hat. Wie soll es auch anders sein? Ein „großes" Werk kann der Preis nicht treffen. Groß ist ein Werk, das die Kraft hat, den Geschmack zu verändern. Wie kann das einer erkennen, der selbst noch im unveränderten Geschmack steckt? Und nur der wird doch zum Preisrichter auserwählt, eben darum ja! Sein Amt ist, das zu hüten, was zu zerstören das Amt des großen Künstlers ist. Sein Amt ist, besseres Publikum zu sein, ein Publikum nämlich, das Gründe für seinen Instinkt weiß. Und so bleibt's dabei, die Preise sind immer nur Belohnungen für den Erfolg. Hat man diesen erst, so kann's an jenen nicht fehlen. Hat man diesen nicht, wie will man zu jenen kommen? Was aber ist ein Erfolg? Für ein Buch: zwanzig Auflagen; für ein Stück: fünfzig Aufführungen, in den großen Städten. Kaufmännisch ausgedrückt: sechzigtausend Mark, mindestens. Und was trägt ein Preis ein? Tausend Mark, dreitausend und wenn's einmal hoch geht, fünftausend. Einen Preis bekommen heißt eigentlich also nur, daß

jemand, aus Anerkennung dafür, daß er sich schon sechzigtausend Mark verdient hat, nun noch eine Prämie von dreitausend dazu kriegt. Der goldene Kranz ist, wenn man's recht nimmt, gar nicht mehr so besonders golden. Wen soll er ermutigen? Wer sich zutraut zu gefallen, hat ihn nicht nötig. Wer zu gefallen verschmäht, darf auch auf ihn nicht hoffen. Also wozu? Nun, es wärmt den Erfolg noch. Es ist nicht bloß eine Belohnung für den Erfolg, den man gehabt hat, sondern auch noch eine bessere Verzinsung.

Der Hermann Bahr-Preis hat andere Statuten. (Sie sind übrigens von der hohen Statthalterei noch nicht genehmigt). Der Hermann Bahr-Preis wird alle fünf Jahre, und zwar abwechselnd immer einmal einem Dichter, das nächste Mal einem Maler, das dritte Mal einem Musiker, für jenes Werk verliehen, das in der seit dem letzten Mal verlaufenen Zeit, bei unzweifelhaft künstlerischem Wesen, nachweisbar den größten Mißerfolg errungen hat. Nachzuweisen hat der Bewerber den Mißerfolg vor einem Notar. Dazu genügt Zischen, Lärm, Stampfen, und wie sonst noch etwa das Publikum die Ideale zu wahren pflegt, noch keineswegs allein, sondern es wird ausdrücklich verlangt, daß der Bewerber auch die Bestätigung des Mißerfolgs durch die führende Kritik beizubringen hat. Was aber die Forderung seiner unzweifelhaft künstlerischen Begabung betrifft, so ist hiefür das Gutachten, in Österreich der kaiserlich königlichen Akademie der Wissenschaften, im deutschen Reiche der Berliner Germanisten (unter welchen Scherer-Schüler, solange es noch solche gibt, den Vorzug haben sollen) einzuholen, denen das Werk mit der Frage vorzulegen ist, ob sich in diesem durch Publikum und Presse hinlänglich gerichteten Elaborat eines irregeleiteten Künstlers nicht dennoch etwa zuweilen Spuren einer gewissen technischen Gewandheit oder Fertigkeit zeigen. Um Beispiele zu geben: Wagner hätte noch nach dem Ring Anspruch auf den Hermann Bahr-Preis gehabt, Hauptmann nach dem Friedensfest und wieder nach dem Kramer und wieder nach dem Kaiser Karl, Klimt nach der Philosophie und nach der Medizin, Manet, Rodin, Munch, Pfitzner und Eulenberg immer. In manchen Fällen wird der Hermann Bahr-Preis ein Vorpreis zum Schiller- und zum Grillparzer-Preis sein, indem er die Kandidaten dieser Preise vor dem Verhungern solange schützt, bis ihnen mittlerweile (wenn sie so klug sind stehen zu bleiben) das Publikum langsam nachkommt. Und man wird wenigstens schon bei Lebzeiten wissen, wem in hundert Jahren der Enkel ein Denkmal setzt. Der erste, der mit dem Hermann Bahr-Preis gekrönt wird, soll unser Schönberg sein.

Alles ist vorbereitet, es fehlt nichts als das Geld. Doch macht mir dies gar keine Sorge. Denn ich muß nur mein System umwenden, ich muß nur in den nächsten Jahren um eben das, was ich bisher mehr gebraucht als verdient habe, künftig weniger brauchen als ich verdiene, so geht's.

## Kaisers Geburtstag

Der Kaiser herrscht, aber er regiert nicht.

Es scheint, als dürften wir seit dem dies nefastus, dem 17. November 1908, die wälsche Formel für den Konstitutionalismus verdeutschen.

Von oben her, von der bisherigen Zentralstelle aller politischen Impulse — dont tout tire son aliment sagte Lafontaine von seinem Sonnenkönig — dringt kein Laut ans Ohr des Volkes. Kein Lüftchen regt sich. Unsere anspruchsvollsten Konstitutionalisten könnten sich am Ziele ihrer Wünsche glauben. Wildenbruch, der Homer der Hohenzollerngröße, hat in seinem Schwanengesang nicht umsonst gefleht: Nimm in eigne Hände deine Sache!

Sprich du selber für dein eignes Herz,
Deutsche Seele. .

Und für den Kanzler, den verantwortlichen Leiter der reichsdeutschen Politik, sind offenbar glückliche Zeiten angebrochen. Vor Sonnenaufgang hatte er mit seiner Ministeralität die kaiserliche Politik vor kritischem Anwurf zu decken; hinfort hat die Autorität des kaiserlichen Namens seinen Willen, sein Programm, seine Taktik zu schützen. Die politische Kritik hat ein anderes Subjekt zum Objekt erhalten. Also kritisieren wir ihn, der durch seinen tapferen Patriotismus dem deutschen Volke den Weg ins gelobte Land der politischen Selbstbestimmung gewiesen hat — die wichtigste Tat seit der Reichsgründung . .

Scheinbarkeiten? Jedenfalls wollen gewisse Wetterzeichen zum deutschen Scheinkönigtum nicht stimmen. Kaisers Geburtstag! Er zeigte, daß deutsches Königtum als Aktivum, als Würde, die in Handlungen sich kundgibt, von Millionen noch empfunden, nur so vorgestellt wird. Byzantinisches Gevögel . . Nicht doch. Es ist begreiflich, daß jenes in noch dichteren Scharen als sonst den Thron umschwirrt, den Thronenden wieder mehr in Erdnähe zu bringen sucht. Aber abseits dieser offiziellen Provinz (und der stillen Gemeinde der Republikaner) wurde der Tag vielfach mit Innigkeit, mit Innerlichkeit gefeiert. Als ob es gälte, eine übertriebene Strenge, eine ins Blut schneidende Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Man hatte sich's überlegt und gefunden, daß schließlich, „nach allem", das persönliche Regiment in die Zeit zwar nicht passe und der Monarch sich an der Liebe eines freien Volkes in Zukunft müsse genügen lassen, daß aber . . im übrigen . . für Deutschland ein starkes Königtum der rocher de bronze aller politischen Weistümer sei. Ja, in diesem verhängnisvollen Zirkel stecken wir, es fehlt der Wille, aus ihm herauszukommen. Man hält einen stark persönlichen Willen ohne persönliche Note, eine monarchische Initiative ohne die Dornen möglicher Verirrungen

und objektiver Reichsschädigungen für möglich, — auch das liberale Bürgertum baut im Grunde auf die Ausnahme als Regel das Gesetz unserer Zukunft. Auch heute noch. Die Politik ist das einzige Gebiet, in dem die Romantik als Realität lebt. .

### Ein Genie der Halbheit

Aber ist's nicht Bülows „Schicksal von Aufgabe", diese Romantik aus dem Wege zu räumen? Seiner Entfaltung stand sie im Wege. Er konnte die Fittige nicht regen. Er hat all die Jahre hindurch (wurde glaubhaft gewispert) unter der übermenschlichen Last eines Kampfes nach zwei Fronten gejammert. Daß er sie so lange zu tragen vermochte, spricht für ihn als Psychologen, spricht mit zermalmender Wucht gegen ihn als Staatsmann. Er bekennt damit, daß seine Politik nur persönlich, nicht sachlich notwendig war. Das Resultat war der Bankrott unserer auswärtigen Politik, die Zerrüttung unseres moralischen Kredits bei den Verkehrsvölkern; und im Innern ein äußerst geschmeidiges . . Sichhindurchstümpern von Fall zu Fall. Diese Scheinkunst — und das war bezeichnend — hatte Gegner, keine Feinde; bis auf die Sozialdemokraten, die ihn als politischen Denker nie ernst nahmen, dafür aber seine taktische Kunst fürchteten. Eigentlich war er ja alles, und von allem ein bißchen; ein bißchen konservativ, ein bißchen liberal, ein bißchen agrarisch, ein bißchen wohl auch freihändlerisch, nämlich insofern das reine Händlerinteresse in der Bilanz der Nationalwirtschaft ja immerhin einen respektablen Posten macht. Ein Eklektiker, der ins Liberalistische und Kosmopolitische schillert. Der erste Gentleman Deutschlands, welches Etikett ihm, zu seiner innigen Genugtuung, sein englischer Leibjournalist Sidney Whitman angeheftet hat. Nur den Agrariern war dieser Reichskanzler, trotz des vorherbestellten agrarischen Leichensteins, stets etwas verdächtig: sie haben eben männlichen Geschlechtscharakter und lieben den starken politischen Willen . . Ein liberaler Abgeordneter sagte mir: wäre seine Politik nur ein bißchen anders, — ich könnte ihn lieben. Ein bißchen . .

Sie wurde ganz anders, seit, vor zwei Jahren, das Zentrum aus der Führerstellung verwiesen wurde. Kulturpolitische Motive? In allen Kulturfragen sind sie wahlverwandt den Konservativen. Sie haben die gewünschte Agrarpolitik machen helfen. Sie haben, in jedem erlaubten Maße, nationale Politik machen helfen, zur Zeit, da der Freisinn für Flotten und Kolonien eine gar sehr platonische Liebe hegte. Ihre konfessionelle Parteistellung war weniger drückend als je zuvor. Die Gleichstellung in der Verwaltung ist erreicht. Sie dürfen heute beanspruchen, als deutschnationale Partei betrachtet zu werden, die um eine christlich-konservative Staatsauffassung kristallisiert ist. Wer diese ungeheuere Minderheit politisch als Fremdkörper (wie das Bismarck eigentlich immer tat) empfindet, muß ihre Kulturgesinnung aufs äußerste bekämpfen; muß versuchen, den Einfluß der katholischen Partei auf das Staatsleben von dieser Seite her zu lähmen; muß

felsenfest überzeugt sein, daß dieser Einfluß auf Schule und Wissenschaft und Forschung und Kunst ein dem modernen Gefühl unerträglich verhängnisvoller ist. Von den Intellektuellen und den Unpolitischen im Lande, von der Masse der Mitläufer wurde die so geräuschvoll besorgte Züchtigung des Zentrums mit einer Freude aufgenommen, in die sich merklich kulturkämpferische Untertöne mischten. Das konnte unmöglich Strohfeuer sein, es wäre eine ungeheuere Frivolität gewesen. Man fühlte deutlich einen Ruck: sollte Kultur und Politik am Ende doch zusammenhängen? Der Block Bismarcks hatte doch diesen Kitt, es war seine liberale Epoche, vor der Abschwenkung zum Schutzzoll. Wirtschaftlich passen die Liberalen heute so wenig wie früher ins Blockschema; sollten sie nationale Politik machen helfen, so konnte es nur geschehen, indem der Liberalismus wenigstens als Kulturgesinnung, gegen wurmstichige Traditionen, die vom Leben längst aufgegeben sind, zu seinem Rechte käme. Wozu sonst der Lärm? Auf diesem Boden gibt es, von den Freikonservativen bis fast zu den Revisionisten unter den Sozialisten, wirkliche Gemeinsamkeiten. War eine Mehrheitbildung auf dieser Basis, auch nach wiederholter Reichstagsauflösung, nicht möglich, dann war in sich Vernünftiges und Notwendiges auf ehrliche Weise versucht worden. Aber das Notwendige ist immer möglich. Es gibt im heutigen Deutschland kein anderes Mittel, den Egoismus der Parteien zu zertrümmern und für ein notwendiges Ziel das Land zu gewinnen; kein anderes Mittel, den Norden mit dem Süden zu verkitten; kein anderes Mittel, den Beamtenstaat (wie der treffliche Adickes will) in einen Bürgerstaat überzuführen; kein andres Mittel, von allen Radikalismen der Phrase die Hunderttausende von Mitläufern abzuspalten. Die Hoffnung war. Nicht einmal warm und innerlich aufrecht war das Versprechen eines organisch abgestuften Wahlrechts für Preußen mit seinen Reservaten für Besitz und Bildung, wodurch vielleicht unsre bürgerlichen Klassen, wie in England, erst einmal politische Herrschergewohnheiten sich anzüchten könnten. Wer mit solchem Kleinmut den Acker seiner Zeit bestellt, ist kein notwendiger Mensch; es ist fast gleichgültig, von wem er ersetzt wird. Macaulay sagt vom sehr ehrenwerten Sir William Temple, dem Bülow Karls II.: zum Staatsmann sei sein Patriotismus zu lauwarm gewesen. Das heißt: er hatte keinen unbedingten Willen. Klugheit, Bildung, Geist, Takt können ihn nicht ersetzen.

Auch die Rede vom neunzehnten Januar beweist es. Zwei Monate vorher ein Plaidoyer zugunsten des Rechtes des Volkes auf politische Selbstbestimmung, — innerhalb der Grenzen des Erlaubten. Nun, obwohl nicht einmal der von Treitschke bei der Reichsgründung geforderte Ministerverantwortungsparagraph Ereignis geworden, ein Plaidoyer zugunsten der Kronrechte, nebst Verherrlichung der politischen Befähigung seines Herrn. Das war wieder nur persönlich notwendig und klang wie die Bitte um Lebensverlängerung . . . oder wie der Nekrolog eines Sichselbstüberlebenden.

Ein Labsal in der Sintflut des steuertechnischen Geredes waren Adolf Harnacks, des berühmten Dogmenhistorikers ergo Dogmenzerstörers, Bemerkungen zur Nachlaßsteuer. Sie seien, sagt man, vom Reichskanzler inspiriert worden, dem sei der auch persönlich so sympathische Deutschbalte befreundet. Um so besser. Es war immer ein Zeichen von Überlegenheit, sich vor den Wissenden zu stellen. In diesem Falle zumal, wo es die weitere Einschränkung des Prinzips des wirtschaftlichen Egoismus gilt, kann aber wissend weder der Parteitechniker noch der Beamtenpolitiker sein; wissend ist nur, wer aus der Gesamtlage des politischen Bewußtseins die Gleichung zwischen öffentlichen Lasten und öffentlichen Rechten zu konstruieren vermag. Kompetenz gibt hier, wie überall im öffentlichen Leben, wo sich's um die prinzipiellen Entscheidungen handelt, nur Kulturgewissen, — das Gefühl der Verantwortung vor den kommenden Geschlechtern.

Seit hundert Jahren ist das Ideenland von Vorstellungen sozialer Gerechtigkeit unterwühlt. Reine Sozialisten, Kommunisten, Staatssozialisten, Christlich-Soziale, ethische Individualisten, sie alle streben in bezug auf letzte Ziele himmelweit auseinander, aber im einzelnen nähern sie sich, denn sie teilen die Überzeugung, daß die wirtschaftliche Tätigkeit unter sittliche . . meinetwegen unter sittenpolizeiliche Kontrolle gestellt werden müsse. Maskiert vom gemeinen Interessenkalkül, tobt der politische Kampf eben um die praktische Tragweite dieser Überzeugung, — ihr heute noch das Recht zu bestreiten, im Angesicht der unaufhaltsamen Kulturrichtung auf eine organisierte Demokratie (deren Fundamente allmählich sichtbar werden): das ist ein furchtbarer Anachronismus, der z. B. in Nietzsches Lehre wie ein Wurm sitzt und sie zerbröckeln hilft. Die Fortschrittsliberalen sind zwar heute starke Eiferer für die ethisch-konstruktive Behandlung des Wirtschaftslebens, dadurch erst erhält ihr politisches Bekenntnis die Seele; aber daß sie — die H. B. Oppenheim, Bamberger, Barth, Richter — so lange und mit so entwicklungshemmender Verbissenheit jenen Anachronismus verfochten, hat ihren politischen Tod in Deutschland herbeigeführt und sie die Gunst des Volkes gekostet, das an dem Aberglauben des laisser aller nicht hinsiechen wollte. In diesem Fortschritt lag der Rückschritt . . Nun, heute wagt keiner der von Marx so geschmähten Vulgärökonomen, nicht einmal der ärgste Harmonieapostel, den Begriff des Privateigentums als einen starren zu betrachten. Es individualisiert sich zwar immer mehr, entwendet sich immer radikaler der Umklammerung durch den arg verstümmelten Familienverband; Träger des Privateigentums ist das Individuum. Und wenn wir sagen, unsre Kultur beruhe auf dem Privateigentum, so meinen wir: es sei ein unentbehrlicher Sporn zur Entfaltung unsrer produktiven Energie; in ihm kristallisiert sich unser Freiheitsdrang, symbolisiert sich unser Wille zur Selbstbestimmung. Aber indem sich das Privateigentum individualisiert, tritt es in ein neues, menschlich fruchtbareres Verhältnis als das

bisherige zu den lachenden Erben selben Blutes: in die Beziehung zur allumfassenden Gemeinschaft des Staates. Der nimmt, in der Form der Vermögenssteuern, noch behutsam zwar aber doch schon stark akzentuierte Korrekturen an der Besitzverteilung und dadurch an der sozialen Geltung und Wertung seiner Glieder vor. ‚Wir' denken nicht daran, den Erwerbstrieb ungehemmt à l'américaine sich austoben zu lassen. ‚Wir' denken nicht daran, die Familie zum Ort sinnloser Vermögensanhäufung zu machen. Das Privateigentum ist Mittel zur Kultur, nicht letzter Sinn und Zweck der Kultur; und wir glauben nicht, daß die Tugenden (sind es immer solche?), die zu seiner Bildung beitragen, über den Tod des Eigners hinaus in alle Ewigkeit zu belohnen sind. ‚Wir': Das sind die Enterbten — und wer gehörte, nach dem Maßstab unsrer Nachlaßsteuer, nicht dazu? Die Besteuerung des Nachlasses ab intestato wird als zu schwach empfunden; und wenn nun endlich auch im Reiche die direkte Linie bei Anfällen von über zwanzigtausend Mark dem Staate tributpflichtig gemacht werden soll, so werden weder die Gebildeten unter den Besitzenden, die den Begriff des Gemeinwohls zu fassen vermögen, noch die wirklichen Erwerbsklassen durch das Schreckbild der zerstörten Familie sich ängstigen, noch durch das Demagogenwort der grundbesitzenden Plutokratie, die von einer Vermögenskonfiskation faselt, sich stutzig machen lassen. Zerstörung der Familie! Es ist der Triumph des Materialismus, was heilig und sittlich wertvoll an ihr ist bedroht zu erklären von kaum merklichen Abgaben sehr merklicher und ganz unverdienter Anfälle...

Harnack beschwört auch, als Helfer, nicht Sismondi noch John Stuart Mill noch Carlyle noch Schmoller (der vor einem Menschenalter Treitschke über die Grundbegriffe eines Sozialrechts aufklärte) noch ... nein, er zitiert Carnegie. Der fordert Bewegungsfreiheit für den Erwerbsbetrieb des einzelnen (Hut ab vor seiner Fünfzigmillionenrente). Und für den also Reichgewordenen die so gut wie absolute Freiheit zu vererben, d. h. er solle schon zu Lebzeiten seinen Besitz an Institute, die allgemeine Zwecke fördern, überweisen und dadurch sozial fruchtbar zu machen suchen (Hut ab vor seiner Philanthropie). Carnegies Krösusphilosophie in allen Ehren: aber der Glaube an den Segen seines unbeschränkten Wettbewerbs und der unbegrenzten Kapitalanhäufung in einzelnen Händen ist, außerhalb der Aristokratie der Fünften Avenue, selbst in Amerika fast schon ein Anachronismus, während das Vertrauen auf die sittliche Initiative der Plutokratie, sich ihres Überflusses schon bei Lebzeiten auf die empfohlene Weise zu entledigen, für uns Europäer kein sozialer Baugrund ist. Ich gehe lieber auf John Stuart Mill zurück, Carnegies stärkste Anregungsquelle. Der empfahl, schon vor sechzig Jahren, als Gegengift gegen den feigenblattlosen Kommunismus: Beschränkung der Fähigkeit, zu erben. Fast alle großen sozialen Denker, die nicht Partei sind, sehen darin den Weg zur Veredlung des Systems des Privateigentums, — eine bescheidene Prämie zu dessen Lebensversicherung auf unbegrenzte Frist.

Ich komme mit einem Wort auf Harnack zurück. Was machte seine Bemerkungen so wirksam? Er sagte ja nur, was längst Gemeinbesitz ist, was in den Tiefen unseres sittlichen Bewußtseins schlummert. Er sprach nicht als „gelernter" Sozialpolitiker. Trotzdem die Wirkung. Ein Segen, daß es noch Federn gibt, die vom Essig des Parteihaders nicht gewetzt sind; Federn, die durch die rührende, die bescheidene Sachlichkeit des Ausdrucks . . . glänzen. Vielleicht sinnen die Zeitungen darüber nach, warum ihre unbezahlten (und oft unfreiwilligen) Mitarbeiter ihren besten Lesern oft die allein verdaulichen sind.

## von Treitschke kontra von Moltke

Herr von Moltke, der preußische Minister des Innern, nannte neulich das allgemeine Stimmrecht einen Sprung ins Dunkle. Darauf hat ihm der Abgeordnete Heinrich von Treitschke vor neununddreißig Jahren die Antwort gegeben: „Auch wer nicht zu den Bewunderern des allgemeinen Stimmrechts zählt (und der Schreiber dieser Zeilen gehört nicht dazu) kann doch nicht bezweifeln, daß diesem Wahlsystem in Deutschland die Zukunft gehört. Das allgemeine Stimmrecht entspricht der allgemeinen Wehrpflicht, erhöht das Ansehen der Volksvertretung, zwingt die Besitzenden die Wünsche der Arbeiter zu bedenken und zeigt diesen, daß der Staat ihnen gerecht werden will; ja, es kann sogar zu einer politischen Schule werden für die Masse des Volkes, wenn wir dereinst den Mut finden, die öffentliche Abstimmung einzuführen, die einer freien Nation allein würdig ist. Und vor allem die demokratische Vorstellung, welche das Wahlrecht als ein natürliches Recht jedes erwachsenen Staatsbürgers ansieht, ist in Deutschland nicht mehr auszurotten. Liegt es aber nicht am Tage, daß ein solches Wahlsystem die Bildung starker regierungsfähiger Parteien keineswegs begünstigt? Nur zwei unserer Parteien — die feudale und die klerikale — beherrschen mit einiger Sicherheit die Wahlen in zahlreichen Bezirken. Selbst ihre Macht läßt sich garnicht vergleichen mit der Herrschaft, die die englische Gentry ausübt, und gerade sie sind am allerwenigsten geeignet unsern Staat zu regieren, weil sie grundsätzlich ein einseitiges soziales Interesse erstreben . . . Keine der Mittelparteien kann bestimmt darauf rechnen, daß der Stamm ihrer Männer wieder gewählt werde . . . Es steht mit der Wählerschaft wie mit dem Theaterpublikum: fragt man die einzelnen, so hört man selten ein richtiges Urteil; zieht man den Durchschnitt aus den tausend Ansichten, so ergibt sich gemeinhin doch eine Meinung, die Hände und Füße hat . ." Ich zitiere aus der Abhandlung über das konstitutionelle Königtum. Sie wurde geschrieben, ehe Treitschke in die Nacht starrer Vorurteile versank; geschrieben mit der discipline de coeur, die den Royalisten ausmacht, aber zugleich mit sicherem Instinkt für das demokratische Fatum, durch das wir hindurch müssen . .

# Anmerkungen

## Wildenbruch

„Vaterland! — Vaterland! — Vaterland!" so ruft der Generaloberst an seiner Schicksalswende; „Hohenzollern! — Hohenzollern! — Hohenzollern!" so ruft der sterbende Quitzow; „Luther! — Luther" — Luther!" unter diesem Geschrei erringt Hutten die Tochter des Erasmus. Irgend so ein Wort dreimal gesetzt mit drei Ausrufezeichen weht als Standarte über jedem Wildenbruchschen Gedicht. Es ist wahr: ein Fahnenträger ist mit Wildenbruch gefallen, einer, der mit ungeteilter Leidenschaft einen Begriff, ein Gefühl, ein Wort vor sich herträgt, so gläubig, so begeistert wie der Wallfahrer sein Kreuz. — Eines!

Und um eben dieses einheitlichen Glaubens, dieser bannertragenden Leidenschaft willen hat Wildenbruch der Generation, die unmittelbar nach ihm, zum Teil noch mit ihm ins Feld trat, nichts gegolten. Gerade die wirkenden, werteschaffenden Geister dieser Generation empfanden als ihre stärkste Kraft den Zweifel, als ihre größte Errungenschaft die hundertfache Brechung jedes Gefühls. Kriegerisches Ausschreiten schien ihnen lächerlich, da jede Stunde ihre Einsicht ins Unfreie, Gebundne, hundertfach Bedingte aller Existenz wuchs — und was sie an Freiheit noch etwa glaubten und erstrebten, das war gerade Freiheit vom Wort, tiefe Verachtung all solcher rauschender, berauschender Bannerworte. Die Worte aber, die Wildenbruch hochhielt, waren dieser Generation doppelt verdächtig, denn ihr wichtigstes Geschäft war die sozialistische Aufklärung: Verbreitung der Erkenntnis, daß dies „Vaterland" eine furchtbare Majorität von Vaterlandslosen einschließt — einschließt wie ein Gefängnis, nicht beherbergt wie eine Wohnstätte. Was die begeisterte Arbeit der früheren Jugend gewesen war: die machtpolitische Errungenschaft, das schien den damals Jungen oft nur eine gefährlich gleißende Fassade vor einem innen vermorschenden Bau. Und ähnlich hohl, von hundert Rätseln und Widersprüchen und Gefahren erfüllt, schienen ihnen alle die großen Worte, an die Wildenbruch seine leidenschaftliche Liebe hängte. Ein rückwärts gewandter Prophet, ein Prediger erfüllter, ja schon überlebter und wieder zur Gefahr gewordener Ideale schien ihnen Wildenbruch und sie achteten ihn deshalb für nichts.

Ich glaube, daß diese Meinung nur zu einem Teil recht behalten wird. Freilich es war nicht die vorwärtsdringende, in allen Zweifeln und Verzweiflungen geprüfte Schöpferkraft des Mannes in Wildenbruch — seine Begeisterung war nach Knabenart am sicher und schön Gerundeten, am Historisch-Farbigen entzündet. Es war nichts neu Erkämpftes und deshalb nichts kulturell Produktives in seinem Glauben — darum konnte etwa die Vaterlandsliebe seine Kunst nicht so tief befruchten wie sie es doch im Werk Heinrich von Kleists tat. (Der freilich nach der Niederlage, nicht nach dem Sieg die Glorie prophezeite.) Mit dem wirklich schöpferischen Genius darf sich Wildenbruchs reiches Talent nicht vergleichen. Aber in dem lauen Kompliment, mit der sich die nun nicht mehr jüngste Generation am Werke Wildenbruchs vorbeizuwinden pflegte: „Er sei ein prächtiger Mensch — aber doch eben kein Dichter" — in diesem halb-halben Zugeständnis steckt doch ein wenig philiströse Feigheit, wie sie gern einer peinlichen Konsequenz ausweicht. War wirklich eine wertvolle Kraft in diesem Menschen, so kann sie ja wohl bei seinen dichterischen Äußerungen nicht passiv geblieben sein, so muß in dieser vielfältigen Produktion — wie befremdend sie auch dem literarischen Geschmack der Epoche scheint — ein Wert stecken.

Dies ist denn auch zweifellos der Fall. Ich will hier nicht einmal den Ton darauf legen, daß sich in den Erzählungen wie in den Dramen immer wieder Wendungen, Züge, Anläufe tiefgenialer Art finden: in diesem Knabengeist sprangen zuweilen Ahnungen, Visionen auf, deren abgründiger Art nur die eigene Einsicht nicht gewachsen war; während sich ihm eben die Gottheit entschleiert, blickt er um — einem Maskenzuge nach. Aber nicht einmal von diesen Augenblicken verspielter Gnade will ich sprechen. Im ganzen Zuge seiner Kunst waltet eine Kraft, deren höchst positiven Wert auch die nicht verkennen sollten, deren notwendig heilsames Werk Frage und Zweifel, Verneinung und Lösung, Verfeinerung und Vermannigfaltigung war. Denn noch losgelöst vom Wert seiner Inhalte bleibt der Glaube eine heilige, wundertätige Kraft, die Lust einheitlichen Schauens und wahllosen Vorschreitens; der Rausch des Bannertragens gibt Macht über die Menschen; denn die Menschen brauchen Glauben, Rausch und Lust.

Diese Kraft war wirksame Form geworden in Wildenbruchs Dramen. Mochten die Inhalte noch so gleichgültig, die Verknüpfungen noch so naiv-willkürlich sein — wie hier alles in Stoß und Gegenstoß atemlos vorwärts stürmte, geworfen werfend, vorwärts — dem einen Ziele, dem Banner, dem jubelnden Erlösungswort zu, das riß fort, das zwang zum Jubel — nicht um des Zieles, um der herrlich zielgeraden Bewegung willen. Diese Kraft kann Wildenbruchs Bühnenerfolge nicht nur erklären, sondern auch rechtfertigen — gegen jeden literarischen Einwand ästhetisch rechtfertigen. Denn so will das vielgliedrige Ungetüm „Theater" bezwungen sein — nur dem Ansturm so unbedingter Leidenschaft, nur einem so klar zum Ziel gerichteten Willen ergibt es sich. Seine ungeheure Resonanz, seinen sinnlich-seelischen Verwandlungszauber leiht das Theater nur den Gläubigen.

Heute, wo man auch wieder anfängt, das Theater um seiner selbst willen, nicht nur als Vermittler literarischer Werke zu achten, heute tritt eine Generation auf den Plan, die Wildenbruch doch anders empfindet als die Führer der literarischen Revolution um 1885. Wir bleiben dankbar für die Befreiung von vielerlei Aberglauben — aber wir halten Unglauben nicht für ein Ziel. Froh der zerstörten hemmenden Formen, der überwundenen Ideale wollen wir doch nicht als resignierte Sensualisten in der Öde bloßer Naturzwänge hausen — wir machen uns auf den Weg zu neuen Gesetzen, neuen Formen, neuen selbstgeschaffenen Idealen. Und auf diesem Wege begegnet uns Wildenbruch. — Er trägt ein Banner, das uns vielleicht zerschlissen scheint, — aber ihm ist es schön, und die begeisterte Geste des Bannertragens ergreift uns. Er hat einen Glauben, der nicht der unsre ist — aber wir lieben ihn als einen Gläubigen.

Julius Bab

## Freie Liebe als Staatsexperiment

Der Bund für Mutterschutz hat seine Bemühungen um die neue Ethik durch ein Programm gekrönt. Gegner und Freunde wünschten etwas Greifbares zu haben, bestimmte Vorschläge. So sah sich der Bund genötigt, seine nebelhafte Gedankenlosigkeit zu körperhafter Politik zu verdichten. Sie wirkt in dieser Form wahrhaft überzeugend, nur nicht für die Urheber des Programms selbst, die ihr Bukett sozialpolitischer Antithesen der Öffentlichkeit mit dem großen Wort übergeben haben: jetzt sei erst die Grundlage geschaffen, auf der die „wahre Ehe" aufbauen könne. Als der Bund gegründet wurde, deckte man sich stolz-bescheiden mit dem Wort: „Was gut und böse ist, das weiß noch niemand." Jetzt wissen wir's aber. Das Programm belehrt uns, daß die heutige Ehe „ihrem Zweck" nicht mehr entspricht. Es bestehe „ein Widerspruch zwischen der alleinigen Anerkennung des in der Ehe

geübten Verkehrs und der Beteiligung der überwiegenden Mehrheit an der Ausübung des heute offiziell verleugneten unehelichen Verkehrs. Gegenüber diesem Widerspruch erstrebt der Bund, daß die tatsächliche Übung in der Gesetzgebung zum Ausdruck komme, daß eine Übereinstimmung zwischen Sittenvorschrift und Sitte eintrete." — Das heißt: die Gesetzgebung muß auf dem „Verhältnis" aufbauen. Dieses ist in der nunmehr genau formulierten Definition des Programms eine eheähnliche Beziehung, in der der Mann nur gehalten ist, für die „werdende" Mutter zu sorgen; mit dem Tage der Geburt des Kindes aber erlischt jedwede Verpflichtung, denn nun nimmt sich der Staat durch eine Mutterschaftsversicherung (der Bund schüttelt die gigantischsten Voraussetzungen wie ein Taschenspieler aus dem Ärmel) in ausreichender Weise ihrer an. Für das Kind bezw. die Kinder zu sorgen, sind Mann und Frau gleichmäßig verpflichtet. Ein solches Verhältnis, ohne die erdrückende Prosa einer „staatlichen Sanktion" eingegangen und daher in jedem Augenblick ohne irgendwelche Formalitäten von beiden Seiten lösbar, repräsentiert die „reinere Sittlichkeit", die Erlösung für die „Mehrheit der Bevölkerung", die ihren „Geschlechtsverkehr nicht auf die in der Ehe mögliche Ausübung desselben beschränkt haben wolle". Es ist, in ungetrübter Übereinstimmung mit der reformierten Sittenvorschrift, der Ehe ebenbürtig, ja ihr überlegen.

Nun ist aber den Urhebern dieses Projekts doch das Bedenken gekommen, ob man bei dieser freigebigen Sanktion der „tatsächlichen Übung" den Schutz des Kindes wohl der sonst so vertrauensvoll betrachteten persönlichen Gewissenhaftigkeit der Eltern überlassen dürfe. Hier ist ein Problem; — direkt darf ja der Staat doch in diese schöne Freiheit nicht eingreifen, sonst möchte die ganze Institution in bedenkliche Nähe der bürgerlichen Ehe rücken. Man schützt also die Kinder durch eine indirekte Methode, auf die sich der Bund, nach dem Fettdruck dieses Satzes zu schließen, viel zugute tut. Es soll nämlich „insbesondere angestrebt werden, daß Männern und Frauen, welche zur Ernährung unehelich gezeugter Kinder verpflichtet sind, das Eingehen einer Ehe mit einer anderen Frau oder einem anderen Manne als dem Mitverpflichteten ebensowenig gestattet sein soll, wie verheirateten, bevor sie nicht durch bindende und vollstreckbare Verträge die Erziehung und Ernährung der früheren Kinder gesichert haben."

Schade nur, daß der Bund für Mutterschutz in diesem Augenblick seinen eignen Sturmlauf gegen das Standesamt, seine eigene bahnbrecherische Tätigkeit für das „Verhältnis" vergessen hat. Wir haben doch nicht umsonst die „neue Ethik". Warum sollte jemand nicht zum zweiten und dritten Male nach der Gloriole des freien Liebesbundes greifen, noch dazu, wenn ihm die Ehe so unbequem gemacht wird. Dem Bund für Mutterschutz kann er doch dadurch nur um so lieber werden.

So erhebt sich auf einer neuen widerspruchslosen Grundlage die „wahre Ehe und eine diese regelnde und schützende Gesetzgebung". Bleibt nur noch die belanglose kleine Frage zu beantworten, wem dieses gesetzliche Experiment mit der freien Liebe teurer zu stehen kommen wird, dem Staat oder den Frauen.

Helene Lange

## Der Professor

Da drüben breitet sich die Ostsee, so hell, so klar, so blau. Wie eine vom Lineal gezogene Linie scheidet sich die dunklere Flut von dem blasseren Himmel. Und auf dem Striche tanzt, zu einer Nußschale in der Ferne verkleinert, ein mächtiger Dampfer. Immer gerade auf dem Seil hin, hoch eingespannt, zwischen Himmel und Ufer. Nur beruhigt! Er wird nicht herunterfallen.

Auf den Wellen des Meeres tanzt unser Schifflein im Sturm. Grauen Vorhang hat er umhergezogen, damit draußen niemand sehen kann, was er mit ihm anfängt. He! sagen die Wellen, nun tanze, du Nußschale! Und wehe dir, wenn du nicht tanzest, wie wir den Takt spielen! Da unten liegen schon viele.

Drunten da liegen schon viele! — Auch wenn das Menschenmeer braust und tobt, so ruft es das den Schifflein zu, mit denen es Ball spielt! — Freiheit der Überzeugung, Freiheit der Seefahrt im Lichte? Herrlich! Herrlich! Aber —

Freiheit der Überzeugung. — Wer müßte die vor allem haben, ganz, uneingeschränkt, ohne jedes äußere Hemmnis? Doch wohl der, welcher die Wahrheit erforschen will, um Wahrheit lehren zu können. Aber —

Gibt es nicht Schulen auch in der Forschung? Konnte selbst Schopenhauer einen Lehrstuhl erhalten, da er nicht von der Schule der herrschenden Richtung, der Schule Hegels war? Und gibt es nicht Kirchen mit Dogmen und Staaten mit Dienstpragmatik und — Pöbel? Die nun auf solchem Meere fahren, sind die frei? Sie behaupten es oft. Darf man es bezweifeln? In dem Menschenmeere tanzen die Lebensschiffe an unsichtbare Seile gefesselt. Versuche der Befreiung von ihnen empört dies Meer, und es zwingt die Schifflein, auf der Bahn zu bleiben, oder es schleudert sie prall in die Tiefe.

Ja, wer wunderte sich da noch, wenn ein katholischer Kirchenrechtslehrer, der auf einer katholischen Universität, und dazu in Innsbruck, regelwidrige Sprünge machte, von dem empörten Menschenmeer umhergeworfen ward? Er war Forscher, er fand etliches anders, als es im Syllabus steht, er fand den Syllabus selbst nicht so ganz im Einklang mit den Bedürfnissen freier Forschung. —

O, wie schütteln ihn die Wellen! Ein Bekenntnis entringt sich ihm, wie ein Weheschrei, ein Wehrwort, wie ein Schild gegen sich selber! Hören wir zu! Es lautet:

„Professor sein, bedeutet nicht bloß, eine Überzeugung haben, sondern sie auch bekennen. Gelehrter heißt nicht bloß Dulder, sondern, wenn's not tut auch ein Krieger sein. Und ist es schmählich für den Soldaten, sein Feldzeichen im Stich zu lassen, so ist es hundertmal schmählicher noch für den Apostel der freien Wissenschaft, auch nur lässig zu sein in der Verteidigung des geistigen Erbes der Väterzeit". (L. Wahrmund: Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft. München, Lehmann 1908.)

Herrliches Bekenntnis! Das legt ein Mann ab, dem es ernst sein möchte, frei über die See zu fahren. Sollte er stärker sein, als die Wellen? Hört, wie sie brausen, seht, wie sie ihn fortschlagen von seiner Stelle, wie er Widerstand leistet und —

Wehe, sagen die Wellen, wenn du nicht tanzest, wie wir dir den Takt singen! Da unten liegen schon viele. Beuge dich oder brich! —

Nur wenigen winkt die Märtyrerkrone, wenn sie hinunter in die Tiefe geschleudert sind. Wer kann gegen solche Fluten?

„Professor sein bedeutet nicht bloß eine Überzeugung haben, sondern sie auch bekennen." Aber . . . . . .

Franz Staudinger

## Eine Fabel*

Franco Sacchetti, aus einem edlen, mit den Alighieri verwandten Florentiner Geschlecht, um 1335 geboren, hatte in seiner Jugend allerlei Handelsreisen gemacht, zum Teil über die Grenzen Italiens hinaus. Später bekleidete er mehrere hohe Würdenstellen der Republik in den unterworfenen

* Der Leser hat vielleicht von dem in Byzanz verlegten Buche „Wilhelm II." von Adolf Stein gehört.

Städten. Boccaccios Dekamerone regte ihn dazu an, die Geschichten, die er auf seinen Reisen und sonst gehört oder erlebt hatte, auch seinerseits zu sammeln, um wie Meister Giovanni mit ihnen „die Menschen zu trösten, daß zwischen die Schmerzen der Seuchen und Kriege auch einiges Lachen sich mische." Er brachte es auf 258 Stücke.

Er schrieb sie ohne die Meisterschaft des Boccaccio, kurz, eilig und manchmal wie stotternd auf. Nicht alle sind erhalten, von manchen nur Bruchstücke, wohl gar nur die Überschrift, wie von jener, die zwischen Nummer 231 und 254 gestanden hat: „König Philipp von Frankreich schickt an den König von Spanien um ein Pferd, das alle Eigenschaften eines wirklich guten Tieres habe, und der schickt ihm einen Hengst und eine Stute, und läßt dazu sagen, er möchte sich eines machen lassen nach seinem Gefallen." Hier vermißt man die Erzählung nicht mehr. Ob vielleicht die eigentliche Anekdote aus den Überschriften der alten Novellen oder Auszügen aus ihnen entstanden ist? Denn die Überschriften sind ja zu jener Zeit Auszüge.

Die Sammlung des Sacchetti ist eigentlich nur eine Stoffsammlung. Manchmal aber sind diese Stoffe mitten durch die ungeschickte Erzählungsweise hindurch gut herausgekommen, wofür als Beispiel die dritte Geschichte hier ziemlich vollständig übersetzt sei, die vom belohnten Schmeichler:

Ein Handelsmann hatte große Lust, Hofnarr zu werden, und erwarb sich höchst kostbare Erfahrungen in diesem Gewerbe. Nun hatte er von einem Könige gehört, der nordwärts von Italien regierte, und der sehr hochherzig, mächtig und freundlich sein sollte. Und also begab er sich eines schönen Morgens auf die Reise und hielt nicht inne, als bis er in der fremden Königsstadt angekommen war. Er kam zum Palaste und von Zimmer zu Zimmer bis zu dem Saale, wo der König Hof hielt. Es saß aber der König daselbst und spielte mit einem der Herren seines Hofes Schach. Der Handelsmann, der Hofnarr geworden war, ließ sich auf ein Knie nieder, und da der König sich durchaus nicht rührte, so blieb er lange auf den Knien. Endlich, da nichts weiter geschah, erhob er sich und begann also zu sprechen: „Heil Zeit und Stund, die mich hierher geführt haben, da mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging, daß ich den edelsten, weisesten und mächtigsten König der Christenheit vor Augen sehe! Wie kann ich mich rühmen vor tausenden meinesgleichen, daß ich hier stehe, wo ich die Blüte aller Könige schaue. Welche Gnade hat mir das Schicksal erwiesen! Wenn ich zu dieser Stunde stürbe, wie würde ich es mit minder Schmerz tun, da ich vor der erhabenen Majestät stehe, welche wie der Magnet das Eisen, also alle anzieht in dem Wunsch, ihre Erhabenheit zu sehen! — —" Soweit war der Handelsmann in seiner Rede gekommen, als der König sich erhob, ihn faßte und mit Fäusten und Fußtritten dermaßen zurichtete, daß ihm alle Knochen zerschlagen schienen. Nachdem der König also getan, kehrte er zum Schachspiel zurück. — Der Handelsmann war sehr traurig; er wußte kaum, wo er war, als er endlich sich vom Boden aufgerichtet hatte: es schien ihm, daß seine weite Reise und seine schöne Rede ihm schlecht bezahlt war, und er wußte nicht, was tun. „O verflucht", begann er, „Zeit und Stunde, die mich hierher geführt haben, wo ich einen edlen König schauen wollte, wie der Ruf meldete, und einen undankbaren Dummkopf finde, und statt eines bescheidenen und gradsinnigen einen boshaften und nichtswürdigen, der mich arme Kreatur, die ich ihn preisen wollte, so zugerichtet hat, daß ich nicht weiß, ob ich jemals wieder zu meiner früheren Verrichtung zurückkehren kann!" — Der König erhob sich zum zweiten Male noch wütender als das erste und schritt auf eine Tür zu, um einen seiner Barone zu rufen. Der Handelsmann glaubte sein letztes Stündlein gekommen. Er kam sich schon wie eine halbe Leiche vor, die nur noch zitterte. Nun aber glaubte er, daß er fürs Schaffot bestimmt sei. Inzwischen, als der Baron kam,

sagte der König zu ihm: „Geh, hole mir das und das von meinen Kleidern und gib's ihm für die Wahrheiten, die er da sagt. Für die Lügen habe ich ihn schon selbst ausgezahlt."

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei noch einmal daran erinnert, daß diese Geschichte sich zutrug mehr als hundert Jahre, bevor der italienische Michelangelo das Licht dieser wunderlichen Welt erblickte, und es sei ausdrücklich dazu bemerkt, daß das Land, in dem sie sich zutrug, nicht Deutschland, sondern England war, der König aber Eduard hieß, jener selbe, der die traditionellen alten Beziehungen seines Landes zu Frankreich dermaßen pflegte, daß die Hälfte des französischen Landes darüber in englischen Besitz geriet; vor allem aber, daß der Handelsmann, der Hofnarr werden sollte, nicht mit dem Verfasser der neuesten Narrenrede identisch ist, von welchem leider nicht zu erwarten steht, daß er eine Auszahlung erhält, welche einen Funken Wahrheit aus ihm herausschlagen könnte.

Arthur Bonus

## Zitate

Es gibt eine Scheu vor dem Zitat, die nichts zu tun hat mit kultiviertem Verdruß über die ewig wiederholten Gewöhnlichkeiten, die Sprüche unsrer Almanache, unsrer schlechten Politiker. Schrankenlos ist des Zitates Herrschaft. Da Augustinus für ganze Völker mit dem Unendlichen ringt, schreibt er die Sätze von Ciceros Hortensius nach, ganze Zeiten verdammt er dazu, ihre Erschütterungen in den Worten der paulinischen Briefe zu empfinden. Als Heloise ihren wilden Liebesschrei ausstößt, unterbricht sie sich und sagt her, was sie von Senecas Brief an seinen Freund Lucilius im Gedächtnis bewahrt hat. Mit den Büchern Mosis und der Propheten schützt Abälard, der Geknechtete, seine Einsamkeit. Dante, der „unabhängig war vom Schicksal", klammert sich an die Mythologien, Boccaccio, wenn er den „Filostrato" der Fiametta widmet, an Dante. Shakespeare zitiert Lateiner, Franzosen, Italiener, Byron den Shakespeare. Carlyle in persönlichsten Briefen den Faust, Kierkegaard die deutschen Lieder. Es ist ein unabsehbarer Maskenzug.

Beschwert von Zitaten waren die Humanisten, die Universalen, die nach dem Sinn von Schlegels zyklischer Philosophie den gesamten Olymp in sich trugen. Sie plünderten Troja, Athen und Rom. Holbeins Erasmus ist ihr Symbol oder der listig blickende Montaigne, der Berge von Zitaten häufte. Naiv stellte er die Beispiele des Plutarch zusammen, die Texte des Catull und des Vergil, die Texte zahlloser Alexandriner. Es kam ihm nicht darauf an, hinter den Schlachtreihen der Rhetoren überhaupt noch sichtbar zu sein. Obwohl er eine Stunde des Ungehorsams hatte, als er vor der „erbettelten Gelehrsamkeit" warnte, die sich gegen die Todesfurcht auf Kosten des Seneca schirme und Gründe des Trostes von Cicero leihen müsse. Giordano Bruno, der Freie, trank aus den Brunnen des Aristoteles, des Pythagoras und des Plato, von denen er die Ochsen und Pferde verjagen zu wollen erklärte. Keiner entrinnt dem ungeheuren Bann.

Das siebzehnte Jahrhundert erst sah die scholastische „Morale des Anciens", die nur als Titel staubiger Sammlungen noch fortlebt, zerfallen. In der Dichtkunst eroberten neben den Alten „les modernes" ihr Recht. Die Sévigné zitiert etwa den Molière oder Couplets der Fronde, zu falschen Briefen der Ninon steht La Fontaine Pate. So werden die Zitate Legion. Der „bel esprit" wird geboren, der Erkenntnis und Sentiment im Zitat vermischt, den La Bruyère haßt, und den Chesterfield in der Karikatur des äffischen Zitatenjägers verwirft, des schwatzhaften, schillernden Pedanten. Der unbewußte „Plagiatismus" der Worte und Wendungen bereitet sich vor, der Heine in Frankreich zuwider war. Es schwillt das „Meer angelernter Phrasen", in dem der

Geist der Rahel Varnhagen nicht untertauchen wollte, und dem sie als eine Entlehnerin, eine „schöne Seele" von Beruf mit feinsten Gefühlen sich doch ergab. Sie hebt das deutsche Gesellschaftszitat, das in den Bierstuben verrohte und der dümmsten Sucht nach Parodie geopfert ward, ins Kosmopolitische, ins Sublime. Der Briefschreiber Bismarck ist, als ein Eklektiker voll trotzigen Willens, ihr männlicher Gegenpol.

Das neuere Erkenntniszitat knüpft nicht an die Urheber der Diktionäre an, die Polyhistoren Bayle und Johnson, nicht an die späten Engländer oder Kant, diese logischen, das Zitat vermeidenden Asketen, nicht an die Schöpfer unsrer ideellen Prosa, die heute in den Almanachen zerstückelt wird. Noch Lessings Zitate sind antiquarisch, nur des Materialbeweises halber da. Goethe liebte es nicht, die Worte der Denker zu übernehmen. Wohl sagt er, daß er in Büchern sich Stellen anzustreichen pflegte, „die sich unmittelbar auf uns beziehen". Aber seine prosaischen Werke bringen sie nach tiefsten Gesetzen der Umwandlung verwandelt zum Vorschein. Schamhaft war Taine, der, weil er das Idol der objektiven Wahrheit hatte, nur die Quelle selbst und nur im Glossar noch reden ließ. Unstillbar im Gegenteil ist Schopenhauers Leidenschaft, der, mitten im Heißhunger subjektiver Betrachtung, für die Tempel seiner Metaphysik Zitate aus fernen Kulturen bis hinab zu den Vedas wie Palladien um sich baute. Ihm hat, mit der dankbaren Treue des Schülers, der junge Nietzsche, der Nietzsche der Basler Periode, nachgeahmt. Und noch auf zwei Schriftsteller der Gegenwart ist hinzudeuten, Matadore der intellektuellen Belesenheit: den deutschen Engländer Chamberlain, der sich einen „Ungelehrten" nennt und gleichwohl über Arsenale von Zitaten gebietet, und Harden, dessen Zitate aus der Isolation, dem Widerspruch gegen „fette Scheidemünze" zu verstehen sind, aus der zähen Unrast der bewußtesten Dialektik.

Die Angst, von Zitaten gebrochen zu werden, meldet sich bei herabgesetzter Produktivität, bei müden Naturen. Sie werden vom Zitat ausgeraubt, in eine blasse Welt der Spiegel verbannt. Sie sind Rahels mit enttäuschter Neugier. „Ich bewundere solche Menschen, die alles wo gelesen haben", sagt Bahrs Heroine, die Rahl, die Zauberin, die Tragödin. Der Graf huldigt ihr, die als Sappho ein Volk entrückt hat, indem er die Inschrift des Doktors Bernardini über Tassos Grab anführt: „O du!" Er hat die Worte bei Robert Browning gelesen. Und auch Bernardini wird sie von andern gehabt haben. Verächtlich konstatiert das die Heroine.

„Le livre devient le grand initiateur", sagt der Spätling Bourget. Aber nur die Frauen oder die Pascal, Rousseau, Napoleon, die großen Barbaren, dürfen sich gegen die Tyrannei der Bücher auflehnen. Wir grüßen die Lichter, die durch die Finsternis da draußen zu uns leuchten, und wollen versuchen, unser kleines Licht an ihnen zu entflammen.

Paul Wiegler

## Am Grabe Constant Coquelins

Am Grabe Constant Coquelins spricht ein deutscher Schauspieler, fanatisch in seinen Zylinder blickend, folgende Worte:

„Verehrte Freunde, denen die Trikolore Freiheit, Achtung, Ruhm gab und was noch mehr ist: die Möglichkeit, bestimmend auf das Schicksal Ihres Volkes einzuwirken, mit dabei zu sein, wenn die nationalen Schlachten geschlagen werden, Repräsentanten Ihres Volkes zu sein, zu wirken, zu wirken ... Sie begraben heute einen Mann, für den die französische Republik Trauer angelegt hat. Unter Ihnen sind Minister und einige der besten Dichter Frankreichs. Sie beugen sich vor ihm, sie liebten ihn. Selbst die Redakteure der großen Zeitungen (Hyänen der leidenschaftlichen Aufklärung) vergaßen Clémenceau, den Fechter, sie ließen

Conan Doyle warten, der ein vermenschlichender Psychologe malgré lui ist, um ganz ihm zu gehören, der ein ganzer Sohn der Republik war: der Freund Gambettas und Waldeck-Rousseaus, einer der frühsten Kämpfer in den Reihen der Jungen und dann, bis zum letzten Atemzug, einer von der alten Garde der Republik, — hüten wir fromm die Geschichtslüge, die nur im Wortlaut, aber nicht in der Gesinnung fehlging — der Garde, die stirbt, aber sich nicht ergibt."

Der Schauspieler fährt mit der rechten Hand in den Zylinder, man hört ein Papier knittern. Dann fährt er fort:

„Die Gassenjungen kannten ihn und die Arbeiter, die abends, den Rock über die Schulter gehängt, die Boulevards heraufkommen und frei wie Besitzende, Bestimmende um sich blicken, und die Omnibuskutscher, und die Polizisten, und die Zeitungsverkäufer: er war einer, auf den man zählen konnte, ein aktiver Zeitgenosse, ein Mitkämpfer, ein sichtbarer Mensch, ein Mensch..

Als er reich wurde, gründete er einen Invalidendom für Schauspieler. Sie durften nicht verkümmern, irgendwo verschwinden und trauernd untergehn. Sie sollten ihr Haus haben gleich den Kämpfern, die Feuer und Handgemenge um den Ruhm der Nation überlebten und in einem weinumwachsenen, von Blumenduft durchzogenen Pantheon auf den Tod warten, wie Helden ihn erwarten, die ihre Arbeit getan haben. Er kannte keine ‚Komödianten', sondern nur Menschen, die ihren Beruf lieben, nach ihren besten Kräften darin leben und in jedem ihrer Zeit genug tun.

Er war Politiker! Meine Landsleute verstehen darunter einen Herrn, der von unkontrollierbaren Kräften auf eine verschleierte Höhe gehoben wird, wo das einzig Positive die Diäten sind. In Ihrem Land, meine Herren, weiß man, daß Politik treiben nichts anderes heißt als: für seine vitalsten Interessen kämpfen, der Klasse dienen, der man angehört, dem Ziel zustreben, das die Befreiung, die Mitherrschaft dieser Klasse bedeutet, mit einem Wort, sich und seine Schicksalgenossen von atavistischen Bevormundungen losreißen, die ja leider immer ihre sozialen und sehr fühlbaren Rückwirkungen haben. Er wollte sich in die Deputiertenkammer wählen lassen. Dieses sichtbare Zeichen hätte er auch wirklich errichten sollen. Zum mindesten hätte man einen Volksvertreter seine Muttersprache gut sprechen hören. Aber er begnügte sich mit der Politik hinter den Kulissen, als Freund der Akteure, die das politische Schauspiel der Stunde mimten. Schade. Seine Delikatesse entsprach keinesfalls der Wirklichkeit, die sich von weniger bedenklichen Kommis vergewaltigen lassen muß.."

Nun hob der Schauspieler den Kopf und sah den Anwesenden ins Gesicht, der Zylinder war verschwunden. Mit einem, durch ein Lächeln gemilderten Ingrimm sprach er die Schlußworte.

„Wenn ich nach Hause komme — und dies soll an diesem Grab ein Gelöbnis sein — will ich meinen Kollegen sagen und will versuchen, sie zu überzeugen: Ihr sollt nicht eine Kaste sein, die auf die Bretter beschränkt ist. Ihr sollt dem tätigen, dem sozialen Leben angehören mit eurer Leidenschaft, eurer ganzen Überredungskunst, eurer Eitelkeit und eurer besten Kraft. Werdet ihr berühmt durch eine Gestaltung, den Klang eurer Stimme, euern Blick: nützt es aus zum Wohl der tausend andern, die davon nur träumten, werdet ihre Vertreter, die Rufer im Streit, ihre Repräsentanten.. und setzt euch blind und toll für sie ein, kämpft für das Brot und die Achtung eurer verdunkelten Freunde, schlagt um euch und seid überzeugt, daß ihr von Gott prädestiniert seid, der Freiheit eine weitere Gasse zu bahnen. Wir brauchen keine Komödianten (die gehören dem XVII. Jahrhundert an), aber Künstler, leidenschaftliche Menschen, Agitatoren, das heißt: ‚Menschen, die bewegen.'"

Die Franzosen sahen erstaunt auf den

Deutschen, der sich in solchen Selbstverständlichkeiten entlud.

René Schickele

## Die schöne Bibel

Vor etwa zwei Jahren ging das Gerücht, die Reichsdruckerei in Berlin bereite einen besonders guten und schönen Neudruck der Lutherbibel vor. Sofort subskribierte ich, denn das Unternehmen schien mir der Mithilfe wert und ich dachte: wenn wir unsere Freude an schönen Ausgaben von alten Märchen, von Lieblingsdichtern und von Kuriositäten der Weltliteratur haben, warum soll uns da nicht auch jemand eine schöne Bibel drucken? Ich freute mich darauf, meine alte Talerbibel wegzulegen und mit Genuß und Augenfreude die neue, herrlich gedruckte aufzuschlagen. Darüber verging die Zeit, und dieser Tage brachte mir nun die Post ein großes Paket, darin lag die neue Bibel, in Folio und Zweifarbendruck, in blaues Leder gebunden, und ich erschrak über sie. Es ist wieder das alte, für den Altar berechnete Ungetüm an Umfang und Gewicht, die richtige unbrauchbare Prachtbibel. Mit meinen zwanzig Mark bin ich nicht hereingefallen, das Buch ist sie reichlich wert, man hat nicht daran gespart. Hereingefallen bin ich nur mit meinem törichten Glauben, wir seien schon so weit, daß man eine Bibel wie andre Bücher drucken könnte, zum Gebrauch und zur täglichen Freude. Dazu ist sie nicht da, für die Pfarrer nicht und für die Reichsdruckerei nicht. Eine Bibel ist entweder ein Armeleutbuch auf schlechtem Papier, so billig wie möglich, oder sie ist ein Heiligtum und Schatz, zu dessen Transport und Gebrauch man einen Meßner braucht, und ist in einen abschreckend verzierten, doch kostbaren Einband gesteckt. So ist auch die neue Bibel der Reichsdruckerei. Wundervolles Papier, sorgfältigster Druck, alles Material prima, nur leider unbrauchbar. Den zweispaltigen Druck, so groß er ist, kann man ohne Augenweh nicht lang lesen, das ganze Buch mit seinem Zentnergewicht ist unbeweglich, der Einband unerfreulich. Kurz, wir sind um eine echte katholische Altarbibel reicher geworden, die nicht für profane Hände und Augen bestimmt ist. Ich kehre zur Talerbibel zurück und verschenke die neue. Vielleicht erlebe ich's doch noch, daß es vom verbreitetsten und schönsten Buch in deutscher Sprache auch eine wirklich schöne Ausgabe gibt. Die muß dann lesbar, leicht (warum nicht zweibändig?) und handlich sein, sie soll aussehen wie ein andres schönes Buch und nicht wie ein Gegenstand des Kirchengebrauches, was die Bibel seit Luther ja nimmer in erster Linie ist. Auch darf mir dann nicht ein freundlicher Pfarrer (oder ein Kollegium von solchen) das ganze Buch zerstören, indem er die Stellen, die ihm besonders zusagen, mir durch einen frechen, blendenden Reklame-Rotdruck zum Schaden des Ganzen gewaltsam aufnötigt.

Hermann Hesse

## Joachim von Brandt*

„Das letzte Schicksal eines Dramas ist immer, gelesen zu werden, warum soll es nicht anfangen, wie es doch einmal endigt." Dieses nachdenkliche Hebbelwort hat vielleicht nicht einmal den Vorzug, richtig zu sein; aber es kann gerade in unserer Zeit nützlich daran erinnern, daß auch ein ausgelesenes Drama immer noch vorhanden ist und daß es bei dem heutigen Betrieb der Bühnen fragwürdig bleiben muß, ob die Eignung dafür schon ein Maßstab dramatischer Eigenschaften ist. Wir werden abwarten müssen, bis sich die Bühne auf ihre Aufgabe besinnt, der Dichtung zu dienen. Erst wenn die Gebildeten wieder ins Theater gehen mögen — was dank den Kammerspielen, der Dumontbühne und zuletzt dem Münchener Künstlertheater doch wieder zu hoffen

---

* S. Fischer, Verlag, Berlin

ist —, wird die sogenannte Buhnenmöglichkeit etwas Entscheidendes über eine dramatische Dichtung aussagen können. Bei unsern heutigen Theatern kann sie das nicht.

Ich muß diese Bemerkungen als ein leidenschaftlicher Freund der dramatischen Dichtung vorausschicken, der sich wohl hütet, jahraus jahrein eine dieser Theaterhöhlen zu betreten, weil er nicht die Empfindungslosigkeit besitzt, die Barbarei in Worten, Farben, Lichtern und Gebärden auszuhalten, der aber ein haltbares Vergnügen darin findet, Dramen zu lesen und auf der eigenen Illusionsbühne aufzuführen. Da habe ich mir schon vor einigen Jahren die „Liebesschule" von Moritz Heimann mit dem heimlichen Vergnügen vorgespielt, daß nur meine Schauspieler die Worte so glanzvoll und gemessen sprechen können, wie es diese melancholische Dichtung aus der Renaissance verlangt, wo Beatrice und ihre beiden Liebhaber Manfred und Antonio nacheinander von der Liebe in die bittere Schule genommen werden. Nun kam derselbe Dichter mit seinem Joachim von Brandt, dem preußischen Junker aus dem Osten, und obwohl diese Komödie nicht so bis zum letzten bunten Glastropfen ausgeschmolzen ist, wie jenes wehmütige Schauspiel, so machten mir die Streiche und Erlebnisse dieses Rittmeisters a. D. ein paar schöne Stunden, an die ich gern denke. Dieser verteufelt feine und menschliche Herr hat nämlich das Unglück gehabt, sich in der Dämmerung mit der falschen Schwester zu verloben, um sie zu heiraten und der schöneren und handfesten Schwägerin nachzutrauern. Weil er aber wenig Respekt vor Leuten, Beamten und Gesetzen hat und in tatsächlichen Tollheiten sich austobt, wo andere elegische Reden halten oder finster schweigen: so wird er schließlich im Namen des Gesetzes richtig belagert in seinem Gutshof. Ehe es aber zu scharfen Schüssen und Toten kommt, befördert die Regierung den verantwortlichen Bürgermeister an einen weniger gefährlichen Posten, weil die Deutschen den lauernden Polen kein böses Beispiel geben dürfen.

Wie man sieht, eine sonderbare Komödie aus dem Osten, wo weder der Junker dünkelhaft dumm, noch die Regierung albern, sondern sehr gerissen ist. Ich fürchte auch, ein anderes Publikum als das vor meiner Bühne könnte den Schluß, wo dem Joachim von Brandt seine geliebte und auch sonst vortreffliche Schwägerin mitteilt, daß ihre Schwester, seine Frau, ihm ein richtiges Kind geboren hat, und wo der ganze tolle Kerl, der eben noch gegen den preußischen Staat scharf schießen wollte, die Flinte ins Korn wirft, leicht komischer finden als die ganze Komödie, weil es nicht versteht, warum diesem Junker mit seiner Menschensehnsucht auf einmal alles in Ordnung kommt mit seinem natürlichen Vatergefühl. Gerade das aber ist der schönste Humor davon, und für mich als heimlicher Bühnenbesitzer außerdem noch dies, daß man sich bei den andern Bühnen draußen im Land auf ein Niveau geeinigt hat, wo solche Feinheiten unmöglich sind und eine solche Figur überhaupt. Da muß alles al fresco gehen, auf deutsch: mit der großen Trommel. Und dies ist Kammermusik; aber da hätten wir ja die Kammerspiele! Ich fürchte, fürchte, die Kammer ist zu groß — wer sicher gehen will, schaffe sich seine eigene Bühne an; dieser Joachim von Brandt ist eine verdammt nette Rolle dafür in einem fein lächelnden Stück.

Wilhelm Schäfer

## Das Nilpferd

Sie gehen in einer Herbstnacht durch den Tiergarten. Die kahlen Bäume berühren Sie bei Ihren geordneten erotischen Verhältnissen mit keinem Sentiment. Sie gehen, um in dem seltsamen Witterungswechsel der Übergangszeiten die Stoffverbrennungen in Ihrem Körper intensiver zu empfinden, sich auf einem einsamen Wege als dynamisches Wesen von höchster Bewegungsfähigkeit zu Bewußtsein zu bringen. Die Windungen Ihres Gehirns füllt ein überhastiger Strom

farbigster Lyrik: da unterbricht Sie ein irrer Schrei in Ihren einsamen Abenteuern. Ein krächzender, verdammter, ein tropischer Schrei erhitzt Sie: die nordische Sentimentalität ist aufgesogen von der heiteren Trockenheit südlicher Provinzen — noch einmal dieser ferne, wilde Schrei, und Sie denken an Birubunga, wo Sie hätten Tiger jagen können, eine wirre Fabelkette heftigster, erregendster Erlebnisse, die mit beängstigender Schnelligkeit vorübersausen, und über dos Blachfeld Ihrer imaginären, ach so heroischen Abenteuer zucken die Schreie wilder Tiere, krächzt ein zusammengekauerter Vogel in Erinnerung an einen hohen, ganz hohen Flug. Sie sind im Zauber verwilderter Vegetationen, gefesselt von unbeschreiblichen Tiersagen — mit einer jähen Bewegung fliegt der Kopf aus dem sorgsam emporgeschlagenen Kragen und Sie stehen, in der frisch empfundenen Nachtluft die Pfeife mit männlicher Energie zerbeißend, vor den berlinisch aufgefärbten Mauern des Zoo. Ihre Erlebnisse erwachen, sorgfältig distanziert von der phantastischen Meerfahrt von vorhin. Mit Zärtlichkeit gedenken sie der Lamas, die Sie im Sommer in Begleitung des guten Doktors mit Zeitungen, berliner Zeitungen fütterten, mit liebevoller Hingabe das langsame Zerschroten des Papiers betrachtend. Voll unsagbarer Bewunderung erinnern Sie sich der Elefanten, dieser unglaublichen Türme rührender Treue, ihrer gemessenen Würde und der besorgten Haltung ihrer nervösen Ohren. Und wie beruhigt es, sie schreiten zu sehen, die federnde Beweglichkeit dieser trägen Fleischmassen, den sicheren Rhythmus der Muskelbewegungen zu empfinden und die Reizbarkeit des spiralig gewundenen Rüssels. Mit einem innig empfundenen Ruck sind Sie in dem abgeschmackten Hause, wo das unglaublichste Wunder der Tierwelt sein magisches Dasein führt: das bewunderungswürdige Nilpferd. Denken Sie noch an die tiefe, fast religiöse Andacht, mit der wir vor diesem ungeheuren, phantastischen Wesen standen? Dieses dämonisch gewordene Hausschwein, von einem betrunkenen Fleischerhirn nach einem mittelalterlichen Fabelbuch stilisiert. O wie erbarmungswürdig erschien uns die Phantasie eines europäischen Karikaturisten, der dieses Geschöpf zu zeichnen begehrte und wir dachten an einen flinken und doch nicht würdelosen Japaner, der mit ein paar heftigen, deutlichen Pinselstrichen den breiten Kopf mit der ungeheuren Linie des Kinns hinsetzt, diese erregend perfiden Augen und den monströsen Hautlappen der Oberlippe, in dem eine ungeheure Kraft nervös spielt. Und dieser schwere, fettgeschwollene Körper — wie organisch, selbstverständlich steht er zu diesem Kopf, der wie ein faulender Baumstumpf voll grünlich verkrusteter Borke aus dem Wasser ragt. — Wir hören es schlürfen und niesen, sehen seine tappenden Schritte und ungestalten Bewegungen, empfinden mit Grauen und Staunen das tiefe Loch, das sein Hineinwerfen in das Wasser reißt, ahnen die ungebärdigen, überwältigend starken Bewegungen im Wasser und denken an die acht Linien, mit denen es der Japaner hinwarf — und bewundern nun, plötzlich erleuchtet, die zarte Organisation dieses Körpers, soviel verblüffender, fremder, unnatürlicher als der Elefant. Aus einem ganz dumpfen Grunde ahnen wir, daß es dieses Wunderliche ist, was uns ergreift: dieses Künstliche, verwulstet Unzweckmäßige, während wir instinktiv wissen, daß diese atemberaubende Formlosigkeit ein subtil organisiertes Netz von Nerven durchläuft, daß ein Willensimpuls die vollendetste Zweckmäßigkeit in allen Teilen herstellt. Und dann werfen wir noch einen Blick auf das Nilpferd, wie es mit fast schwimmenden Schritten über die Fliesen schleicht, sich mit einer unbeholfenen Wendung in das Wasser hineinwirft und ein Niesen und Pfeifen hören läßt, das die fabelhafte Kraft ahnen macht. O wie heiter und fröhlich erscheint neben diesem grauenhaften und unerklärbaren Wesen der Löwe, welch angenehmer Repräsentant der menschenfreundlichen Tiere gegen diesen unbegreiflichen Feind. Wie selbstverständlich die In-

stitution des Tigers, mit seinem durchaus möglichen, mathematisch sicheren Extérieur! Wer doch einen so behaglichen Hund hätte, wie diesen aufgereckten weißen Schneemann, der natürlich ein Eisbär ist. Fühlen Sie sich nicht erregt und in einer günstigen Disposition zu scherzen? Ah, Sie haben sich aus dem Irrgarten Ihres Gehirns herausgedrängt und eilen, von plötzlichem Frost und einer unwillkommenen, unmotivierten Sehnsucht ergriffen, in das Kaffee K., wo Sie bei einem Grog von Arrak und fünf Stückchen Zucker, aufgesogen von einem dem menschlichen Organismus wundervoll angepaßten Korbstuhl, Gelegenheit finden, Ihr kleines Abenteuer aufzuschreiben.

Rudolf Kurtz

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.





